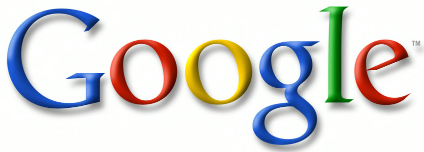
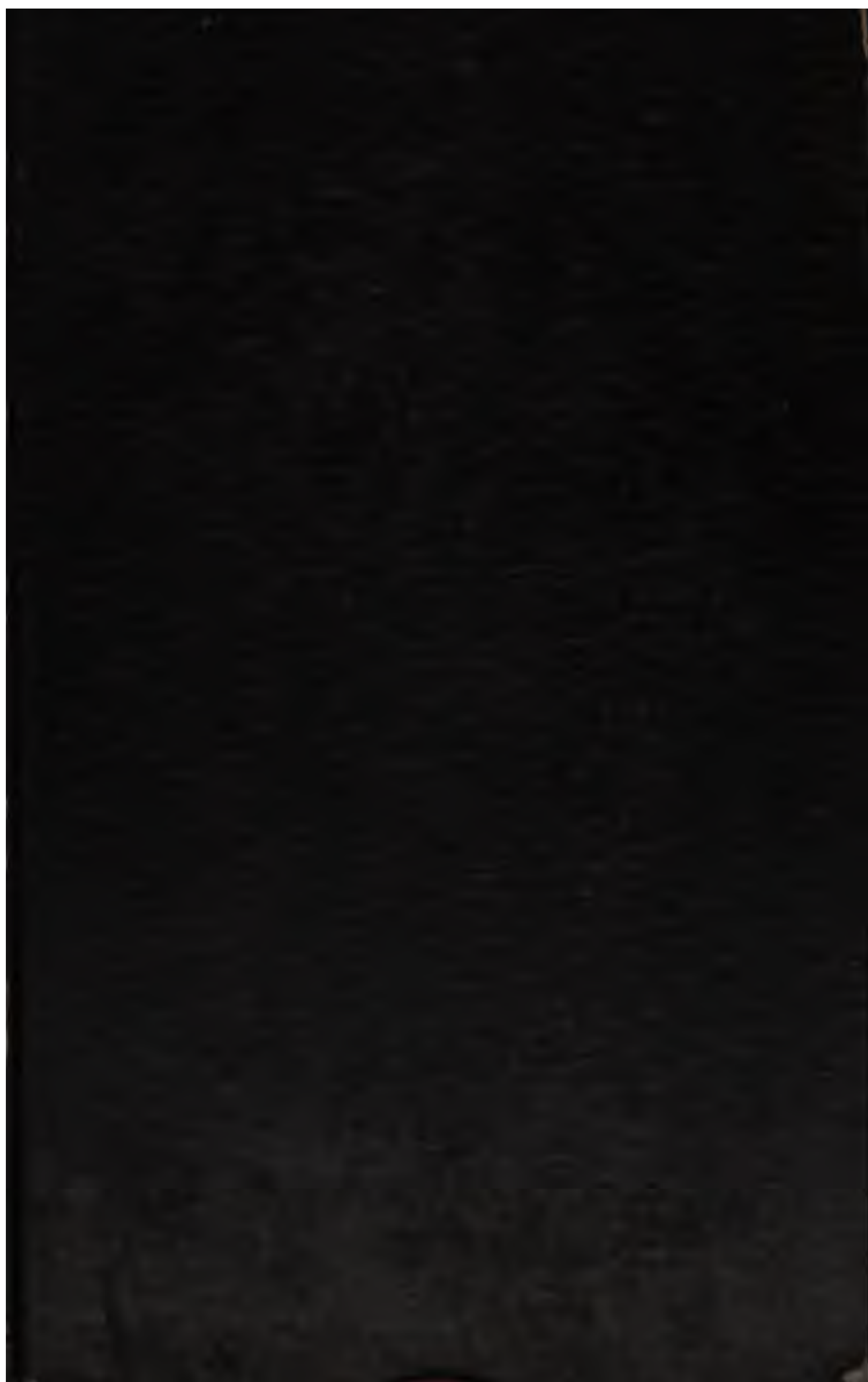
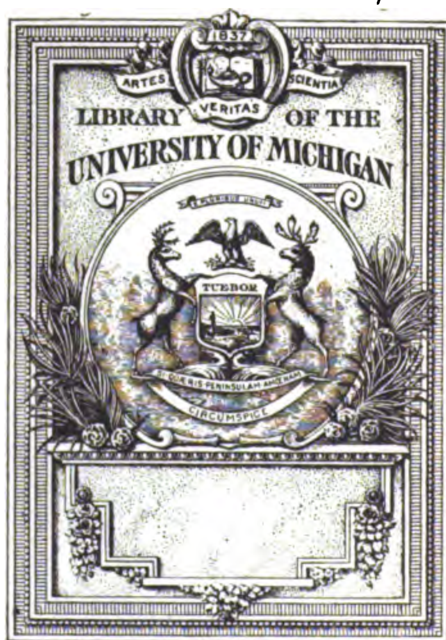




[redacted]




[redacted]

# Zeitschrift

für die

# Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren
Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jakobi, Maaß, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben

von

Fried. Nasse.

Jahrgang 1824.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1824.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Geheimen Ober-Regierungsrath

# Dr. Langermann,

dem Begründer des psychischen Heilverfahrens für
die Behandlung der Irren,

verehrungsvoll

gewidmet.

## Inhalt des Jahrgangs 1824.

### Erstes Heft.

# Zeitschrift

für die

# Anthropologie.

In Verbindung mit den Herren

Beneke, Bergmann, Ennemoser, v. Eschenmayer, Grohmann, Groos, v. Gruithuisen, Haindorf, Hayner, Heinroth, Henke, Heusinger, Hoffbauer, Hohnbaum, Horn, Jakobi, Maaß, Pienitz, Romberg, Ruer, Schelver, Schneider, Vering, Weiß und Windischmann

herausgegeben

von

Fried. Nasse.

Jahrgang 1824.

Leipzig,
bei Carl Cnobloch.
1824.

Seiner Hochwohlgeboren

dem Herrn

Geheimen Ober-Regierungsrath

Dr. Langermann,

dem Begründer des psychischen Heilverfahrens für die Behandlung der Irren,

verehrungsvoll

gewidmet.

## Inhalt des Jahrgangs 1824.

### Erstes Heft.

Seite



## Zweites Heft.

## Drittes Heft.



## Viertes Heft.

Seite

# Von der Beseelung des Kindes.

Von

Nasse.

---

Die psychologische Betrachtung der Natur des Kindes führt zu zwei Hauptfragen:

1. Ist das Kind vor seiner Geburt beseelt?

2. Welcher Art ist seine Beseelung alsdann, wenn sie erfolgt?

Da für den Versuch zu einer Beantwortung dieser Fragen Erfahrungsdata vorhanden sind, so können wir auf wissenschaftlichem Wege und mit der Aussicht, zu einem einigermassen bestimmten Resultat zu gelangen, in diesen Versuch eingehen.

1.

Die Frage: ist das Kind vor seiner Geburt beseelt? erscheint in ihrer Bedeutung, sobald wir den Unterschied betrachten zwischen Belebung und Beseelung, wie die Natur und die Sprache ihn machen.

In Ernähren und Bilden, so wie in Bewegungen, die ein blosses Product der Verkettung körperlicher Factoren sind, zeigt sich die Belebung der Pflanze.

An Merkmalen, die wesentlich gleicher Art wie die des Lebens der Pflanze sind, erkennen wir die Belebung des Thiers, so wie die des Menschen, der in diesem Stücke dem Thiere gleich steht.

Seite



---

# Von der Beseelung des Kindes.

Von

Nasse.

Die psychologische Betrachtung der Natur des Kindes führt zu zwei Hauptfragen:

1. Ist das Kind vor seiner Geburt beseelt?

2. Welcher Art ist seine Beseelung alsdann, wenn sie erfolgt?

Da für den Versuch zu einer Beantwortung dieser Fragen Erfahrungsdata vorhanden sind, so können wir auf wissenschaftlichem Wege und mit der Aussicht, zu einem einigermassen bestimmten Resultat zu gelangen, in diesen Versuch eingehen.

1.

Die Frage: ist das Kind vor seiner Geburt beseelt? erscheint in ihrer Bedeutung, sobald wir den Unterschied betrachten zwischen Belebung und Beseelung, wie die Natur und die Sprache ihn machen.

In Ernähren und Bilden, so wie in Bewegungen, die ein blosses Product der Verkettung körperlicher Factoren sind, zeigt sich die Belebung der Pflanze.

An Merkmalen, die wesentlich gleicher Art wie die des Lebens der Pflanze sind, erkennen wir die Belebung des Thiers, so wie die des Menschen, der in diesem Stücke dem Thiere gleich steht.

Leben mit Beseelung sind wir anzunehmen genöthigt, wo, ausser Ernähren und Bilden, Bewegungen hervortreten, die, nicht mehr als das bloße Product körperlicher Factoren sich darstellend, Empfindung offenbaren und Willkühr. So zeigt sich uns die Beseelung schon am Thier. Für die des Menschen haben wir ausserdem noch das Zeugniß seiner Selbstwahrnehmung.

Man kann, wenn man willkührlich verfahren will, von einem Beseeltseyn der Pflanze, ja von dem eines Metalles, reden. Welchen Sinn man indeß hiermit zu verbinden geneigt sey, unsere Frage geht nicht auf eine Beseelung dieser Art.

Für den Thierkörper haben wir dagegen ein Recht, Leben mit Beseelung und Leben ohne Beseelung zu unterscheiden. Die Erscheinungen, die von Beseelung zeugen, sind hier keineswegs die steten Begleiter derer, die bloß Belebung ausdrücken. Mehrere Theile des Körpers, ja ganze Systeme desselben, sind ohne jene; der Empfindung und der willkührlichen Bewegung beraubte Glieder fahren noch lange fort, sich lebendig zu ernähren und in der Ernährung sich umzubilden; vom übrigen Körper getrennte bewegen sich noch auf äussere Reize. Wer nun dennoch den der Empfindung und der willkührlichen Bestimmbarkeit ermangelnden Theil beseelt nennen will, kommt wieder auf jene pflanzenartige Seele zurück, ein Spiel treibend in Worten, um die wir uns hier nicht streiten wollen.

Gleiches, wie der Körper des Thiers, zeigt uns unser eigener; nur tritt hier der Unterschied von Belebtseyn und Beseeltseyn noch stärker hervor, indem, während jenes bei uns dem der vollkommneren Thiere nahe kommt, dieses um ein Unendliches sich anders verhält.

Und so stellt sich unsere Frage nach ihrer Bedeutung. Einiges, was mit ihr noch in Beziehung tritt, wird sich weiter unten

erörtern lassen; anderes hat schon an andern Orten seine Erörterung gefunden. *)

Fragen wir nun zuerst nach einer thierartigen Beseelung des menschlichen Fötus, wie sie wohl hier und da behauptet worden, so kommt hier besonders Folgendes in Betracht:

1. Zwar läßt sich nur aus nicht ganz sicheren Andeutungen über das Daseyn oder Nichtdaseyn von Empfindung im Fötus reden, da in einem lebenden Körper Empfindung vorhanden seyn kann, ohne daß sie sich durch Bewegungen zu äussern vermag; dennoch ist es sehr beachtenswerth, daß theils directe Beweise von Empfindungsäusserungen am Fötus fehlen, theils seine vorzüglichsten Sinnesorgane sich in einem Zustande befinden, der für eine durch äusseren Reiz in ihnen geschehende Erweckung von Empfindungen sehr wenig günstig ist. (M. s. schon Bichat's Recherches sur la vie et la mort, art. 8, §. 1.) Ueberdies ist noch ein anderer Grund da, dem Fötus Empfindungen abzusprechen.

---

*) Ich verweise hier auf die Untersuchungen über die Frage: Vereintseyn oder Einsseyn von Seele und Leib? in der Zeitschr. für psych. Aerzte, Jahrg. 1819, Heft 1, S. 1, 1820, Heft 1, S. 6, 1821, Heft 1, S. 1 u. 43, Heft 3, S. 1, u. 1822, Heft 3, S. 112 u. 137. Das Resultat dieser Untersuchungen war entscheidend für das Vereintseyn, und neuere Beweisführungen, die man in dieser Sache für das Gegentheil zu liefern versucht hat, ändern in dieser Entscheidung wesentlich nichts ab. Das Gefühl unseres Einsseyns mit der äusseren Natur, welches man als einen solchen Beweis angeführt hat, deutet nur auf den innigen Zusammenhang dieser Natur mit unserem Körper, wodurch denn in der Untersuchung über das Verhältniß unserer Seele zu diesem Körper nichts geändert wird.

Leben mit Beseelung sind wir anzunehmen genöthigt, wo, ausser Ernähren und Bilden, Bewegungen hervortreten, die, nicht mehr als das bloße Product körperlicher Factoren sich darstellend, Empfindung offenbaren und Willkühr. So zeigt sich uns die Beseelung schon am Thier. Für die des Menschen haben wir ausserdem noch das Zeugniß seiner Selbstwahrnehmung.

Man kann, wenn man willkührlich verfahren will, von einem Beseeltseyn der Pflanze, ja von dem eines Metalles, reden. Welchen Sinn man indeß hiermit zu verbinden geneigt sey, unsere Frage geht nicht auf eine Beseelung dieser Art.

Für den Thierkörper haben wir dagegen ein Recht, Leben mit Beseelung und Leben ohne Beseelung zu unterscheiden. Die Erscheinungen, die von Beseelung zeugen, sind hier keineswegs die steten Begleiter derer, die bloß Belebung ausdrücken. Mehrere Theile des Körpers, ja ganze Systeme desselben, sind ohne jene; der Empfindung und der willkührlichen Bewegung beraubte Glieder fahren noch lange fort, sich lebendig zu ernähren und in der Ernährung sich umzubilden; vom übrigen Körper getrennte bewegen sich noch auf äussere Reize. Wer nun dennoch den der Empfindung und der willkührlichen Bestimmbarkeit ermangelnden Theil beseelt nennen will, kommt wieder auf jene pflanzenartige Seele zurück, ein Spiel treibend in Worten, um die wir uns hier nicht streiten wollen.

Gleiches, wie der Körper des Thiers, zeigt uns unser eigener; nur tritt hier der Unterschied von Belebtseyn und Beseeltseyn noch stärker hervor, indem, während jenes bei uns dem der vollkommneren Thiere nahe kommt, dieses um ein Unendliches sich anders verhält.

Und so stellt sich unsere Frage nach ihrer Bedeutung. Einiges, was mit ihr noch in Beziehung tritt, wird sich weiter unten

erörtern lassen; anderes hat schon an andern Orten seine Erörterung gefunden. *)

Fragen wir nun zuerst nach einer thierartigen Beseelung des menschlichen Fötus, wie sie wohl hier und da behauptet worden, so kommt hier besonders Folgendes in Betracht:

1. Zwar läßt sich nur aus nicht ganz sicheren Andeutungen über das Daseyn oder Nichtdaseyn von Empfindung im Fötus reden, da in einem lebenden Körper Empfindung vorhanden seyn kann, ohne daß sie sich durch Bewegungen zu äussern vermag; dennoch ist es sehr beachtenswerth, daß theils directe Beweise von Empfindungsäusserungen am Fötus fehlen, theils seine vorzüglichsten Sinnesorgane sich in einem Zustande befinden, der für eine durch äusseren Reiz in ihnen geschehende Erweckung von Empfindungen sehr wenig günstig ist. (M. s. schon Bichat's Recherches sur la vie et la mort, art. 8, §. 1.) Ueberdies ist noch ein anderer Grund da, dem Fötus Empfindungen abzusprechen.

---

*) Ich verweise hier auf die Untersuchungen über die Frage: Vereint, seyn oder Einsseyn von Seele und Leib? in der Zeitschr. für psych. Aerzte, Jahrg. 1819, Heft 1, S. 1, 1820, Heft 1, S. 6, 1821, Heft 1, S. 1 u. 43, Heft 3, S. 1, u. 1822, Heft 3, S. 112 u. 137. Das Resultat dieser Untersuchungen war entscheidend für das Vereintseyn, und neuere Beweisführungen, die man in dieser Sache für das Gegentheil zu liefern versucht hat, ändern in dieser Entscheidung wesentlich nichts ab. Das Gefühl unseres Einsseyns mit der äusseren Natur, welches man als einen solchen Beweis angeführt hat, deutet nur auf den innigen Zusammenhang dieser Natur mit unserem Körper, wodurch denn in der Untersuchung über das Verhältniß unserer Seele zu diesem Körper nichts geändert wird.

2. Das Fötusleben ist in seinen Entwicklungsperioden, wie in seiner Dauer überhaupt, streng gemessen. Ein so genau gebundener Gang der Entwickelung ist aber nach allem, was wir sonst kennen, mit einem Seelenleben unverträglich; psychische Thätigkeit und strenge Zeitgemessenheit stehen sich einander geradezu entgegen. Hätte der Fötus Empfindung, so müßte sie gerade diese Gemessenheit stören, so wie umgekehrt das Daseyn dieser gegen sein Empfinden, gegen sein Beseeltseyn spricht.

Wir kennen nun zwar äussere Bewegungen des Fötus; nichts beweist aber, daß diese Bewegungen von anderer Art seyen, als die von reizbaren Pflanzentheilen oder von zuckenden Gliedern des Thierkörpers. (M. s. ebenfalls Bichat a. a. O. §. 2.) Was im Augenblick der Geburt, wo das Kind, wenn auch zum Theil noch im Mutterleibe, bereits geathmet hat, als wahrscheinlich willkührliche Bewegung an ihm beobachtet wird, liegt schon ausser den Gränzen unseres Gegenstandes.

Das sind Beweise aus Erfahrung. In Folge derselben mögen wir noch der Frage gedenken: Was soll eine thierartige Beseelung dem Menschenfötus? Auch nicht ein Schein von Begründung ist für die abentheuerliche Annahme vorhanden, daß eine Thierseele sich zu einer Menschenseele hinaufmetamorphosiren könne. Die Gränze ist hin und her unübersteigbar, und selbst die stumpfesten Blödsinnigen liefern den Beweis hiefür.

Fragen wir nun zweitens nach einer menschlichen Beseelung des Fötus, so treten dieser erstens dieselben Gründe entgegen, wie der thierischen. Ist Beseelung überhaupt mit einem streng gebundenen Zeitmaaße körperlicher Entwickelung unverträglich, so muß es die menschliche mit ihrer regen Empfänglichkeit und ihrer lebhaften Nachwirkung noch ganz besonders seyn.

Ausserdem schliessen sich nun zweitens den vorerwähnten Thatsachen andere zu gleichem Zeugniß an.

3. Wir sehen den menschlichen Körper für seine Beseeltheit gleich nach der Geburt von bestimmten Bedingungen in der Gehirnbildung, dem Kreislauf und dem Athmen abhängig. Nun ist aber der Fötuskörper in der früheren Zeit seiner Entwickelung so wenig ausgebildet, daß wir nicht berechtigt sind, jene Bedingungen in ihm für erfüllt zu halten. Und dennoch sollen wir ihn als menschlich beseelt annehmen?

4. Daß ein kopf- und brustloser Fötus, wie er sich im Mutterleibe lebend ausbilden kann, menschlich beseelt sey wird nur der zu behaupten im Stande seyn, der zugleich die Consequenz zuzugeben geneigt ist, daß auch der blossen, Mola, die sich durch allmählige Uebergänge der Bildung an jene Mißgestalt anschließt, eine solche Beseelung eigen sey. Will man aber umgekehrt jene Mißgestalt für menschlich unbeseelt halten, mit welchem Rechte schreibt man dann dem Embryo, der nur erst die Gestalt von ein paar Bläschen hat, eine solche Beseelung zu? Oder wie will man innerhalb der Fötuszustände gnügend eine Gränze nachweisen, welche Fähigkeit und Unfähigkeit zur menschlichen Beseelung scheidet?

5. Es ist eine bekannte Erfahrung, daß Affecte und Leidenschaften, daß überhaupt die beharrlichen oder wechselnden Seelenstimmungen einer Schwangeren auf das künftige psychische Verhältniß ihres Kindes keinen merklichen Einfluß haben. Offenbar deutet diese Erfahrung weit entscheidender auf einen Zustand des Fötus ohne psychische Empfänglichkeit, also ohne Seele, hin, als auf das Gegentheil, bei dessen Annahme jener Nichteinfluß nur sehr unbefriedigend zu erklären seyn dürfte.

So weit diese Beweisführung. — Sehen mir uns nun nach Gründen für die entgegengesetzte Lehre von einer thierischen oder menschlichen Beseelung des Fötus um, so fin-

den wir nur hypothetische Behauptungen, die wieder auf andern Behauptungen gleichen Werthes ruhen. Wir wollen ein paar derselben als etwaige Einwürfe gegen das aus dem Vorigen sich ergebende Resultat hier näher betrachten.

Man hat dem Fötus aus dem Grunde Beseelung zuschreiben wollen, weil er doch ein Gehirn habe, das gewiß nicht umsonst da seyn. Diese in der That seltsame Beweisführung setzt ein doppeltes Unerwiesenes voraus, erstlich, daß jeder Theil einen äusseren und zugleich erkennbaren Zweck haben müsse, und zweitens, das für das Fötus-Gehirn dieser Zweck kein anderer als ein psychischer, und nicht etwa einer für die körperliche Entwickelung des Fötus, namentlich für die der Kopf-Sinnesorgane, der Muskelkraft, der Förderung von Absonderungen, seyn könne. Nach allem, was wir von der psychischen Beziehung der Theile wissen, kommt es für dieselbe weniger auf das Daseyn eines Theils, als auf dessen Belebung, und ganz besonders auf den Grad dieser Belebung an. Daß diese aber im Fötusgehirn gering sey, muß schon, um nur dies eine Verhältniß zu erwähnen, die hängende Lage des Fötuskopfes verursachen, eine Lage, die, so lange wie im Fötus anhaltend, schwerlich bei einem Säugling mit psychischer Beziehungsfähigkeit des Gehirns verträglich seyn möchte.

Wenn Gall (Anatomie und Physiologie des Nervensystems, Bd. 1, S. 178) die Behauptung aufstellt, es könne das Fötusgehirn, falls es auch nicht zum Denken hinreichend ausgebildet sey, doch vielleicht schon zu anderen psychischen Verrichtungen tüchtig seyn, so steht dem entgegen, daß eine Vermuthung kein Beweis ist. Es frägt sich, ob es von solchen anderweitigen psychischen Beziehungen des Fötusgehirns Erfahrungszeugnisse gebe; die fehlen aber und auch Gall hat sie nicht geliefert.

Sollte man etwa aus dem seit Stahl oft wiederhol-

ten Ausspruche, daß die Seele ja den Körper baue, die Nothwendigkeit der Beseeltheit des Fötus zu folgern geneigt seyn, so dürfte man zuvor nicht übersehen, wie sehr jener Ausspruch, der hier als Beweis gebraucht werden soll, für sich selbst noch des Beweises bedürfe. Man kann den großen Einfluß der Seele auf den mit ihr vereinten Körper in vollem Maaße anerkennen, ohne darum diesen Einfluß, der den bereits vorhandenen Körper in einem gewissen Grade abzuändern vermag, mit einem solchen, der den Bau eines erst entstehenden anordnet, zu verwechseln. Dort sind die Richtungen des Körperlebens bereits da, welche die Seele bei ihrer Einwirkung auf den Körper nur zu modificiren braucht; hier soll sie, was etwas ganz anderes ist, auch diese Richtungen hervorrufen. Muß man den Bau der Pflanze von einer Pflanzenseele für unabhängig erklären, warum nicht auch den des Menschen- und Thierkörpers von der Thier- und Menschenseele? Die Annahme, die Seele baue sich zuweilen im Fötus einen Körper, den sie, wenn er geboren wird, wegen seiner Lebensunfähigkeit wieder aufgeben muß, führt zu einer Ungereimtheit. Sie, die überall, wo wir ihren durch keine Schuld von ihrer Seite getrübten Einfluß auf die Verrichtungen des gesunden oder kranken Körpers anerkennen müssen, so zweckmäßig handelt, sollte im Fötus halbe und verstümmelte, doppelte und verkehrte Leiber, kurz das Naturwidrigste und sich selbst Widersprechendste bauen!

Will man uns hierauf noch einmal zu bedenken geben, wie es ja eben nicht nöthig sey, daß das Kind vor der Geburt eine Seele von gleicher Art der Thätigkeit, wie das geborene, habe, daß sich seine Beseelung allein auf das Geschäft der Ausbildung des Körpers beschränken, zur Zeit der Geburt aber diese blos körperlich-bildende Seele sich zu einer empfindenden entwickeln könne, so mögen wir dagegen bemerken, daß, ein blos den Körper bildendes Leben ein Pflanzenleben, dieses

aber, wie schon oben entgegnet wurde, kein Seelenleben sey, daß aber, falls man dem Embryo auch nur eine Polypenseele zuschreiben wollte, auch ein Polyp nicht blos sich ernähre und sich automatisch bewege, sondern deutliche Zeichen von Empfindung und Willkührlichkeit gebe, so wie, daß in der ganzen Natur keine einzige Thatsache vorhanden sey, die dafür Zeugniß gäbe, daß ein blos Bildendes allein durch seine Entwickelung zum Empfindenden werden könne.

Was endlich die Meinung anbelangt, der Fötus müsse beseelt seyn, weil jedes lebendige Wesen aus ursprünglicher Einheit hervorgehe, und nur Menschenwerke zusammengesetzt seyen, so dürfte der hier angegebene Grund, wie entscheidend auch ausgesprochen, jener Meinung doch nur eine wankende Stütze seyn. Aus ursprünglicher Einheit ist die ganze Welt hervorgegangen; darum entsteht indeß in der Entwickelung des Weltlaufs nicht alles, was sich in ihm begleitet, als ein Verbundenes vom Anfang an. Und daß auch das Lebendige durch Zusammensetzung, durch Vereinigung wirke, zeigt gerade der lebendigste und am wahrhaftesten schaffende Vorgang, den wir in der noch jetzt fortgehenden Schöpfung kennen, die Zeugung.

Und so müssen wir wohl mit mehreren ältern und einzelnen neueren Physiologen (unter welchen hier besonders Bichat a. a. O. und Herholdt (de vita foetus) zu nennen sind, an dem Satze fest halten: der Fötus ist thierisch und menschlich unbeseelt, er hat ein blosses Pflanzenleben. Mit diesem Leben entwickelt er sich, auf dem Boden des Mutterkörpers die Entwickelungs-Richtungen empfangend, zur menschlichen Gestalt; aber daß er Wurzeln schlägt, wie eine Pflanze, daß er, wie diese, seine Theile nach einander entwickelt, sie gleich dieser nach Aussen legt, gleich einer Pflanze seine Enden verlängert, wie diese die Sexualtheile nach oben trägt, daß die Mischung seiner flüssigen und

festen Theile noch zwischen der des Thier- und Pflanzenkörpers schwankt, daß er endlich in seiner Entwickelung genau an Zeitverhältnisse gebunden ist wie die Pflanze: — alles dies stimmt mit jener Art von Leben, die wir nach den im Vorigen betrachteten Thatsächen ihm zuschreiben müssen, völlig überein.

Seele empfangend, wird aus diesem Pflanzenleben ein Menschenleben, aus der Menschenpflanze ein Mensch. Die Richtung, die Anlage zu dieser Veränderung, ist dem Fötus eingeboren; durch sie gewinnt sein Leben einen unendlich höhern Werth als das der Pflanze. Der Gesetzgeber hat also Recht, wenn er die Tödtung des Fötus streng verpönt, zwar nicht wegen dessen, was der Fötus ist, sondern um dessen willen, was aus ihm werden kann, und offenbar hat Bichat geirrt, wenn er diesen Unterschied ausser Acht ließ.

Auf der andern Seite liegt doch etwas mit dem Natur-Walten Versöhnendes in dem Gedanken, daß in der unzählbaren Menge von Fällen, wo die Natur das Gezeugte vor der Geburt wieder zerstört, nur ein Pflanzenleben, und noch kein menschliches Daseyn ersterbe.

Ueber das Wann der Beseelung können wir, sofern die vorstehenden Beweise für den Zustand des Fötus bis zur Geburt gelten und das geborene athmende Kind sogleich unverkennbare Merkmale psychischer Thätigkeit darlegt, nicht ungewiß seyn. Da der erste Lufteintritt in die Lungen sich als blos körperlich bedingt betrachten läßt, so wird der erste willkührliche Athemzug znm ersten Merkmal der Beseelung.

Ueber das Wie jenes Vorganges verläßt uns alle Erfahrungskenntniß. Auf welche Weise wir die Sache wenden mögen, sey es eine mit einmal erfolgende Beseelung in der Geburt, oder sey es eine allmählige im Fötuszustande anneh-

mens, immer gelangen wir zum Unbegreiflichen. Die noch täglich wiederkehrende Beseelung ist ein Geheimniß, wie jene erste, von der es heißt:

»Und Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.«

Unverkennbar wird in diesen Worten die Schöpfung des Menschen, als eines aus Erde gestalteten Leibes, von derjenigen Belebung desselben geschieden, mit der ihm eine Seele wird. Jenes ist die Schöpfung der Menschenpflanze, dieses die sich in der Geburt wiederhohlende zu einem beseelten Wesen.

Wenden wir uns nun, der Beobachtung ferner folgend, zu unserer zweiten Frage.

2.

Welcher Art ist die Beseelung alsdann, wenn sie eintritt?

Es bieten sich hier zwei Fälle zur Betrachtung dar.

Die Seele des Kindes ist entweder von dessen Geburt an eine mit voller Kraft, die zu ihren Aeusserungen nur noch der Ausbildung des Leibes bedarf; oder sie ist anfangs eine unvollständige, die erst mit jener Ausbildung und derselben bedürfend, heranwächst zu dem, was sie späterhin ist. Beobachtungsdata, nicht aber unbegründete Analogieen, oder psychologische Deductionen aus unerwiesenen Voraussetzungen geführt, müssen entscheiden, welcher von diesen beiden Fällen der in der Natur vorhandene sey.

Eine unbegründete Analogie ist es, wenn man, die Kindheit des Menschen mit der des Menschengeschlechtes gleich stellend, nun in der Voraussetzung, das Menschengeschlecht habe mit einem Zustande von Rohheit angefangen, dem Kinde einen Anfang gleicher Art zuzuschreiben sich berechtigt hält. Ausser daß hierbei die Annahme, die Kind-

heit des Menschen müsse die des Geschlechts wiederhohlen, doch immer nur eine wahrscheinliche ist, fehlt es dr Behauptung, das Menschengeschlecht sey von der Rohheit ausgegangen, nach den für das Gegentheil zeugenden wichtigen Thatsachen durchaus an einer befriedigenden Begründung; ja es liesse sich, die Zulässigkeit jener Gleichstellung einmal vorausgesetzt, nach den für einen ursprünglichen reinmenschlichen Züstand unseres Geschlechtes vorhandenen Beweisen mit weit mehr Grund für die Entwickelungsgeschichte des Kindes gerade das Umgekehrte von dem folgern, was man, von jener unbegründeten Analogie geleitet, anzunehmen geneigt gewesen ist.

Das Ungenügende der theoretischen Deductionen über den psychischen Anfang des Kindes ist, so ergiebig auch besonders die neueren Psychologen an solchen Deductionen gewesen sind, nicht zu verkennen, sobald man sich nur nach der Basis umsieht, worauf diese Deductionen gestellt sind. Alle fangen mit einer Petitio principii an: sie setzen in dem neugeborenen Kinde, dessen wahrer Seelenzustand uns aus unmittelbarer Erkenntniß verborgen ist, einen erdichteten voraus, und construiren nun auf diesem fort, bis sie bei den Beobachtungsdaten anlangen, welche das sich schon deutlicher äussernde Kind darbietet, die sie dann aber ebenfalls nach ihrem Princip darstellen; da doch vielmehr nur das umgekehrte Verfahren, wo von den Beobachtungen ausgegangen und von diesen auf das vorher Vorhandene, der Beobachtung Entzogene, zurückgeschlossen wird, das rechte seyn kann.

Von dem Seelenleben des neugebornen Kindes wissen wir aus Beobachtung nur so viel, daß eines da ist; die Aeusserungen des Nahrungstriebes, die Aeusserungen von Empfindungen, von einem ruhigen oder aufgeregten Seelenzustande, die das Neugeborene zeigt, lassen über seinen Uebergang aus dem Leben der Pflanze in ein beseeltes keinen Zweifel übrig.

mens, immer gelangen wir zum Unbegreiflichen. Die noch täglich wiederkehrende Beseelung ist ein Geheimniß, wie jene erste, von der es heißt:

»Und Gott, der Herr, machte den Menschen aus einem Erdenkloß, und er blies ihm ein den lebendigen Odem in seine Nase. Und also ward der Mensch eine lebendige Seele.«

Unverkennbar wird in diesen Worten die Schöpfung des Menschen, als eines aus Erde gestalteten Leibes, von derjenigen Belebung desselben geschieden, mit der ihm eine Seele wird. Jenes ist die Schöpfung der Menschenpflanze, dieses die sich in der Geburt wiederhohlende zu einem beseelten Wesen.

Wenden wir uns nun, der Beobachtung ferner folgend, zu unserer zweiten Frage.

2.

Welcher Art ist die Beseelung alsdann, wenn sie eintritt?

Es bieten sich hier zwei Fälle zur Betrachtung dar.

Die Seele des Kindes ist entweder von dessen Geburt an eine mit voller Kraft, die zu ihren Aeusserungen nur noch der Ausbildung des Leibes bedarf; oder sie ist anfangs eine unvollständige, die erst mit jener Ausbildung und derselben bedürfend, heranwächst zu dem, was sie späterhin ist. Beobachtungsdata, nicht aber unbegründete Analogieen, oder psychologische Deductionen aus unerwiesenen Voraussetzungen geführt, müssen entscheiden, welcher von diesen beiden Fällen der in der Natur vorhandene sey.

Eine unbegründete Analogie ist es, wenn man, die Kindheit des Menschen mit der des Menschengeschlechtes gleich stellend, nun in der Voraussetzung, das Menschengeschlecht habe mit einem Zustande von Rohheit angefangen, dem Kinde einen Anfang gleicher Art zuzuschreiben sich berechtigt hält. Ausser daß hierbei die Annahme, die Kind-

heit des Menschen müsse die des Geschlechts wiederhohlen, doch immer nur eine wahrscheinliche ist, fehlt es dr Behauptung, das Menschengeschlecht sey von der Rohheit ausgegangen, nach den für das Gegentheil zeugenden wichtigen Thatsachen durchaus an einer befriedigenden Begründung; ja es liesse sich, die Zulässigkeit jener Gleichstellung einmal vorausgesetzt, nach den für einen ursprünglichen reinmenschlichen Züstand unseres Geschlechtes vorhandenen Beweisen mit weit mehr Grund für die Entwickelungsgeschichte des Kindes gerade das Umgekehrte von dem folgern, was man, von jener unbegründeten Analogie geleitet, anzunehmen geneigt gewesen ist.

Das Ungenügende der theoretischen Deductionen über den psychischen Anfang des Kindes ist, so ergiebig auch besonders die neueren Psychologen an solchen Deductionen gewesen sind, nicht zu verkennen, sobald man sich nur nach der Basis umsieht, worauf diese Deductionen gestellt sind: Alle fangen mit einer Petitio principii an: sie setzen in dem neugeborenen Kinde, dessen wahrer Seelenzustand uns aus unmittelbarer Erkenntniß verborgen ist, einen erdichteten voraus, und construiren nun auf diesem fort, bis sie bei den Beobachtungsdaten anlangen, welche das sich schon deutlicher äussernde Kind darbietet, die sie dann aber ebenfalls nach ihrem Princip darstellen; da doch vielmehr nur das umgekehrte Verfahren, wo von den Beobachtungen ausgegangen und von diesen auf das vorher Vorhandene, der Beobachtung Entzogene, zurückgeschlossen wird, das rechte seyn kann.

Von dem Seelenleben des neugebornen Kindes wissen wir aus Beobachtung nur so viel, daß eines da ist; die Aeusserungen des Nahrungstriebes, die Aeusserungen von Empfindungen, von einem ruhigen oder aufgeregten Seelenzustande, die das Neugeborene zeigt, lassen über seinen Uebergang aus dem Leben der Pflanze in ein beseeltes keinen Zweifel übrig.

Indeß schon bald, schon in den ersten Wochen nach der Geburt, treten in den naturgemäßen, nicht durch Kränklichkeit und Schmerzanregung getrübten psychischen Aeusserungen des Kindes unverkennbare Zeichen eines menschlichen Seelendaseyns hervor. Vor allem giebt der Blick, der schon zu dieser Zeit durch seine Helligkeit, durch seinen Glanz und seine Regsamkeit so bedeutsam ist, ein wichtiges Zeugniß. Zu ihm gesellt sich dann bei dem im ungestörten Naturwalten sich fortbildenden Kinde (und nur von einem solchen kann hier und in der Folge das Beobachtungszeugniß entnommen werden) bald auch der Ausdruck der Freundlichkeit und des Friedens in den Gesichtszügen, und selbst schon die Haltung des Körpers im Hinneigen zur Mutter wird bedeutsam.

Je mehr die Seelenäusserungen an Deutlichkeit gewinnen, desto vernehmlicher wird in ihnen dieser Ausdruck der Neigung, des Verlangens, der Hingebung Das erste Lächeln antwortet dem Blicke der Mutter; der Strahl der Liebe zu ihr, zum Vater, zu andern Personen, die dem Kinde still und freundlich nahe sind, bricht zwar milde, aber doch mit einer Macht durch, die jedes fühlende Menschenherz trifft.

Und in solchem Ausdruck zarter Regungen offenbart sich immer deutlicher und unverkennbarer das zu vollkommneren Seelenäusserungen gelangende Kind. Was hier wirkt, ist nun sichtbar nicht mehr bloß das Gefühl, das an Menschen knüpft, sondern auch das unbedingtere des Guten, des Edlen, des Höchsten, was sich dem Menschen offenbart. Aus treuer und mit dem Blicke des Geistes schauender Beobachtung schildern Schwarz und J. P. Fr. Richter, jener in seiner Erziehungslehre, dieser in seiner Levana, die deutlicher hervortretenden freieren Regungen der rein bewahrten Kinder-

seele: Freudigkeit, Vertrauen, Ehrfurcht, Mitgefühl, Glauben, Gottesahnung.

Wer unverderbte Kinder aufmerksam und unbefangen beobachtet hat, wird gleiches Zeugniß zu geben nicht umhin können. Er wird es anerkennen müssen, daß der Ausdruck der Liebe gegen den ihres Mangels in der ersten Zeit, wo an den Kindern deutlichere Seelenäusserungen hervortreten, offenbar überwiegender sey, als späterhin, wo nicht selten geradezu das Entgegengesetzte, Eigensinn und Unfreundlichkeit, oder, wie es schon die Sprache mit treffender Bezeichnung dessen, was naturgemäß ist und was nicht, nennet, die Unart in großem Uebergewicht gegen die Liebe obwaltet, wo dann aber auch fast jedesmal schon von selbst sich falsche Behandlung oder Krankheit des Kindes als gnügende Ursachen solcher Abweichungen darbieten.

Sey aber auch der Seelenausdruck nicht in allen Kindern gleich liebend und heiter, werde er auch, wo er so erfreuend vorhanden ist, von Zeit zu Zeit durch getrübtere Zustände unterbrochen, für den Gegenstand unserer Untersuchung würde es genug seyn, wenn auch nur in einem einzigen Kinde unter Tausenden, und auch da nur vorübergehend, eine solche Seelenstimmung offenbar würde. Das eine gäbe Zeugniß für die Tausende.

Suchen wir nun von jenen am Kinde schon früh hervortretenden Aeusserungen die psychologische Bedeutung auf, so stellen sie sich uns fast ausschließlich als Gefühle dar, sey es nun als einfache, wie Freudigkeit, Ehrfurcht, oder als mit Begehrungen als ihren Folgen zusammengesetzte, wie liebendes Verlangen, Mitleid ꝛc. Auch sind bekanntlich die Psychologen schon darüber einverstanden, daß im Kinde das Gefühl vorwaltend sey.

Im Gefühl ist nun aber die volle Thätigkeit der Seele

wie in jedem anderen Vermögen. Ob sie als dieses oder als jenes wirke, kann nur der Ausdruck ihrer verschiedenen Wirksamkeit, sie selbst muß überall dieselbe seyn.

Untersuchen wir zweitens den Werth jener in den Aeusserungen des Kindes hervortretenden Gefühle, sofern sie höhere oder niedere sind, so finden wir darunter solche, die nichts weniger als gebundene, sinnliche, sondern die die edelsten sind, deren die menschliche Seele fähig ist. In hingebender Liebe, im Gewissen, im Glauben ist die Seele als Gefühlsvermögen in ihrer höchsten Function.

Nun haben wir aber durchaus keinen gnügenden Grund, den höheren Functionen der verschiedenen Seelenvermögen nicht die gleich volle und von niederen Banden gleich freie Kraft der Seele zuzuschreiben, und wir müssen demnach auch in dem Kinde zu der Zeit, wo die Aeusserungen der Liebe, des Vertrauens, des Gewissens an ihm hervortreten, eine volle und freie Seelenkraft anerkennen.

Freilich können wir nach dem unmittelbaren Ergebniß der vorhandenen Thatsachen immer nur von derjenigen Zeit des Kindes reden, wo an diesem deutlichere Aeusserungen jener Gefühle hervortreten; wenn wir indeß von dieser Zeit auf die frühere, der deutlichen Aeusserungen noch ermangelnde, zurückblicken, so mindert sich für diesen Blick vielleicht ein wenig das Dunkel, worin das Seelenleben des Kindes zu jener Zeit für die unmittelbare Betrachtung verhüllt ist.

Jene Zeichen des Seelenlebens, die an dem Kinde schon in seiner frühesten Zeit sichtbar werden, der Ausdruck heiterer Ruhe in den Armen der Mutter, sein Anschmiegen an dieselbe, sein beginnendes Lächeln, vor allem sein Blick werden nun bedeutungsvoll. Es liegt die Sprache des Herzens in diesem Blick; »wer an der höhern Natur des

Menschen zweifelt«, sagt Schwarz in seiner Erziehungslehre, diesem reinsten Spiegel der Kindesgestalt, »wer sich des Engels im Menschen erfreuen will, der schaue dem neugebornen Kinde in die Augen.«

Hier zeigt sich also Gemeinsamkeit des Seelenausdrucks in dem neugebornen und dem schon mehr vorgerückten Kinde. Daß bei jenem die willkührlichen Ausdrucksmittel der Bewegungen fehlen, die diesem schon zu Theil geworden sind, gibt uns unter diesen Umständen kein Recht, aus dem Mangel der Aeusserung auf die Verschiedenheit dessen zu schliessen, was, während es sich in dem einen Falle äussert, in dem andern recht wohl sich nur vielleicht deshalb nicht äussern kann, weil ihm die Aeusserungsmittel fehlen.

Woher sollen ferner jene Gefühle, die wir in dem sich schon deutlicher äussernden Kinde anerkennen müssen, ihren Ursprung haben? Die Vorstellung, der Begriff, die sich mit der Gefühlsthätigkeit verbinden, geben ihr allerdings die besonderen Formen und damit die besondern Benennungen; aber das, was in diesen Zusammensetzungen Gefühl ist, läßt sich auf keine Begriffe ub Vorstellungen zurückführen; es ist etwas für sich, und darum vor diesen vorhandenes. So sagt schon der tiefschauende Verfasser der Levana: »Schliefe nicht eine ganze religiöse Metaphysik träumend schon im Kinde: wie wären ihm denn überhaupt die inneren Anschauungen von Unendlichkeit, Gott, Ewigkeit, Heiligkeit ꝛc. zu geben, da wir sie durch keine äusseren vermitteln können und nichts zu jenen haben als das leere Wort, das aber nur erwecken, nicht erschaffen kann?«

Gedenken wir endlich der Natur des Gefühls, derzufolge seine Regungen, wie ein jeder aus Selbstbeobachtung von ihm weiß, sich nicht allmählig ausbilden, sondern auf einmal in voller Kraft emporsprießen, so wird durch jede dieser Erwägungen wahrscheinlicher, daß das Kind

schon gleich anfangs die Gefühlsthätigkeit der Seele besitze, die es nur späterhin deutlicher und mit bestimmteren Vorstellungen verbunden äussert. Mögen die philosophischen Theorieen, die das Kind nach einem willkührlich angenommenen Princip als eine psychische Negativität construiren, hiermit im Widerspruch seyn; sie haben keine Erfahrung, womit sie ihren Nihilismus der Kindesseele beweisen könnten.

Allerdings ist auf keine Weise in Abrede zu stellen, daß das Kind in der psychischen Wirksamkeit dem Erwachsenen nachstehe: seine Seele gibt nicht allein nur unvollkommene Aeusserungen einer Vorstellungsthätigkeit und der vom Vorstellen abhängigen Verrichtungen, sondern wir haben auch keinen Erfahrungsgrund, diesen Mangel bloß für einen in den Aeusserungen, wir sind genöthigt, ihn für einen der psychischen Wirksamkeit selbst zu halten.

Dennoch haben wir im Vorigen der Seele des Kindes, da sie der höheren Functionen des Gefühls mächtig ist, dieselbe volle Kraft, wie der des Erwachsenen, zuschreiben müssen; wie lösen wir diesen Widerspruch?

Ist die Seele des Kindes eine in voller Kraft und dennoch mit unvollkommner Vorstellungsthätigkeit begabt, so kann der Grund dieses Mangels nicht in ihr, sondern er muß ausser ihr liegen. Das ausser ihr Vorhandene, das mit ihr gemeinschaftlich die Verschiedenheiten unserer Lebenszustände bildet, ist der Körper.

Der Körper ist nun aber ein der allmähligen Ausbildung unterworfenes. Vor Allem sehen wir das zum Bilden von Vorstellungen nöthige Organ, das Gehirn, nur allmählig zu seiner vollkommneren Ausbildung gelangen. Sehr auffallend ist dies besonders in dem Grössen-Verhältnisse des Gehirns zum Rückenmark und der Gehirntheile zu einander, wie die Untersuchungen von

Wenzel, Meckel, Carus und Andern Zeugniß geben.

Die Frage, warum denn das Gefühl nicht auf gleiche Weise von der Ausbildung des Körpers abhängig seyn solle, können wir mit der Verweisung auf die Erfahrungsresultate beantworten, daß erstens die höheren Seelenverrichtungen, wie sie in den reineren, unsinnlichen Gefühlen statt finden, minder körperlich bedingt sind, als die niederen, zu denen das Bilden von Vorstellungen nach seiner großen Abhängigkeit vom Gehirn offenbar gehört, und daß sich zweitens von dem Organ, welches vor allen mit dem Gefühlsvermögen in Beziehung ist, daß sich von dem Herzen keineswegs eine solche allmählige Entwickelung seiner Lebensthätigkeit aussagen lasse, wie von dem Gehirn. Wie schon im Fötus das Herz dem Gehirn an Belebtheit lange zuvoreilt, so zeigt sich uns ein Vorwalten der Lebenskraft des erstern vor der des letztern auch noch eine Zeitlang nach der Geburt, wovon besonders die häufigen Gehirn- und seltenen Herzkrankheiten der Kinder, in Gemäßheit des Erfahrungssatzes, daß der relativ lebensschwächere Theil leichter von Krankheit befallen wird, ein Beweis sind.

Vertrauterwerden der Seele mit dem Beherrschen des Körpers, das ist Lernen. In dem Maaße, als die Ausbildung des Körpers, und für das Vorstellungsvermögen die des Gehirns und der Sinnesorgane, vorrückt, wird das Organ für die psychische Beziehung tüchtiger. Zugleich erwirbt die Seele allmählig größere Fertigkeit in ihrem Gebrauchen des Körpers. Sie gewinnt ferner die Vorstellungen, die sie mit Hülfe ihres Gefährten erzeugt hat. Durch beides kann sie jedoch in ihrer körperlich-unbedingten Natur nicht vervollständigt, nicht höher gestellt werden. Beides ist nur ein mit dem Körper Verschlungenes, sich auf ihn beziehendes, also mit ihm Vorübergehendes. Die Seele des Kindes an und

für sich wird demnach auch im Lernen nicht vollständiger, nicht menschlicher, als sie gleich von Anfang war.

Die Richtung zum Guten, Schönen und Wahren müssen wir als ein ausschliessliches Eigenthum der Seele betrachten; der Körper kann die weder geben, noch nähren; er kann nur ein Mittel zu Vorstellungen und äussern Handlungen seyn im Dienste dieser Richtung. Daß schon das Kind jener Richtung theilhaftig sey, dafür zeugt seine Liebe, sein Gewissen, sein Gottesgefühl. Wenn durch die Ausbildung des Körpers die Seele als Vorstellungsthätigkeit wirksam wird, so kann jene Richtung sich an die nun erzeugten Vorstellungen knüpfen, sich mit denselben zu Begehrungen vereinigen. Die Kraft, jener Richtung zu folgen oder sich von ihr abzuwenden, müssen wir der Seele des Kindes gleichwie der des Erwachsenen zugestehen. Die willkührliche Leitung der Vorstellungsthätigkeit lernt das Kind allerdings nur allmählig mit der vorrückenden Ausbildung des Gehirns; die willkührliche Bewegung muß es ebenfalls erst einüben; aber so wenig die Seele bei diesen Bewegungen erst den Willen einlernt, so wenig lernt sie bei der Bildung der Vorstellungen, die sie mit dem Gefühle des Guten verknüpft, erst dieses Gefühl ein. Wie könnte im Kinde ein Gewissen seyn ohne die Kraft, der Stimme desselben zu folgen! Die Selbstbestimmung, die der Erwachsene vor ihm voraus besitzt, hat ihren Grund nicht in dem Wesen der Seele selbst, sondern nur in dem unvollkommneren Dienste, den ihr der vollständiger ausgebildete Körper bei ihren Vorstellungsbildungen und ihren Willensausführungen zu leisten vermag.

Indem die Seele mit ihrem Gefährten in eine nähere Gemeinschaft tritt, muß sie nun aber auch den Anregungen, die dieser in ihr zu bewirken vermag, immer mehr, und sofern sie nicht widersteht, bis zu beschränkender Steigerung, ausgesetzt werden. Schon bei dem Bilden von Vorstellungen

kann der Einfluß des Körpers sie verführen, statt der reinen, naturgemäßen Anregung die unlautere, in sich aufzunehmen; noch größer aber ist die Gefahr für sie in dem Einflusse des Körpers auf ihre Willensacte. Sie hat hier die einzige Aufgabe, daß sie die ursprüngliche Richtung sich rein bewahre oder die schon begonnene Abweichung wieder tilge; und indem sie dieß ihrer Natur gemäß thut, gewinnt sie zwar an der Fertigkeit, ihrer Aufgabe Genüge zu thun; sie gewinnt ferner, als eine durch treues Widerstreben rein bewährte, einen sittlichen Werth; aber psychologisch, wie wir sie hier betrachten, ist doch darum zwischen der Seele des Kindes, der die Idee des Guten aus göttlicher Milde eingeboren ist, und der des Greises, der nach siegreichem Kampfe um die Bewahrung des anvertrauten Pfandes von hinnenscheidet, kein Unterschied.

Wohl mag der Stolz der Erwachsenen, die sich weit über den unscheinbaren Säugling erhaben dünken, sich hiergegen auflehnen, obschon ja selbst eben er gegen seine Anforderung zeugt; es gilt indessen, Gründe und Gegengründe zu hören und abzuwägen. Wir lassen den Erwachsenen den Vorzug, daß die Aeusserung der Seele in ihnen umfassender ist, scheiden aber die Aeusserung der Seele von ihr selbst, wie den Meister von seinen Hervorbringungen.

Die Gründe, wodurch man die psychisch-niedere Natur des Kindes bisher zu erweisen bemüht gewesen ist, leisten bei näherer Prüfung nicht Genüge. Man hat fast allgemein den Gefühlswerth des Kindes zu gering, und dagegen bedingtere Verhältnisse zu hoch in Anschlag gebracht.

Selbstheit (das Streben zur Selbsterhaltung) gehört jedem Wesen an, das ein Selbst hat, und so auch dem Kinde. Da es für die Ausbildung seines Körpers dringendere Bedürfnisse als der Erwachsene hat und ihm die mildern Ausdrucksmittel, sich verständlich zu machen, noch feh-

len, so erscheinen seine Anforderungen selbstischer, als sie nach Abzug dieses Scheines dem Unbefangenen sich darstellen müssen. Der Gegensatz der Liebe, die Selbstsucht, ist der Natur des Kindes, wo dieses anders nicht schon verderbt ist, geradezu, und offenbar mehr als der des Erwachsenen, entgegen. Dieselbe Erwiederung gilt gegen den bekannten oft wiederholten, aber darum nicht minder schlecht begründeten Ausspruch von der großen Sinnlichkeit der Kinder. Sinnlich ist allerdings auch das gutgeartete Kind und muß es seinen Körperbedürfnissen nach seyn; aber die Regungen der Liebe walten beherrschend über dieser Sinnlichkeit, die jene nur in dem verwahrloseten überwältigt, und dennoch auch hier fast nie zu der Lustsucht, wie bei so vielen Erwachsenen, anwächst.

Ausser der angeblichen Sinnlichkeit hat man vorzüglich die bei dem Kinde allerdings vorhandene Unvollkommenheit des Denkgeschäftes für seine Niedrigschätzung geltend zu machen gesucht. Alle Nachweisungen, die man von einer allmähligen Steigerung der Seele des Kindes zu der des Erwachsenen zu geben versucht hat, beziehen sich ohne Ausnahme doch nur auf jenes Verhältniß; Selbsterkenntniß, Selbstgesetzgebung, Erkenntniß Gottes, die man als stufenweise Vervollkommnungen der Seele dargestellt hat, sind sämmtlich Functionen des Denkens. Allerdings hat der Erwachsene das voraus, daß er sich von seinen Pflichten, von Gottes Daseyn und Eigenschaften Vorstellungen bildet; aber Liebe üben, Gott in Andacht und in der Demuth anrufen und nach seinen, dem Gewißen eingeborenen, Geboten thun, das kann auch das Kind und eben so gut als der Erwachsene.

Wie rasch man nicht selten mit den Beweisen für die Niedrigkeit der Kindesnatur verfahre, davon gibt der, wie es scheint, zuerst von Kant geltend gemachte ein Beispiel, welchem zufolge die bekannte Erscheinung, daß Kinder von

sich erst eine Zeitlang in der dritten Person reden, bevor sie sich Ich nennen, für eine große Unvollkommenheit ihrer psychischen Natur sprechen soll. Auf jeden Fall würde aus dieser Erscheinung, wenn sie ihren Grund in dem Kinde selbst hätte, nur so viel hervorgehen, daß das Kind wegen der Unvollkommenheit seines Vorstellungsvermögens sich von sich noch nicht die Vorstellung eines Ich gebildet habe, woraus aber, wie auch schon Kant selbst bemerkt, keineswegs folgt, daß es sich nicht schon lange vorher als ein Ich gefühlt habe. Indeß kann jene Erscheinung ja auch bloß darin gegründet seyn und ist auch wahrscheinlich darin gegründet, daß man Kinder nie oder wenigstens nur selten anders als mit ihren Namen (Carl muß essen, muß schlafen rc.), nicht aber mit einem Du, was sie doch viel früher zum Gebrauch des Ichs veranlassen müßte, anredet, wodurch denn jener angebliche Beweis höchst wankend wird.

Die Frage, wiefern denn das Kind in seiner frühern Zeit vernünftig oder unvernünftig zu nennen sey, wird verschieden zu beantworten seyn je nach dem Begriffe, den man mit dem oft sehr abweichend gebrauchten Worte Vernunft verbinden will. Soll Vernunft in Hamann's und Jacobi's sprachgerechtem Sinne das höhere Vernehmen, das Vernehmen des Uebersinnlichen seyn, so ist das Kind, und auch das in der ersten Säuglingszeit, sehr wahrscheinlich ihrer theilhaftig. Soll sie hingegen ein zum Vermögen der Abstraction, der Principien rc. gesteigertes Begriffsbilden seyn, so müssen wir sie dem Kinde allerdings absprechen. Da das Uebersinnliche sich zunächst dem Gefühle offenbart, Begriffsbildung aber nur die Uebertragung des Vernommenen in die engeren Formen des Menschengeistes ist, so erscheint auch hiernach die Natur des Kindes keineswegs geringer.

Unsere Beantwortung der oben aufgestellten zweiten Frage wäre demnach für das Stattfinden des dort bezeichneten

ersten Falls, daß nämlich die Seele des Kindes von dessen Geburt an eine mit voller Kraft sey, die zu ihren Aeusserungen nur noch der Ausbildung des Leibes bedarf.

Und hiernach mögen wir uns die Widersprüche schlichten die uns nicht selten die Aeusserungen eines und desselben Schriftstellers darbieten, indem die Natur des Kindes bald als eine rein menschliche, bald als eine halb thierische, ja selbst als eine noch unter der thierischen stehende dargestellt wird. Sie ist jenes dem vollen Seelendaseyn des Kindes und seiner Gefühlsthätigkeit nach, dieses seiner durch die noch unvollkommene Körperausbildung beschränkten Vorstellungsthätigkeit und den davon abhängenden Aeusserungen nach. — Sie eine sittlich niedrige, sie die höchste Entfernung des Menschen von seinem Urbilde zu nennen, dazu kann nur Mangel an unbefangener Beobachtung verleiten oder theoretische Verirrung. Wie so wenig stimmen solche Aussprüche mit jenem bedeutungsvollen des großen Herzenskündigers: »Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder, so werdet ihr nicht in das Himmelreich kommen!«

Daß indeß frühere Forscher die Natur des Kindes keinesweges verkannt haben, zeigt schon, was uns von der Lehre des P y t h a g o r a s hinterlassen ist, nach welcher der λόγος schon in dem Geborenen ist, nur noch ruhend und in seiner eigenthümlichen Thätigkeit von Aussen her verdunkelt. Und noch entschiedener die neuere Ansicht überstrahlend ist P l a t o n's Lehre im Phädon, daß keine menschliche Seele nur im allergeringsten mehr Seele sey, als eine andere, womit der Ausspruch im Timäos, die Seele sey zu Anfang nach ihrer Verbindung mit dem Körper unverständig (ἄνους: hier dem ἔμφρων entgegengesetzt) keinesweges im Widerspruch steht, da hier offenbar von einem Vermögen die Rede ist, dessen Ausbildung, wie es ebendaselbst heißt, durch geringeren Zufluß von Nahrungsstoff und Abnahme des Wachsthums (was sich auf verminderten Blutzufluß zum Gehirn beziehen läßt) bedingt wird.

# Ueber Spontaneität, moralische Freiheit und Nothwendigkeit.

## Ein abermaliger Versuch

von

Herrn Dr. Friedrich Groos,
Arzt an der Irren-Anstalt zu Pforzheim.

---

Herr Professor Heinroth liefert in der siebenten seiner Beilagen zur Uebersetzung Georget's über die Verrücktheit einen Aufsatz mit der Ueberschrift: „Zur psychisch-gerichtlichen Medizin: über das Prinzip der Beurtheilung unfreier Zustände in Bezug auf criminal-, civil- und polizeiliche Rechtspflege; gegen Albrecht Meckel." Er behauptet hier, daß es nicht die Gegenwart irgend eines ungereimten krankhaften Triebes, als Ursache der abnormen Handlung des Individuums, sondern daß es die Unfreiheit sey, worüber der Richter die Frage an den Arzt richte. Er stellt nun mit dem ihm eigenen Scharfsinne einen zweifachen Begriff von Freiheit auf, wodurch er allerdings, wie es scheint, ein Licht über die schwierigste aller Fragen verbreitet, indem er nämlich das metaphysisch Verborgene von dem erfahrungsmäßig Offenbaren scharf und bestimmt und auf eine solche anscheinend klare Weise unterscheidet, daß sich ein berühmter Gelehrter, welchen ich, bei seiner neulichen Durchreise durch hier, auf das von mir in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1822, Nr. 23 u. 24 recensirte Werk Georget's aufmerksam machte, geradezu für die Heinrothsche Ansicht erklärte und die in

meiner Recension enthaltenen Gegenbemerkungen nicht beachtete.

Das Frappante in der Heinrothschen Unterscheidung des zwiefachen Begriffs von Freiheit einerseits, und andernseits der merkliche Eindruck, den diese neue Ansicht auf den beipflichtenden Gelehrten gemacht, haben mich veranlaßt, der Sache weiter nachzudenken und den Erfund meiner Untersuchung hier zur weitern Prüfung mitzutheilen.

Hier die Worte Heinroth's (so weit ich nämlich einen Auszug seines Vortrags in meine Recension aufgenommen habe, denn das Werk selbst habe ich nicht mehr bei der Hand, was ich jetzt sehr bedaure.):

„Der Begriff der Freiheit", sagt Heinroth, „ist ein zwiefacher. Der eine ist ein idealischer, moralischer, metaphysischer; er ist der Begriff der höchsten menschlichen Vollendung, des durch Gehorsam gegen die Vernunft errungenen freien Zustandes. Das Gegentheil dieses Zustandes ist keine Nachfrage für den Richter. Der andere Begriff der Freiheit setzt eine Fähigkeit im Menschen voraus, die es ihm möglich macht, anders zu handeln, als er in strafbaren Fällen handelt. Freiheit ist hier gleichbedeutend mit Selbstbestimmungsfähigkeit. Diese Lebensfreiheit (im Gegensatz der Vernunftfreiheit) wird dem Leidenschaftlichsten und Lasterhaftesten eben so als wie dem Besonnensten und Tugendhaftesten zugeschrieben, und nach ihr frägt der Richter; sie ist es, welche er voraussetzt, da wo er straft; sie ist die Basis des ganzen bürgerlichen Vereins. Ihre Basis ist in dem Bewußtseyn aller Menschen begründet; sie hat demnach allgemeine Erfahrungsgültigkeit, mag ihr Grund auch noch so metaphysisch seyn."

Ich will hier nicht wiederholen, was ich in meiner obenerwähnten Recension gegen diese Heinrothsche Ansicht, die zwar dem Richter und dem Gerichtsarzt und dem Bürger überhaupt, aber nicht mehr dem Philosophen genügen dürfte, einge-

wendet habe. Ich will hier vielmehr, mit augenblicklicher Umgehung der ersten Art oder der Vernunftfreiheit, das in der Beschreibung der zweiten Art oder der Lebensfreiheit enthaltene offenbar Wahre von dem blos Hypothetischen zu sondern suchen.

Offenbar wahr ist und vom größten Skeptiker vernünftiger Weise nicht zu läugnen: die hier sogenannte Lebensfreiheit ist gleichbedeutend mit Selbstbestimmungsfähigkeit, ist die Basis des ganzen bürgerlichen Vereins; ihre Basis ist in dem Bewußtseyn aller Menschen begründet; sie hat demnach allgemeine Erfahrungsgültigkeit, mag ihr Grund auch noch so metaphysisch seyn. — Ich gebe ferner als vollkommen erfahrungsmäßig zu: daß diese Lebensfreiheit dem Leidenschaftlichsten und Lasterhaftesten eben so wie dem Besonnensten und Tugendhaftesten zugeschrieben werden dürfe und müße. Denn der Verbrecher wollte ja sein Verbrechen begehen, der Tugendhafte wollte die edle That ausüben. — Aber hypothetisch, gänzlich unerwiesen, vielmehr als das eben in Frage stehende und erst noch zu Beweisende ist offenbar das, daß die hier vorausgesetzte Fähigkeit der Selbstbestimmung des Menschen zugleich die Möglichkeit in sich schließen soll, daß der Mensch hätte anders handeln können, als er wirklich gehandelt hat. Ich darf hier, indem ich die so einleuchtenden Behauptungen eines so scharfsinnigen Gelehrten, wie des Hrn. Heinroth, zu bestreiten suche, nicht selbst hypothetisch zu Werke gehen, ohne offenbar den Kürzern zu ziehen, der ich nicht gleiche geistige Waffen ihm entgegen setzen kann. Erfahrung, unbestreitbare Erfahrung, bleibe die Basis meines Räsonnements.

Der Mensch thut was er will, und will was er thut, wenn nicht äussere Abhaltungen oder aber mechanische Zwangsmittel vorhanden sind. Er ist also insofern frei. Diejenigen Deterministen, welche dieses läugnen könnten, würden sich selbst nicht verstehen und zu Lügnern an ihrem eignen Gefühle

werden. Selbst der Türke, im unerschütterlichen Glauben an sein eisernes Fatum, muß sich selbst gestehen, daß er gehen, ruhen, rauchen, tanzen, scherzen, phantasiten, denken, sündigen und beten kann, wann er will. Kurz jedermann thut was er will, und will was er thut. Indem also der Verbrecher das Verbrechen begehen wollte, in dem Augenblick, da er es beging, der Tugendhafte die Tugend ausüben wollte, wird mit Recht der böse Wille gestraft, der gute belohnt. Die Absicht verdient hier wie dort ihren Lohn. Das ist sonnenklar, so weit wir hiebei stehen bleiben. Gehen wir aber in unsern Schlüßen philosophirend weiter und sagen mit Hrn. Heinroth: der Verbrecher, indem er das Verbrechen begehen wollte, hätte es, trotz dieses seines Wollens unterlassen können, so verwandelt sich die vorige Klarheit plötzlich in finstere Nacht; denn, wenn mich nicht alles trügt, so heißt dies gerade so viel als: der Wille, etwas zu thun hätte, zu gleicher Zeit auch der Wille, es auch nicht zu thun, seyn können; was, als directe gegen den Satz des Widerspruchs streitend, die Basis aller gesunden Logik untergraben hieße. Offenbar vermischt hier Hr. Heinroth, insofern er sich dieser logischen Sünde unmöglich kann schuldig gemacht haben, die zweite Art oder die von ihm sogenannte Lebensfreiheit, die ein Factum ist, mit einem Zusatze seiner metaphysischen Freiheit oder der ersten Art, die eine bloße Geburt der Abstraction ist, und er versteht jetzt unter seiner Lebensfreiheit mehr, als blos die Erfahrung aussagt. Aber wo existirt die Erfahrung, daß einer anders hätte handeln können, als er wirklich gehandelt hat?

Die Frage über Freiheit oder Nothwendigkeit entsteht also noch nicht im Gebiete des natürlichen Menschenlebens. Denn jeder fühlt sich ja selbst frei. Daher so viele verständige Menschen diese Frage nicht einmal kennen, oder, wenn sie davon etwas vernehmen, ihrethalben um die richtige Antwort

unbekümmert, glücklich oder unglücklich dahin leben. Diese Frage entsteht erst, wenn der Mensch, theologisch geworden, sich zum verdammenden Richter der Handlungen Anderer oder auch in seltneren Fällen zum Selbstrichter seiner eigenen Handlungen aufwirft. Es ist ihm nicht genug, daß er das Laster durch den weltlichen Richter bestraft sehen will, um Andere oder auch den Fehlenden selbst vor ähnlichen Fehlern zu warnen; er will auch die Person des Lasterhaften noch in einer künftigen Welt bestraft und unglücklich, sich selbst aber für seine eingebildete Tugend himmlisch belohnt wissen. Die Frage über Freiheit oder Nothwendigkeit entsteht, als einer Antwort bedürftig, also erst durch Abstraktion auf dem Grund und Boden der Theologie. Daß sich nicht die, wie die Luft überall eindringenden, Philosophen auch des Problems der Freiheit, als vor ihr Forum gehörig, bald bemächtigten und damit zugleich den Geist des Widerspruchs über die neue Aufgabe ergoßen, konnte wohl nicht fehlen. So traten nun bald zwei Partheien auf: die eine für die Freiheit des Willens, aber nicht mehr blos im obigen natürlichen Sinne der Lebensfreiheit, sondern im abstrahirten Sinne der Freiheit der Gleichgültigkeit oder des Indifferentismus, so daß der Mensch, fähig anders zu handeln als er gehandelt hat, nicht blos der Executor sondern auch der Gebärer seines eigenen Willens sey; die andere Parthei für die Nothwendigkeit unsrer Handlungen (Determinismus), so daß der Mensch seinen Willen zwar frei ausübe, weil die That seinem Willen wirklich ganz gemäß ist, aber auch ihn so und nicht anders ausüben müße.

So viel scheint mir nun sehr klar, daß eine richtige Antwort auf die Frage über Freiheit im metaphysischen Sinne des Indifferentismus und über Nothwendigkeit nicht mit ein paar metaphysischen Machtsprüchen abgethan sey von „frei seyn und unfrei erscheinen" (der Mensch erscheint ja

frei, wie wir oben gesehen haben; wir sehen ihn thun, was er will), oder vor „überzeitlicher und übersinnlicher Freiheit.“ Es müßen vielmehr beiderseits die gerechten Gründe und Zweifel des gesunden Verstandes angehört und redlich geprüft werden.

Ehe ich der wahren Ursache von der Verschiedenheit der Ansichten über metaphysische Freiheit oder Nothwendigkeit auf den Grund zu kommen suchen werde, muß ich noch einmal auf die Heinroth'sche Lebensfreiheit, um sie dann im Verfolge der gegenwärtigen Untersuchung ruhig hinter uns lassen zu können, zurückkommen und bemerken, daß diese Lebensfreiheit (im Gegensatze der metaphysischen Vernunftfreiheit), die, nach Abzug des schon erwähnten Hypothetischen in ihr, eine wirkliche Thatsache ist, die Hypothese der metaphysischen Nothwendigkeit auszuschliessen und zu verdrängen nicht vermögend sey; und daß diese Lebensfreiheit, wenn schon faktisch noch so gewiß, nichts in der Hauptfrage entscheide, weder für, noch gegen die metaphysische Freiheit oder Nothwendigkeit. Dieses, wenn gleich aus dem vorher Gesagten sich schon ergebend, muß ich noch näher andeuten.

Der Mensch übt seinen Willen frei aus, er handelt also seinem Willen gemäß. Das ist alles, was diese Lebensfreiheit aussagt. Aber daß er der souveräne Herr und Meister, der Schöpfer und Erzeuger dieses seines Willens sey: das sagt diese Lebensfreiheit gar nicht aus. Die Selbstbestimmungsfähigkeit dieser Lebensfreiheit wird hier zu ihrer Aeußerung bestimmt durch Motive; es seyen nun diese Motive Vernunftgründe oder Empfindungen. In den Motiven also liegt das Bestimmende, und hier tritt mit unwiderstehlicher Macht der Satz des zureichenden Grundes auf, nach welchem keine Wirkung ohne Ursache und keine Handlung des noch so freien Menschen ohne einen zureichenden Grund erfolgen kann. Die Beschaffenheit dieser Motive nun hängt vom größern oder niedern

Grade der Vernunft- und Verstandes-Cultur und von der grössern oder niedern Empfindlichkeit des Handelnden ab; und so wird der Wille, durch geheime Ursachen, die ausser ihm im Verstande und Temperamente liegen, dem Menschen unbemerkt, bestimmt, gerade dieser und kein anderer Wille zu seyn, als er in dem Augenblicke der That ist. Hier herrscht also Nothwendigkeit in der Handlungsweise des Menschen; aber eine tief verborgene Nothwendigkeit, die selbst der nicht gewahr wird, der seinen Willen frei ausübt. Und somit ist selbst die Benennung: „Selbstbestimmungsfähigkeit" hypothetisch, mehr aussagend als erwiesen ist, also unpassend; es sey denn, daß der Begriff derselben der sey: nicht daß der Wille, als ein gesondertes Geistesvermögen, sich selbst bestimme, sondern daß die Seele überhaupt oder der ganze Mensch, der die Motive in sich trägt, das Willensvermögen bestimme. Und in diesem letzten Sinne existirt die Selbstbestimmungsfähigkeit erfahrungsmässig; sie ist die Spontaneität. Aber indem diese Spontaneität dem Kinde so gut wie dem Erwachsenen, dem Thoren wie dem Weisen, ja dem Thiere so gut wie dem Menschen zukommt, (nur daß dort die Motive mehr Empfindungen, hier mehr Gedanken sind), so ertheilt die Heinroth'sche Lebensfreiheit, nach Abzug des blos Hypothetischen in ihrer Definition, dem Menschengeschlecht nicht jene Würde und jenen Vorzug vor den Thieren, die sie beim ersten Anblick zu ertheilen scheint. Es ist Spontaneitat und mehr nicht, was diese Lebensfreiheit erfahrungsmäßig aussagt. Diese steht mit metaphysischer Freiheit (in der die zwingende Macht selbst der geistigen Motive wegfällt und damit der Satz des zureichenden Grundes umgestoßen wird) in keinem, weder nahen noch fernen, Verbande. Und somit ist es nicht die Freiheit, sondern die höhere Vernunft, die den Menschen vor den Thieren adelt.

Nach diesem Versuch zu einer Beseitigung der Heinroth'schen Lebensfreiheit, stoßen wir nun auf die Freiheit und

[illegible] Sinne als Indiffere
[illegible] Hier fällt zuerst, als
[illegible] der tiefsten
[illegible] dem nämlichen
[illegible] Resultate aufstellen, wel
[illegible] diese Verschiede
[illegible] die Ursache liegen
[illegible] Gründen streitet
[illegible] redlich gemeint
[illegible] Ursache eine ganz no
[illegible] Theil hat auf seinem eigener
[illegible] streitend, vollkommen
Grund gelegte Hypothese nicht: se
Ursache ist wohl keine andere o
Psychologie, von der jeder Theil
legen den menschlichen Geist
dem Denk- und Empfindung
Willen aber, das oberste
Ausfluß aus dem Empfin
muß der Satz des zurei
Scharfblicke bis auf
Geistes angewandt,
phischen Untersuch
nothwendig der
einen zureichen
liche mensch
als Ind
Wille
nich

s
T
lei
daß
nich
metc
gleich
noch
also sei
densfrei
Meister,
das sagt
mungsfä
bestimmt
gründe ob
Bestimmer
Satz des z
kung ohne
Menschen o
Beschaffenhe

Engli
werde
sagt
ist, vor
ner Weise

frei

Zuerst die
Widerlegung der
Erster Bewe
mehr für die Nothw
Handlungen aus.
Nach Collins lasse
auf folgende vier zurückfüh
des Urtheils; Wollen; Thu
Die Bildung der

Geistes, und er ist nur das obere Begehrungsvermögen …
Dienste des Verstandes und des Gemüths, also der …
…er sclavisch unterworfen.

So wie aber ein anderer Theil der Psychologen …
selbstständiges Grundvermögen unseres Geistes, …
die Thatkraft oder die Kraft freier Selbstbestimmung …
…lt, so gewinnt der Gang der Untersuchung …
…e Wendung, und Freiheit als Indifferentismus …
…scheint, jetzt auf, ein Absurdum zu …
…n die Gründe für die Freiheit eben die …
…kraft zu gewinnen, welche so eben ganz …
…nde für den Determinismus war.
…mit muß also das metaphysische Problem …
…n psychologischen Standpunkt …
…auf die Duplizität oder Zwie…
…mögen.
…ründlich zu Werk zu gehen, …
…doch bündiger Kürze …
…und des Indifferentis…
…riften folgend, …
…sen oder nicht …
…verlieren könn…
…lind und …
…ber die F…

… der Willkühr
… Satz erscheint
…s wahrscheinlich
… Diese Verschie-
…, als abhängig
…eit, anderntheils
… des Satzes selbst,
… des Menschen, als
… in den des Weißen.
… klarer Satz nicht klar
… ist muß sich dem, was
…abigkeit fügen, wie die
…en, wo das stärkere
…a, wie der des Nützlichen
…schen mit Nothwendigkeit.
… Dinge und seine darauf ge-
…te, der würde den handeln-
… Cicero (Acad. Quaest.
…lehrt, daß das Beginnen einer
…n derselben allemal nothwendig
…nken gegründet ist, der uns die
… von derselben vorziehen macht.
…en: die erste, ob der Mensch im
…lich frei sey, — die andere, ob er
…genständen nach Belieben den einen
…ne.
… im Wollen oder Nichtwollen an sich
…irgends. Man thue dem Menschen
…leich jetzt oder später zu thun; allema
… Nothwendigkeit zu einem Willensacte
…ün, daß er in den Vorschlag einwillige

frei, wie wir oben gesehen haben; wir sehen ihn thun, was er will), oder vor „überzeitlicher und übersinnlicher Freiheit.“ Es müßen vielmehr beiderseits die gerechten Gründe und Zweifel des gesunden Verstandes angehört und redlich geprüft werden.

Ehe ich der wahren Ursache von der Verschiedenheit der Ansichten über metaphysische Freiheit oder Nothwendigkeit auf den Grund zu kommen suchen werde, muß ich noch einmal auf die Heinroth'sche Lebensfreiheit, um sie dann im Verfolge der gegenwärtigen Untersuchung ruhig hinter uns lassen zu können, zurückkommen und bemerken, daß diese Lebensfreiheit (im Gegensatze der metaphysischen Vernunftfreiheit), die, nach Abzug des schon erwähnten Hypothetischen in ihr, eine wirkliche Thatsache ist, die Hypothese der metaphysischen Nothwendigkeit auszuschliessen und zu verdrängen nicht vermögend sey; und daß diese Lebensfreiheit, wenn schon faktisch noch so gewiß, nichts in der Hauptfrage entscheide, weder für, noch gegen die metaphysische Freiheit oder Nothwendigkeit. Dieses, wenn gleich aus dem vorher Gesagten sich schon ergebend, muß ich noch näher andeuten.

Der Mensch übt seinen Willen frei aus, er handelt also seinem Willen gemäß. Das ist alles, was diese Lebensfreiheit aussagt. Aber daß er der souveräne Herr und Meister, der Schöpfer und Erzeuger dieses seines Willens sey: das sagt diese Lebensfreiheit gar nicht aus. Die Selbstbestimmungsfähigkeit dieser Lebensfreiheit wird hier zu ihrer Aeußerung bestimmt durch Motive; es seyen nun diese Motive Vernunftgründe oder Empfindungen. In den Motiven also liegt das Bestimmende, und hier tritt mit unwiderstehlicher Macht der Satz des zureichenden Grundes auf, nach welchem keine Wirkung ohne Ursache und keine Handlung des noch so freien Menschen ohne einen zureichenden Grund erfolgen kann. Die Beschaffenheit dieser Motive nun hängt vom größern oder niedern

Grade der Vernunft- und Verstandes-Cultur und von der grössern oder niedern Empfindlichkeit des Handelnden ab; und so wird der Wille, durch geheime Ursachen, die ausser ihm im Verstande und Temperamente liegen, dem Menschen unbemerkt, bestimmt, gerade dieser und kein anderer Wille zu seyn, als er in dem Augenblicke der That ist. Hier herrscht also Nothwendigkeit in der Handlungsweise des Menschen; aber eine tief verborgene Nothwendigkeit, die selbst der nicht gewahr wird, der seinen Willen frei ausübt. Und somit ist selbst die Benennung: „Selbstbestimmungsfähigkeit" hypothetisch, mehr aussagend als erwiesen ist, also unpassend; es sey denn, daß der Begriff derselben der sey: nicht daß der Wille, als ein gesondertes Geistesvermögen, sich selbst bestimme, sondern daß die Seele überhaupt oder der ganze Mensch, der die Motive in sich trägt, das Willensvermögen bestimme. Und in diesem letzten Sinne existirt die Selbstbestimmungsfähigkeit erfahrungsmässig; sie ist die Spontaneität. Aber indem diese Spontaneität dem Kinde so gut wie dem Erwachsenen, dem Thoren wie dem Weisen, ja dem Thiere so gut wie dem Menschen zukommt, (nur daß dort die Motive mehr Empfindungen, hier mehr Gedanken sind), so ertheilt die Heinroth'sche Lebensfreiheit, nach Abzug des blos Hypothetischen in ihrer Definition, dem Menschengeschlecht nicht jene Würde und jenen Vorzug vor den Thieren, die sie beim ersten Anblick zu ertheilen scheint. Es ist Spontaneitat und mehr nicht, was diese Lebensfreiheit erfahrungsmäßig aussagt. Diese steht mit metaphysischer Freiheit (in der die zwingende Macht selbst der geistigen Motive wegfällt und damit der Satz des zureichenden Grundes umgestoßen wird) in keinem, weder nahen noch fernen, Verbande. Und somit ist es nicht die Freiheit, sondern die höhere Vernunft, die den Menschen vor den Thieren adelt.

Nach diesem Versuch zu einer Beseitigung der Heinroth'schen Lebensfreiheit, stoßen wir nun auf die Freiheit und

Nothwendigkeit im metaphysischen Sinne als Indifferentismus und als Determinismus. Hier fällt zuerst, als Erstaunen erregend, der grellste Widerspruch der tiefsten Forscher mit Recht auf, die nach einem und dem nämlichen Ziel strebend, die entgegengesetztesten Resultate aufstellen, welche gegenseitig einander vernichten. Woher diese Verschiedenheit der Ansichten? Und worin mag die Ursache liegen, daß jeder Theil gegen den andern mit Gründen streitet, die auf beiden Seiten scharf gedacht und redlich gemeint sind? Errathe ich recht, so ist die Ursache eine ganz natürliche und einfache, und jeder Theil hat auf seinem eigenen hypothetischen Grund und Boden streitend, vollkommen Recht, so lange die zu Grund gelegte Hypothese nicht selbst widerlegt wird. Die Ursache ist wohl keine andere als die Verschiedenheit der Psychologie, von der jeder Theil ausgeht. So lange die Psychologen den menschlichen Geist nur aus zwei Grundvermögen, dem Denk- und Empfindungsvermögen, bestehen lassen, den Willen aber, das oberste Begehrungsvermögen, als einen Ausfluß aus dem Empfindungsvermögen betrachten, so lange muß der Satz des zureichenden Grundes, mit Leibnitz'schen Scharfblicke bis auf die verborgensten Acte des menschlichen Geistes angewandt, der höchste Wegweiser in allen philosophischen Untersuchungen seyn. Die Freiheitslehre muß jetzt nothwendig deterministisch lauten. Gott selbst kann nie ohne einen zureichenden Grund handeln; wieviel weniger der endliche menschliche Geist! Nach dieser Metaphysik ist Freiheit, als Indifferentismus, als ein Vermögen des menschlichen Willens, über alle Motive des Denk- und Empfindungsvermögen nicht nur hinwegzusehen, sondern selbst auf eine den Motiven entgegengesetzte Weise zu handeln, — ein wahres Absurdum, weil der Satz des zureichenden Grundes eine der allerersten Bedingungen aller menschlichen Logik ausmacht. Der Wille existirt hier ja nicht als ein eigenes Grundvermögen des

Geistes, und er ist nur das obere Begehrungsvermögen im Dienste des Verstandes und des Gemüths, also den Motiven beider sclavisch unterworfen.

So wie aber ein anderer Theil der Psychologen ein drittes selbstständiges Grundvermögen unseres Geistes, den Willen oder die Thatkraft oder die Kraft freier Selbstbestimmung, aufstellt, so gewinnt der Gang der Untersuchung eine ganz andere Wendung, und Freiheit als Indifferentismus hört, wie es scheint, jetzt auf, ein Absurdum zu seyn. Jetzt scheinen die Gründe für die Freiheit eben die sieghafte Ueberzeugungskraft zu gewinnen, welche so eben ganz auf Seiten der Gründe für den Determinismus war.

Somit muß also das metaphysische Problem der Freiheit auf einen psychologischen Standpunkt zurückgeführt werden, nämlich auf die Duplizität oder Triplizität der geistigen Grundvermögen.

Um gründlich zu Werk zu gehen, will ich nunmehr in möglichster, doch bündiger Kürze die Hauptgründe des Determinismus und des Indifferentismus aufstellen, dabei zwei kleinen Schriften folgend, die, wenn gleich vielleicht heut zu Tag vergeßen oder nicht mehr beachtet, als classisch ihren Werth nie verlieren können. Ihre Verfasser sind zwei Engländer: Collins und Samuel Clarke. Je mehr der Letztere, welcher die Freiheit mit siegenden Waffen gegen seinen Gegner Collins verficht, als einer der tiefsten Denker des schönen Leibnitzisch-Newton'schen Zeitalters noch jetzt verehrt wird, desto größer ist mein Wagstück, wenn ich, beider Lehren am Ende gegen einander haltend und abwägend, mir hauptsächlich Clarke's Lehre zum Gegenstand einer bescheidenen Zweifelsucht auswähle. Gegen Collins Behauptungen ein gleiches thun zu wollen, wird dadurch überflüssig, daß dieser an Clarke seinen wirklichen Besieger gefunden hat. Der Zufall führte mir vor nicht langer Zeit das Buch

in die Hände: Recueil de diverses pièces sur la philosophie, la religion naturelle, l'histoire, les mathematiques etc. par MM. Leibniz, Clarke, Newton et autres Autheurs célèbres; á Amsterdam chez H. Du Sauzet, 1720; zwei Bände. Im ersten Bande sind ausser den Streitschriften von Leibnitz und Clarke in fünf Sendschreiben und eben so vielen widerlegenden Antworten über die Principien der Newton'schen Naturphilosophie und ausser einem Briefwechsel zwischen einem Cambridger Gelehrten und Clarke über die Freiheit, auch noch die Recherches philosophiques de Mr. Collins sur la liberté de l'homme (von Seite 239 — 350) und die Remarques de Mr. Clarke sur un livre de Mr. Collins intitulé: Recherches philosophiques sur la liberté de l'homme (von Seite 351 — 409) enthalten. Das Englische steht hier alles in französischer Uebersetzung. Ich werde das Ganze, was hier für und wider die Freiheit gesagt worden, insofern es für meine Untersuchung wesentlich ist, vor Augen behalten und nur den Sinn in ungebundener Weise hier darstellen.

## Der Determinismus,
### frei bearbeitet nach Collins.

Zuerst die Gründe für die Nothwendigkeit; dann die Widerlegung der Einwürfe gegen die Nothwendigkeit.

Erster Beweisgrund: Die Erfahrung spricht sich mehr für die Nothwendigkeit als für die Freiheit unserer Handlungen aus.

Nach Collins lassen sich alle Acte des menschlichen Geistes auf folgende vier zurückführen: Bildung der Begriffe; Fällung des Urtheils; Wollen; Thun was wir wollen.

Die Bildung der Begriffe ist so sehr ein nothwen-

diger Act, daß er nicht einmal mit dem Gefühle der Willkühr begleitet ist.

Die Fällung des Urtheils. Jeder Satz erscheint entweder als klar in sich oder durch Beweise; als wahrscheinlich oder unwahrscheinlich; als zweifelhaft oder falsch. Diese Verschiedenheit der Erscheinungsweise eines Satzes, als abhängig einestheils von dem Grade meiner Fähigkeit, anderntheils von dem Grade der Klarheit oder Dunkelheit des Satzes selbst, abzuändern, steht so sehr außer der Macht des Menschen, als die Abänderung des Eindruckes des Rothen in den des Weißen. Wer da behaupten wollte, daß ein ihm klarer Satz nicht klar sey, weiß nicht, was er sagt. Der Geist muß sich dem, was ihm klar scheint, mit eben der Nothwendigkeit fügen, wie die Waage auf diejenige Seite neigen, wo das stärkere Gewicht ist. Der Schein des Wahren, wie der des Nützlichen und Angenehmen, bestimmt den Menschen mit Nothwendigkeit. Wer dem Menschen den Schein der Dinge und seine darauf gegründete Bestimmung nehmen wollte, der würde den handelnden tödten. So sprach schon Cicero (Acad. Quaest. libr. II.)

Wollen. Die Erfahrung lehrt, daß das Beginnen einer Handlung oder das Enthalten von derselben allemal nothwendig auf einen vorangegangenen Gedanken gegründet ist, der uns die Handlung oder das Enthalten von derselben vorziehen macht. Es entstehen hier zwei Fragen: die erste, ob der Mensch im Wollen oder Nichtwollen wirklich frei sey, — die andere, ob er von zwei oder mehrern Gegenständen nach Belieben den einen oder den andern wählen könne.

1) Was die Freiheit im Wollen oder Nichtwollen an sich betrifft, so existirt sie nirgends. Man thue dem Menschen einen Vorschlag, etwas gleich jetzt oder später zu thun; allemal muß er sich sogleich mit Nothwendigkeit zu einem Willensacte entschliessen, es sey nun, daß er in den Vorschlag einwillige

oder nicht. Das Nichteinwilligen ist selbst eben so gut wie das Aufschieben oder Berathschlagenwollen ein nothwendiger Willensact. Eben so ist die Wahl eines Gegenstandes, die aus bloßem Eigensinn geschieht, eine nicht minder nothwendige Wahl als diejenige, die auf eine vorangegangene Berathung gegründet ist, indem beiderlei Wahlen auf das Urtheil gebaut sind, daß der zu wählende Gegenstand besser als ein anderer sey. Ob nun die Vernunftgründe triftig seyen oder nicht, das Urtheil reif oder voreilig, thut hier nichts zur Sache. Die Wahl war auf jeden Fall ein nach den obwaltenden Umständen nothwendiger Act.

2) Die andere Frage: ob der Mensch von zwei oder mehrern Gegenständen nach Belieben den einen vor den andern wählen könne? zerfällt in zwei weitere Fragen: Einmal frägt sich, ob der Mensch frei sey in der Wahl zwischen mehrern offenbar verschiedenen Gegenständen, deren einer nämlich vorzüglicher erscheint als die andern. Die Antwort ergibt sich von selbst, sobald man bedenkt, daß das Wollen oder einen Gegenstand Vorziehen zum Nützlichen oder Schädlichen, eben so wie das Urtheilen zum Wahren und Falschen in einer gleich nothwendigen Beziehung stehe. Wir urtheilen vom Wahren und Falschen nach dem Scheine der Sache; und wir wollen oder verwerfen eine Sache ebenfalls nach dem, wie sie uns als nützlich oder schädlich erscheint. Dieß läugnen wollen, hieße sich selbst anlügen und dem Menschen alle Empfindung absprechen. Jeder vernünftige Mensch strebt nach dem Nützlichen oder nach dem, was ihn am wenigsten unglücklich macht; und das selbst in denjenigen Augenblicken, in denen er Handlungen begeht, die er von den schlimmsten Folgen begleitet weiß. Mit Recht sagt Plato: Es streitet gegen die Natur des Menschen, das Uebel als Uebel zu wollen, so wie die Wahrheit als Wahrheit zu verwerfen; er sieht vielmehr nur das Uebel für ein Gut, das Falsche für Wahrheit an.

Zum Andern frägt sich: ob der [illegible] zwischen mehreren sich gleichen oder glei[illegible] Daß es gerade hier sey, wo der Men[illegible] behaupten scheinbar triumphirend die [illegible] indem sie lehren, daß der Mensch in der [illegible] Eyes aus mehreren vollkommen ähnlichen, [illegible] grund-bestimmt werden könne, gerade jenes [illegible] gen zu wählen, daß also hier die Nothwendig[illegible] wegfallen müsse und dagegen der freie Wille sich au[illegible] kennbare Weise äußere. — Man gebe mit Collins [illegible] Augenblick zu, daß hier einmal ein Fall sey, der zu Gunsten der Freiheitslehre spreche; aber man stelle zugleich mit ihr die Frage: was ist eine Freiheit viel werth, die sich nur an gleichen oder gleichscheinenden Gegenständen übt; da es solcher nur eine sehr kleine Anzahl gibt, (falls es je wahr ist, daß es zwei vollkommen gleiche Sachen in der Welt gibt), wenn der Mensch in allen übrigen Fällen, in denen ein auffallender Unterschied zwischen den zu wählenden Gegenständen statt findet, wohin gerade die auf Moral und Religion sich beziehenden Handlungen gehören, mit Nothwendigkeit bestimmt wird? Wenn nun der indifferent-freie Wille gerade um der Moral und Religion willen aufgestellt wird, wo bleibt seine Anwendung anders als in blos-nichtssagenden Fällen von gleichen oder sich gleich scheinenden Gegenständen, wo in der Wahl des einen vor den übrigen eben so wenig wirklich gesündigt oder Tugend geübt werden kann, als in der Wahl eines Eyes vor den gleichen übrigen eine Bevortheilung oder Zurücksetzung statt finden kann?

Aber es ist, nach Collins, nichts weniger als an dem, daß in dem eben erwähnten Falle der Mensch wirklich mit Freiheit wähle. Der Schein der äusserlichen Gleichheit der Gegenstände ist es nicht allein, was hier zu berücksichtigen ist; es kommt auch noch auf die innere Disposition des Wollenden; auf seine Meinungen, Vorurtheile, sein Temperament,

oder nicht. Das Nichteinwilligen ist selbst eben so gut wie das Aufschieben oder Berathschlagenwollen ein nothwendiger Willensact. Eben so ist die Wahl eines Gegenstandes, die aus bloßem Eigensinn geschieht, eine nicht minder nothwendige Wahl als diejenige, die auf eine vorangegangene Berathung gegründet ist, indem beiderlei Wahlen auf das Urtheil gebaut sind, daß der zu wählende Gegenstand besser als ein anderer sey. Ob nun die Vernunftgründe triftig seyen oder nicht, das Urtheil reif oder voreilig, thut hier nichts zur Sache. Die Wahl war auf jeden Fall ein nach den obwaltenden Umständen nothwendiger Act.

2) Die andere Frage: ob der Mensch von zwei oder mehrern Gegenständen nach Belieben den einen vor den andern wählen könne? zerfällt in zwei weitere Fragen: Einmal frägt sich, ob der Mensch frei sey in der Wahl zwischen mehrern offenbar verschiedenen Gegenständen, deren einer nämlich vorzüglicher erscheint als die andern. Die Antwort ergibt sich von selbst, sobald man bedenkt, daß das Wollen oder einen Gegenstand Vorziehen zum Nützlichen oder Schädlichen, eben so wie das Urtheilen zum Wahren und Falschen in einer gleich nothwendigen Beziehung stehe. Wir urtheilen vom Wahren und Falschen nach dem Scheine der Sache; und wir wollen oder verwerfen eine Sache ebenfalls nach dem, wie sie uns als nützlich oder schädlich erscheint. Dieß läugnen wollen, hieße sich selbst anlügen und dem Menschen alle Empfindung absprechen. Jeder vernünftige Mensch strebt nach dem Nützlichen oder nach dem, was ihn am wenigsten unglücklich macht; und das selbst in denjenigen Augenblicken, in denen er Handlungen begeht, die er von den schlimmsten Folgen begleitet weiß. Mit Recht sagt Plato: Es streitet gegen die Natur des Menschen, das Uebel als Uebel zu wollen, so wie die Wahrheit als Wahrheit zu verwerfen; er sieht vielmehr nur das Uebel für ein Gut, das Falsche für Wahrheit an.

Zum Andern frägt sich: ob der Mensch frei sey in der Wahl zwischen mehrern sich gleichen oder gleich scheinenden Gegenständen? Daß es gerade hier sey, wo der Mensch offenbar frei handle, behaupten scheinbar triumphirend die Verfechter der Freiheit, indem sie lehren, daß der Mensch in der Auswahl z. B. eines Eyes aus mehreren vollkommen ähnlichen, durch keinen Beweggrund bestimmt werden könne, gerade jenes Ey vor den übrigen zu wählen, daß also hier die Nothwendigkeit der Wahl wegfallen müsse und dagegen der freie Wille sich auf eine unverkennbare Weise äußere. — Man gebe mit Collins auf einen Augenblick zu, daß hier einmal ein Fall sey, der zu Gunsten der Freiheitslehre spreche; aber man stelle zugleich mit ihm die Frage: was ist eine Freiheit viel werth, die sich nur an gleichen oder gleichscheinenden Gegenständen übt; da es solcher nur eine sehr kleine Anzahl gibt, (falls es je wahr ist, daß es zwei vollkommen gleiche Sachen in der Welt gibt), wenn der Mensch in allen übrigen Fällen, in denen ein auffallender Unterschied zwischen den zu wählenden Gegenständen statt findet, wohin gerade die, auf Moral und Religion sich beziehenden Handlungen gehören, mit Nothwendigkeit bestimmt wird? Wenn nun der indifferent-freie Wille gerade um der Moral und Religion willen aufgestellt wird, wo bleibt seine Anwendung anders als in blos-nichtssagenden Fällen von gleichen oder sich gleich scheinenden Gegenständen, wo in der Wahl des einen vor den übrigen eben so wenig wirklich gesündigt oder Tugend geübt werden kann, als in der Wahl eines Eyes vor den gleichen übrigen eine Bevortheilung oder Zurücksetzung statt finden kann?

Aber es ist, nach Collins, nichts weniger als an dem, daß in dem eben erwähnten Falle der Mensch wirklich mit Freiheit wähle. Der Schein der äusserlichen Gleichheit der Gegenstände ist es nicht allein, was hier zu berücksichtigen ist; es kommt auch noch auf die innere Disposition des Wollenden, auf seine Meinungen, Vorurtheile, sein Temperament,

seine Gewohnheiten, Stellung und auf die größere oder geringere Geübtheit der Gliedmaßen der rechten oder linken Seite &c. an. Und wenn auch der Mensch sich selbst keine Rechenschaft von der getroffenen Wahl unter vollkommen gleich scheinenden Gegenständen zu geben weiß, so rührt es nur daher, weil in der Verkettung der Ursachen, die ihren Wirkungen vorangehen, unmerkliche Momente statt finden können, welche inzwischen, neben den übrigen Ursachen, ihre nothwendigen Wirkungen eben so wenig verfehlen, wie ein Sandkörnchen die Waage, die bei gleichen Gewichten inne stand, nothwendig aus dem Gleichgewichte heben muß, wenn gleich das Auge bei der Kleinheit des Einflusses nicht entdecken kann, auf welcher Seite das größere Gewicht liege. So klein auch immer die Ursache sey, sie muß nothwendig ihre Wirkung haben, und jede unserer Wahlen kann nie ohne eine, wenn auch noch so unmerkliche, Ursache statt finden.

Thun was wir wollen. Herrscht Nothwendigkeit nicht nur im Begreifen und Urtheilen, sondern selbst im Wollen, wie wir gesehen haben, so muß sie auch in dem Erfolge des Wollens, im Thun und Lassen herrschen. Und wenn wir eine angefangene Handlung abbrechen oder abändern, so geschieht es nur in Folge eines durch innere Nothwendigkeit neu entstandenen Wollens. Das lehrte schon Aristoteles im siebenten Buche seiner Ethik.

Also spricht sich die Erfahrung für die Nothwendigkeit und nicht für die Freiheit der verschiedenen Acte des menschlichen Geistes aus; und somit hat Collins sein erstes Argument hinlänglich erwiesen. Er stellt nun noch fast zum Ueberfluß eine Parallele zwischen der Handlungsweise der Thiere, die jederman als nothwendige Agentien betrachte, und der des Menschen auf. Haben die Thiere nicht auch ihre Lebensfreiheit in allen ihren Bewegungen, in ihren Entschlüssen, und handeln sie z. B. bei drohender Gefahr nicht auch nach

einer vernünftigen Logik, sind sie nicht selbst der Abschreckung von unschicklichen Handlungen durch Züchtigungen fähig? Gerade wie der Mensch. — Man lese des Hieronymus Rorarius merkwürdiges Buch: Quod animalia bruta ratione utantur melius homine; Amstelodami 1654. — Nur daß der Mensch ausgebreitete Kenntnisse besitzt, daß ihn die Idee der Ehre und Tugend rührt, daß er weiter hinaus rechnet, und daß ihn die Zukunft nicht minder als das Abwesende beschäftigt, wobei er zugleich aber auch größern Irrthümern unterworfen ist. Aber so wie die verschiedenen Thierklassen, je nachdem sie mehr oder weniger mit Eigenschaften, die scheinbar von Freiheit zeugen, ausgerüstet sind, doch auf eine und die nämliche Natur dieser Eigenschaften, in Hinsicht auf die wirkenden Ursachen ihrer Handlungen, und also auf Nothwendigkeit ihrer Handlungsweise schliessen lassen: so gilt der nämliche Schluß von den verschiedenen Thiergattungen auch in seiner Ausdehnung auf das veränderliche Menschengeschlecht. — Und die Kinder, die ebenfalls als nicht frei angesehen werden, in welchem Alter werden sie freie?

Zweiter Beweisgrund. Der Mensch muß ein nothwendig handelndes Wesen seyn, weil alle seine Handlungen einen Anfang haben; und weil Alles, was einen Anfang nimmt, eine Ursache haben und jede Ursache eine nothwendige Ursache seyn muß.

Wenn eine Ursache nicht eine nothwendige Ursache ist, so ist sie gar keine Ursache, hat keine besondere Beziehung zu ihrer Wirkung, und könnte also ohne Unterschied alle Arten von Wirkungen hervorbringen. Vielmehr muß jede Ursache ihre besondere Beziehung zu gewissen Wirkungen und nicht zu andern Wirkungen haben; sie muß also eine nothwendige Ursache seyn. Die Freiheit oder das Vermögen, verschiedene oder entgegengesetzte Handlungen zu begehen in Folge einer und der nämlichen Ursache, ist also eine unmögliche Sache, oder aber sie führt zu Epikur's System vom blinden Zufall. Daher auch im Alterthum

die Atheisten aus der Schule Epikur's; so wie unter den Juden die gottlose Secte der Saducäer die großen Verfechter der Freiheit waren, die edlen Stoiker hingegen und unter den Juden die unbescholtene Secte der Essäer die Nothwendigkeit und ein Fatum anerkannten; während die heuchlerischen Pharisäer, selbst in ihren ersten Principien der Philosophie heuchelnd, neben einem Alles schaffenden Fatum zugleich die Freiheit lehrten.

Dritter Beweisgrund. Die Vollkommenheit des Menschen verträgt sich nur mit der Nothwendigkeit, nicht mit der Freiheit der Handlungen. Man prüfe nur die verschiedenen Definitionen von der Freiheit und ziehe die richtigen Folgerungen.

Definirt man die Freiheit mit Le Clerc (Bibliothèque choisie) als „das Vermögen, zu gleicher Zeit verschiedene Urtheile über einen und denselben Satz zu fällen, — versteht sich, wenn der Satz selbst nicht klar ist", denn Le Clerc gesteht selbst ein, daß das Urtheil über klare Sätze nicht frei sey: — so handelt der Mensch nicht als vernünftiges Wesen und wird desto unvollkommner seyn, je freier er in seinem Urtheile ist. Denn wie der Mensch als unvernünftiges Wesen handeln würde, wenn er fähig wäre zu urtheilen, daß ein ihm klarer Satz nicht klar sey: eben so wäre er gleichmäßig unvernünftig, wenn er fähig wäre zu urtheilen, daß ein ihm wahrscheinlicher Satz nicht wahrscheinlich, oder ein ihm unwahrscheinlicher nicht unwahrscheinlich sey. Der Schein der Dinge, er sage nun Klarheit oder bloße Wahrscheinlichkeit oder Unwahrscheinlichkeit aus, ist der einzige vernünftige Grund, worauf wir unser Urtheil bauen. Und da fast alle unsere Handlungen auf die bloße Wahrscheinlichkeit eines Satzes und nur sehr wenig auf die wirkliche Gewißheit deßelben gegründet sind, so würde die Unvollkommenheit unserer Natur nur desto größer seyn wenn wir nicht eben so nothwendig dort durch die Wahrschein

keit oder durch die Unwahrscheinlichkeit, als hier durch die Gewißheit der Sätze zu Handlungen bestimmt würden.

Definirt man die Freiheit mit Cheyne (Philos. princ.) als „das Vermögen, das Uebel, als Uebel, eben so gut wollen zu können als das Gute", — wie unvollkommen, unglücklich und Unglück verbreitend wäre hiernach der Mensch! Ist er es nicht schon genug dadurch, daß er sich durch den Schein des Guten — und dieß ist der einzige Fall, wo er das Uebel wählt — so oft verführen läßt? Soll er auch noch, gleichgültig gegen Wohl und Weh, das als solches anerkannte Uebel, wählen können? Das bis zum Entsetzen Erbarmungswürdige und Schreckliche eines solchen freien Zustandes hat selbst die größten Verfechter der Freiheit dahin vermocht, daß sie behaupten, die höhern und glücklichern Wesen hörten auf frei zu seyn, durch eine beseligende Nothwendigkeit an die Erfüllung ihrer Pflichten gebunden.

Definirt man die Freiheit mit King (de origine mali) als „das Vermögen, zu einer und der nämlichen Zeit von verschiedenen gleich scheinenden Sachen Eine wählen zu können, — so schließt sie keine Vollkommenheit, wohl aber eine Unvollkommenheit in sich. Denn wenn die gleich scheinenden Sachen wirklich gleichgültig sind, so liegt nichts an der Wahl dieser oder jener. Sind sie aber innerlich verschieden, so können wir durch die freie Wahl der einen vor den andern, ohne durch tiefere Einsicht bestimmt worden zu seyn, die schädlichste Handlung begehen.

Definirt man endlich die Freiheit mit Bramhall (in dessen Works) als „das Vermögen, welches, durch keinen der Gegenstände bestimmt, vielmehr unsere Leidenschaften, Gelüste, Empfindungen und die Vernunft selbst übersteigend, einen dieser Gegenstände nach Willkühr wählt, und denselben dann durch die bloße getroffene Wahl gut heißt", — so führt sie am allerwenigsten zur Vervollkommnung des Menschen. Der Mensch kann und darf nicht gleichgültig seyn für Gegenstände,

die ihm Vergnügen oder Schmerz versprechen. Irrt er sich in der Wahl, so erlangt er dadurch eine Erfahrung, die ihn geschickt macht, ein anderesmal passender zu wählen, und er zieht demnach Nutzen selbst aus der schlechten Wahl, da hingegen jenes erdichtete Vermögen, das durch keinen Beweggrund soll angeregt werden, und auf gut Glück wählt, durch keine Erfahrung vervollkommnet werden kann. Denn wenn sich dasselbe wirklich vervollkommnete, so könnte dieß nicht geschehen, ohne Rücksicht auf die guten oder schlimmen Eigenschaften der Dinge zu nehmen; es wäre dann ein durch die Natur der Dinge in Thätigkeit gesetztes Vermögen, und nicht mehr das vorausgesetzte Freiheitsvermögen. Wo bliebe überdieß der Nutzen unserer Sinne, Gelüste, Leidenschaften, Instinkte und selbst der unseres Verstandes, — Anlagen, womit uns die Natur ausgerüstet hat, um Wahrheit nnd Glück zu suchen und dem Schaden zu entgehen, — wenn der Mensch frei wählen könnte ohne Rücksichtsnahme auf die guten oder schlimmen Eigenschaften der Dinge? Man betrachte nur einen solchen metaphysischen Freiheitshelden näher, der in seiner Gleichheit und Freiheit erhaben wäre über alles Licht, das in ihm die Vernunft ihm vorhält, und über alle guten oder bösen Eigenschaften der Dinge ausser ihm: er steht unerschütterlich fest da, wie ein Fels; keine Wahrheit kann ihn überzeugen, kein Vergnügen kann ihn rühren, kein Schmerz ihn in Furcht setzen. Er kann ja, wenn er will, das Wahre verwerfen, das Vergnügen verschmähen, den Schmerz verachten. Ein moralischer Sansculotte, aller Zucht unfähig, ist er das unbändigste aller Thiere. Gesegnet sey vielmehr die Natur dafür, daß sie uns schwache Sterbliche so gemacht hat, daß wir mit Nothwendigkeit die Wahrheit verehren, mit Nothwendigkeit das größere Vergnügen vorziehen und dem größeren Schmerze entfliehen müssen! Und würden wir nicht noch viel vollkommner seyn, als wir es schon sind, wenn wir, mit unfehlbaren Einsichten

in die Natur der Dinge begabt, jederzeit mit Nothwendigkeit nicht mehr bloß dem Scheine der Wahrheit, sondern ihr, der erhabenen, selbst huldigten und nur diejenigen Gegenstände wählten, die nicht bloß dem Gepräge sondern dem Inhalt nach ächt und gut sind?

Vierter Beweisgrund. Die göttliche Vorsehung verträgt sich nur mit der Nothwendigkeit unsrer Handlungsweise.

Wenn Gott die Gewißheit einer künftigen Begebenheit voraussieht, weil diese Begebenheit die Wirkung seines Beschlusses ist, so ist auch die Begebenheit selbst eine unabänderliche Folge des göttlichen Beschlusses und also ein nothwendiges Ereigniß. Sieht er aber die Gewißheit einer Begebenheit voraus, weil *letztere* von ihren eigenen Ursachen abhängig ist, so ist sie nicht minder nothwendig, weil Ursache und Wirkung in nothwendigem Verhältnisse zu einander stehen. Dadurch muß alles Zufällige und Ungewisse, was aus der wahren Freiheit entspringen würde, als unvereinbar mit der göttlichen Vorhersicht aus der Ordnung der Dinge verwiesen werden. So dachte Cicero (de divinatione), so Luther (de servo arbitrio), so die berühmtesten Theologen.

Fünfter Beweisgrund. Belohnungen und Strafen können nur nützen, wenn der Mensch durch Vergnügen und Schmerz mit Nothwendigkeit zu handeln bestimmt wird.

So lange es dem Menschen unmöglich ist, dasjenige, was ihm Nutzen und Vergnügen verspricht, nicht zu wählen, und dasjenige, was ihm Schaden und Schmerzen zu bringen scheint, nicht zu vermeiden, so lange liegt auch der Nutzen der Belohnungen und Strafen klar vor Augen Die Belohnungen nützen denjenigen, die nothwendiger Weise darin ein Vergnügen finden; die Strafen denjenigen, die sich nothwendiger Weise davor fürchten. Wäre es anders und der Mensch könnte die Schmerzen als Schmerzen wählen, und das Vergnügen, als solches,

von sich stoßen, wo bliebe die Wirkung der Lohn- und Strafgesetze? Und da es, ohngeachtet der vorhandenen vielen Strafgesetze, nur noch zu viele Verbrecher gibt, welche durch die Verletzung der Gesetze ein größeres Gut zu erreichen hoffen, und dagegen im Gehorsam gegen die Gesetze ein größeres Uebel befürchten, — zu allem diesem aus bloßem Irrthum getrieben, — wie könnte noch eine menschliche Gesellschaft bestehen, wenn nicht wenigstens der besser unterrichtete Wille des größten Theils der Menschheit durch Belohnungen und Strafen nothwendig bestimmt würde?

**Sechster Beweisgrund.** Der Mensch würde, der Tugend unfähig, aufhören ein sittliches Wesen zu seyn, wenn ihn nicht das reinere und höhere Vergnügen in der Ausübung der Tugend nothwendig zum Handeln bestimmte. Wäre er gleichgültig gegen Vergnügen und Schmerz überhaupt, er würde auch die Tugend weder kennen, noch ihr nachstreben.

Ich gestehe es, daß dieser sechste und letzte Beweisgrund mir der am wenigsten befriedigende zu seyn scheint, und daß die hier von Collins zum Grunde gelegte Locke'sche Definition der Tugend nicht mehr als eine epikureische Klugheit vor Augen habe. Der dritte Beweisgrund, der es mit der Vervollkommnungsfähigkeit des Menschen zu thun hatte, möchte sich vielleicht noch eher dem Gebiet, wo Tugend wohnt, annähern, als auf dem Wege der Locke'schen Definition geschehen kann.

Wir kommen nun auf die Widerlegung der Einwürfe gegen die Nothwendigkeit.

**Erster Einwurf.** Wenn die Menschen nothwendig handelnde Wesen sind, und also die Gesetze mit Nothwendigkeit verletzen, so wäre es ungerecht, sie über Handlungen zu strafen, die sie zu begehen nicht unterlassen konnten.

Antwort: Der Zweck der Strafen kann vernünftiger Weise nur der seyn, verbrecherischen Handlungen fernerhin vorzubauen. Diese Wirkung wird durch die Strafen in zwiefacher Hinsicht

hervorgebracht: einmal, indem man das schädliche Glied aus der menschlichen Gesellschaft entfernt; und dann, indem man den zu Verbrechen Geneigten dadurch zu verbessern sucht, daß man ihm eine Furcht einflößet, die ihn abhalten wird, eine ähnliche That wieder zu verüben. Gerecht ist daher allemal die Strafe, wenn gleich die vorangegangene Handlung mit Nothwendigkeit verübt wurde, wenn anders nur der Verbrecher die That auch wirklich ausüben wollte. Diesen, gleichsam symptomatischen Willen der Heinroth'schen Lebensfreiheit (im Gegensatz des idiopathischen Willens der metaphysischen Freiheit), der sich mit der Nothwendigkeit aller Handlungen gar gut verträgt, diesen äusserlich gezeigten Willen allein haben die Gesetze vor Augen, indem sie lohnen oder strafen. Nur da, wo er nicht statt findet, wo einer gegen seine Absicht ein Verbrechen begangen hat, würde die Strafe ungerecht seyn.

Zweiter Einwurf. Nicht bloß ungerecht, auch vergeblich wäre es, die Menschen durch Strafmittel von Handlungen abhalten zu wollen, die sie dennoch mit Nothwendigkeit begehen müssen. Aus eben der Ursache wären Aufmunterungen und Belohnungen vergeblich.

Antwort: Belohnungen, Drohungen und Strafen werden zu neuen, nothwendigen Ursachen, den Willen der meisten Menschen mit den Gesetzen übereinstimmend zu bilden; und wo sie dies bewirken, werden sie eben den Nutzen leisten, welchen z. B. der Sonnenschein auf die Zeitigung der Früchte äussert. Oder man müßte den Nutzen der Sonnenwärme aus dem Grunde läugnen wollen, weil die Früchte der Erde mit innerer Nothwendigkeit zur Zeitigung gelangen. Im Gegentheil, wären die Menschen frei, gleichgültig gegen Schmerz und Vergnügen, so könnten Belohnungen und Strafen unmöglich auf ihre Besserung wirken. Sieht man nicht alle Tage den Nutzen der Züchtigungen, wie der Belohnungen, nicht nur an den Kindern, sondern selbst an den Thieren, die doch anerkannter-

maßen nothwendig handelnde Wesen sind? Selbst die Todesstrafe soll bei den Thieren abschreckend wirken. Norarius berichtet, daß man in Afrika die Löwen zu kreuzigen, und im Jülicher Lande, wie er selbst mit Augen angesehen, die Wölfe an Galgen zu hängen pflege, um den übrigen ihres Geschlechts Furcht und Schrecken einzujagen.

Dieser zweite Einwurf involvirt demnach einen doppelten Widerspruch, nämlich: daß eine Ursache (Belohnungen, Strafen) nützlich seyn könne, ob sie gleich keine Wirkung hervorbringt und ausser Stand ist, den Willen anzuregen; und daß im Gegentheil eine Ursache vergeblich sey, ob sie gleich nothwendiger Weise ihre Wirkung hervorbringt.

Dritter Einwurf. Sind alle Begebenheiten nothwendig, so wäre das Leben eines jeden Menschen einem bestimmten, unabänderlichen Zeitlaufe unterworfen; und wenn es sich so verhält, so könnte das Menschenleben weder durch Gewaltthat, Krankheit, Vernachlässigung ꝛc. abgekürzt, noch durch die sorgsamste Pflege und die gepriesensten Arzneimittel verlängert werden.

Antwort: Wir geben den ersten Theil des Einwurfes zu, daß nämlich einem Jeden das Lebensziel unabänderlich fest bestimmt sey, und läugnen den andern Theil; als könnten weder krankmachende Ursachen eine tödtliche Folge haben, noch Arzneimittel das bedrohte Leben länger erhalten. Unser Fatalismus ist fürwahr kein türkischer, in welchem Wirkungen eintreten sollten ohne vorangegangene Ursachen derselben. Vernachlässigung, Krankheit, Gewaltthat, eben so gut wie sorgsame Pflege und passende Arzneimittel sind in der Verkettung der Dinge nothwendig wirkende Ursachen, die, gleich allen andern Ursachen, nicht ohne Erfolg bleiben können und in der Bestimmung des Lebensziels mit in Rechnung kommen müssen. Daher kann nur der göttliche, nicht mehr der menschliche Verstand das Lebensziel eines Menschen vorausberechnen. —

Gesetzt, sagt Collins, es sey eine nothwendige Eigenschaft des Nils, alljährlich aus seinen Ufern zu treten, kann dieß geschehen, ohne daß die nothwendig wirkenden Ursachen des Austritts jedesmal vorangingen?

Vierter Einwurf. Wie stände es um die Vorwürfe des Gewissens, wenn der Mensch überzeugt seyn darf, daß eine verbrecherische Handlung nothwendig in Erfüllung gehen mußte, und daß er in ihrer Begehung einem, wenn gleich nur anscheinenden, Gute nachgestrebt habe?

Antwort: Das Gewissen ist der innere Richter des Menschen über seine Handlungen in Hinsicht auf eine gewisse Vorschrift. Indem er nun eine der Vorschrift entgegengesetzte Handlung begeht, so weiß er sehr wohl, daß er diese Vorschrift verletze, er wird daher die That mit einem gewissen Widerwillen verüben, obgleich er sie nicht unterlassen konnte, weil der Widerwillen dem entgegengesetzten Beweggrund zur Handlung an Stärke nicht gleich kam. Nach der That, wenn der Beweggrund zu wirken aufgehört hat, und die Verletzung der Vorschrift jetzt klarer in ihren traurigen Folgen vor Augen tritt, wird sich der Mensch selbst anklagen und sich in den Kopf setzen, daß er die That hätte unterlassen können, die er doch zur Zeit, als der Beweggrund in seiner ganzen Stärke wirkte, nothwendig begehen mußte.

Nach den hier aufgestellten Gründen von Collins, die ich bloß alles Unwesentlichen entkleidet und zugleich in freier Darstellung in ein noch helleres Licht zu stellen versucht habe, möchte der Determinismus ziemlich fest zu stehen scheinen. Wenn Collins am Schlusse seiner Untersuchungen den Menschen wieder mit der Freiheit der Spontaneität begabt, die allerdings ein unläugbares Faktum ist, so ist dieß offenbar kein Widerruf von ihm und kein Widerspruch mit sich selbst; es muß vielmehr, wiewohl er sich nicht weiter erklärt hat, so verstanden werden: der Mensch ist praktisch frei, insofern er seinen Willen wirklich

maßen nothwendig handelnde Wesen sind? Selbst die Todesstrafe soll bei den Thieren abschreckend wirken. Rorarius berichtet, daß man in Afrika die Löwen zu kreuzigen, und im Jülicher Lande, wie er selbst mit Augen angesehen, die Wölfe an Galgen zu hängen pflege, um den übrigen ihres Geschlechts Furcht und Schrecken einzujagen.

Dieser zweite Einwurf involvirt demnach einen doppelten Widerspruch, nämlich: daß eine Ursache (Belohnungen, Strafen) nützlich seyn könne, ob sie gleich keine Wirkung hervorbringt und ausser Stand ist, den Willen anzuregen; und daß im Gegentheil eine Ursache vergeblich sey, ob sie gleich nothwendiger Weise ihre Wirkung hervorbringt.

Dritter Einwurf. Sind alle Begebenheiten nothwendig, so wäre das Leben eines jeden Menschen einem bestimmten, unabänderlichen Zeitlaufe unterworfen; und wenn es sich so verhält, so könnte das Menschenleben weder durch Gewaltthat, Krankheit, Vernachlässigung rc. abgekürzt, noch durch die sorgsamste Pflege und die gepriesensten Arzneimittel verlängert werden.

Antwort: Wir geben den ersten Theil des Einwurfes zu, daß nämlich einem Jeden das Lebensziel unabänderlich fest bestimmt sey, und läugnen den andern Theil; als könnten weder krankmachende Ursachen eine tödtliche Folge haben, noch Arzneimittel das bedrohte Leben länger erhalten. Unser Fatalismus ist fürwahr kein türkischer, in welchem Wirkungen eintreten sollten ohne vorangegangene Ursachen derselben. Vernachlässigung, Krankheit, Gewaltthat, eben so gut wie sorgsame Pflege und passende Arzneimittel sind in der Verkettung der Dinge nothwendig wirkende Ursachen, die, gleich allen andern Ursachen, nicht ohne Erfolg bleiben können und in der Bestimmung des Lebensziels mit in Rechnung kommen müssen. Daher kann nur der göttliche, nicht mehr der menschliche Verstand das Lebensziel eines Menschen vorausberechnen. —

Gesetzt, sagt Collins, es sey eine nothwendige Eigenschaft des Nils, alljährlich aus seinen Ufern zu treten, kann dieß geschehen, ohne daß die nothwendig wirkenden Ursachen des Austritts jedesmal vorangingen?

Vierter Einwurf. Wie stände es um die Vorwürfe des Gewissens, wenn der Mensch überzeugt seyn darf, daß eine verbrecherische Handlung nothwendig in Erfüllung gehen mußte, und daß er in ihrer Begehung einem, wenn gleich nur anscheinenden, Gute nachgestrebt habe?

Antwort: Das Gewissen ist der innere Richter des Menschen über seine Handlungen in Hinsicht auf eine gewisse Vorschrift. Indem er nun eine der Vorschrift entgegengesetzte Handlung begeht, so weiß er sehr wohl, daß er diese Vorschrift verletze, er wird daher die That mit einem gewissen Widerwillen verüben, obgleich er sie nicht unterlassen konnte, weil der Widerwillen dem entgegengesetzten Beweggrund zur Handlung an Stärke nicht gleich kam. Nach der That, wenn der Beweggrund zu wirken aufgehört hat, und die Verletzung der Vorschrift jetzt klarer in ihren traurigen Folgen vor Augen tritt, wird sich der Mensch selbst anklagen und sich in den Kopf setzen, daß er die That hätte unterlassen können, die er doch zur Zeit, als der Beweggrund in seiner ganzen Stärke wirkte, nothwendig begehen mußte.

Nach den hier aufgestellten Gründen von Collins, die ich dieß alles Unwesentlichen entkleidet und zugleich in freier Darstellung in ein noch helleres Licht zu stellen versucht habe, möchte der Determinismus ziemlich fest zu stehen scheinen. Wenn Collins am Schlusse seiner Untersuchungen den Menschen wieder mit der Freiheit der Spontaneität begabt, die allerdings ein unläugbares Faktum ist, so ist dieß offenbar kein Widerruf von ihm und kein Widerspruch mit sich selbst; es muß vielmehr, wiewohl er sich nicht weiter erklärt hat, so verstanden werden: der Mensch ist praktisch frei, insofern er seinen Willen wirklich

ausübt, insofern er thut, was er will; aber sein Wille selbst ist nicht metaphysisch frei, und er muß gerade so wollen, wie er zur Zeit der That wollte; nur fühlt er, eben weil er praktisch seinem Willen den Lauf läßt, den geheimen Zwang nicht, der in der Macht der bestimmenden Ursachen liegt.

### Der Indifferentismus nach Clarkeschen Ideen.

Ich kann mich hier nicht mehr ausschließlich an die Clarke-sche Widerlegung der Schrift von Collins halten, sondern ich muß zugleich die Streitpunkte zwischen Leibnitz, Clarke und einem Cambridger Gelehrten, so weit sie blos den gegenseitig verschiedenen Begriff von Freiheit betreffen, kurz berühren. Es wird nicht überflüssig seyn zu bemerken, daß der unvermuthet schnelle Tod Leibnitzens uns zugleich um dessen Beantwortung der stärksten Einwürfe Clarke's in dessen fünftem Sendschreiben gebracht habe.

Wenn Leibnitz lehrt: Nichts existire ohne einen zureichenden Grund, und nichts existire auf die eine Weise eher, als auf eine andere, ohne ebenfalls eine zureichende Ursache zu haben; mithin, wo keine Ursache sey, sey auch keine Wirkung; und demnach sey ein Wille ohne Beweggrund eine sich selbst widersprechende Behauptung; —

Wenn er dann in Folge dieser Ansicht, alles, was in unsern Entschliessungen vorgeht, durch die, schon von Bayle angedeutete, Hypothese zu erklären sucht: daß nämlich der menschliche Wille sich wie eine Waage verhält, wo die Vernunftgründe und die Neigungen die Stelle des Gewichts vertreten; ruhig inne stehend, wenn die Gewichte sich gegenseitig gleich sind; und allemal auf die eine oder andre Seite neigend, je nachdem die eine Schaale mehr als die andre mit Gewicht überladen ist; wenn er einen neuen Beweggrund zum neuen Gewicht werden läßt, und in diesem Sinne ferner sich äussert: eine neue Idee strahle lebhafter als eine alte;

— die Furcht vor einer großen Strafe überwiege das Gelüst zu irgend einem vorgehabten Vergnügensgenuß; — von zweien oder mehrern Leidenschaften, die mit einander streiten, siege stets die stärkere, wenn nicht die schwächere durch irgend einen Vernunftgrund oder eine andere mitverbundene unterstützt wird; — und man habe desto mehr Mühe, sich zu einem Entschluß zu bestimmen, je mehr die einander entgegengesetzten Beweggründe sich dem Gleichgewichte nähern, grade wie die Waage durch Hinzugabe eines sehr kleinen Gewichts da, wo die Gegengewichte sich schon ziemlich gleich, einen langsameren Ausschlag gibt, als dort, wo sie sehr verschieden sind rc. —

Wenn Leibnitz ferner lehrt, daß die nothwendige Wahl des Guten (gleichviel, ob der Gegenstand nun wirklich gut sey oder nur den Schein des Guten an sich trage) deswegen den Menschen dennoch freilasse, weil die vollkommenste Freiheit gerade darin bestehe, in der Wahl des Guten nicht gehindert zu seyn; so wie daß das Bedürfniß des zureichenden Grundes sich auf den Menschen sowohl als handelndes und bewegendes als wie als leidendes und bewegtes Wesen erstrecke; nur aber daß dies alles so zu verstehen sey, nicht als wirkten die Beweggründe auf den Geist mechanisch, wie die Gewichte auf die Waage, sondern so, daß der Geist selbst handle, nur aber stets in Folge von Beweggründen selbst handle, welche Beweggründe nichts anders seyen als seine eigenen innern Dispositionen zum Handeln; daß mithin Clarke's Lehre, nach welcher der Wille schwache Beweggründe den starken, ja das Indifferente selbst den eigentlichen Beweggründen vorziehen könne, darin fehlerhaft sey, daß sie den Geist von den Beweggründen trennt, gleich als ob wenn letztere ausser ihm lägen, wie die Gewichte allerdings von der Waage getrennt sind: —

— So bemerkt dagegen Clarke: Es findet gar keine

Aehnlichkeit statt zwischen einer Waage, durch Gewichte in Bewegung gesetzt, die sie selbst kein Agens ist, — und dem Geist, der, ein wirkliches Agens, aus sich selbst handelt, nur aber mit freier und nicht nothwendiger Rücksicht auf gewiße Beweggründe. Die Waage ist gänzlich passiv, der absoluten Nothwendigkeit unterworfen; der Geist aber empfängt nicht blos die Eindrücke, sondern er handelt auch aus sich selbst; und dies leztere macht das Wesen der Freiheit aus. Voraussezen, daß zwei entgegengesezte Handlungsweisen, die aber als gleich gut erscheinen, dem Geiste die Macht zu handeln nehmen würden, wie gleiche Gewichte die Waage hindern sich zu bewegen, heißt läugnen, daß der Geist in sich selbst ein Princip der Bewegung habe; heißt das Vermögen der Bewegung, wodurch der Geist ein Actives ist, vermengen mit dem Eindrucke, welche die Beweggründe auf den Geist machen; in welchem leztern Punkte der Geist allerdings passiv ist. Der Beweggrund oder das Ding, welches der Geist in Betrachtung zieht, ist etwas Aeusserliches. Der Eindruck, welchen dies Ding auf den Geist macht, liegt in der perceptiven Eigenschaft desselben, und hierin ist er rein passiv. Etwas thun in Folge dieser sinnlichen Empfindung, die aber nicht als zwingende Ursache wirkt, ist das Vermögen, sich selbst zu bewegen, oder zu handeln. In allen belebten Agentien ist es die Spontaneität, in den vernünftigen Agentien ist es die eigentliche Freiheit.

Es liegt hier in dem Begriff von Willen ein verborgener Irrthum zum Grund. Die Gegner Clarke's verstehen unter Willen sowohl das Endurtheil des Verstandes oder den Beweggrund, was etwas blos Passives ist, als auch den ersten Act des wirklich activen Vermögens, aus sich selbst zu handeln. Sie sezen beide als durch eine physische Nothwendigkeit mit einander verbunden voraus. Wäre dies wahr, so gäbe es, nach Clarke, gar keinen Unterschied zwischen Handlen

und Leiden, als nur den, daß dasjenige, was wir jetzt ein Agens heißen, sich fälschlich einbilden würde, ein Agens zu seyn, während es in der That nur ein Passives wäre. Indem man also den Beweggrund des Verstandes mit dem Anfange der wirklichen Bewegung vermengt und behauptet, der Geist habe kein anderes Princip der Bewegung als den bloßen Beweggrund, wobei er sich doch ganz passiv verhält, so läßt man den Geist so wenig activ seyn, als es eine Waage seyn würde, die, mit der Eigenschaft der Wahrnehmung und dem Selbstgefühl begabt, sich fälschlich einbilden würde, sie bewege sich aus sich selbst, ob sie gleich nur eine blos mitgetheilte Bewegung besitzt. Hier liegt der Irrthum im Schlusse der Gegner klar vor Augen. Die Waage, ohne eigenes Vermögen der Selbstthätigkeit, kann sich nicht bewegen, wenn beiderseits die Gewichte gleich sind. Ein wirkliches Agens aber, dergleichen die vernünftigen Wesen gewiß sind, behält, wenn sich ihm mehrere Handlungsweisen darbieten, die sich gänzlich ähnlich und die gleichmäßig vernünftig sind, noch immer in sich selbst die Macht zu handeln, weil es das Vermögen der Selbstbewegung besitzt. Gäbe es nicht ursprünglich ein solches Vermögen, sich frei selbst zu bestimmen, ohne vorher durch eine Ursache bestimmt worden zu seyn, wie die Waage durch die Gewichte, so würden weder die Menschen noch die höhern Geister, ja nicht einmal Gott selbst, anders handeln als im Sinne einer mit Selbstgefühl begabten Waage, die blos durch das größere Gewicht gezogen wird. Dann aber gäbe es in der ganzen Natur kein Agens; alles darin wäre ein Passives, alles Wirkung ohne eine einzige Ursache.

Der Streitpunkt ist jetzt auf die Frage zurückgeführt: Besitzt der Mensch, trotz der nicht abzuläugnenden allgemeinen Gültigkeit des großen Leibnitz'schen Satzes vom zureichenden Grunde, ein Vermögen der freien Selbstbestimmung, welches, gesetzt daß auch die stärksten Beweggründe zu einer Handlung

vorhanden seyen, sich dennoch auf eine freie, wäre es auch auf eine den Beweggründen selbst entgegengesetzte, Weise äussern kann? — Hier finde ich den schicklichsten Uebergangspunkt, um von dem Streitfelde zwischen Clarke und Leibnitz auf das zwischen Clarke und einem Cambridger Gelehrten überzugehen.

Clarke antwortet in drei Schreiben auf die Einwürfe des letztern im wesentlichen folgendes: Jedes vernünftige Wesen ist der Nothwendigkeit in eben dem Maaße unterworfen, als es passiv ist, und hingegen frei in der Eigenschaft eines Agens. Denn Handlung und Freiheit sind ganz identische Ideen. Das Wahre und das Gute sind dem Verstande, was ein leuchtender Gegenstand dem Auge ist. Das Auge, wenn es offen steht, sieht den Gegenstand mit Nothwendigkeit; es ist hierin rein passiv. Mit eben der Nothwendigkeit nimmt auch der Verstand, wenn er offen ist, die Wahrheit eines speculativen oder die Richtigkeit eines praktischen Satzes wahr; er ist hierin nicht minder passiv. Aber so wie der Mensch die Augen zuschliessen und sich dadurch selbst am Sehen hindern kann, wenn er will: so kann er auch, indem er die Aufmerksamkeit abwendet, sich selbst am Begreifen hindern, wenn er will. Die Empfindung oder das Endurtheil des Verstandes, kurz der Beweggrund ist vor der wirklichen Ausübung des Vermögens der Selbstbewegung etwas eben so verschiedenes, als die Ansicht eines zu gehenden Weges vor der wirklichen Handlung des auf demselben Gehenden. Der Verstand urtheilt, was der Mensch thun soll, wie die Augen den Weg sehen. Aber ein Blinder oder einer, der die Augen zuschließt, behält nichtsdestoweniger das Vermögen blindlings zu gehen. Und alle Agentien, indem sie leben, haben zugleich das physische Vermögen, zu handeln, es sey nun, daß sie sich ihrer Vernunft bedienen oder nicht.

Aus diesem Allen kann man nicht folgern, daß die ver-

nunftlose Substanz und die rohe Materie des Vermögens der Selbstbewegung und dadurch der Freiheit selbst fähig seyn könnten, wie der Cambridger Gelehrte einwirft. Eine solche Substanz kann schon deswegen kein Agens seyn, weil der Begriff einer Handlung Leben und das innere Gefühl dessen, was man thut, voraussetzt. Daraus, daß wir läugnen, die Empfindung oder das Endurtheil des Verstandes (der Beweggrund) sey die unmittelbare, die wirkende und nothwendige Ursache der Ausübung des Vermögens der Selbstbewegung, folgt so wenig, daß die vernunft- und leblose Substanz fähig seyn könne, sich selbst zu bewegen, als es folgen würde, daß ein Mensch ohne Füße fähig sey zu gehen, weil wir läugnen, daß seine Augen die unmittelbare, die wirkende und nothwendige Ursache seines Gehens seyen. Also ein Agens, welches im Handeln dem vernünftigen Beweggrunde (der immer ein Passives bleibt) nicht folgt, gleicht vollkommen einem Menschen, der mit geschlossenen Augen auf gut Glück vor sich hin in den Abgrund rennt.

Der Beweggrund selbst ist immer auf eine nothwendige Weise im Verstande gebildet worden; darin haben die Deterministen vollkommen Recht. Aber ein Anderes ist Urtheilen, ein Anderes Handeln. Beide hängen von ganz verschiedenen Principien ab, die unter sich so wenig in Verbindung stehen, als das Vermögen zu handeln und das Vermögen den Eindruck in sich aufzunehmen. Weder Gott noch die Menschen können es vermeiden einzusehen, daß eine Sache wahr oder schicklich zur Ausführung sey, wenn sie von ihrer Wahrheit und Schicklichkeit überzeugt sind. Aber das ist noch nicht das Handeln; so wenig als man sagen kann, daß die Allgegenwart Gottes, als nicht von seinem Willen abhängend, eine göttliche Handlung sey. Das physische Vermögen zu handeln, das in Gott wie in den Menschen das Wesen der Freiheit ist, hört nicht auf gerade das nämliche zu bleiben, vor und

nach dem Endurtheil des Verstandes. Setzen wir den Fall, es leuchte aus verschiedenen Verheissungen hervor, in diesem Augenblicke laute das Urtheil des göttlichen Verstandes, daß es nicht vernunftgemäß sey, heute die Welt zu zerstören: folgt daraus, daß das physische Vermögen die Welt zu zerstören, welches in Gott ist, heute nicht das nämliche sey und bleibe wie in jeder Zukunft?

Die moralische Nothwendigkeit ist also sowohl in Gott als in den Menschen keine absolute Nothwendigkeit. Gott billigt allezeit und zwar auf eine nothwendige Weise, was gut und recht ist; er kann nicht anders. Aber wenn er handelt, obgleich seine Handlungen jederzeit gut und gerecht sind, so handelt er stets mit Freiheit, weil er zu gleicher Zeit ein rein physisches Vermögen besitzt, auch anders handeln zu können als er wirklich handelt. Würde es sich anders verhalten, so würde die Gerechtigkeit in Gott in nichts von der Gerechtigkeit eines Unterrichters verschieden seyn, der eine gerechte Sentenz in Vollziehung bringt, und damit seine Schuldigkeit thut, indem er thut, was er zu thun sich nicht enthalten konnte und durfte. In Gott könnte dann keine moralische Vollkommenheit statt haben. Denn in allem, was moralisch ist, muß etwas geschehen, was, kraft der Macht des Handelnden, auch nicht hätte geschehen können. Eben darin besteht das Wesen der Moralität einer Handlung Würden die Acte der Güte und Barmherzigkeit Gottes physisch eben so nothwendig seyn, wie seine Allmacht es ist, so bliebe es nicht minder thöricht, ihm für seine Wohlthaten Dank zu bringen, als wenn man ihm für seine Allgegenwart danken wollte.

Es gibt also kein nothwendiges Band zwischen dem billigenden Beweggrund zur Handlung und der Handlung selbst; zwischen dem, was passiv und dem, was activ ist; und es ist also nicht der Verstand die eigentliche Quelle unserer Hand-

lungen; denn auch ein der Handlung unfähiges Wesen kann dennoch der Empfindung und Wahrnehmung fähig seyn. Das eigentliche Princip jeder Handlung ist vielmehr das Vermögen der Selbstbewegung, das in den Thieren die Spontaneität und in den vernünftigen Wesen die eigentliche Freiheit ausmacht.

Ich komme nun endlich auf Clarke gegenüber von Collins.

Gleich zu Anfang schlägt Clarke mit der Macht seiner Dialektik dem Gegner eine tödtlich scheinende Wunde. Clarke findet in dem von Collins stets gebrauchten Ausdrucke: „ein nothwendiges Agens" desgleichen der Mensch sey, und „eine nothwendige Handlung", dergleichen der Mensch ausübe, — eine lächerliche Contradictio in terminis. Denn was nothwendiger Weise handelt, handelt nicht wirklich, sondern ist nur das Subject, an welchem die Handlung geschieht; es ist also kein Agens, sondern ein reines Patiens; bewegt nicht sich selbst, sondern wird blos bewegt. Eine Uhr ist kein Agens, und ihre Bewegung keine Handlung. Auch ist es nicht der Abgang von Empfindung und Verstand, der die Uhr einer absoluten, physischen und mechanischen Nothwendigkeit unterwirft; denn der Herzschlag, wie wohl von Empfindung begleitet, ist eine eben so nothwendige Bewegung, wie der Schlag der Uhr, und ersterer ist so wenig eine Handlung des Menschen, wie letztere eine der Uhr ist. Eben so würde eine Waage, die man sich mit Empfindung und Verstand begabt denkt, darum nicht minder kein Agens seyn, wenn sie durch Gewichte in Bewegung gesetzt wird, so wenig als sie jetzt ohne Empfindung ein Agens ist. Ein nothwendiges Agens schließt also zwei Begriffe in sich, davon einer den andern vernichtet. Ein Agens seyn, bedeutet so viel als: das Vermögen in sich haben, eine Bewegung anzufangen. Die Bewegung aber kann nicht auf eine nothwendige Weise wirklich

anfangen; denn weil die Nothwendigkeit der Bewegung eine wirkende Ursache voraussetzt, die über der bewegten Sache steht, und der die bewegte Sache nicht widerstehen kann, so kann der Anfang der Bewegung nicht in demjenigen liegen, das nothwendiger Weise bewegt wird, sondern er muß in einer höhern Ursache liegen oder in der wirkenden Kraft eines noch höhern Vermögens, bis man endlich, so fort steigend, zu einem freien Agens gelangt. Ein solches freies Agens kann nun entweder mit dem Vermögen, eine Bewegung anzufangen, von einem höhern freien Wesen begabt worden seyn, und dies ist der Fall mit dem Menschen; oder aber es existirt selbst auf eine nothwendige Weise, ist selbst allwissend auf eine nothwendige Weise, ist selbst allmächtig auf eine nothwendige Weise; — denn die Existenz, die Allwissenheit, die Allmacht sind keine Handlungen; aber niemals kann es selbst ein nothwendiges Agens seyn. Ein jedes Vermögen, zu handeln, muß nun wesentlich zugleich das Vermögen, nicht zu handeln, in sich schließen; sonst wäre es selbst kein Handeln, sondern nichts mehr als nur das Subject der Handlung irgend eines andern Vermögens.

Ich sagte, Clarke habe seinem Gegner Collins gleich Anfangs eine tödtlich scheinende Wunde geschlagen. So scheint es indeß blos. Collins setze nur statt „nothwendiges Agens" den Ausdruck: nothwendig vernünftiges Wesen, und der Vorwurf einer Contradictio in terminis wird zum bloßen Wortstreit heruntergezogen. Aber der weitsehende Clarke hat zum voraus diesem Durchschlüpfen zuvorzukommen gesucht. Er sagt: Ist der wahre Sinn Collins dieser, daß der Mensch gar kein Agens, sondern nur ein mit mechanischer Nothwendigkeit durch den Stoß einer subtilen Materie bewegtes Ding sey: was folgt daraus? Es entsteht die neue Frage: welches ist denn die ursprüngliche Ursache der Bewegung? Zuletzt muß man dennoch auf einen ersten Urheber

der Bewegung zurückkommen, in welchem wirkliche Freiheit zu handeln wohnt; oder aber man muß eine unendliche und ewige Kette von Wirkungen ohne Ursache, eine unendliche Progression von passiven Mittheilungen in der Natur ohne irgend ein Actives in ihr annehmen, was der Vernunft um so mehr widerspricht, da die Bewegung als durch ihre eigene Natur nothwendig nicht gedacht werden kann, wie Clarke es näher beweist.

Eines weitern falschen Schlusses macht sich Collins nach Clarke dadurch schuldig, daß er die Empfindung, den Gedanken, kurz den eigentlichen Beweggrund, worin sich der Geist ganz passiv verhält, stets mit der Handlung selbst vermengt; indem er unter dem Begriffe Wollen ohne Unterschied bald das Urtheilen, was etwas Passives ist, bald den ersten Act des Vermögens der Selbstbewegung, was eine Handlung ist, versteht. Es kann aber die Empfindung, das Urtheil, die Billigung einer zu begehenden Handlung, so wenig die bewirkende Ursache der Handlung seyn, so wenig als die Ruhe die Ursache der Bewegung. Es ist unmöglich, daß ein Ding die Ursache sey von einer Wirkung, die größer als das Ding selbst ist; daß etwas Passives die Ursache von etwas Activem sey. Wohl kann das Passive dem Activen zur Veranlassung dienen, und die Handlung selbst kann eine Folge, ja man kann voraussetzen, sie wird allezeit eine Folge des gefällten Urtheils oder des Beweggrundes seyn. Darum darf man aber nicht annehmen, daß ein physisch-nothwendiges, zwingendes Band zwischen beiden statt finde. Einem göttlichen Versprechen folgt z. B. jederzeit unfehlbar die Erfüllung nach; dennoch gibt es zwischen beiden keine solche Verbindung, wie zwischen Ursache und Wirkung; denn nicht das Versprechen Gottes ist die physische oder wirkende Ursache der Erfüllung, sondern einzig und allein sein Vermögen, zu handeln. Es ist gar nicht begreiflich, wie Vergnügen oder Schmerz,

was blos passive Empfindungen, oder wie Schlüsse und Vernunftgründe, was blos abstrakte Vorstellungen sind, die physische, nothwendige und bewirkende Ursache einer Handlung seyn können. Sollte eine abstrakte Vorstellung nicht eben so wohl eine Kugel als den menschlichen Körper in Bewegung setzen können? Die Sache verhält sich vielmehr also: Empfindungen und Vorstellungen sind eine Veranlassung, in deren Folge der Mensch sein Vermögen der Selbstbewegung mit Freiheit in Thätigkeit setzt. Aber immer bleibt das Vermögen der Selbstbewegung, und nicht der Beweggrund, die einzige physische Ursache der Handlung.

Endlich übereilt sich Collins, wie Clarke zeigt, in seinen Schlüssen darin, daß er die Indifferenz des Vermögens der Selbstbewegung (nämlich das physische Vermögen, zu handeln oder nicht zu handeln) und die Indifferenz hinsichtlich der Neigung (nämlich eine gleiche Billigung einer Sache oder ihres Gegentheils) ein und das nämliche Ding seyn läßt. Er steht in der Meinung, daß, wenn der Mensch durch die Beweggründe nicht auf eine eben so nothwendige und zwingende Weise bestimmt werde, wie die Waage durch die Gewichte, die Beweggründe ohne allen Einfluß auf ihn blieben, und er sich in einer absoluten Gleichgültigkeit gegen jedwede Handlung befinde. Die physische Möglichkeit, das Unschickliche zu begehen, hält er für eine absolute Nothwendigkeit, das Unschickliche zu begehen. Die Freiheit stellt er als ein Vermögen dar, welches, ohne alle Rücksichten auf die guten oder bösen Eigenschaften der Dinge zu nehmen, ohne Unterschied wähle. Er setzt als erwiesen voraus, daß, wenn der Mensch kein nothwendig handelndes Wesen wäre, derselbe auch unmöglich weder von Vergnügen noch von Schmerz gerührt, noch von Vernunftgründen angeregt werden könne. Gerade als wenn eine Sache von gar keinem Nutzen seyn könnte, wenn sie nicht ihre Wirkung auf eine nothwendige, zwingende Weise hervorbringe. — Lauter Folgerungen, die

so lange unstatthaft sind, als man nicht bewiesen haben wird, daß das Vermögen der Selbstbewegung (der Selbstbestimmung) und die Rücksichtsnahme auf Vernunftgründe zwei mit einander unverträgliche Dinge seyen.

Wir sehen in der Hauptsache den Determinismus des Collins schon jetzt durch Clarke's Logik, wo nicht ganz besiegt, doch sehr in die Enge getrieben. Clarke läßt sich nun näher in die Widerlegung der sechs Beweisgründe für die Nothwendigkeit ein.

Den ersten Beweisgrund betreffend, daß nämlich die Erfahrung sich für die Nothwendigkeit unserer Handlungen ausspreche, — antwortet Clarke:

1) Die Bildung der Begriffe ist keine Handlung, ist nur ein Passives, und alle Anstrengungen Collins, um zu zeigen, daß sie eine nothwendige Handlung sey, ist vergeblich und ungereimt. Eben so wenig ist

2) Die Fällung des Urtheils eine Handlung, sondern nur etwas Passives. Wahr ist es: die Aufmerksamkeit, d. i. der Entschluß, seine Gedanken eher auf diesen als jenen Gegenstand zu heften, ist eine Handlung. Aber eben deswegen gehört sie nicht in diese zweite, sondern in die vierte Klasse (des Thuns was wir wollen).

3) Das Wollen, wenn es die Billigung des Verstandes bezeichnen soll, ist blos passiv, gehört blos dem Verstande an, und hat mit der Freiheit nichts zu schaffen; wenn es aber den ersten Act des Vermögens der Selbstbewegung bezeichnen soll, so ist es etwas wirklich Actives, und gehört mithin ebenfalls in die vierte Klasse. Indem Collins beides stets mit einander vermischt, verwirrt er den ununterrichteten Leser und belustigt den einsichtsvollen. So ist z. B. auf die Frage: ob der Mensch im Wollen oder Nichtwollen wirklich frei sey? die wahre Antwort diese: im erstern Sinne, wo nämlich das Wollen die Billigung des Verstandes bezeichnen soll, ist der

Mensch nicht frei zu wollen; im andern Sinne, wo das Wollen den ersten Act des Vermögens der Selbstbewegung bezeichnen soll, ist er frei. Auf die weitere Frage: ob der Mensch von zwei oder mehrern Gegenständen nach Belieben den einen oder andern wählen könne?, gebührt die nämliche Antwort: im erstern Sinne ist der Mensch nicht frei, im andern ist er es. Es thut hier im mindesten nichts zur Sache, ob die Gegenstände, deren einer gewählt wird, verschieden oder ähnlich und gleichförmig seyen. Denn wenn der Verstand sie als ähnlich beurtheilt, so kann er nicht anders; beurtheilt er sie als verschieden, so kann er abermals nicht anders: in beiden Fällen verhält er sich blos passiv; dahingegen in beiden das Vermögen der Selbstbewegung seine physische Macht oder die Freiheit, hinsichtlich des einen oder andern der ähnlichen oder verschiedenen Gegenstände zu handeln, unversehrt erhält. Und zwar ist diese Freiheit, in Hinsicht auf ähnliche Gegenstände zu handeln, eben sowohl eine moralische als physische Freiheit. Nur aber in Hinsicht auf verschiedene Gegenstände ist sie mit **Neigung** (oder Hang) verbunden, die man figürlich eine moralische Nothwendigkeit nennt; und welcher Neigung alle vernünftige Wesen um so beständiger folgen, als sie mit mehr Vernunft begabt und vollkommener sind. Diese Neigung ist inzwischen (da sie nicht zwingend seyn kann) eben so weit entfernt, in die wahre moralische und physische Freiheit Eingriff zu thun, als die Indifferenz selbst in ihrer ganzen Ausdehnung.

4) **Das Thun was wir wollen**, was **Collins** den vierten Act des menschlichen Geistes nennt, ist und bleibt im Grunde der einzige wirkliche Act des Menschen: nämlich der Act des Vermögens der Selbstbewegung. Und daß uns dieses Vermögen als ein freies erscheine, sagt einem jedem die Selbsterfahrung. Wir müßen daher auch glauben, daß es wirklich frei sey. Denn die bloße physische Möglichkeit, daß

wir uns über diesen Punkt betrögen, ist ein eben so wenig gültiger Grund, an dieser Freiheit zu zweifeln, als die natürliche Möglichkeit, daß wir uns hinsichtlich der Existenz der materiellen Welt wie in einem Traume betrögen, einen gerechten Zweifel abgeben kann, an der wirklichen Existenz derselben zu zweifeln.

Daraus, daß der Mensch allezeit das thut, was er für vernünftig hält, folgt, wie schon gezeigt worden, noch nicht, daß die Erfahrung den Beweis liefere, daß er es mit Nothwendigkeit thun mußte, und das stete Zusammentreffen beider Umstände gibt keinen Beweis ab, daß zwischen ihnen ein physisch-zwingendes Band statt finde, und der Mensch nicht im Besitze der Freiheit sey, d. h. des physischen Vermögens zu handeln. Somit wäre Collins erster Beweisgrund widerlegt.

Es bleibt noch die Beantwortung seiner die Thiere und die Kinder betreffenden Frage übrig. Clarke's Antwort ist fest, consequent und klar. Er sagt: die Handlungen der Kinder so wie die aller lebenden Geschöpfe sind alle wesentlich freie Handlungen; denn, wohl zu merken, ihre mechanischen und unwillkührlichen Verrichtungen, wie z. B. der Herzschlag, sind keine Handlungen Jede Handlung, jede Bewegung, die vom Vermögen der Selbstbestimmung abstammt, ist wesentlich frei. Hier ist nur der Unterschied: im Menschen ist diese physische Freiheit von dem Gefühl und Bewußtseyn des moralisch Guten und Bösen in der Handlung begleitet, und daher trägt sie vorzugsweise den Namen der Freiheit; in den Thieren hingegen ist diese nämliche physische Freiheit oder das Vermögen der Selbstbewegung ohne jenes Gefühl und Bewußtseyn; und sie heißt daher Spontaneität oder Instinkt. Die Kinder endlich besitzen von Anfang an die nämliche physische Freiheit wie die Erwachsenen; und in dem

Verhältnisse, wie sie an Jahren und Fähigkeiten wachsen, werden sie stufenweise, nicht freier, nur moralischer.

Der zweite Beweisgrund von Collins, daß nämlich der Mensch ein nothwendig handelndes Wesen seyn müsse, weil alle seine Handlungen einen Anfang haben, und weil Alles, was einen Anfang nimmt, eine Ursache haben und jede Ursache eine nothwendige seyn müsse, — sagt im Grunde nichts anders aus, als daß das freie Vermögen der Selbstbewegung, wenn man es handelnd voraussetzt, die Handlung nothwendig hervorbringen müsse, deren bewirkende und unmittelbare Ursache es alsdann ist. Und das ist ganz richtig, nur hat es nichts mit der Frage wegen der Freiheit zu schaffen. Ist aber die Meinung von Collins die, daß es in der Natur gar kein Vermögen der Selbstbewegung gebe, so hat Clarke hierauf schon oben geantwortet.

Nach dem dritten Beweisgrund von Collins soll die Vollkommenheit nur mit der Nothwendigkeit der Handlungen verträglich seyn. Er sagt, die Menschen würden unvernünftige Agentien seyn, wenn sie die Macht hätten, anders zu urtheilen, als nach dem Scheine, der sie trifft. Das ist ganz wahr; aber dieser Beweisgrund führt auf eine lächerliche Definition von der Freiheit, als wie wenn das Vermögen zu handeln, wie man will, auch das Vermögen zu urtheilen, wie man will, in sich schlösse. Collins setzt immer voraus, daß das physische Vermögen, das Böse als Böses zu wählen, auch die Gleichgültigkeit gegen Gutes und Böses in sich schlösse, als wie wenn der Mensch eine gleiche Neigung hätte für Alles, was natürlicher Weise möglich ist. Er behauptet ferner, daß die Macht, frei wählen zu können, den Menschen mehr der Gefahr einer schlechten Wahl aussetzen würde, als wenn er diese Macht nicht hätte. Das ist abermals nicht zu bezweifeln; aber wenn dieses Vermögen der Wahl eine Unvollkommenheit seyn soll, so wären auch Leben und Thätigkeit, die nothwendig dieses Ver-

mögen in sich schliessen, eine Unvollkommenheit, und ein Stein wäre ein vollkommneres Ding als der Mensch. Er frägt, ob es nicht eine Vollkommenheit in Gott sey, das Beßte stets zu wollen und zu thun? Ja, antwortet Clarke, aber nur dann, wenn Gott das Beßte nicht aus physischer Nothwendigkeit thun muß; denn dieß wäre keine Vollkommenheit, sondern eine Contradictio in terminis, wie schon gezeigt worden. Denn Alles, was aus physischer Nothwendigkeit fließt, ist keine Hand- lung weder in Gott noch in jedem andern Wesen. Gott ur- theilt unfehlbar von den Dingen und billigt, was gut ist, durch physische Nothwendigkeit seiner Natur; aus dieser physi- schen Nothwendigkeit ist jede Idee von Handlung ausgeschlossen. Aber das Gute thun kommt von einem aktiven Princip, wel- ches die Idee von Freiheit wesentlich in sich schließt. Es hilft nichts, daß in einem vollkommenen Wesen die Billigung des Guten stets mit dem Thun des Guten gepaart ist, da hier nicht ein physisches Band, wie zwischen Wirkung und Ursache, statt findet; wie das oben erwähnte Beispiel eines göttlichen Ver- sprechens, welchem jederzeit die Erfüllung nachfolgt, zur Genüge zeigt. Wollte man den moralischen Ursachen, den Beweggrün- den, eine eigentlich physische, zwingende Einwirkung zuschreiben, so wäre man auch berechtigt, dies bei den Endursachen anzu- nehmen, von denen doch jedermann weiß, daß sie bloß abstracte Begriffe sind.

Den vierten Beweisgrund des Collins betreffend, daß sich die göttliche Vorsehung nur mit der Nothwendigkeit unserer Handlungen vertrage, so glaubt Clarke in dem hier von Col- lins aufgestellten Raisonnement auf ein Sophisma zu stoßen, dessen Ursprung in der Armuth unserer Sprache zu suchen sey, in welcher der Ausdruck „vorherwissen" zwei verschiedene Eigen- schaften der göttlichen Natur bezeichne. Das einzige Mittel nämlich, um uns richtige Begriffe von den göttlichen Vollkom- menheiten zu bilden, ist, nach Clarke, die Analogie, durch

die wir jede Art von Vollkommenheit verständiger endlicher Wesen in unserm Geiste ins Unendliche steigern. Eine dieser Vollkommenheiten endlicher Geister ist nun das Wissen, das im Menschen dreifach ist. Ein Mensch, der nie in Frankreich war, weiß, daß es daselbst eine Stadt Paris gibt; hier bezeichnet das Wort Wissen eine feste Ueberzeugung. — Ein Mensch weiß, daß die Winkel eines Dreiecks zusammen zwei rechten gleich sind; hier bezeichnet das Wort Wissen eine Wissenschaft oder die Wahrnehmung einer, durch ihre eigene Natur nothwendigen, Wahrheit. — Ein Mensch endlich weiß, daß ein Geizhals, dessen Gesinnung ihm durchaus bekannt ist, ohnfehlbar einen gewissen Vorschlag, wo viel zu gewinnen ist, annehmen werde; hier bezeichnet das Wort Wissen schlechtweg: richtig urtheilen. Nun die Anwendung von diesem Allem! Die erste Art des Wissens kann in Gott nie statt finden, weil es, seinem Begriffe nach, eine eingeschränkte und endliche Gegenwart voraussetzt. Die zweite Art des Wissens, die Wissenschaft oder die Wahrnehmung nothwendiger Wahrheiten, findet in Gott statt, und um so gesteigerter und vollkommener als im Menschen, je unendlich vollkommener seine Natur ist. Die dritte Art endlich, das richtige Urtheilen von Wahrheiten, die nicht von nothwendigen, sondern von freien Ursachen abhängen, findet ebenfalls in Gott statt, und ist um so ausgedehnter und um so untrüglicher, als der göttliche Verstand über den unsrigen erhaben ist.

Jede dieser beiden Arten von Wissen, obgleich in unendlicher Ausdehnung, ist dennoch von der andern in Gott eben so wahrhaft verschieden, als in uns Menschen das eingeschränkte Wissen nothwendiger Wahrheiten verschieden ist von unsern trüglichen Urtheilen über zufällige Wahrheiten. Und Gottes untrügliches Urtheil über zufällige Wahrheiten verändert die Natur der Dinge so wenig und macht sie so wenig zu nothwendigen Dingen, als das menschliche Urtheil über eine zufällige

Wahrheit, wenn es durch den Erfolg als ein wirklich richtiges Urtheil gerechtfertigt wird, nicht die Zufälligkeit der Wahrheit aufhebt.

Der fünfte Beweisgrund von Collins, daß Belohnungen und Strafen nur nützen könnten, wenn der Mensch durch Vergnügen und Schmerz mit Nothwendigkeit zu handeln bestimmt werde, — setzt voraus, daß ein Wesen, welches das Vermögen der Selbstbestimmung besitzt, gar keiner Rücksichtsnahme auf Vernunft- und Beweisgründe fähig sey; und daß die Indifferenz, hinsichtlich des physischen Vermögens zu handeln oder nicht zu handeln, und die Indifferenz hinsichtlich der Neigung d. i. der Billigung eines Dinges oder seines Gegentheils, eine und die nämliche Sache sey. — Eine Voraussetzung, die nicht ungereimter seyn könnte.

Die Antwort auf den sechsten und letzten, von der Sittlichkeit hergenommenen Beweisgrund ist im Vorigen schon enthalten.

Wie auch Collins Widerlegung der Einwürfe gegen die Nothwendigkeit beschaffen seyn möge, so viel ist, wie Clarke gewiß, bemerkt, daß Collins System weder Recht noch Unrecht, weder Gerechtigkeit noch Ungerechtigkeit hinsichtlich der Personen anerkennt; denn die Strafen werden in demselben nur aus Gründen der Politik ertheilt, und nicht aus Rücksicht auf das, was die Handlung selbst verdient. Gibt es keine freie Agentien und kein persönliches Verdienst und Unverdienst, so kann Gott jemals weder belohnen noch bestrafen. Gibt es nicht ein an und durch sich selbst Gutes oder Böses, so kann auch kein Verhalten vernünftiger Wesen Gott gefällig oder mißfällig seyn. Ohne einen sittlichen Unterschied unter den Dingen — keine Religion. Und woher diesen sittlichen Unterschied unter den Dingen nehmen, wenn man kein Thun annimmt? Und wo kann es ein Thun geben, wo es keine Freiheit gibt? — So weit Clarke.

## Kritik des Clarke'schen Indifferentismus.

Ich habe in dem Vorhergehenden die Gründe von Collins für die Nothwendigkeit, und die von Clarke für die Freiheit mit der gewissenhaftesten Unpartheilichkeit vorgetragen. Ich war ganz Determinist bei Collins, und von Herzen auf der Seite des Indifferentismus bei Clarke.

Unstreitig hat der Determinismus an Collins einen geistreichen Vertheidiger, aber auch eben dieser Collins'sche Determinismus an Clarke den siegreichsten Widerleger gefunden, der die Blößen der Lehre von der Nothwendigkeit der menschlichen Handlungen so klar aufgedeckt hat, daß es ein überflüssiges und vergebliches Bemühen seyn würde, von meiner Seite noch ein Wort der Kritik über den Determinismus beifügen zu wollen.

Der Indifferentismus ist hinwieder von Clarke mit einer Klarheit und Consequenz dargestellt worden, deren ich, bis jetzt, diese Lehre nie fähig gehalten hätte. Bis an das Daseyn Gottes knüpft er die Freiheit menschlicher Handlungen an. Auch ist der tiefsinnige Engländer, als Anwald der Freiheit, Sieger geblieben, von keinem Gegner widerlegt. Der große Leibnitz war todt, und dadurch der große Satz vom zureichenden Grunde ein Waise geworden. Früher schon war Pyrrho Bayle vom Schauplatz abgetreten. Der Cambridger Gelehrte (Bulkeley, auch Verfasser eines englischen Gedichts: der jüngste Tag), durch Clarke's Taktik in die Enge getrieben, ward entwaffnet und kroch zum Kreuz, und der kühne Collins schwieg, im Gefühl nicht sowohl seines Unrechts als seiner Ohnmacht gegen einen Dialektiker von solcher Größe. Was später für oder wider den Indifferentismus Clarke's vorgebracht worden seyn mag, ist mir unbekannt. Schwerlich aber dürfte der Indifferentismus überhaupt, wenn er nicht ins Uebersinnliche und Ueberzeitliche hinüber gezogen, und wenn damit nicht zugleich der Mensch gewaltsam aller Zeitlichkeit und Sinn-

lichkeit entrückt werden soll, anders bestehen können, als so, wie ihn Clarke vorträgt. Hier herrscht Methode der Alten statt der Sprüche, strenge Consequenz statt der Widersprüche, mathematische Klarheit der Begriffe statt metaphysischer Dunkelheiten, und — so scheint es — eine Fülle von Inhalt statt leerer Phrasen.

Nichts desto weniger gelüstet es mich, gerade diesen Inhalt selbst, als wesentlichen, mehr als zum großen Theil nur blendende Phrasen enthaltenden, bezweifeln, wo nicht gar bestreiten zu wollen.

Erstens scheint es mir, daß Clarke zu viel und eben darum nichts beweise. Indem er lehrt: „die Handlungen der Kinder so wie die aller lebenden Geschöpfe sind alle wesentlich freie Handlungen; und die Kinder werden in dem Verhältnisse, wie sie an Jahren und Fähigkeiten wachsen, stufenweise nicht freier, nur moralischer"; — indem er also das Thier wie das Kind mit voller Freiheit begabt — (und das muß er thun, oder aber sein Indifferentismus führte auf alle die Widersprüche, die Collins so schön aufdeckt): — so nimmt er der Freiheit, als etwas dem vernünftigen Menschengeschlechte nicht mehr ausschließlich eigenthümlichen, wieder allen höhern Werth und Vorzug, um deren Willen gerade die Lehre der Freiheit ersonnen ist. Also nicht mehr der freie Wille, sondern einzig die Vernunft ist es, die den Menschen vom Thiere, den Mann vom Säuglinge, den Weisen vom Thoren unterscheidet; denn in allen diesen ist ja, nach Clarke, der Wille gleichmäßig frei. Und eben deswegen, weil es nicht Freiheit ist, was den Weisen vom Thoren unterscheidet, muß auch der Tugendhafte und Lasterhafte aus einem andern Gesichtspunkte, als dem der Freiheit, beurtheilt werden. Wenn also aller Vorzug des Menschen ausschließlich in der Vernunft liegt, und nicht in der Freiheit des Willens, was gerade der Determinismus ebenfalls lehrt, so stehen mithin beide, der

Indifferentismus und der Determinismus hinsichtlich ihres moralischen Werthes auf einer und derselben Linie.

Zweitens scheint mir der Clarke'sche Indifferentismus auf eine baare Ungereimtheit zu führen. Clarke, der als wahrer Philosoph den großen Satz des zureichenden Grundes nicht verwerfen kann, muß so weit dem Determinismus Recht geben, daß alle Verrichtungen des Verstandes und der Vernunft, im Empfinden, Denken, Urtheilen, Billigen rc. mit Nothwendigkeit erfolgen müssen und rein passiv sind. Das lehrt er selbst dringend auf jeder Seite. Nur der Wille allein, ist ihm als frei ein activer. Indem nun, wie eben gezeigt worden, die Vernunft und nicht der freie Wille, welchen alle Thiere mit dem Menschen gemein haben sollen, das Höchste im Menschen ist, so würde nach dem Clarke'schen Indifferentismus ein Passives — die Vernunft, das Höchste, ein Actives — der freie Wille, das Niedere im Menschen seyn, was denn bei näherer Betrachtung doch wohl ungereimt lautet.

Drittens bemerke ich: Nach Clarke sind die Beweggründe zu Handlungen, als in der Vernunft, dem Verstande, der Neigung, dem Temperamente gelegen, nothwendige, passive Ergebnisse des Satzes vom zureichenden Grunde. Nur das physische Vermögen, sich selbst zu bewegen, ist ihm frei, so daß kein Beweggrund mit zwingender Kraft die wirkliche Bewegung veranlasse. Aber so könnte also das freie Vermögen der Selbstbewegung oder der Selbstbestimmung eine Handlung vornehmen ohne billigenden Beweggrund; der Mensch griffe z. B. nach etwas, wozu er keinen Beweggrund hätte, d. h. mit andern Worten, was er nicht beabsichtigte; er könnte morden und plagen, wo der Beweggrund Erretten und Erquicken beabsichtigte. Ist das erfahrungsmäßig? Ja, ist das möglich, ausser im Schlafe oder im bewußtlosen Zustande? Möchten doch die Indifferentisten ihre Theorie auch nur mit einer einzigen Thatsache belegen oder nur wahrscheinlich machen!

Viertens scheint mir die Freiheit Clarke's in moralischer Hinsicht ganz und gar ohne Werth zu seyn. Wenn er sagt: „jede Handlung, jede Bewegung, die vom Vermögen der Selbstbestimmuug abstammt, ist wesentlich frei; es ist nur der Unterschied: im Menschen ist diese physische Freiheit mit dem Gefühl und Bewußtseyn des moralisch Guten und Bösen in der Handlung begleitet, und daher trägt sie vorzugsweise den Namen der Freiheit;" wenn er ferner an einem andern frühern Orte sagt: „die Freiheit, in Hinsicht auf ähnliche Gegenstände zu handeln, ist mit Neigung oder Hang verbunden, die man figürlich eine moralische Nothwendigkeit nennt, welcher Neigung, die aber nicht zwingend ist und keine Eingriffe in die wahre moralische und physische Freiheit thut, alle vernünftige Wesen um so beständiger folgen, als sie mit mehr Vernunft begabt und vollkommener sind," — so glaube ich, ist es doch einzig dieses Gefühl und Bewußtseyn des moralisch Guten und Bösen, diese Neigung und dieser Hang zum Guten oder Bösen, was in sittlicher Hinsicht den Werth einer Handlung bestimmt, und nicht die Handlung an und für sich thut dies. Der Wille selbst sey also noch so frei, — diese Freiheit bedeutet in sittlicher Hinsicht gar nichts; und aller Werth oder Unwerth der Handlung hängt von dem Beweggrunde, von dem Hange, von der Neigung ab; diese aber erfolgen, nach Clarke selbst, mit reiner Nothwendigkeit. Wen will nun bei einer bösen That der Sittenrichter, im Clarke'schen Sinne, bestraft wissen: den bösen Hang, d. i. den Beweggrund, als den Schuldigen? Aber der ist ja etwas Passives und Nothwendiges, nach Clarke selbst! Oder das zwar freie Vermögen der Selbstbewegung, das aber, wohl zu merken, ohne bösen Hang ist? Aber das hieße ja den zwar physisch Schuldigen, aber moralisch Unschuldigen strafen; das hieße, das Thier im Menschen, das die That begangen hat, als ein freies Agens strafen wollen und zwar zeitlich und ewig; weil der Teufel im

Menschen, der die That beschlossen und das freie Thier dazu aufgewiegelt hat, als ein nothwendiges Patiens billigermäßen weder von Gott noch den Menschen gestraft werden darf.

Fünftens. Wenn Clarke sagt: „Gott urtheilt unfehlbar von den Dingen und billigt was gut ist, durch physische Nothwendigkeit seiner Natur; aus dieser physischen Nothwendigkeit ist jede Idee von Handlung ausgeschlossen; aber das Thun kommt von einem activen Princip, welches die Idee der Freiheit wesentlich in sich schließt"; — so läßt sich dagegen sagen: auch der Mensch urtheilt nach den Schein der Dinge und billigt, was ihm gut scheint. Er ist darin so nothwendig, physisch gezwungen, wie, nach Clarke, Gott selbst physisch gezwungen ist. Wie kann aber jetzt der Mensch noch Verdienst oder Schuld haben, wenn er den Schein des Guten, in den die üble Wahl eingehüllt war, mit physischer Nothwendigkeit billigen mußte? Der Vorwurf Clarke's, den er im verdammenden Tone des gewissen Sieges vorträgt: daß das System des Determinismus weder Recht noch Unrecht, weder Verdienst noch Schuld, weder ein Gott gefälliges noch mißfälliges Verhalten vernünftiger Wesen anerkenne, und daß dieses System die Sittlichkeit und Religion untergrabe, — scheint mir also in der That eben so gut dem Clarke'schen Indifferentismus selbst zu gelten als dem Determinismus, und jener Vorwurf löst sich jetzt in leere Declamation auf.

Sechstens bemerke ich: die metaphysische Freiheit des Menschen, als Indifferentismus, kann nicht einerlei und identisch mit der Spontaneität seyn, wie doch Clarke will, sondern muß Etwas ganz anderer Natur seyn. Denn beide stehen oft im direkten Gegensatze. In den höchst leidenschaftlichen Handlungen ist der Mensch offenbar nicht frei, denn er handelt ganz aus blindem Antriebe der Leidenschaft; er ist durch sie leidend, ein Passives. Das geben alle Vertheidiger der Freiheit zu. Doch waltet hier eben so gut Sponta-

neität als in den mit der kältesten Ueberlegung verrichteten Handlungen. Der Leidenschaftliche thut ja gerade das, was er in der Leidenschaft wollte; er handelt also mit voller Spontaneität, ohne alle Freiheit.

Siebentens. Wenn Clarke das Vorherwissen Gottes mit der Freiheit menschlicher Handlungen vereinbart wissen will, so frage ich, ob er in seinem Beweise den Menschen nicht als ein nothwendig handelndes Wesen betrachte, wenn er im Geizigen dessen künftige Handlungen vorausberechnet. Wenn Clarke nicht, wenn gleich sich selbst unbewußt, als geheimer Determinist den Hang des Geizigen als nothwendig wirkend glaubte, wie könnte er mit Zuversicht die Vorhersagung stellen, der Geizige werde den einträglichen Vorschlag eingehen?

Achtens. Der Clarke'sche Indifferentismus führt also, näher untersucht und berichtigt, wie es mir scheint, nicht weiter als die Spontaneität, und fällt zuletzt mit der Heinrothschen Lebensfreiheit in Eins zusammen. Beide haben mit der Freiheit im metaphysischen Sinne nichts zu schaffen und beweisen nicht, was sie sollen. Beide, von geistvollen Männern stammend, blenden durch sinnreiche Scheingründe.

Endlich Neuntens ziehe ich den Schluß: Alles, was sich aus der Clarke'schen Freiheitslehre als wahr und klar ergibt, ist wohl dieses: der Mensch besitzt ein physisches Vermögen der Selbstbewegung; dies ist die Thatkraft. Den Ausdruck Willen möchte ich nicht als passend für dieses Vermögen halten; denn unter Willen denkt man sich die Thatkraft nicht mehr allein, sondern zugleich durch den Beweggrund angeregt und beseelt; und der Beweggrund bildet sich ja im Verstande. Der Wille ist also schon ein Zusammengesetztes aus Verstand und Thatkraft; und ein Wille ohne Beweggrund ist ein Unding, wie eine Zusammensetzung aus Einem Einfachen ein Unding seyn würde. Die Thatkraft, aber nicht mehr der

Wille, ist allerdings ein für sich bestehendes, selbstständiges Vermögen. Denn der eine Mensch ist vor dem andern mit größerer oder geringerer Thatkraft ausgerüstet, und diese selbst steht mit der Größe des Verstandes, mit der Güte des Herzens, kurz mit dem intellektuellen und moralischen Menschen bei weitem nicht immer in einem graden Verhältnisse. Sie bildet vielleicht, je nach ihren verschiedenen Graden, die Basis der Temperamente. Sie ist selbstständig; sie kann aber, weil sie ohne Motiv ein Blindes, ein Lahmes ist, durch das Motiv aber mit Nothwendigkeit bestimmt wird, nie frei im metaphysischen Sinne heißen, — so wenig als irgend eine andere Kraft in der Natur anders frei heißen kann, als bloß im chemischen Sinne.

## Ein höherer Determinismus.

Meinen eigenen Weg gehend habe ich schon vor Jahren in einem kleinen Werkchen: „Betrachtungen über moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott. Mit einer Vorrede von C. A. Eschenmayer; Tübingen bei Heinrich Laupp, 1818“ — in der dreizehnten oder letzten dieser Betrachtungen eine neue Ansicht der moralischen Freiheit aufgestellt. Ich habe es nämlich versucht, das, was wir Freiheit nennen und als ein moralisches Element betrachten, von einer neuen Seite zu untersuchen und es einer Zersetzung zu unterwerfen. Es war mir nämlich der einfache Gedanke eingefallen: es könne einer die innere Eigenschaft besitzen, Herrscher zu seyn; damit sey er aber noch kein Herrscher, dazu gehöre noch etwas Aeusseres — Land und Leute. So dachte ich mir nun: der Mensch besitzt die innere Eigenschaft frei zu seyn; in sich verschließt er einen Götterfunken. Einen angebornen Trieb zum Guten, zu Gott als dem höchsten Gut, haben schon Plato und die Stoiker in allen Geschöpfen erkannt. Dieser Trieb macht die eigentliche Natur des Geistes aus; und sein Wirken, insofern es kein Hinderniß findet — so schloß ich — ist nichts an-

ders als Befriedigung der innersten Forderung des Geistes selbst, und insofern freies Wirken. Im Menschen, dachte ich, tritt dieser Trieb zur Annäherung Gottes klarer oder dunkler ins Bewußtseyn. Insofern der Trieb nun, ohne Verwirklichung der That, nur in der Idee dem eigenen Bewußtseyn des Menschen vorschwebt, ist er mir der Freiheitssinn. Dieser ist nun, als solcher, d. h. als die bloße Idee des Triebes, ganz unabhängig von allen äussern Einflüssen, erhaben über alle materiellen Bande. Und doch ist damit der Mensch noch nicht frei in der That; er ist es nur in der Idee, indem das stets rege Princip, das den Menschen beseelt, nämlich der Trieb zum Guten, zu Gott, in seinen wirklichen Aeusserungen gebunden ist durch Fleisch und Blut. Zur wirklichen Freiheit gehört demnach noch etwas Aeusseres: es gehören dazu harmonisch wirkende Einflüsse von aussen, wodurch der innere durch die Korporisation gebundene Trieb, statt gebunden zu bleiben, vielmehr entbunden und frei werde; ferner glückliche Organisation als praedisponirende Ursache; gute Erziehung, Unterricht, Beispiel, Umgang rc. als gelegenheitliche Ursache der Entbindung des Triebes. Ich betrachtete demnach die Freiheit als ein moralisches Produkt, dessen Factoren oder Wurzeln einerseits der Freiheitssinn, andrerseits die einwirkenden Aussendinge sind, insofern sie harmonisch mit dem innern Sinn wirken. Ich glaubte nunmehr, es sey mir mit dem Problem der Freiheit ergangen, wie dem glücklichen Lavoisier bei der Auflösung des Problems des Brennprozesses, indem er, ausser der innern Brennfähigkeit des combustiblen Stoffes, noch den Sauerstoff der äußern Atmosphäre mit ins Spiel treten ließ; oder wie dem noch glücklicheren Brown, welcher zur Auflösung des Problems des Lebens, ausser einer innern Lebensfähigkeit (Lebenskraft) des Körpers, noch die äusseren Lebensreize mit zu Hülfe rief. Nun hatte ich auf einmal, mitten in der tiefsten Finsterniß, einige Helle bekommen; und ich hatte wenigstens im Menschen ein inneres,

stets reges, lebendiges, über alle äussern Einflüsse erhabenes Prinzip der Freiheit, den Freiheitssinn (welcher als solcher vom Triebe verschieden ist) aufgefunden. Jetzt war, wie durch einen Zauberstreich, alles Maschinenmäßige aus meinem Determinismus verbannt, wodurch denn dieser sich von allen bisherigen deterministischen Ansichten aufs glücklichste unterschied, während er die innern Widersprüche des Indifferentismus oder der Lehre vom Aequilibrio arbitrii eben so glücklich vermied. — Ich definirte nunmehr die wirkliche moralische Freiheit, gleich jeder Freiheit überhaupt, als das von aussenher durch harmonisch wirkende Eindrücke ungestörte Wirken, Schaffen und Entbundenwerden des innern zum Bewußtseyn erhobenen Triebes. Ich bewies sodann, daß nur allein der Tugendhafte, in der beseligenden Harmonie seiner vollbrachten That mit den Forderungen seines innersten Wesens, frei heißen könne, der Lasterhafte hingegen nur den Freiheitssinn besitze; daß aber auch letzterer durch diesen Freiheitssinn in ihm himmelweit über jeder Maschine erhaben da stehe.

Worin meine Freiheitslehre, stets erhaben über den gewöhnlichen Determinismus, dennoch in religiöser Hinsicht bald unter, bald über dem Indifferentismus zu stehen kam, ist: daß nach derselben das Laster mehr als ein Unglück, die Tugend aber, nach dem Sokratischen Ausspruche, mehr als ein Geschenk der Götter zu betrachten ist, indem es einzig das Werk der göttlichen Vorsehung ist, wenn die Aussenverhältnisse so günstig geordnet sind, daß sie jede Anstrengung des angebornen Triebes zum Guten, statt dieselbe zu unterdrücken (wie z. B. schlechte Erziehung, schlechtes Beispiel wirken) vielmehr zur wirklichen That werden lassen. Welcher von beiden Fällen, die Beförderung oder Unterdrückung, die vollkommnere oder unvollkommnere Freiwerdung und Entbindung desselben, eintreffen soll, hängt einzig von dem unerforschlichen Rathschlusse der göttlichen Vorsehung ab, die

eben darum, weil sie unerforschlich und durch kein philosophisches Räsonnement erklärbar ist, als heilig angebetet werden muß.

Von dieser meiner Freiheitslehre glaube ich vier Eigenthümlichkeiten anführen zu dürfen.

1) Habe ich, indem ich die Freiheit nicht, wie bisher geschehen, als ein moralisches Element, sondern als ein Produkt zweier Factoren betrachtete, — einen obersten Grundsatz aufgestellt, aus welchem einzig und allein ich alle Erscheinungen, die ins Gebiet der Freiheitslehre einschlagen, eben so natürlich und consequent, ohne einer einzigen weitern Hülfshypothese zu bedürfen, ableite, wie der Mathematiker seine Folgerungen aus seinem Grundsatze herleitet. Diese Ansicht wissenschaftlich, ich möchte sagen im mathematischen Geiste, behandelt, gibt eine neue Art von Auflösung der Probleme der Freiheitslehre an die Hand; und der Grundsatz, den ich mir bildete und obenan stellte, — gesetzt auch, daß er nicht über den gewöhnlichen Determinismus hinausführte — leitet zu einer von der bisherigen völlig verschiedenen Beweisart.

2) Habe ich für den Menschen einen von allen äussern Einflüssen unabhängigen innern Freiheitssinn aufgestellt, der eigentlich den Adel des Menschen begründet, meinen Determinismus beseelt, veredelt und über den gewöhnlichen hinaushebt. Wenn man dagegen behaupten will, (wie mein Rezensent in den theologischen Annalen), daß der gewöhnliche Determinismus, wie selbst der Fatalismus, dem Menschen den Freiheitssinn nicht absprechе, so bringt man offenbar nicht in meinen Sinn und vermischt das unbestimmte wilde Gefühl und Verlangen des Menschen, thun zu können, was man gerne möchte und so oft nicht kann, mit dem ganz verschiedenen Begriffe, in welchem ich mir den Freiheitssinn erdacht und zur Erklärung der Phänomene zu benutzen gesucht habe, nämlich mit dem angebornen Zuge des Menschen zu Gott, der mir, als solcher, ein bestimmter Factor des Produkts der wirklichen, aber bedingten

Freiheit, kurz ein wissenschaftlich gewordener Begriff ist, welcher sich zur Erklärung der Phänomene dem bestimmtesten moralischen Calcul unterwerfen läßt und zu Produkten führt. Auch vor Brown hat man von einer Lebenskraft gesprochen, von der schon Hippokrates wußte; nichtsdestoweniger bleibt die Brown'sche Incitabilität ein neuer Begriff.

3) Habe ich nicht etwa bloß obenhin gesagt, sondern aus meinem obersten Grundsatze mit der strengsten Consequenz deducirt: daß der Tugendhafte wirklich frei sey. Nach dem gewöhnlichen Determinismus ist der Tugendheld wie der Sündenknecht gleichmäßig Sklav. Freilich ist nach mir die Freiheit des Tugendhaften nur eine (durch äussere glückliche Einflüsse) bedingte Freiheit; das hindert aber nicht, daß er, als nun wirklich Tugendhafter, nicht frei sey, und daß nicht mein Determinismus eben dadurch gegen den bisherigen als einer höherer Art hervorgehe.

4) Habe ich die Selbstmacht des sich nach Besserung sehnenden Menschen und die wirkliche Kraft guter Vorsätze auf eine Art erwiesen, die, alle innern Widersprüche und gewöhnlichen Zirkelschlüsse umgehend, nur dazu dienen kann, meinen Determinismus recht augenscheinlich zu vergeistigen und weit über den gewöhnlichen hinaufzuheben; indem nach letzterm jede Art von Selbstmacht des Menschen ganz wegfällt.

Ich habe neuerlich vernommen, daß Hr. Professor Nasse in einem Aufsatz im ersten Hefte des dritten Bandes des Archivs für Magnetismus die Ansicht aufgestellt habe, daß dem Menschen nur seine Gesinnung, nicht seine That frei stehe. Ich habe jenen Aufsatz nicht zu lesen bekommen können; schließe ich aber recht, so darf ich hier eine der meinigen nahe verwandte Ansicht vermuthen, und ist es wirklich so, so kann mein glückliches Zusammentreffen, wenn auch nur im Endresultate, mit Hn. N. nur als ein neuer Vorzug meines Deter-

minismus gelten, der zu den obigen vier Eigenthümlichkeiten als ein Fünftes und Bestes unter Allen hinzukommt.

Herr Professor von Eschenmayer hat in seiner höchst geistreichen, im ächt platonischen Geiste geschriebenen Vorrede zu meinen Betrachtungen, die von mir bestrittene Lehre des Indifferentismus in Schutz genommen und für seine Meinung Gründe vorgetragen, die wahrhaftig das Herz ergreifen und auch in mir den tiefsten Eindruck zurückließen. Nichts destoweniger halte ich mich nicht für widerlegt. Die Schwierigkeiten, die gegen den Indifferentismus obwalten, bleiben unerschöpflich, und so wie auch einige beseitigt sind, entstehen wieder neue. Sey auch die Freiheit der Gleichgültigkeit noch so vortrefflich vorgetragen, immer drängt sich die Frage auf: ob nicht das eben der Streitpunkt sey, was hier vorausgesetzt wurde? Aber auch verbergen darf ich nicht, daß die Freiheitsansicht des tiefen Philosophen, von dem hier die Rede ist, eine Revolution in meiner Denkweise hervorgebracht habe, von der ich am Schlusse dieser Abhandlung noch ein Wort sagen werde.

Vergeblich habe ich mich in den gelehrten Zeitungen nach einer Kritik meiner Freiheits-Ansicht umgesehen. Die Rezension meiner Betrachtungen in der Jenaer allgemeinen Litteratur-Zeitung, 1818, Nro. 219 wird schwerlich für ein unparteiisches und passendes Urtheil gelten können, wie ich in meiner Antikritik zu zeigen gesucht habe. Desto günstiger und ungemein ehrenvoll für mich ist zwar das Urtheil über meine Betrachtungen in der Kritischen Bibliothek für das Schul- und Unterrichts-Wesen; Hildesheim, 1819; fünften Bandes; zweitem Stück; — wofür ich dem unbekannten Rezensenten innigen Dank schuldig bleibe. Aber indem derselbe, dem Endzweck seines gelehrten Blattes vollkommen entsprechend, mehr denjenigen Theil meiner Betrachtungen vor Augen hatte, der sich mit der Unsterblichkeit der Seele und Gott befaßt, ist er in Hinsicht meiner Frei-

heitslehre, zu meinem größten Bedauern, in kein Detail eingegangen. Endlich findet sich in Wachler's neuen theologischen Annalen, 1819, Monat Juni, eine allerdings gehaltvolle Rezension meiner Betrachtungen. Der Rezensent läßt sich aber in keine Widerlegung meiner Freiheits-Ansicht ein, und er vermengt sogar noch meinen höhern Determinismus mit dem bisherigen gewöhnlichen, worin er mir offenbar Unrecht gethan hat, wie er denn auch selbst in seiner Antwort auf meine Antikritik zugeben muß, daß sich meine Ansicht von andern deterministischen unterscheide.

Ein eigentlich kritisches Wort über meinen Determinismus habe ich erst bei Gelegenheit einer kleinen Broschüre von mir, betitelt: „Die Schellingische Gottes- und Freiheitslehre vor den Richterstuhl der gesunden Vernunft vorgefordert; die vierzehnte der Betrachtungen über moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott; Tübingen bei H. Laupp; 1819;" — in Wachler's neuen theologischen Annalen 1819, Monat November, vernommen. Nachdem der Rezensent manche meiner Bemerkungen gegen die Schellingsche Gottes- und Freiheitslehre als richtig anerkannt hat, mit andern meiner Bemerkungen aber nicht einverstanden ist, so unterwirft er endlich meine eigene Freiheitslehre einer Kritik. Er sagt: „Wir zweifeln, daß durch dieses Amalgama von Freiheit und Nothwendigkeit das bedenkliche Schwanken der Vernunft gehoben sey. Es bleibt nämlich die Frage, auf welche es doch allein ankommt, unentschieden, ob der erste Bestimmungsgrund zu einer moralischen That in der von dem Verfasser sogenannten Idee des Triebes zum Guten oder in dem äußern Anstoß liegt? Ist das Letzte, was der Verfasser wieder auch mischt, jedoch will, so gibt es keine metaphysische Freiheit, sondern nur eine moralische, wie sie von allen, die den Menschen nicht zur Maschine herabwürdigten, immer behauptet ist; und nur aus Unbekanntschaft mit der Geschichte der Philosophie sieht der Verfasser seinen

Determinismus für etwas Neues an. Hätte er jene Frage recht ins Auge gefaßt, so würde es sich ihm ergeben haben, daß alle harmonischen Einflüsse von aussen den Entschluß, sie zu benutzen, die eigentliche freie That, voraussetzten, und diese mithin nicht zum Drittel oder Viertel aus der Erziehung ꝛc. hervorgehen könne; daß, wenn man auch bei dem Fortbilden des Individuums einen solchen Einfluß annimmt, dieser doch erst durch das Wissen des Menschen um das Gute oder durch das Wollen desselben oder durch Beides zusammen, dem Guten gemäß wird und wirkt; daß er endlich, indem er das Böse für einen Mangel des Guten erklärt und Grade dieses Mangels zuläßt, den Begriff des Guten dem eines Triebes zum Guten untergeschoben hat. Mangel des Guten in größerm oder geringerem Grade, als eines Objektiven, ist allerdings zu behaupten; aber Mangel an Trieb zum Guten, ein Subjektives, ist immer an sich ein Böses, einmal weil er ein Unmoralisches ist, und dann, weil ein böser Trieb an seine Stelle getreten seyn muß, da der Mensch bei einem bloßen Minus des Triebes zum Guten nie zum Handeln kommen würde."

Ich fühle und ehre die Kraft dieser Einwürfe, den letzten abgerechnet, worin der Rezensent offenbar sich einem Irrthum hingibt. Unter Bösem, so wie unter Mangel an Trieb zum Guten, ist ein Minus zu verstehen, nicht im algebraischen Sinne, wo es etwas bezeichnet, was weniger als Null ist, sondern im gewöhnlichen Sinne, wo es immer ein Positives, nur ein Kleineres bezeichnet, wie z. B. vier Aepfel ein Minus sind in Vergleich gegen sechs. Daß also der Mensch bei einem bloßen Minus des Triebes zum Guten nie zum Handeln kommen würde, und daß deswegen ein böser Trieb an dessen Stelle treten müsse, wie der Rezensent versichert, ist eben so viel als behaupten, weil die Kraft der Schwere nach dem Mittelpunkte der Erde trachte, so müße der von selbst in die Höhe steigende Luftballon eine der Schwerkraft entgegengesetzte, ab-

solut leicht machende Kraft besitzen. Was der Physiker auf einen solchen Schluß antworten würde, dürfte auch die Antwort des Philosophen anf des Rezensenten Deduction des bösen Triebes bleiben.

Desto triftiger aber bleibt der erste Theil der Einwürfe des Recensenten gegen meine eigenthümliche Freiheits-Ansicht. Weit entfernt, diese Einwürfe entweder ignoriren, oder aber durch bloße Ausflüchte und Schikanen umgehen zu wollen, glaube ich vielmehr sowohl diesen Einwürfen des Rezensenten, als auch den Eschenmayerischen in der Vorrede zu meinem Werkchen folgendes, meiner Meinung nach in der Natur der Sache gegründetes, Räsonnement entgegensetzen zu können.

Die Macht der Motive sey hier der Gegenstand meiner Untersuchung. Soll der Satz des zureichenden Grundes fest stehen bleiben, als mit welchem alle Logik, als Wissenschaft, steht oder fällt, da ein Wille ohne Beweggrund ein Unding bleibt; — so kann jene Macht nicht anders als zwingend seyn, und dadurch entsteht allerdings der Schein, daß der Mensch zur Maschine herabgewürdigt werde. Aber dieser Vorwurf beruht nur auf Schein; denn die äusserlichen zum Handeln reizenden Gegenstände der Lust rc. sind noch lange keine Motive. Nur Maschinen und unorganische Körper werden von aussenher in Bewegung gesetzt; nicht so der Mensch und selbst jedes lebende Geschöpf, insofern von Handlungen der Lebendigen die Rede ist. Im Menschen müssen erst innerlich die Motive erschaffen und gebildet werden, ehe er danach, als nach einem Motiv, handelt. Nicht jeder äussere Gegenstand der Begierde erregt unfehlbar die innere Begierde danach; der eine Mensch wird vor dem andern, ja der nämliche Mensch wird zu verschiedenen Zeiten von dem nämlichen äussern Objekte auf verschiedene Weise, ja zu gewissen Zeiten oft gar nicht, angeregt: das ist ein Factum. Die Begierde muß also vielmehr erst vom lebenden Geschöpfe durch einen

geheimnißvollen und unbemerkten Schöpfungsact geboren und ins Leben gerufen werden. Jeder Entschluß, jede Begierde des Menschen, ist sein eigener Geistesact, nicht ein von aussen in ihn hineingezwängter Eindruck. Steht sie, die Begierde, nun einmal als eigene Seelenfrucht lebendig da, dann erst ist sie ein Motiv und wirkt gesetzmäßig nach dem Satze des zureichenden Grundes, d. h. die Handlung zur Befriedigung dieser innerlich entstandenen Begierde muß erfolgen, oder sie kann unmöglich erfolgen, je nachdem im ersten Falle keine oder doch nur schwächere, im andern Falle aber stärkere innere Gegengründe als Motive vorhanden sind. Darin eben, in diesen innerlich erzeugten und gelegenen Motiven liegt der große Unterschied zwischen Spontaneität der lebenden Geschöpfe und der physischen Abhängigkeit der leblosen Materie. Das lebende Geschöpf wird also im vernünftigern, sich selbst verständlichen Determinismus nie zur Maschine, und insofern steht es selbstständig da und frei, nur seinen eigenen Motiven gehorchend, und nicht mehr dem physischen Eindruck der dasselbe umgebenden Aussenwelt; es ist der Urheber seiner eigenen Handlungen. Aber indem die Gegenstände dieser Aussenwelt gleichsam der Saame sind, ohne den die Schöpfung und Geburt der Begierde im Innern des Menschen eine Unmöglichkeit bliebe, so steht das selbstständige Geschöpf nicht in einem mechanischen, sondern vitalen Verbande mit der äussern Natur. Daraus ergibt sich, daß die Nothwendigkeit selbst, von der im geläuterten Determinismus die Rede seyn kann, in Hinsicht auf die einwirkende Aussenwelt durchaus keine unbedingte Nothwendigkeit seyn könne; denn, wie schon gesagt, der eine Mensch wird vor dem andern von dem nämlichen äusseren Gegenstande verschiedentlich, und oft gar nicht, affizirt; sonderen die Nothwendigkeit, unter der alle Handlungen der lebenden Geschöpfe stehen, ist eine innere physische Abhängigkeit von der eigenen geistigen Natur des Geschöpfes. Innerlich,

in Hinsicht auf die eigenen Motive, ist die Nothwendigkeit eine zwar unbedingte, äusserlich aber, in Hinsicht auf die Gegenstände der Aussenwelt, eine bloß bedingte.

Daraus folgt unmittelbar, daß ein nothwendiges Agens allerdings, wenn die Nothwendigkeit auf die Aussenwelt bezogen wird, eine Contradictio in terminis sey, wie oben Clarke so scharfsinnig gegen Collins auseinandergesetzt hat. Ein nothwendiges Agens aber, wenn die Nothwendigkeit bloß auf das innere Motiv bezogen wird, ist mir wenigstens kein Widerspruch mehr, weil hier die Bewegung zu allererst aus dem innern Motive, also aus dem Agens selbst hervorgeht, und die Aussenwelt nur eine bedingte Veranlassung, nicht aber der erste unbedingte erste Stoß zur Bewegung ist.

In diesem veredelten Determinismus bleibt also der Mensch immer der erste Urheber seiner eignen Handlungen; ohne seine eigene Einwilligung thut er keinen Schritt und hegt keinen Gedanken; und er steht mit der Aussenwelt in keinem mechanischen, sondern in einem vitalen Verbande. Oder sollte er mit ihr in gar keinem Verbande stehen und ihrer nicht bedürfen? Das wäre erst die wahre Freiheitslehre! Dann aber wäre er ein Gott und kein erschaffenes Wesen mehr; er bedürfte dann weder der göttlichen Vorsehung, noch könnte diese auf ihn einwirken. Denn wodurch wirkt Gott auf den Menschen und dessen Willen? Auf mystische Art? Das ist doch wohl nur ein Wort ohne klaren Begriff. Oder wirkt er nicht vielmehr auf eine klare, offene und fühlbare Weise dadurch, daß er, kraft seiner Vorsehung, unsere Umgebung oder die Aussenwelt von Ewigkeit her so geordnet und geschaffen hat, daß sie den Saamen des Guten hergibt; welches Gute aber, als wirkliches Gute, nicht das Edukt der Aussenwelt, sondern das Produkt des selbstständigen Menschen ist?

Hier habe ich auch die Bemerkung zu machen, wodurch

die Macht der Aussendinge noch um so mehr eingeschränkt hervorgeht, daß ich annehme, daß z. B. im bösen Menschen lange nicht alle Schuld auf den Mangel des guten Unterrichts, kurz auf äussere ungünstige Umstände, falle. Ich glaube vielmehr, daß im eigenen Herzen des Bösen viel Schuld mit liege, ohne daß ich darum ein positiv böses Herz in ihm annehme. Dieses sein Herz ist vielmehr bloß zu schwach, zu stumpf für seine moralische Gefühle und hohe Ahnungen, während vielleicht der Kopf des nämlichen Menschen nichts weniger als stumpf ist. Der Böse wäre also nur ein moralischer Simpel, dem man so wenig hohe Gesinnungen einprägen kann, als dem intellektuellen Simpel hohe Kenntnisse. — Das alles begriff ich unter der Corporisation, als äusserer Bedingung der Entbindung des innern Triebes.

Ich wende nun das Gesagte gegen die Einwürfe Eschenmayer's in seiner Vorrede und des Recensenten in Wachler's neuen theologischen Annalen an. Diese Einwürfe lösen sich sämmtlich zuletzt etwa in folgendem einen Haupteinwurf gegen den Determinismus auf. Der Mensch, der eine und nämliche Mensch, nährt mehrerlei Begierden in sich, niedere und höhere: das ist eine Thatsache. Steht es nun nicht in seiner Macht, unter diesen zu wählen, seine Seele, wie er will, zu erniedrigen, indem er vorzugsweise der niederen Begierde fröhnt; oder sie zu erheben, indem er der höhern huldigt? Schon Simplicius in seinem Commentar zum Epiktet sucht dadurch die Freiheit zu erweisen. Und eine solche Freiheit, ist sie ein bloßes Abstractum der Metaphysik und nicht vielmehr ein Factum der Menschengeschichte und somit ein authentischer Beleg für die Heinrothsche Lebensfreiheit? — Richtig! der Mensch wählt hier unstreitig unter seinen Begierden, die noch dazu seine eigenen Geschöpfe sind; und er erscheint hier sich selbst und Andern als frei im hohen Grade.

Nur aber mußte er so wählen, nach dem Satze des zureichenden Grundes: die stärkste Begierde, sie sey nun die edlere im bessern Menschen oder die niedere im verdorbenen Menschen, mußte den gewissen Sieg davon tragen. — Aber der bessere und der verdorbene Mensch — haben sie sich nicht selbst dazu gemacht? Oder mit Eschenmayer (in seiner Vorrede zu meinem Buche) zu fragen: Haben sie die Beweggründe von selbst gemacht oder sind sie nicht vielmehr nur früher an der nämlichen Freiheit erwachsen und erstarkt, welche jetzt von denselben bestimmt werden soll? — Ich antworte: Gilt jetzt, da die stärkste Begierde den Sieg davon trägt, der Satz des zureichenden Grundes, so galt er auch früher und immer früher bis hinauf zur ersten moralischen oder immoralischen Handlung; oder aber ein Wille ohne Beweggründe müßte kein Unding mehr seyn.

Aber „innerlich wird sich jeder gestehen, daß er auch anders hätte handeln können und sollen; — brauchen wir weiter Zeugniß für die freie Wahl des Menschen?" — Ich will nicht mit dem subjectiven Rationalismus die Realität unserer edelsten Gefühle abläugnen und dieselbe für bloße Täuschungen erklären. Nein; es gibt ein reelles Gefühl der Freiheit, aber es kann nur im Tugendhaften existiren, dessen angeborner unsterblicher Trieb zur Urquelle alles Guten von keinen äussern Schranken mehr gehemmt wird. Aber das gemeine Gefühl der Freiheit überhaupt ist im Grunde nichts anders als das Gefühl der Spontaneität, nicht das der Freiheit der Gleichgültigkeit; es sagt bloß aus, daß ich anders hätte handeln sollen, und nicht, daß ich anders hätte handeln können. Hier spielt das Wörtlein: „Wenn" (wenn dieses oder jenes nicht gewesen wäre, so würde ich anders gehandelt haben) seine große Rolle selbst im reuigsten Sünder; und es ist nichts anders als der Satz des zureichenden Grundes, der sich durch dieses „Wenn" gerechtfertigt darstellt. —

Schaamröthe und Reue können auch als Beweis gelten, daß der fehlende Mensch sich, wie in einem Spiegel, als ein niedriges Wesen selbst erkenne, das seiner Natur nach nicht erhaben handeln konnte. — Der Unterschied zwischen Sündigen und Irren ist der, daß der Sündigende weiß, daß er sündige, der Irrende aber nicht weiß, daß er irre. — Das alles hat mit der Freiheit der Gleichgültigkeit gar nichts zu schaffen.

Meine Absicht in der gegenwärtigen Abhandlung ist nicht die, die Lehre meines höhern Determinismus ausführlich vorzutragen, was ich in meinen Betrachtungen gethan habe; sondern nur sie gegen die mir bekannt gewordenen Angriffe zu vertheidigen. Und hier muß ich zum Schluß noch einen scharfsinnigen Einwurf eines Freundes gegen meine zwei Freiheitsfactoren beantworten. Ich war nämlich in meinem Räsonnement über die Freiheit von dem Gedanken ausgegangen: es könne einer die innere Eigenschaft besitzen, Herrscher zu seyn, damit sey er aber noch kein Herrscher; dazu gehöre noch etwas Aeusseres — Land und Leute. — Der Einwurf lautet nun also: „Was das für eine innere Eigenschaft ist, die, um dieses zu seyn, noch etwas Aeusseres bedarf, ist schwer zu verstehen. Wenn nämlich einer die innere Eigenschaft besitzt, Herrscher zu seyn; wenn er versteht, Land und Leute weise zu regieren und diese Kunst richtig durchdacht und erlernt hat, so wird er auch Land und Leute beherrschen können, sobald er in diesen Fall kommt. Was er ist, wird er alsdann praktisch zeigen; er wird sich offenbaren als solcher, der er ist. Es kommt in diesem Falle gar nichts zu seinem Wesen hinzu; er wird dabei nicht mehr seyn, als er schon ist; er wird sich jetzt nur jedermann zeigen und beweisen, daß er das wirklich ist, was er an sich ist. Besitzt aber einer diese innere Eigenschaft nicht, hat er di e Herrscherkunst nicht erlernt — und besäße er auch die ganze Welt, — so wird er doch ein Dummkopf bleiben sein Le-

lang." — Meine Antwort auf diesen Einwurf ist folgende. Man fordere denjenigen auf, der die Eigenschaft besäße, Herrscher zu seyn, aber unglücklicher Weise der ärmste und verfolgteste Mensch ist, man fordere ihn auf, er solle mit seinem Herrschertalente Tausende beglücken. Er wird es nicht können, weil ihm die äussern Glücksumstände fehlen. Geschieht nun, frage ich, das wirkliche Beglücken Anderer von Seiten des wirklichen Herrschers ohne eigenen Erwerb von Verdienst? Ist nicht jedes Verdienst blos erworben? Oder werden denn Verdienste und Tugenden angeboren und angeerbt, und nicht vielmehr errungen? Allerdings ist der durch äussere Lage zum Herrscher erhobene, wenn er seine Pflicht Andere zu beglücken wirklich ausgeübt hat, durch erworbene Verdienste innerlich mehr, als er, ohne Herrscher zu seyn, gewesen wäre. Gerade so ist auch der mit Freiheitssinn begabte Mensch, wenn die äusseren Umstände zur Entwickelung dieses durch Fleisch und Blut gebundenen Triebes günstig gewirkt haben, nicht nur praktisch frei zu nennen, sondern er ist auch innerlich mehr geworden, als er ohne diese von aussen veranlaßte Entwickelung seyn würde. Hier ist also zur Veredlung des Menschen die Nothwendigkeit der äussern günstigen Umstände, als des einen Factors der wirklichen Freiheit, ausser allen Zweifel gesetzt. Die Existenz des andern Factors, nämlich des Freiheitssinnes, hat mein gelehrter Freund selbst zugestanden, indem er sagte: „Besitzt aber einer diese innere Eigenschaft zu herrschen nicht, und besäße er auch dabei die ganze Welt, so wird er doch ein Dummkopf bleiben sein Lebenlang." — Es wäre das nämliche, als wie wenn wir vom Thiere, das den Freiheitssinn entbehrt, fordern wollten, daß es moralisch gut handeln solle.

### Der Skeptizismus.

Irre ich nicht sehr, so steht mein höherer Determinismus ziemlich fest; da hingegen die Lehre von der Freiheit

mit dem Satze des zureichenden Grundes, und damit denn zugleich alle menschliche Logik mit sich selbst, im ewigen Widerspruche bleibt. Nie wird die unbedingte Freiheit des Willens, in dem Sinne des Indiffentismus, wissenschaftlich erwiesen werden können. Es sind nur versteckte Zirkelschlüsse, welche die Glieder des vermeintlichen Beweises ausmachen. Bei dieser wissenschaftlichen Unzulänglichkeit oder vielmehr bei der Unwissenschaftlichkeit der absoluten Freiheitslehre, beurtheile ich den lasterhaften Menschen mitleidsvoll nach der blos bedingten Freiheit, die ich in der dreizehnten meiner Betrachtungen über moralische Freiheit, als die allein beweisbare, und der Zirkelschlüsse und inneren Widersprüche enthobene, aufgestellt habe. Mein Kopf und mein Herz fordern von mir dies Mitleiden mit dem Lasterhaften; ich kann nicht anders.

Und doch wunderbar! als Norm für mich selbst in meinen eigenen Handlungen genügt mir dieser höhere Determinismus nicht mehr. Ich will, wo ich absichtlich gefehlt habe, die Schuld tragen — aber freilich vor einem gütigen und barmherzigen, wenn gleich gerechten, Richter. Ich möchte, wo ich Gutes gethan, vor ihm als ein Freiwilliger erscheinen dürfen. Mein höchster Gedanke, zu dem ich mich in den nächtlichen Stunden stiller Betrachtung erheben kann, ist der, daß ich der wahre erste Urheber meiner Handlungen wirklich sey, und nicht blos, in Folge meines gekünstelten Räsonnements über die Macht der Motive, als solcher dem Rang und Charakter nach, ohne Sitz und Stimme, titulirt werde. Ich schaue auf meine vergangenen Handlungen zurück; ich sehe doch wohl nur Versäumniß-Sünden, aber mein Schauer bei deren Ueberblick bleibt dem subtilsten Determinismus ein Unerklärliches. Ich blicke vorwärts in die Zukunft und entwerfe mir eine Pflichtenlehre; mein Herz wird entzückt, mein Kopf begeistert durch das Bewußtseyn, daß ich, in meiner hohen Natur als Geist, es selbst bin, und daß es nicht bloß das

Spiel günstiger Umstände war, was mir die kühne Verachtung des irdischen Glücks und Unglücks diktirte. Dies Entzücken greift in eine Geisterlehre, die höher liegt als der höhere oder möglichst höchste Determinismus; — und doch widerstrebt der Indifferentismus meiner natürlichen Logik.

Was ist das? Was sagt dieser unauflösliche Widerspruch aus? Eschenmayer hat wohl in seinem Sendschreiben an Schelling ein tiefes Wort gesprochen, wenn er sagt: „Die Freiheit ist zu groß für den Begriff, und darum bleibt noch etwas übrig, was sich nicht bequemen will, ein Irrationale, ein nicht aufgehender Rest, der seine Wurzeln noch in ein fremdes Gebiet hinüber treibt, das keiner Messung mehr fähig ist.“ — Aus dieser genialen Idee geht die für den bloß speculativen Verstand niederschlagende Wahrheit hervor, daß dessen Dichten und Trachten, das ewige Räthsel der Freiheit zu lösen, stets zu Schanden werden wird. Die unbedingte Freiheit des Indifferentismus kann, wie gesagt, nie wissenschaftlich erwiesen werden. Nur bis zu der bedingten Freiheit, die, zwischen dem Determinismus und Indifferentismus schwebend, ihre Schwingungen bald mehr zu jenem herab, bald mehr zu diesem hinauf richtet, kann ein strenger Beweis reichen; höher hinauf nicht mehr. Aber diese Lehre genügt mir wohl, und soll mir genügen, in der Beurtheilung der Handlungen Anderer. Das ist eben meine Tugend, daß ich das Laster hasse und den Lasterhaften bemitleide. Diese Lehre genügt mir aber nicht mehr, und darf mir nicht genügen, in der Beurtheilung meiner eigenen Handlungen. Hier ruft mir eine innere Stimme zu: ich müsse in eben dem Maaße ein unparteiisch strenger Richter gegen mich selbst seyn, als ich mich gegen Andere nur als den möglichst nachsichtigen aufwerfen darf, eben weil die Freiheit nur bis zur bedingten wissenschaftlich erweisbar ist. Ich kann wohl meine geheimste Gesinnung prüfen, nimmermehr aber das Herz und die Nieren meines Mitmenschen.

Das kann nur Gott, dem allein wir das Verdammungs- oder Begnadigungs-Urtheil zu überlassen haben.

Freiheit ist und bleibt also ein Räthsel. Ich habe in meinen Betrachtungen über moralische Freiheit rc., in der neunten Betrachtung, mit der Ueberschrift: Analogieen, an dem bedeutungsvollen Beispiele des Fötus einen ganz eigenthümlichen Beweis aufgestellt, daß Räthsel der Natur für den menschlichen Verstand Glück verkündende Sterne am Himmel der Hoffnung sind und seyn müssen; und daß Schranken der Natur, unserer Kraft und Einsicht entgegengestellt, hinter sich einen Schauplatz verbergen, dessen Größe und Herrlichkeit ansichtig zu werden, wir nur noch zu unmündig sind. — Gerade hier und jetzt, wo ich dem Skeptizismus im Punkte der Freiheit das Wort sprechen möchte, wünschte ich jene meine neunte Betrachtung in ihrem ganzen innern, bedeutenden Zusammenhange mehr gewürdigt zu wissen, als bis jetzt geschehen ist, um den Skeptizismus, den ich wenigstens hier im Sinne habe, nicht beschuldigen zu können, als weise er hohe Ahnungen von sich hinweg, auf die er vielmehr nothwendigst hinführen muß. Indem der Indifferentismus in der Freiheitslehre den Menschen zum unbarmherzigen Richter der Handlungen Anderer bildet, der Determinismus aber, wiewohl er Strafen für nützlich und nothwendig erklärt, schlaffe Nachsicht gegen sich selbst erzeugt, so scheint mir nur der Skeptizismus zu jener glücklichen Moral zu führen, welche Milde im Urtheile über Andere, und Strenge im Urtheile über sich selbst lehrt. Und in diesem Sinne, in welchem mein Skeptizismus zugleich ins Reich der Ahnungen streift, um dort seine zweifelnde Natur gleich Schlacken abzuwerfen, nannte ich an einem andern geeigneten Orte das Problem der moralischen Freiheit ein theures und heiliges Räthsel, welches im Skeptizismus als ein übersinnliches, unbegreifliches Dogma, gleich einem Stern aus einer höhern Welt herabstrahlt und den

kühn bescheidenen Zweifler himmlisch beschämt, welches aber im Dogmatismus zum skeptischen Anstoß herabgezogen wird und durch seine unauflöslichen inneren Widersprüche den stolzen Gewiß-wissenden (wenn er anders mehr als nur Phrasen denkt) höllisch niederschlägt.

Der Mensch soll nicht in Gottes Amt greifen und sich zum verdammenden Richter der Handlungen Anderer aufwerfen, vielmehr einzig und allein auf das Richteramt über sich selbst eingeschränkt seyn. Das kann mir nur mein Skeptismus allein predigen, der die Freiheit zum heiligen Räthsel erhebt. Dem Determinismus bleibt die Tugend und das Laster ein Scheinding; das ist die einzige aber unendlich erhabene Schwierigkeit die er nicht überwinden kann, wiewohl er zeitliche Belohnungen und Strafen als nützlich und nöthig anerkennt. Der Indifferentismus, der, ohne ein absolut Böses, selbst ein lächerliches Unding ist, und eben durch dieses absolut Böse zum schrecklichen Unding wird, führt zum Haß Anderer und vertilgt dadurch praktisch die Tugend, die er theoretisch lehrt; so vieler anderer Schwierigkeiten nicht zu gedenken, die er nicht überwinden kann. Freiheit als Räthsel allein läßt mich die Tugend theoretisch errathen und praktisch ausüben, und söhnt meinen Kopf mit den doppelten Schwierigkeiten gegen den Determinismus und Indifferentismus aus. Indem mir mein Herz sagt: du darfst dich nicht zum verdammenden Richter deines Mitbruders aufwerfen, sagt mir in eben dem Sinne auch mein Kopf: dir soll und muß hienieden Freiheit ein Räthsel seyn und bleiben. So führt das Räthsel der Freiheit, wohlthätig und erhebend, — durch den Determinismus zum Mitleiden und dadurch zur Liebe gegen Andere, — durch den Indifferentismus zum theoretischen Begriff der Tugend und des Lasters, — und endlich durch den Skeptizismus, der sich über die Widersprüche beider erhebt, zur praktischen Tugend und geradezu ins Reich der Moral.

Dies, was ich hier von der räthselhaften Natur der Freiheit und dem Vorzuge des Skeptizismus aufstelle, bestätigt auffallend dasjenige, was ich im Anfange dieser Abhandlung sagte: daß nämlich die Frage über Freiheit und Nothwendigkeit im metaphysischen Sinne nicht im Gebiete des natürlichen Menschenlebens entstehe, da jeder Mensch sich selbst frei fühlt, daß vielmehr diese Frage erst durch Abstraktion auf dem Grund und Boden der so gern verdammenden Theologie entstanden sey. In der That hat der Streit über Freiheit und Nothwendigkeit nur eine erkünstelte Wichtigkeit im Kopfe des abstrakten Stubengelehrten. Der verständigste Mensch, so lange er Naturmensch bleibt, kennt keine Frage über Freiheit und noch weniger einen Streit darüber. Er fühlt sich frei, das ist ihm genug, um nicht von selbst in Determinismus zu verfallen; aber er verlangt auch nicht, daß der fehlende Mensch noch in einer künftigen Welt bestraft und unglücklich werden solle, und diese moralische Genügsamkeit schützt ihn von selbst vor der Gefahr des Indifferentismus. Und so führt endlich der Skeptizismus wieder zum Stande der Unschuld des Naturmenschen; aber, indem dieser Skeptizismus sich zugleich nicht gegen höhere Ahnungen verschließt, sondern sie vielmehr freudig auffaßt, vereinigt er mit der Unschuld des Naturmenschen zugleich die höhere Aussicht des forschenden Denkers.

Man hat in neuern Zeiten, wenigstens in Teutschland, das Theorem des Indifferentismus so wie in alle große und kleine Wissenschaften, so auch in die Psychologie als leitendes Princip übergetragen und geglaubt, das Wesen der Geisteszerrüttungen in der eingetretenen Unfreiheit des leidenden Individuums gefunden zu haben; indem man gegentheils den Geistesgesunden mit der vollesten Freiheit der Gleichgültigkeit begabte. Nach Hrn. Heinroth existiren die im Geiste Zerrütteten nicht mehr im Gebiete der Menschheit, und sind nicht sowohl Thiere, die von einem heilsamen Instinkte geleitet wer-

den, als vielmehr Maschinen, nur noch im leiblichen Leben durch die Gesetze des Lebens bestehend. — Ich habe in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur, 1822, Nro. 5. u. 6. in meiner Rezension von Heinroth's Lehrbuch der Seelenstörungen Einwendungen sowohl gegen die absolute Freiheit des geistesgesunden Sinnenmenschen, als auch gegen die angebliche Maschinerie des Geisteszerrütteten erhoben, wobei ich die schuldige Hochachtung für das Genie dieses Gelehrten nicht verletzt zu haben glaube. Mir scheint das Räthsel der Freiheit ein ganz unstatthaftes Princip in der Psychiatrie zu seyn. Die Heinrothsche Lebensfreiheit ist, nach Abzug des bloß Hypothetischen in ihr, zwar kein Räthsel mehr, sondern ein Faktum; aber sie ist nichts weiter als Spontaneität, und die besitzt der Geisteszerrüttete wie der Gesunde. Die im Gesunden als vorhanden, im Geisteszerrütteten aber als gänzlich fehlend vorausgesetzte Fähigkeit des Menschen, die es ihm möglich gemacht hätte, anders zu handeln, als er in gewissen Fällen gehandelt hat, gäbe zwar ein scharfes Criterium zwischen Geistesgesundheit und Krankheit ab; aber diese Lehre ist, wie ich durch die ganze gegenwärtige Abhandlung gezeigt zu haben glaube, nichts mehr als ein unsicherer Traum.

Die größere oder geringere Freiheit oder vielmehr Spontaneität des Geistesgesunden und des Geisteszerrütteten darf, nach meinem Dafürhalten, gar nicht mehr aus der Freiheit der Gleichgültigkeit (nach dem Theorem des Indifferentismus), sondern muß nur aus jener innern psychischen Abhängigkeit von der eigenen geistigen und physischen Natur des Menschen abgeleitet werden, von der ich im Verlaufe dieser Abhandlung (m. s. ob. die Rubrik: Ein höherer Determinismus) bei Gelegenheit der Macht der Motive gesprochen habe. Und hier ist es, wo ich einen von Nasse nur leicht hingeworfenen genialen Funken, der aber, weiter genährt, als helles Licht in der Psychiatrie leuchten dürfte, auffasse und an meine Ansicht un-

mittelbar anknüpfe. N. sagt in seiner Zeitschrift für psychische Aerzte, 1821, S. 57 des dritten Vierteljahrhefts, in den Bemerkungen über das Verhältniß von Seele und Leib in Schmerz und Lust aus körperlicher Anregung: „So unbedingte Anerkennung der Satz fordert, daß wir Schmerz und Lust sind, wie wir Denken und Urtheilen sind, so dürfen wir doch da, wo es die Betrachtung des Verhältnisses von Seele und Leib bei den verschiedenen physischen Verrichtungen gilt, nicht ausser Acht lassen, daß in Ansehung dieses Verhältnisses für das Empfinden einestheils und für das Denken und Urtheilen anderntheils eine beträchtliche Verschiedenheit statt finde. Die Untersuchung, ob beim Denken der Leib eben so wesentlich, ob er dabei in so inniger Beziehung zur Seele angeregt sey, als beim Empfinden, bei Seite lassend, mögen wir hier nur zunächst den Unterschied in Erwägung ziehen, daß die Seele bei dem Empfinden von Lust und Schmerz fast ganz zur Dienerin des Leibes wird, daß dessen Veränderungen hier nothwendig auch die ihrigen bestimmen; da hingegen im Denken und Urtheilen, wenn auch nicht durchaus, doch wenigstens dann, wann wir wollen, sie die Gebieterin ist. Art, Grad, Dauer der Empfindung, Alles hängt vom Körper ab; Richtung, Intensität, Dauer des Denkens und so auch des Willens bestimmt hingegen sie. Nur das Denken und Wollen eines in diesen Verrichtungen Irren mag in einem ähnlichen Grade vom Leibe aus angeregt und bestimmt werden, wie, auch beim gewöhnlichen Verhältniß von Seele und Leib, das Empfinden vom Leibe aus angeregt und bestimmt wird; und wohl nicht unpassend liesse sich das Irre-seyn im Denken und Wollen für einen Zustand erklären, wo diese beiden Verrichtungen, in Betreff des Bestimmtwerdens der Seele vom Leibe aus, die Stufe der Empfindung einnehmen.“

Wenn hier Nasse im Geistiggesunden die Richtung, Intensität und Dauer des Denkens und so auch des Willens

von der Seele, im Geistigkranken aber mehr vom Körper aus bestimmt werden läßt, so schließt er die innere psychische Abhängigkeit des Menschen, dort von dessen eigener geistigen, hier von dessen eigener körperlichen Natur, nicht aus; der Satz des zureichenden Grundes, das Motiv sey nun mehr Gedanke oder mehr Empfindung, wird nicht umgeworfen und dadurch unserer eigenen Vernunft Hohn gesprochen; und es wird mithin hier keine Freiheit der Gleichgültigkeit erschlichener Weise untergeschoben.

Ist das Theorem des Indifferentismus als leitender Grundsatz in der bloß theoretischen Psychologie unstatthaft, so muß es sich noch weit mehr in der praktischen gerichtlichen Arzneiwissenschaft so erweisen. Hier treten für meine Meinung noch neue Gründe a posteriori hinzu in den Widersprüchen, in die ich diese Wissenschaft mit ihren eigenen Grundsätzen verwickelt sehe. Ich habe in meiner Rezension von A. Meckel's Beiträgen zur gerichtlichen Psychologie, und noch stärker in der von dem 3ten und 4ten Bande von A. Henke's Abhandlungen aus dem Gebiete der gerichtlichen Medizin (Heidelberger Jahrbücher der Literatur 1822, Nro. 57; desgleichen Nr. 76 u. 77) meine Gründe klar vorgetragen und den Widerspruch dieser Wissenschaft mit ihrem eigenen obersten Grundsatze fast durch alle Kapitel derselben hindurch darzuthun gesucht, weshalb ich hier auf diese Rezensionen, als meinen gegenwärtigen Gegenstand vorzüglich beleuchtend, verweisen muß.

Hier setze ich noch folgendes hinzu. Der Mensch, wenn er gefehlt hat, und wenn hierdurch sich seine Handlungen zum Vorwurf der richterlichen Beurtheilung qualifiziren, hat entweder absichtlich oder unvorsätzlich gefehlt. Hat er absichtlich gefehlt, so wußte er auch, daß er fehlen würde; er wollte also fehlen; er muß mithin gestraft werden, das kann keinem Zweifel mehr unterworfen seyn. Selbst der Determinismus muß, wie man oben gesehen hat, den Nutzen der

Strafen und Belohnungen anerkennen; ja dieser Nutzen leuchtet in demselben noch weit stärker und gewisser hervor, als selbst im Indifferentismus. Hier erscheint also der fehlende Mensch, vorerst als geistesgesünd, als wirklich frei im Gegensatze des Geisteszerrütteten, dessen Fehler von jedermann als unvorsätzlich und zurechnungs-unfähig angesehen werden. Aber nichtsdestoweniger langt man hier mit dem Princip der Freiheit nicht aus, ja es sagt gar nichts. Auch der Geisteszerrüttete wollte seine fehlerhafte Handlung begehen, nur sah er das Fehlerhafte derselben nicht ein. So ist es aber ja nicht die Freiheit, sondern die getrübte Vernunft, von deren Gesichtspunkt aus die Handlungen des Geistesgesunden und des Zerrütteten beurtheilt werden müssen. Nasse, in der vorhin angeführten Stelle, zeigt die wahre Spur, welcher wir folgen müssen, um zum richtigen Gesichtspunkt der Beurtheilung zu gelangen; indem nämlich das Denken und Wollen im Irren mehr vom Leibe aus, gleich der Empfindung, im Geistesgesunden hingegen von den eigenen nothwendigen Denkgesetzen bestimmt wird. Das alles hat mit der Freiheit der Gleichgültigkeit gar nichts zu schaffen.

Ist es bloßer Schein von Freiheit der Gleichgültigkeit (Indifferentismus), den der Geistesgesunde im Gegensatze des Geisteszerrütteten an sich trägt, so ist es noch weit offenbarer ein Schein, wenn der Gegensatz des geistiggesunden, aber guten, und des gleichmäßig gesunden, aber bösen, Menschen in der Freiheit gesucht wird. Ja, hier stehen die Philosophen unter den gerichtlichen Aerzten, und zumal die ältere und die neueste Schule mit einander im größten Widerspruche. Der eine Theil und vorzüglich die ältern Lehrer wollen die Laster und Leidenschaften, als offenbare Ausflüsse der Freiheit der Gleichgültigkeit des Menschen, der eine Fähigkeit besitzt, die es ihm möglich gemacht hätte, anders zu handeln als er gehandelt hat, mit der Strenge der Carolina bestraft wissen.

Der andre Theil der Lehrer, zumal die neuesten (wie Großmann u. A. Meckel) setzen Laster, Leidenschaft, Wahn und Geisteszerrüttung sämmtlich in eine Klasse, deren Wesen Unfreiheit ist. Nach ihnen, wenn sie sich anders consequent bleiben, müßten alle Zuchthäuser in Irrenhäuser verwandelt und alle Criminalbeamte mit ihrem Heere von Unterbedienten in Ruhestand versetzt werden. Menschlichkeit, mit Scharfsinn gepaart, läßt sich in den Ansichten der Letztern, strenge Gerechtigkeitsliebe mit eben so strenger Consequenz verbunden, in den Ansichten der Erstern nicht verkennen. Aber indem diese die Möglichkeit häufig begangener Justizmorde auf ihr Gewissen laden und damit die gerichtliche Medizin zu einem schrecklichern Gegen-Uebel machen, als das Laster, das sie bestraft wissen wollen, selbst ist, machen hingegen die andern die Gerechtigkeit wehrlos und setzen ihre eigene, innerlich wichtige Wissenschaft zu einer Null herunter. Die gerichtliche Medizin der Neuern stößt, wenn sie sich consequent bleiben will, sich selbst den Dolch ins Herz, oder ihr übriges Leben bleibt nichts als ein Gewebe von Widersprüchen, von Negationen ihrer eigenen Satzungen und von bloßen Willkührlichkeiten. Von Wissenschaft, deren Charakter sie ganz verläugnet, kann nicht mehr die Rede seyn.

Dahin hat es der Dogmatismus in der Freiheitslehre und die unpaßende Uebertragung des räthselhaften Princips der Freiheit der Gleichgültigkeit als leitenden Grundsatzes einer praktischen Wissenschaft gebracht. Nur ein vernünftiger Skeptizismus in Hinsicht auf die Freiheitslehre kann die schöne Wissenschaft des gerichtlichen Arztes retten, indem er diesen auffordert, für die Bruchstücke seiner Wissenschaft ein anderes Princip als das der Freiheit als leitenden Grundsatz aufzusuchen. Hier eröffnet sich dem philosophischen Arzte ein weites Feld der Forschung.

---

# Zur Entwickelungsgeschichte des Menschen in psychischer Hinsicht.

von

Herrn Professor J. Ennemoser.

---

Um die geheimnißvolle Natur des Menschen immer mehr zu erforschen und zu begreifen, scheint mir die Geschichte desselben, in welcher er die Momente seiner Lebensentwickelung durchläuft, ein der Betrachtung vorzüglich werther Gegenstand zu seyn. Nicht blos die leibliche Veränderung der Glieder des Organismus in dem mannigfachen Wechsel des Stoffs und der Form von der Erzeugung an bis zu der höchsten Stufe des Greisenalters, sondern ganz vorzüglich das geistige Leben, welches mit der leiblichen Entwickelung, und von dieser bedingt, sich in seinen Wirkungen und Lebensäusserungen ausbildet, und so gleichsam in stufenweiser Vollkommenheit sich offenbart, muß dem Naturforscher von Wichtigkeit seyn. Mir scheint gerade diese Seite des psychischen Lebens in der Entwicklung von einer größern Bedeutsamkeit (wie denn überhaupt der Mensch mehr geistig als körperlich aufgefaßt werden muß), weil wir so den Menschen nicht blos als schon fertig dem Raum nach, sondern erst werdend und in seinem geistigen Leben und Wirken nach und nach auffassen und vergleichen. So viel ich aber zu verstehen glaube, ist nicht blos die geistige Natur des Menschen überhaupt, sondern auch die Entwickelungsgeschichte des geistigen Lebens im Besondern viel weniger durchforscht, als die leibliche Seite des Organismus. Wollten wir aber die Verwandlungsgeschichte des Menschen blos einseitig in psychischer

Hinsicht, wie es bisher blos einseitig in physischer Hinsicht geschehen ist, in Betracht nehmen, ohne auf den gleichzeitigen Gang der leiblichen Entwickelung zu achten, so würden wir uns, statt die geheimnißvolle Natur des Menschen zu erhellen oder wenigstens eine sichrere Bahn zum Fortschreiten zu eröffnen, nur auf Scheinwegen in undurchdringliche Labyrinthe verirren. Ich halte daher dafür, daß wir die geistige Natur des Menschen überhaupt, und dessen Entwickelungsgeschichte insbesondere, nur dann klarer und deutlicher erkennen werden, wenn wir, die Wechselbeziehung des Geistes mit dem Leibe und der körperlichen Natur nie ausser Acht lassend, sie besonders auch bei der Entwickelungsgeschichte recht ins Auge fassen. Denn wir können den Geist nur erforschen, insofern er an die körperliche Natur gebunden und mit ihr in Wirksamkeit ist; von einem absoluten Geiste ohne allen Körper wissen wir nichts bestimmt. Dieses Gebundenseyn des Geistes an die körperliche Natur (wenn derselbe sich nämlich unsern irdisch-sinnlichen Augen offenbaren soll), sieht man nirgends deutlicher als bei der Betrachtung der Entwicklungsstufen des Menschen durch seine Lebensalter hindurch, und alles Wirken des Geistes, so frei und lichtartig es auch seyn mag, geschieht immer nur vermittelst leiblicher Organe. Ist der Leib todt, oder irgend ein Organ zu einer besondern psychischen Thätigkeit abgestorben, so wissen wir nichts mehr von dem Geiste und jener Thätigkeit.

Wenn ich demnach mit kurzen Andeutungen hier die Entwicklungsgeschichte des Menschen in psychischer Hinsicht darzustellen versuche, so geschieht dies durchgehends mit Rücksicht auf die gleichzeitige Entwicklung des leiblichen Organismus, wobei es uns immerdar ganz ungezwungen einleuchten wird, wie der Geist sich immer mehr erhebt, und in seinen besondern Thätigkeiten sich gleichsam auswickelt und sich lichtartig mit der normalen Entwicklung der Organe zu göttlicher Natur erhebt.

Der menschliche Geist offenbart seinen reichen Inhalt mannigfaltiger Eigenschaften vermittelst materieller (räumlicher) Organe des Leibes, und durch verschiedene Aeusserungsformen, die wir Seelenthätigkeiten nennen. Diese Aeusserungen von Thätigkeiten durch die zeitlichen Verrichtungen — Functionen — der leiblichen Organe sind die Lebensthätigkeiten, welche also das Product — oder die Folgen von Geist und Körper sind. Ein Körper ohne Geist ist demnach todt — ohne Leben, und ein Geist ohne Körper für unsere sinnliche Anschauung = 0; Leben und Seelenthätigkeit sind daher im allgemeinsten Begriff gleichbedeutend; denn es gibt keinen lebendigen Körper ohne Seelenthätigkeit, und keine Seelenthätigkeit ohne leiblich-lebendige Organe. Nach unserer reinen Vernunftanschauung — abstrakt genommen — kann es indessen einen Körper ohne Geist, wie einen Geist ohne Körper geben. Damit ist aber keineswegs behauptet, daß Leib und Seele Eins seyen, wenn sie in einander und durch einander sind, und die Seelenthätigkeit durchaus innerhalb materieller Form erscheine; wobei ich hier bemerken muß, daß man gewöhnlich Seele mit Geist, und Leib mit Körper als gleichbedeutend ansieht, was, nach meiner Meinung unstatthaft, die so mannichfaltigen Begriffsverirrungen veranlaßt.

Ich sehe den Geist als den absoluten Gegensatz des Körpers an, als das Uebersinnliche, das Bestimmende und Immaterielle. Der Körper ist dagegen das rein Materielle, das Bestimmbare und Sinnliche — der Stoff. Mit der Vereinigung des Geistes und Körpers entsteht das Leben, (nach unsern physiologischen Begriffen); der Körper wird belebt — beleibt — und die in dem belebten Körper sich offenbarenden geistigen Thätigkeiten, heißen Seele — Seelenthätigkeiten. Der Leib ist also beseelt, und die Seele beleibt, und ein Leib ohne Seele ist eben so unzuläßig, wie eine Seele ohne Leib. Denn hört die Seelenthätigkeit auf, so stirbt der Leib, und er wird ein Körper — ein Leichnam; so wie es ohne Leib — ohne lebendi-

gen Körper auch keine Seelenthätigkeiten mehr gibt. Diesemnach ist die Seele sterblich und endlich wie der Leib; denn die Seelenthätigkeiten des Menschen hören auf bei dem Tode, sobald der Leib aus seiner lebendigen Form zerfällt. Aber der Geist, als freie Substanz, als die bestimmende Thätigkeit, ist nach unsern abstrakten Vernunftbegriffen ewig: — ein Lichtstrahl aus der Sonne Gottes, welcher mit dem Verfall der irdischen Hülle zurückfließt in das ewige Sonnenmeer der Gottheit, von wo er ausgegangen ist; gleichwie der Leib in den materiellen Schooß der Natur zurücksinkt, und mit dieser in neuen Verwandlungen fortdauert. Als ein Mitbeweis der ewigen Fortdauer des Geistes mag, beiläufig angeführt, gelten, daß der Mensch das Höhe seines göttlichen Ursprunges zu ahnen, und seine Fortdauer zu denken vermag.

Ohne diese Ansicht über Leib und Seele weiter zu zergliedern (was ich bei einer andern Gelegenheit zu thun hoffe), glaubte ich doch diese Bemerkungen hier anführen zu müssen, um es anschaulich zu machen, daß der Mensch schon bei seinem ersten Entstehen seinem ganzen Inhalte nach gegeben sey; daß also bei dem ersten wesentlichen Charakter eines Lebendigen, schon im ersten organischen Keime nach der Empfängniß, Leib und Seele vereint sind, und daß sich von da aus dann erst eine jede spezifische Individualität entwickelt.

Bei dem ersten Entstehen oder beim Anfangspunkt des Lebens, sind Seele und Leib noch ganz ununterschieden, in einer Verschlossenheit begriffen. Allein wie sich der Keim entfaltet, treten sie in der Folge immer mehr aus einander; das anfangs Gleichartige geht leiblich in räumliche Regionen, in Organe und Glieder, aus einander, und die Seele offenbart sich zeitlich als Thätigkeits-Aeusserung in diesen Organen. Die anfangs in dem Leib versenkte Seele strebt aus der irdischen Verhüllung hervor, zu immer reinerer Klarheit und Vergeistigung, und entfaltet so den reichen Inhalt seiner mannigfaltigen Eigen-

schaften, aber nur insofern auch der Leib räumlich in der Mannigfaltigkeit seiner Organe sich entwickelt, und zu brauchbaren Werkzeugen heranwächst. Wie demnach die leiblichen Organe sich entfalten und bis ins höchste Alter immer mehr ausreifen, so sehen wir auch die geistigen Lebensäusserungen immer lichtartiger werden, und durch das menschliche Selbstbewußtseyn, durch die von der Sinnlichkeit freie Vernunft, durch die moralischen und religiösen Gefühle endlich zu wahrhaft göttlicher Natur aufsteigen, so daß der Geist des Menschen mit der herangereiften Bildung seines Leibes über sich hinaus wirkt, und als ein wahrhaft gottähnlicher Herr über die ganze irdische Natur erscheint. So sehen wir also bei der Betrachtung der Verwandlungsgeschichte des Menschen eine immer schönere Vergeistigung, eine immer höher steigende Vervollkommnung, ich möchte es eine platonische Seelenwanderung nennen, und können darin schon das Bild der Unsterblichkeit erblicken; denn immer mannigfaltiger, reicher und freier werden die Thätigkeiten der Seele, bis sie sich über alle sinnliche Räume in das reine Licht der Geister erhebt, gleich dem symbolischen Schmetterling, der aus dem kleinen unsichtbaren Eypunkt sich zur schweren irdischen Raupe entwickelt, nach und nach aber die borstigen Hüllen abwirft, und aus der lastenden Masse sich zur luftigen Farbenpracht des Lichtes erhebt, und als Psyche, selbst irdische Nahrung entbehrend, sich in den Aether schwingt.

---

Infusorienartig entsteht der menschliche Embryo im Dunkel des mütterlichen Schooßes nach der Zeugung, die wie ein blitzartiges Einschlagen das neue Leben bedingt. Allmählig und erst nach und nach entwickeln sich die verschiedenen organischen Systeme, so daß der Mensch nach einzelnen Theilen des Leibes im Fötus-Alter allerdings gleichsam die niederern Thierstufen

gen Körper auch keine Seelenthätigkeiten mehr gibt. Diesemnach ist die Seele sterblich und endlich wie der Leib; denn die Seelenthätigkeiten des Menschen hören auf bei dem Tode, sobald der Leib aus seiner lebendigen Form zerfällt. Aber der Geist, als freie Substanz, als die bestimmende Thätigkeit, ist nach unsern abstrakten Vernunftbegriffen ewig: — ein Lichtstrahl aus der Sonne Gottes, welcher mit dem Verfall der irdischen Hülle zurückfließt in das ewige Sonnenmeer der Gottheit, von wo er ausgegangen ist; gleichwie der Leib in den materiellen Schooß der Natur zurücksinkt, und mit dieser in neuen Verwandlungen fortdauert. Als ein Mitbeweis der ewigen Fortdauer des Geistes mag, beiläufig angeführt, gelten, daß der Mensch das Höhe seines göttlichen Ursprunges zu ahnen, und seine Fortdauer zu denken vermag.

Ohne diese Ansicht über Leib und Seele weiter zu zergliedern (was ich bei einer andern Gelegenheit zu thun hoffe), glaubte ich doch diese Bemerkungen hier anführen zu müssen, um es anschaulich zu machen, daß der Mensch schon bei seinem ersten Entstehen seinem ganzen Inhalte nach gegeben sey; daß also bei dem ersten wesentlichen Charakter eines Lebendigen, schon im ersten organischen Keime nach der Empfängniß, Leib und Seele vereint sind, und daß sich von da aus dann erst eine jede spezifische Individualität entwickelt.

Bei dem ersten Entstehen oder beim Anfangspunkt des Lebens, sind Seele und Leib noch ganz ununterschieden, in einer Verschlossenheit begriffen. Allein wie sich der Keim entfaltet, treten sie in der Folge immer mehr aus einander; das anfangs Gleichartige geht leiblich in räumliche Regionen, in Organe und Glieder, aus einander, und die Seele offenbart sich zeitlich als Thätigkeits-Aeusserung in diesen Organen. Die anfangs in dem Leib versenkte Seele strebt aus der irdischen Verhüllung hervor, zu immer reinerer Klarheit und Vergeistigung, und entfaltet so den reichen Inhalt seiner mannigfaltigen Eigen-

schaften, aber nur insofern auch der Leib räumlich in der Mannigfaltigkeit seiner Organe sich entwickelt, und zu brauchbaren Werkzeugen heranwächst. Wie demnach die leiblichen Organe sich entfalten und bis ins höchste Alter immer mehr ausreifen, so sehen wir auch die geistigen Lebensäusserungen immer lichtartiger werden, und durch das menschliche Selbstbewußtseyn, durch die von der Sinnlichkeit freie Vernunft, durch die moralischen und religiösen Gefühle endlich zu wahrhaft göttlicher Natur aufsteigen, so daß der Geist des Menschen mit der herangereiften Bildung seines Leibes über sich hinaus wirkt, und als ein wahrhaft gottähnlicher Herr über die ganze irdische Natur erscheint. So sehen wir also bei der Betrachtung der Verwandlungsgeschichte des Menschen eine immer schönere Vergeistigung, eine immer höher steigende Vervollkommnung, ich möchte es eine platonische Seelenwanderung nennen, und können darin schon das Bild der Unsterblichkeit erblicken; denn immer mannigfaltiger, reicher und freier werden die Thätigkeiten der Seele, bis sie sich über alle sinnliche Räume in das reine Licht der Geister erhebt, gleich dem symbolischen Schmetterling, der aus dem kleinen unsichtbaren Eypunkt sich zur schweren irdischen Raupe entwickelt, nach und nach aber die borstigen Hüllen abwirft, und aus der lastenden Masse sich zur luftigen Farbenpracht des Lichtes erhebt, und als Psyche, selbst irdische Nahrung entbehrend, sich in den Aether schwingt.

---

Infusorienartig entsteht der menschliche Embryo im Dunkel des mütterlichen Schooßes nach der Zeugung, die wie ein blitzartiges Einschlagen das neue Leben bedingt. Allmählig und erst nach und nach entwickeln sich die verschiedenen organischen Systeme, so daß der Mensch nach einzelnen Theilen des Leibes im Fötus-Alter allerdings gleichsam die niederern Thierstufen

durchläuft. So bald aber die leiblichen Glieder sich in ihren ersten Anlagen entwickelt haben, und im mütterlichen Schooße zur Geburt heranreifen, kündigt sich das automatische Leben durch leise Bewegungsversuche an, durch die es sich zur künftigen Weltthätigkeit gleichsam vorbereitet. Anderweitige psychische Funktionen können im Fötus nicht statt finden, weil entweder die Organe noch gar nicht da sind, oder unentfaltet bloß in der Anlage schlummern, und weil keine sinnliche Vermittelung mit der Aussenwelt, als vermittelst der Mutter statt findet, die höchstens allgemeine Gefühls-Eindrücke auf die Frucht übertragen kann.

Auch bei der Geburt ist das geistige Leben des Menschen gleichsam noch in der Materie verschmolzen. Der Mensch ist noch ein schwaches hülfloses Thier. Nahrung und Schlaf macht ein ganzes vegetatives Leben aus. Ausser den rein leiblichen Empfindungen und Gefühlen, nehmen wir keine höhere Sinnesverrichtung an ihm wahr, keine Bestimmtheit des Willens, der noch zu lahm ist, um die weichen Glieder zu bewegen.

Indem jetzt ganz neue Lebensverhältnisse durch das Anstürmen äusserer Reize entstehen, beginnen auch erst jetzt allmählig die bisher schlummernden Organe ihre Thätigkeit; Licht und Finsterniß scheiden sich; die Sinne entwickeln sich zu ihren Verrichtungen immer mehr, die Muskeln erhalten allmählig Kraft und Ton, und die Glieder gewinnen erst durch Uebung eine geregeltere Bewegung. Der Geist entfaltet sich in seinem Wirken immer weiter; das niedere Gemeingefühl des Säuglings wird durch die äusseren Einflüsse schon zu gesonderter Sinnesempfindung vereinzelt, und die dumpfen Empfindungen werden zu klarern Vorstellungen. Durch Empfindungen und Vorstellungen entsteht Lust und Unlust, und hieraus entwickeln sich die Begierden, welche mit der Festigkeit der Muskeln und Glieder gleichen Schritt halten. Erst wenn das Kind zu stehen und seine Glieder selbstthätig zu gebrauchen anfängt, kommen

die höhern menschlichen Anlagen bei ihm zum Vorschein, das thierartige Schreien verwandelt sich in ein menschliches Weinen, das Gefühl der Lust offenbart sich durch jenes freundliche (kindliche) Lachen, und das Gesicht wird der Spiegel des menschlichen Geistes; das Gesicht wird ein Antlitz, und Ausdruck und Mimik erscheinen als höhere Blüthen des Geistes auf ihm.

Reift das Kind zum Knabenalter heran, so werden die Knochen fester, die Muskeln kraftvoller; die Glieder werden zu einer freiern, geregeltern Bewegung geschickter, das Nervensystem wird vollkommener, und die Sinnesorgane zur Auffassung äusserer Einflüsse geübter und stärker. Der Wille wird freier, es erfolgen willkührliche Bestimmungen; Aufmerksamkeit entsteht und Wahl der Gegenstände; das Gedächtniß befestigt sich, und nun erkennt der Knabe schon völlig sein Selbst als etwas von der äussern Natur Verschiedenes — das Ich — im Selbstbewußtseyn.

Somit begegnet uns das liebliche Kind aus dem goldenen Zeitalter der Dichter, die Welt tritt ihm, wie dem Urmenschen entgegen, daß er ihr Namen gebe, es lebt seine Mythenzeit immer mehr aus; aber mit seinen zunehmenden Erkenntnissen verliert der Mensch sein Paradies wie der Urvater Adam, er kommt mit sich und der Aussenwelt in Kampf, und mit diesem Aufthun seiner Augen wird er immer mehr gewahr, daß er nackt ist.

Mit dem Ausbruch der Zähne beginnt eine neue sehr merkwürdige Entwickelung des Geistes; die bisher so geringe Selbstständigkeit des Kindes wird freier, und alle geistigen Regungen brechen mit den Zähnen gewaltiger hervor. Der Ton wird zur Stimme und die Stimme zur Sprache. Wenn die Schneide- Nagezähne erscheinen, so will das Kind Alles fassen, Alles sich zueignen und gleichsam geistig zernagen: — erster Assimilationsprozeß. Das Kind faßt die Aussenwelt begieriger auf, und die wiederholten — gekauten — Vorstellungen

werden zu Begriffen. Neben den harten steinartigen Zähnen wird die weiche Zunge beweglicher, die Töne und Laute werden zu Worten modulirt, und mit den nachrückenden Faß- (Hunds-) und Mahl- (Stock-) zähnen kommt das Auffassungs- und Unterscheidungs-Vermögen; aus dunkeln Vorstellungen kommen Begriffe und klare Anschauungen, und aus diesen mit den immer vollkommneren Sinnen und der freien beweglichen Zunge endlich die menschliche Sprache. Damit beginnt ein zweiter Hauptunterschied des Menschen von dem Thiere, und der größte Schritt zur menschlichen Bildung ist begonnen. — Die menschliche Sprache ist die erste aus der menschlichen Vernunft hervorsprossende Frühlings-Blume.

Eine überlegende (reflectirende) Sprache hatte das Kind noch nicht; eine solche erhält es erst mit dem Erscheinen der bleibenden Stockzähne, dem Zeichen des Zermalmens, (Wiederkauens) im Knaben- und Jünglingsalter; denn Reflexion ist eben ein geistiges Wiederkauen. Das ganze geistige Leben des Kindes ist nach Aussen gerichtet — sinnliche Auffassung; seine innere, subjektive Seite ist ihm noch ganz unklar, daher es sich auch so mit den Objekten verwechselt, und meist von sich selbst in der dritten Person zu sprechen pflegt. Im Knaben erwacht erst das selbstbewußte Geistesleben mit unterscheidender Thätigkeit, aus deutlichern Begriffen entsteht Ueberlegung, Uebereinanderlegung der Begriffe, und dieses ist Reflexion, welche erst im Jüngling zur höhern Reife gelangt, wie denn auch das Zahnen bis zum Jünglingsalter fortdauert. So wie nun immer mehr des Knaben Erkenntniß weiter greift, wie das Gefühl umfassender und wärmer (menschlicher), der Wille freier und fester wird; wie die Begierden in Aufwallungen und Leidenschaften übergehen: so wird dem Knaben auch die Sprache geläufiger; von den mythischen Urlauten des Kindes geht die Sprachbildung beim Knaben in Sätze über; aber erst der Jüngling übt sich

in der freiern Rede. Während der Leib aus der Knospe in die Blüthe sich entfaltet, und in seinen Umrissen und Zügen, und besonders in denen des Gesichts, schattirt wird, und die volle kindliche, ausdruckslose Rundung sich verliert, entstehen Eindrücke und linienartige Züge, und das Gesicht bekommt eine sprechende Physiognomie; Männliches und Weibliches drückt sich in dem Gesicht und den Geberden aus, und die Geschlechter trennen sich, die bisher wie in der Knospe verhüllt waren.

„Sieh' in dem zarten Kind zwei liebliche Blumen vereinigt,
Jungfrau und Jüngling, sie deckt beide die Knospe noch zu;
Leise löst sich das Band, es entzweien sich zart die Naturen,
Und von der holden Schaam trennet sich feurig die Kraft."

Die bis hieher noch hermaphroditisch schlummernden Geschlechtswerkzeuge entwickeln sich im Jünglingsalter zu virtueller Thätigkeit, und nun geht dem Leben des Menschen eine ganz neue Welt auf. Diese bei dem Menschen so späte Geschlechts-Entwickelung bringt am ganzen Organismus höchst merkwürdige Veränderungen hervor, besonders am Kopfe, am Hals und an den Sprachwerkzeugen. Die innere Gediegenheit kündigt sich durch den Bart und die männliche Stimme an; und wie sich bei der Jungfrau die innern Gefühle geistig vertiefen, so wölben sich bei ihr leiblich die Brüste. Jetzt steigt der Mensch erst zu jener höhern Würde hinauf, oder das Göttliche zum Menschen hinab, wo der thierische Trieb durch das Gefühl der Sittlichkeit gebändigt wird, und die Liebe ihre erwärmenden Strahlen aussendet, die Welt um sich in freudiger Stille zu beleben.

Statt der kindlichen Gallerte des leiblichen Organismus, herrscht jetzt der bildende Eiweißstoff vor, welcher, in der ganzen Blutmasse vertheilt, die Adern so schwellt. Die Kraft des Herzens, die Röthe und Stärke der Muskeln, die Lebendigkeit des Nervensystems bedingen jetzt jene Regungen und Bestrebungen im Geblüt und Gemüth:

„Es dehnet mit allmächtigem Streben
die enge Brust ein kreisend All,
hinaus zu treten in das Leben,
in That und Wort und Bild und Schall."

Durch diese Geschlechtsverschiedenheit wird nun eine völlige Halbheit gesetzt, — denn die beiden Geschlechter bilden erst die Gattung als Ganzheit; und diese Halbheit begründet jene Unruhe und Mangelhaftigkeit der Geschlechtspersonen, vermöge welcher sie in sich selbst nicht mehr bestehen zu können glauben: eines will sich in dem andern ergänzen, welches in dem rege gewordenen Geschlechtstrieb zuerst sich mächtiger ankündigt, geregelt aber erst durch jenes milde Feuer der Liebe unterhalten wird.

Es ist bekannt genug, welche große Veränderungen mit der Entwickelung der Geschlechtsfunktionen in der Gemüthswelt des Menschen vorgehen, wie gänzlicher Mangel bei Impotenten und Castraten Muth- und Geistlosigkeit in Gesellschaft hat, wie Zügellosigkeit im Geschlechtstriebe nicht blos einzelne Menschen, sondern ganze Völkerstämme ins Verderben stürzet. Es ist in physiologischer Hinsicht bekannt, in welcher wichtigen Beziehung die Geschlechtsorgane mit dem Nervensystem, besonders mit dem Rückenmark und Gehirn stehen, wie das Nervensystem erst mit der Entwicklung der Geschlechtsorgane seine vollkommene Reife erlanget, wie bei Ausschweifungen Rückendarre, Lähmungen, Blödsinn u. s. w. entsteht. Daher sehen wir mit der Geschlechtsblüthe auch die höhern Geistesthätigkeiten hervorbrechen. Die Sinnlichkeit sondert sich in ihre Gegensätze, sie wird entweder eine mehr äussere, auf irdische Sinnenwelt — Sinnengenuß gerichtete, oder mehr eine innere; die Welt der Ideen erwacht, und die Einbildungskraft wird productiv, Kunstsinn und Poesie und ästhetischer Geschmack am Schönen und Erhabenen erwachen, wie im Gemüth das Gefühl des Wahren und Guten. Das Bewußtseyn wird deutlicher nach allen Richtungen und

höher mit Ueberlegung. Es wird nach Wirkungen und Ursachen gefragt; das Denkgeschäft bekommt innere Gediegenheit. Aus den im Knabenalter gesammelten Begriffen erwachsen reifere Urtheile, und der Verstand tritt als entscheidender Richter auf. Mit diesem allmähligen leiblichen und geistigen Heranreifen erreicht der Jüngling das feste Mannesalter.

Auf der parabolischen Höhe des Uebergangs von der Jugend zum Greisenalter ist die leibliche Ausbildung vollendet und in voller Kraft und Wirksamkeit; der Organismus ist jetzt nicht mehr blos mit eigener Bildung beschäftigt, sondern die Bildungsthätigkeit geht jetzt über den eignen Leib hinaus. Der concentrirte plastische Stoff ist zur Zeugung eines neuen Individuums reif, — die alternden Geschlechter sollen sich in ihren Kindern verjüngen.

So wie jetzt die leiblichen Regungen ruhiger werden, so legen sich auch die innern Triebe und Wallungen; die Stürme der Leidenschaften hören auf zu brausen. Die Gefühle und Neigungen ordnen sich, und das Handeln wird beharrlicher. Der Mann soll das im Welttriebe des Jünglingsalters Gesuchte und Erlittene gefunden haben, und ruhig bearbeiten; er soll seiner Bestimmung gemäß ein Weltmann geworden seyn, auf daß er charaktervoll seinen Beruf erfülle und sein Haus bestelle. Der Erzogene soll nun selbst erziehen und die Geschlechtsliebe der Jugend in Familienliebe der Kinder übergehen, und so das Immergrün der Menschheit bilden.

Wie in leiblicher Hinsicht das Bilden über die eigene Welt hinausgeht, so sollen in geistiger Hinsicht die gesammelten Materialien des Jugendalters und die bereits erworbenen Ansichten zu einem völlig klaren Bewußtseyn erhoben werden. Die Sprache des Mannes soll die periodisch gewordenen Reden des Jünglings zu einer höhern Organisation ausbilden, die durch die innere Nachbildung der Vernunft und Phantasie (geistige Zeugung) nach den verschiedenen Weltrichtungen in verschiedene

äussern Theilen zurück; die Haare werden weiß und fallen aus, die Haut welkt und schrumpft ein, die thierische Gallerte verhärtet zu Kalktheilen, innere Flüssigkeiten verdicken, es bilden sich Steine u. s. w., und mit dieser leiblichen Erstarrung gleitet des Greisen Körper endlich ins unorganische Reich hinüber.

Mit diesem Einfallen und Absterben der irdischen Hülle schwindet die Sinnlichkeit, das Gedächtniß wird schwach und mangelhaft, die Einbildungskraft verliert ihre Lebendigkeit, erblindet oft ganz, wie das leibliche Auge; dadurch entstehen schiefe Urtheile und aus diesen falsche Schlüsse; der Verstand hinkt daher, wie die leiblichen Glieder, und insofern hat man nicht Unrecht, wenn man mit dem Schwinden des leiblichen Organismus auch ein paralleles Abnehmen der Seelenkräfte annimmt, und es wird sogar ein Beweis mit, daß der Geist von der körperlichen Organisation abhängig sey. Allein hätte diese Annahme eine allgemein gültige Richtigkeit, wie es wirklich fast allgemein behauptet wird, so verschwände auch dem geistigsten Menschen mit der Verdunkelung seiner leiblichen Augen alle Aussicht auf eine fernere Welt und Wirkungssphäre, und aller Trost müßte in der bangen Brust verstummen. Wahrlich die Natur triebe mit ihrem edelsten Geschöpfe Danaidenarbeit, und der Mensch wäre ein zweckloses Ixionsrad, das sich blind im Kreise dreht, und dem Schöpfer, wenn man noch einen annehmen wollte, zu keiner Ehre gereichte.

Eine treue Beobachtung und höhere, gewichtigere Gründe widersprechen der Annahme: daß mit dem Abnehmen der Leibeskräfte auch die höhern Seelenkräfte des Menschen im hohen Alter schwinden. In dem von der Natur vorgezeichneten Gang der menschlichen Entwickelung ist kein Rückschritt; unabsehbar ist die Weite seines möglichen Fortschreitens. Auch der Geist geht in seiner Entwickelung vorwärts, und der Schlußstein wird erst auf der höchsten Stufe des Lebens im

Greisenalter auf die Pyramide der menschlichen Entwickelung gesetzt. Dieses ist das Normal, das wahre von der Natur vorgezeichnete Ziel; einzelne Ausnahmen beweisen nichts dagegen, und es bleibt es, erreichte auch nur einer von der jetzt lebenden Menschheit dies hohe Ziel des Greisen, wie es denn wirklich eine wahre Seltenheit ist, in unserer Zeit einen wahren Greis zu sehen, woher denn auch das entsprechende allgemeine Verkennen dieses Ziels entsteht.

Um mich vor der möglichen Beschuldigung eines schwärmerischen Vorurtheils oder einer sonderbaren Lieblingsmeinung zu schützen, will ich nach meiner Meinung überzeugende Gründe angeben, warum dieses Ziel so selten erreicht wird, und wie dennoch der wahre Greis in seiner geistigen Entwickelung auf Erden am höchsten stehe. Einmal erreichen schon überhaupt die wenigsten Menschen das Greisenalter, und ausserdem ist die menschliche Entwickelung von der Empfängniß an durch das ganze Leben hindurch so vielen Störungen ausgesetzt, indem das individuelle Leben von der umgebenden äussern Natur so sehr beschränkt wird, wie so viele geheim wirkende Kräfte auf den Menschen einfließen, wie Licht und Luft, Wasser und Erde, Nahrung und Stand ihm öfter zum Gift, als zu seinem Heile dienen; wie endlich der Mensch durch seine eigene Schuld sich den Weg zum Weiter-Schreiten zerstört, oder mit unablöslichen Fesseln sich an eine Felsenwand der Zeitumstände und scheinbaren Nothwendigkeit schmiedet; so daß man die allgütige Vorsehung Gottes nicht genug bewundern kann, wie überhaupt ein Mensch diesen weiten Weg der Wanderschaft bis zum fernen Ziel des Greisen glücklich durchmachen könne.

So sehen wir leibliche Organe schon im Mutterleibe (im Fötusalter) auf einer so niedrigen Bildungsstufe der Entwickelung stehen bleiben, oder durch Krankheit zerstört werden, daß das ganze Individuum ausser demselben entweder gar nicht fortleben oder wenigstens seine höhere menschliche Bestimmung nicht er-

reichen kann. Dieß sind dann Mißgeburten im wahren Sinne des Wortes. Andere werden geboren, und sie bleiben ihr ganzes Leben hindurch auf der Stufe der Kindheit stehen, oder kriechen höchstens bis zum Knaben heran; kindisch und knabenhaft ist ihr ganzes Lebensspiel. Hingegen durchleben andere schnell alle Lebensalter gleichsam mit einander, oder springen vom Kinde auf das Greisenalter über; daher es eben keine Seltenheit ist, an Kindern wahre abgelebte Greise zu erblicken, und wie vielen Jünglingen und Männern ist nicht die wahre aetas decrepita eingeprägt! Der Körper steht wie eine verwitterte Bildsäule ohne Grazie zur Schau da, sich selbst überlebend, während die Psyche schon lange entflohen ist, oder nie darin heimathlich wurde. Wie wenig Menschen erreichen also das hohe ehrwürdige Greisenalter, und wie wenige von denen, die es erreichen, nähern sich dem Normal und ihrer wahren Bestimmung! Darum ist jene Würde und Majestät des wahren Greisen so äusserst selten anzutreffen.

Aber welches sind denn diese so hoch gelobten Vorzüge des sogenannten normalen Greisenalters, und welches die Merkmale einer immer fortschreitenden geistigen Entwickelung? — so höre ich die jener gewöhnlichen Ansicht huldigenden noch immer unbesiegt fragen.

Ich antworte: Wenn gleich die leiblichen Organe des Greisen immer mehr zusammenfallen und zur irdischen Werkthätigkeit untauglicher werden, so ist es doch für den an eine unendliche Entwickelungsfähigkeit des Menschen glaubenden Beobachter erhebend, daß der höhere Geist dabei immer freier und ungebundener hervortritt, was eine Wahrheit ist, die nicht bestritten werden kann; — es versteht sich bei einem wahren Greise, der die Normal-Entwickelung erreicht, oder ihr wenigstens am nächsten kommt. Denn sein Geist und Gemüth sind jetzt in harmonischem Einklang; der Geist bläht sich nicht mehr mit dem Wissen, weil er weiß, daß all sein Wissen

nur hohl sey und Stückwerk; auch ist er nicht mehr ein blind gemüthlicher, abergläubischer Frömmler ohne Erkenntniß und Selbstbestimmung. Die Seele des wahren Greises versinkt nicht in eine thierische Vegetation (was noch bei den meisten leider der Fall ist); das mit weißen Haaren dicht bepflanzte Haupt des Greises hat eine entsprechende still-brennende Lichtflamme des erkennenden Geistes inwendig im Gehirn, und der Wille im ruhiger schlagenden Herzen ist heilig geworden. Daher jenes Gleichgewicht und jene Schönheit der Seele, die aus dem Ehrfurcht gebietenden Angesicht eines reifen Greises hervorleuchtet. Abgewandt von der rauschenden Welt, und in sich gezogen durch keine Sinnlichkeit zerstreut, durch keinen Schein einer blendenden Phantasie betrogen, durch kein Gefühl bestochen, durch keinen Sturm der Leidenschaft aufgeregt, ist er mit sich selber, mit der Welt, und mit Gott im Reinen. Ruhig sieht sein innerer hellerer Geist dem Wesen der Dinge zu, Lebens- und Klugheitsregeln seinen Kindern und Enkeln aussäend und um sich streuend. Der Geist sieht mit Ruhe dem Verfall des Körpers zu, in immer stärkerer Liebe, im festen Glauben, und in immer hellerer Ahnung einer höhern Weltregierung und einer ewigen Fortdauer.

Der Greis ist zu seiner Freiheit, d. i. zu seiner eigenen Gesetzgebung gelangt, durch die er sich mit allen Seiten des geistigen Lebens verbindet, ohne sich in denselben zu verlieren. Diese seine Freiheit spricht sich daher auch an seiner ganzen Persönlichkeit aus, so daß er, wenn auch die Kraft und Jugendfülle des Leibes schwindet, dennoch jene innere Geistesgewalt und Stärke in allen Leibesgeberden und Gesichtszügen beurkundet, denen eine Heiterkeit, eine Verklärung und wahrhafte Majestät eingeprägt ist, mit der der Mensch erst als Gebieter der Erde erscheint, und allen Wesen Ehrfurcht und Achtung gebietet und einflößt. Das über Himmel und Erde, über Götter und Menschen gebietende Ideal der Gottheit hat.

ten die Griechen mit einem tiefen Gefühl in den Jupiter, und nicht in den unbärtigen Apollo gesetzt, und selbst in der christlichen Religion hat man den allmächtigen Vater durch die Gestalt eines Ehrfurcht gebietenden Greises versinnlicht.

Zu einer vollkommenen Familie gehört der Greis, wie das Kind; ohne ihn fehlt der hohe priesterliche Ernst, wie ohne das Kind die lustige erheiternde Munterkeit.

»O wie schön verklärt der Wahrheit Licht das Haupt des Greises,
Wie rein umstrahlet seinen Geist der Wahrheit Sonne;
Der Erdenkenntniß Sterne sind seine Krone,
Und Gottesfurcht ist seines Wandels schönste Blume.
Jes. Sirach (25. v. 6 — 8.)

Allein da widersprichst du dir selbst, werden mir die Gegner einwenden, und du wälzest dir mit eigenen Händen einen Stein in den Weg mit der Behauptung, daß sich der Geist auch bei dem leiblichen Verfalle noch verkläre; das ist ja dann gerade ein sicherer Beweis, daß der Geist von dem Körper nicht so abhängig sey. So mag es allerdings scheinen, aber der Schein ist nicht das Wesen und die Wahrheit; einen Stein wälze ich mir auch auf den Weg, einen gewaltigen, allein wer will ohne Material sich eine feste, fahrbare Straße bauen!

Daß mit der Abnahme der leiblichen Kräfte und dem Verfall der Organe auch die irdische Werkthätigkeit nachläßt, und daß selbst die niedern Seelenvermögen: Sinnlichkeit, Gedächtniß, Einbildungskraft ꝛc. in ihren Aeusserungen sich völlig verlieren, ist ja auch meine Behauptung. Ja noch mehr, bei mangelhafter Entwickelung oder gänzlicher Unthätigkeit des Gehirns und Nervensystems kommen die höhern Geistesblüthen gar nie zum Vorschein, oder verschwinden mit den leiblichen Krankheiten oder mit der Unthätigkeit dieser Organe wieder. Ich spreche aber von einer normalen Entwickelung wahrer Greise, die wir gottlob zu unserm Troste doch auch, wenn schon selten,

erblicken. Nun entdecken wir aber beim ältesten wahren Greisen keine Spuren irgend einer Krankheit des Gehirns und Herzens, und sollte selbst die Schärfe des anatomischen Messers nach dem Tode einzelne Abweichungen finden, was gewiß äusserst selten seyn dürfte, so sind uns doch einmal das wahre Normal, so wie zweitens die eigenthümlichen Organe des Gehirns in den besondern Beziehungen zu dem höhern Geiste beinahe ganz unbekannt. Ja nach neuern Beobachtungen (Desmoulins im Journal de Physiol. f. 1821) leidet die Integrität des Nervensystems in Hinsicht auf Volumen und Masse nichts während des Marasmus senilis der übrigen Systeme; nur das spezifische Gewicht des Nervensystems nimmt ab (= 20 : 15.) Sollte diese Beobachtung auch nicht ganz richtig seyn, und nähme das Rückenmark und Gehirn im höhern Alter (nach Serres) doch etwas ab, so wäre dieß sehr begreiflich, weil die Vegetation allerdings auch im Nervensystem geringer wird, und das Blut weniger materielle Substanztheile ansetzt, als lichtartig die Nerven belebt.

Der niederern leiblichen Organe bedarf der Geist zu seinen höhern Aeusserungen nicht; diese höhern Aeusserungen des menschlichen Geistes sind aber ein stilles Schauen und Betrachten der göttlichen Werke in der Natur, und ein Handeln in der Liebe und im Glauben durch geistlichen Stoff, ein ruhiges Bearbeiten des religiösen Gewissens. Im Herzen ist es ein sanftes Sehnen nach Gott und ein furchtloses Erwarten des Glockenrufs zum Aufbruche in ein anderes Land. Und dazu bedarf es wahrlich keiner vollgeschwellten leiblichen Glieder, keiner unbesiegbaren Kraft des Herzens und der Muskeln, keiner schnellfüßigen Leichtigkeit in der Bewegung; es bedarf nur eines leichten, lichtartig gewordenen Gehirns, eines ruhig und gleichartig schlagenden Herzens.

Ist der Mensch das vollkommenste Geschöpf der irdischen Natur und der Greis die vollkommenste Person im Menschen-

geschlecht, so muß es dem geistigen Beobachter klar werden, daß der Greis hier ein Leben anfängt, das er einst in einer andern Welt fortsetzen und ausbilden wird; indem seine Anlagen offenbar eine unendliche Zeit zu ihrer vollen Ausbildung und Entwickelung fordern, wozu das Erdenleben nur der Anfang ist.

„Nur an des Lebens Gipfel, der Blume, zündet sich neues
In der organischen Welt, in der empfindenden an."

Der Stamm des geistigen Lebens erhebt sich hier kaum von den Wurzeln und treibt nur sehr kurze Sprossen; moralische und philosophische Vernunftgründe lehren mich, daß völlig erschlossene Blumen erst in einer andern Welt ihren belebenden Balsamduft um sich gießen, und zu den höchsten Früchten des Lichtes reifen werden.

„Es ist kein leerer schmeichelnder Wahn,
Erzeugt im Gehirne des Thoren,
Im Herzen kündigt es laut sich an:
Zu was Besserm sind wir geboren;
Und was die innere Stimme spricht,
Das täuschet die hoffende Seele nicht."

Unsere hier nur geahnete Bestimmung werden wir erst nach einer langen Verklärung klarer und klarer schauen. Der Apostel hat das Erkennen dieser Bestimmung herrlich bezeichnet: „Denn wir sehen jetzt durch einen Spiegel in einem dunkeln Wort, dann aber von Angesicht zu Angesicht: jetzt erkenne ichs stückweise, dann aber werde ichs erkennen, gleichwie ich erkannt bin." (Paulus an die Corinther, 1. 13. 12.)

Ich glaube nun alle über diesen Gegenstand obwaltenden Zweifel gehoben und zugleich den Beweis geliefert zu haben, daß der Geist des Menschen auf allen Entwickelungsstufen des irdischen Lebens von der Organisation abhängig sey. Was ich über die Wahrscheinlichkeit einer unendlichen Entwickelungs-

fähigkeit des Menschen über die Erde hinaus angemerkt habe, mag dem weitersehenden Forscher und dem ohnehin an eine ewige Unsterblichkeit Gläubigen genug seyn. Weitläufiger darf ich hier nicht werden, wo überhaupt nur Erfahrungsbeweise angeführt werden sollen. Ausführlicher darüber, und über die Entwickelungsgeschichte des Menschen insbesondere, hoffe ich in einer besondern Schrift zu handeln, die ich nach den hier gegebenen Andeutungen bearbeiten werde.

---

## Bemerkungen über Bertrand's Werk über den Somnambulismus;

von

Herrn Dr. Friedrich Groos,
Arzt an der Irrenanstalt zu Pforzheim.

---

Der Titel des Werkes ist: Traité du Somnambulisme et des différentes modifications qu'il présente. Par A. Bertrand, Docteur de la faculté de médecine de Paris, ancien élève de l'école polytechnique. Paris, chez I. G. Dentu. 1823. Groß Oktav. 521 Seiten.

Wenn — seit Eröffnung der Mesmerischen Allfluth, bei der Fluth von Schriften über den Magnetismus, die seit vierzig Jahren erschienen sind und endlich, gegen ihre Absicht, im Publikum Gleichgültigkeit an dem geheimnißvollen Gegenstand und Uebergang von stummem Wunderglauben in frechen Unglauben zu bewirken, auf dem Punkte stehen, — wenn bei solchen Vorgängen noch eine neue Schrift über den nämlichen Gegenstand Interesse zu erwecken im Stande ist, so muß sie

fürwahr ganz besondere Eigenthümlichkeiten besitzen, die von seltenem Werthe zeugen. Das, wiewohl ziemlich weitläufige Werk des Herrn Bertrand ist, nach des Referenten Meinung, ein solches Buch, das in mehr als einer Hinsicht der Aufmerksamkeit aller Magnetiseure, aller Aerzte und jedes Philosophen würdig ist. Wie einst, und noch bis in die letzte Zeit hinein, die Lehre des Magnetismus, gleich einem zerstörenden bösen Geist, den Untergang alles Lichts der Philosophie und der Naturgesetze selbst und dafür den Einbruch der Nacht des Aberglaubens und der Barbarei in den Wissenschaften drohte: so ist dagegen die vorliegende Schrift des französischen Arztes von einem fühlenden, ordnenden und lichtverbreitenden guten Geist beseelt, der die Lehre des Magnetismus wahrhaft veredelt und ihr den glücklichen Standpunkt anzuweisen weiß, von wo aus der Aberglauben bestritten, und zugleich der Glauben ans Unbeschränktere der innern Menschennatur aufs kräftigste genährt wird. Die rationelle Arzneiwissenschaft, die durch den Magnetismus der Aerzte in den Hintergrund gestellt worden und ihrem allmäligen Untergange entgegensah, tritt hier in einem neuen Glanze, als tief im Instinkte des Menschen begründet und von dessen innerster Natur heraufgerufen, hervor; sie erhält eine Stütze, die, in der Organisation des Menschen selbst wurzelnd, alle Verächter der Heilkunst zu Schanden macht. Die Philosophie endlich, statt durch den Magnetismus untergraben zu werden, findet hier gleichsam die Wiege für ihre schönere Wiedergeburt. Indem manche hochgerühmte Dogmen der Schule, die für Naturwahrheiten gelten mußten, die aber nicht mehr als bloße Erfindungen spekulativer Köpfe sind, nicht ebenfalls durch Gegenhypothesen, sondern durch die glücklich enträthselten und erweiterten Naturgesetze, wie von selbst, ohne absichtliche Angriffe auf dieselben, in ihr wahres Nichts zerfallen: so eröffnet sich dagegen ein weites Feld für den philosophischen Forscher, das, bei erwei-

terten Horizont, der jetzt die Kenntniß der Naturgesetze begränzt, grosse und herrliche und tröstliche Aufschlüße als Ausbeute verspricht. Die Arzneiwissenschaft im weitesten Umfange ist es, die als Priesterin der Natur dem umfassenden Studium des Körpers und des Geistes zugleich, deren keines ohne das andere begriffen werden kann, ihre Dienste weiht, und die dadurch, als auf festem Boden der Naturgesetze ruhend, den direkten Gegensatz der luftigen Basis bloßer Hirngespinste spekulativer Theoretiker darbietet; die Arzneiwissenschaft ist es, die neben der Theologie, als der Wissenschaft der Moral, weiterhin die Vorhalle wahrer Philosophie seyn wird. Damit will jedoch Referent nicht engherzig den Eingang zum Tempel der Philosophie andern Fächern der Wissenschaften verschlossen wissen; sie sollen vielmehr alle ein Ganzes bilden, und jedes für seinen Theil zur Philosophie führen, um wieder von ihr aus rückwärts erleuchtet zu werden. Nur aber darf das Studium der mehr oder weniger geheimnißvollen Natur als Wegweiser zu jener Höhe, wo Wahrheit wohnt, nie bei Seite gesetzt werden, oder die Theorie der Schule wird von dem Leben der Wirklichkeit Lüge gestraft werden.

Referent, selbst ein schlechter Schulphilosoph und mehr nicht als ein schlichter Lebensphilosoph, wird sich nichtsdestoweniger beeifern, auf diejenigen Punkte der spekulativen Philosophie, so weit er historisch damit bekannt ist, aufmerksam zu machen, welche durch die hier vorgetragene Lehre des Magnetismus, soweit sie selbst als wahrhaftig und in der Natur gegründet erscheint, eine Berichtigung heischen.

Nun zu den Hauptangaben unsers Verfassers.

---

Der Verfasser nimmt vier Arten des Somnambulismus an:

1) den wesentlichen (idiopathischen?) Somnambulismus, der in Folge einer besondern nervösen Dispo-

sition während des gewöhnlichen Schlafes bei Individuen entsteht, die im Uebrigen eine gute Gesundheit zu genießen scheinen. (Das Nachtwandeln).
2) den symptomatischen, welchen man zuweilen im Verlaufe gewisser Krankheiten beobachtet, als deren Symptom oder Krise er betrachtet werden kann.
3) den künstlichen, der sich nicht selten in Folge des bei der magnetischen Behandlung üblichen Verfahrens einstellt. Und
4) den ecstatischen, der aus einer sehr hoch gesteigerten Erhebung des Gemüths hervorgeht, und durch Nachahmung von Seiten solcher Personen, die dem nämlichen Einfluß unterworfen sind, ansteckend wirkt.

## Erstes Capitel.

### Vom wesentlichen Somnambulismus.

Der wesentliche Somnambulismus ist nicht, wie viele vorgeben, eine Art unvollkommner Schlaf, in welchem die körperlichen und intellectuellen Funktionen zum Theil fortdauerten; sondern es sind ganz neue Geistesvermögen, die sich in dem Somnambulen entwickeln. Wenn dieser erwacht, so verliert er alle Erinnerung an das, was sich mit ihm im Schlafe zutrug; hingegen erinnert er sich in jedem Schlafe dessen, was in den vorhergehenden Schlafzuständen vorgefallen war. Der Somnambulismus begründet also ein neues Leben, das in ungleichen Zwischenzeiten wiederkehrt, die unter sich durch ein neues Gedächtniß verbunden sind.

Zur Bekräftigung des hier Aufgestellten extrahirt der Verfasser aus der Encyklopädie, Artikel Somnambulismus, die Beschreibung eines höchst merkwürdigen Beispiels von einem Nachtwandler, welches nicht nur eine wichtige Ausnahme von dem berüchtigten Locke'schen Axiom: Nil habemus in intel-

lectu, quod non prius fuerit in sensu, darbietet, sondern auch noch überdies den von den körperlichen Eindrücken hergenommenen Beweis des objectiven, wenigstens des materialistischen Realismus entkräftet und dem Idealismus oder doch dem idealistischen Realismus das Wort spricht. Man muß den Fall im Buche selbst lesen und würdigen, um sich von seiner Wichtigkeit in philosophischer Hinsicht recht zu überzeugen. Hier, meint Referent, in der Schule der das Innere des Menschen mehr offenbarenden psychologischen Erfahrungen prüfe der speculative Forscher seine Philosopheme.

Der Verfasser geht nun vom Hippokrates an bis zur neuesten Zeit die in der Geschichte aufgezeichneten Beispiele von Nachtwandlern durch, und zeigt dann an solchen, die er selbst beobachtete, daß sie zum Sehen der von ihnen wahrgenommenen äussern Gegenstände keines Lichts, als Medium des Sehens, bedürfen.

Nachdem sich der Verfasser sehr weitläufig, aber nicht ohne Feinheit in der Beurtheilung der Gewißheit und größeren oder minderen Wahrscheinlichkeit solcher angeblichen Erfahrungen, welche die Gränzen der bekannten Naturgesetze zu überschreiten scheinen, herausgelassen hat, so glaubt er, daß es die Klugheit des reifen Mannes erfordere (denn der Jüngling oder unreife Mann und der Halbgelehrte wüßten alles mit Gewißheit, und verdammten, was sie nicht wüßten), weder allen Versicherungen, sie mögen von noch so vielen gewöhnlichen Augenzeugen bestätigt werden, blindlings zu glauben, noch die vielen zusammenstimmenden Zeugnisse gelehrter, einsichtsvoller und unpartheiischer Männer keck zu verwerfen. Er selbst glaubt übrigens, durch Selbstaugenschein sowohl als durch die Kraft historischer Gewißheit geleitet, an eine neue Weise der Sehkraft, die des äussern Organs des Gesichts nicht bedürfe. Ohne die Ausdehnung oder Gränzen dieser neuen Seh-Art bestimmen zu wollen, hat ihn dennoch das von den Nordschotten, den

Lappländern und den Bewohnern der Küste von Gambia allgemein behauptete sogenannte „zweite Gesicht", in Folge dessen die damit Begabten Begebenheiten, die sich viele Meilen weit entfernt zutragen, im nämlichen Augenblicke wahrzunehmen im Stande seyen, zuviel Unbefriedigendes in Hinsicht der Aufzeichnungsart, als daß er den verschiedenen, wenn gleich wunderbar zusammenstimmenden Zeugnissen Glauben beimessen könnte. Die zu Gunsten dieser wunderbaren Weitsichtigkeit aufgestellten Hypothesen, theils von einem alles durchdringenden magnetischen Fluidum, theils von der unmittelbar wirkenden, vom Körper unabhängigen Kraft des immateriellen Princips, das unsere Seele ausmacht, und das im Somnambulismus von der körperlichen Bedingung befreit erscheine, — genügen dem Verfasser nicht, eben wegen der gar zu großen Leichtigkeit, womit diese Hypothesen die schwierigsten Sachen in der Welt, das Wirkliche wie das Nichtwirkliche, erklären, und weil sie in keinem nothwendigen Zusammenhange mit der zu erklärenden Sache ständen und daher mehr nicht als bloß willkührlich angenommene Voraussetzungen seyen.

Nun kommt der Verfasser auf das Insichselbstsehen (la vue intérieure) der Somnambulen, womit dasjenige Vermögen derselben gemeint ist, kraft dessen sie den Bau, die Gestalt, Lage, Farbe, gesunde oder kranke Beschaffenheit ihrer innern Organe, und die gegen die Krankheit indicirten Mittel, wie mit leiblichen Augen sehen sollen. Er bestreitet dieses vermeintliche Sehvermögen in der demselben gewöhnlich gegebenen Ausdehnung, mit eben so vieler Lebhaftigkeit als Gründlichkeit; und er sieht in der falschen Behauptung die wahre Quelle alles gerechten Mißtrauens, welches verständige Aerzte gegen die Lehre des Magnetismus zu nähren veranlaßt werden müssen.

Referent, der hier dem verständigen Verfasser durchaus Beifall zollen muß, kann jedoch nicht unterlassen, das Nä-

sonnement desselben gegen ihn selbst anzuwenden. Der Verfasser, der das in Frage stehende Vermögen des inwendigen Sehens gänzlich verwirft, gesteht ein, daß nichtsdestoweniger dieses Vermögen gerade dasjenige sey, worüber alle die vielen Vertheidiger des Magnetismus am allereinstimmigsten seyen. Aber, wenn hier die Einstimmigkeit aller Aussagen nichts gelten und nur auf Täuschung beruhen soll, wie kann aus der Einstimmigkeit der Aussagen hinsichtlich der übrigen Wunder des Somnambulismus, die der Verfasser eben wegen dieser Einstimmigkeit vertheidigt, noch ein gültiger Beweisgrund hergenommen werden; und ist es nicht bloße Willkühr des Verfassers, die von der einstimmigen Aussage aufnimmt oder verwirft, was ihr gerade beliebt? Und somit wäre, bei den ohnehin so vielen Ungläubigen unter den Aerzten, die ganze Sache des Magnetismus mehr etwas bloß Subjektives in den Köpfen eines Theils der Aerzte, als wirklich objektive Erfahrung. Es wird gelehrt: der Somnambulismus sey ansteckend; — wer bürgt jetzt noch dafür, ob die Somnambulen oder ob die Köpfe ihrer Magnetiseurs die Angesteckten seyen? So lehrt auch anderwärts die Geschichte der Medizin genugsam, daß die zu verschiedenen Zeitläuften so häufigen Epidemieen von Stollschen gastrischen Fiebern, von Brownischen Nervenfiebern und von Sydenhamschen Entzündungsfiebern mehr in den Köpfen der Aerzte als in ihren Kranken wahrhaft grassirt haben! Sollte es im ähnlichen Sinne nicht auch Mesmersche Kopffieber geben? Doch dieses sey nicht ernstlich gemeint, und Referent will damit nicht die Facta des Magnetismus frech läugnen, sondern er will nur auf Consequenz in der Beweisführung dringen.

Der Verfasser selbst räumt weiterhin den Somnambulen ein dem eben von ihm bestrittenen nahe verwandtes Vermögen ein, in Kraft dessen sie Kenntnisse über den Zustand ihrer innern Organe besitzen, welche dem Menschen im wachen

Zustande ganz und gar abgehen. Der Somnambule ist im Besitze des Bewußtseyns seiner innern Verrichtungen.

Er kommt nun darauf, daß ein Somnambul nur solche Eindrücke von aussen aufzunehmen im Stande sey, welche mit der Ideen-Reihe, womit er eben beschäftigt ist, in Beziehung stehen. Er wird also die Antwort auf eine von ihm gemachte Frage hören. Eben so verhalte es sich mit dem Gesicht, mit dem Geruch, Geschmack und Gefühl. Er belegt diese Behauptung mit Erfahrungen, auf die er sich beruft. Das Gefühl seb im vollkommenen Somnambulismus gewöhnlich ganz aufgehoben; was bei den ecstatischen Somnambulen, die als Wunderthäter berüchtigt wurden, einen wichtigen natürlichen Erklärungsgrund abgebe.

Wenn der Somnambul Eindrücke von aussen empfängt, so geschehe es entweder mit Hülfe der gewöhnlichen Sinnesorgane, deren wir uns im wachen Zustande bedienen, oder aber in Folge einer unbekannten, ihm ganz eigenthümlichen Eigenschaft.

Der Sitz der Wahrnehmungskraft des Somnambulen sey gewöhnlich in den Finger- und Zehenspitzen, vorzüglich aber in der Gegend des Magens.

Die Einbildungskraft der Somnambulen selbst äussert nach dem Verfasser auf ihre Empfindungen einen großen Einfluß. Man kann im Somnambulismus eben so gut bloß träumen, wie im gewöhnlichen Schlafe, und tausend Täuschungen können sich in diesem Zustande zu wirklichen Wahrnehmungen gesellen. — Welchen mächtigen Einfluß die innere Ueberzeugung des Somnambulen auf seine Empfindungsweise ausübe, davon zeugen mehrere Beispiele, welche vom Verfasser angeführt werden.

Der Somnambulismus ist ansteckend durch Nachahmung, eine Eigenschaft, die vorzüglich im künstlichen und in dem ecstatischen eine wichtige Rolle spielt.

Wiewohl beim Erwachen des Somnambulen gewöhnlich alle Erinnerung an das, was sich mit ihm im Schlafe zutrug, verloren geht, so kann doch der Wille des Somnambulen im Schlafe oder der Befehl des Magnetiseurs, daß jener beim Erwachen die Erinnerung an das im Schlafe Vorgefallene beibehalte, diese wirkliche Erinnerung nach dem Erwachen bewirken.

Nun kommt der Verfasser auf ein wichtiges psychologisches Phänomen zu reden, auf die von ihm sogenannte moralische Unwirksamkeit, worunter er eine Verminderung der moralischen Thätigkeit, und als deren Folge eine mehr oder weniger vollständige Abwesenheit der Kraft der Aufmerksamkeit und des Reflexions-Vermögens (in Locke's Sinne) versteht; woraus die Unmöglichkeit, daß der Somnambul in sich selbst kehre und sich selbst erkenne, hervorgeht. Der Somnambule weiß nichts von sich selbst (wenn gleich von seinem Körper), und ist daher keiner Selbstmacht auf die Aeusserung derjenigen Vermögen, die er darbietet, fähig. Von dieser moralischen Unwirksamkeit rührt es auch her, daß der Somnambul, in dem Augenblicke, wo er einschläft, kein Erstaunen über die plötzlich mit ihm vorgegangene bewunderungswürdige Veränderung verräth, welches ganz demjenigen ähnlich ist, was uns täglich im gewöhnlichen Schlafe in Hinsicht auf unsere Träume begegnet, da es hingegen die moralische Wirksamkeit oder Thätigkeit ist, welche uns im wachen Zustande fähig macht, eine bestimmte Reihe von Ideen zu verfolgen und diejenige zu entfernen, die ausserhalb dem Kreise unserer Forschung liegen. In Bezug hierauf verweiset uns der Verfasser, um uns von dem Ungereimten der Behauptung, als wären wir im wachen Zustande nicht frei, aufs vollkommenste zu überzeugen, auf die Betrachtung des Traumes, in welchem wir aus Abgang der Freiheit der Spielball von tausend Täuschungen sind. Der Traum wie der Somnambulismus bieten, im Gegensatz des Wachens, einen Zustand

dar, wo die von aussen erhaltenen Eindrücke unter sich Verbindungen eingehen, die vom Willen unabhängig sind. Wie also die Erstarrung der Gliedmaßen und äussern Organe das vorzüglichste physiologische Phänom des Schlafes ist, so besteht das vorzüglichste psychologische in der moralischen Unwirksamkeit; wobei die fortwährende Thätigkeit des Gehirns, die mit jenen zwei Phänomenen im Gegensatz steht, eine Menge von Empfindungen veranlaßt, die ohne Bewirkung von Bewegung und ohne einen Akt der Aufmerksamkeit bleiben. Der Unterschied zwischen dem gewöhnlichen Schlaf und dem Somnambulismus ist nur der, daß im ersten die moralische Wirksamkeit wie auch im Somnambulismus, zwar theilweise zurückkehren kann, aber nur in einem sehr geringen Grade, wenn nicht ein Erwachen erfolgen soll. Nicht so im Somnambulismus, wo die von aussen erhaltenen Eindrücke sehr lebhaft empfunden werden können; ja wo ein sehr merklicher Grad von (theilweiser) Aufmerksamkeit statt finden kann, ohne ein solches Erwachen zu bewirken. Um den Einfluß der moralischen Unwirksamkeit auf den Zustand der intellektuellen Funktionen im Somnambulismus recht würdigen zu können, muß man die verschiedene Rolle, welche der Wille, und wiederum die, welche der Verstand spielt, in den verschiedenen Operationen des Geistes gehörig unterscheiden. Der Wille ist aktiv, er richtet unsere Aufmerksamkeit auf die verschiedenen Theile des Räsonnements, damit jene sie in Betrachtung ziehe. Hinsichtlich der Operationen unsers Verstandes hingegen verhalten wir uns bloß passiv.

Daß der Verfasser in seinem ganzen Räsonnement über Freiheit blos die Spontaneität oder die neuerlich-sogenannte Lebensfreiheit, noch gar nicht aber die moralische Freiheit im Sinne des Indifferentismus oder die metaphysische Freiheit durch seine Gründe gerechtfertigt habe, scheint dem Referenten ausser allem Zweifel zu seyn und er verweist hinsichtlich dieser

Materie auf sein neueste Abhandlung „über Spontaneität, moralische Freiheit und Nothwendigkeit" im vorliegenden ersten Hefte dieser Zeitschrift.

Noch muß Referent auf die auffallende Aehnlichkeit aufmerksam machen zwischen der Ansicht des Verfassers von der moralischen Unwirksamkeit und der von Fries aufgestellten Lehre von einem untern Gedankenlauf (im Schlafe und im Somnambulismus), in welchem, anstatt freier Verknüpfung, nur nothwendige Association, nur dunkles Bewußtseyn, nur Gewohnheit herrschen, — und einem obern Gedankenlauf (im Zustande des Wachens), in welchem der Wille in den ganzen Inhalt des Seelenlebens selbstherrschend eingreift. Wiewohl der teutsche Philosoph, der allerdings tiefer eindringend in diese Untersuchung eingegangen ist, als der Franzos, seine Ansicht mehrere Jahre früher vorgetragen hat, so ist doch leicht ersichtlich, und bei der ohnehin gewöhnlichen Unbekanntschaft der Franzosen mit der teutschen Literatur auch leicht glaublich, daß Bertrand seine psychologische Theorie, die er auf eine weniger abstracte und leichter begreifliche Weise vorgetragen, nicht von Fries entlehnt habe. Und eben wegen dieses Umstandes dient das glückliche Zusammentreffen der Ideen beider einander fremden Forscher zu einem neuen Vermuthungsgrunde für die Realität des neuen Fries'schen Begriffes vom Verstande als der Kraft der Selbstbeherrschung.

Der Schluß dieses ersten Kapitels ist therapeutisch. Der Verfasser verwirft das gewaltsame Aufwecken der Nachtwandler und empfiehlt dagegen, sich mit ihnen in Rapport zu setzen, und, wo dies nicht gelingt, im wachen Zustande derselben die Anwendung des künstlichen Magnetismus, welche fast niemals ihren Entzweck verfehlen soll.

## Zweites Kapitel.

### Vom symptomatischen Somnambulismus.

Der Verfasser eröffnet dieses Kapitel mit der Geschichte kataleptischer Personen, die in Somnambulismus verfallen sind.

Die erstaunungswürdige Entwicklung des Gedächtnisses kommt häufiger im symptomatischen Somnambulismus vor, als in den andern Arten. Das Sprechen fremder Sprachen findet nur dann statt, wenn der Somnambul frühere Kenntnisse davon hatte, die er im wachen Zustande ganz verloren haben mochte, und wobei jetzt die merkwürdige Erhöhung und Entwicklung der Geistesanlagen neu hinzukommt.

In eben der wunderbar erhöhten Lebendigkeit, womit sich im Somnambulismus die Bilder der im wachen Zustande selbst in längstverflossener Zeit auch nur Einmal gesehenen Personen, Orte, Lage der Gegenstände rc. erneuern, sieht der Verfasser den wahrscheinlichen aber mißkannten Grund des oben schon erwähnten angeblichen Vermögens des Fernsehens über Berg und Thal.

In dem Vermögen der Somnambulen, Sprachen zu reden, die sie im wachen Zustande nicht geübt haben und nicht verstehen würden, liegt, nach dem Verfasser, ein natürlicher Erklärungsgrund der vorzüglichsten Erscheinungen, die in dem Processe der angeblich besessenen Nonne zu Loudün als Anklagspunkte gegen den unglücklichen Pfarrer Grandier dienen mußten, der als Hexenmeister im Jahre 1634 lebendig verbrannt wurde. Ein solcher und ähnliche Justizmorde würden nicht vorgefallen seyn, wenn man früher in der Erkenntniß der natürlichen Erscheinungen, zumal in der des Magnetismus weiter vorgerückt gewesen wäre. Ungerecht sey daher die Beschuldigung, als begünstige die Lehre des Magnetismus den Aberglauben. Was den Aberglauben bekämpft und als solchen so klar aufdeckt, kann nicht selbst Aberglauben seyn. Laßt uns also, ruft der Verfasser, die Kenntniß der neuen Erscheinungen des

Somnambulismus, so weit diese als begründet erscheinen, möglichst verbreiten als das beste Mittel, jedem abergläubischen Mißbrauche, der damit getrieben werden könnte, zuvorzukommen.

Nun handelt der Verfasser ausführlich zwei weitere Vermögen ab, die dem symptomatischen Somnambulismus vor den andern Arten vorzüglich eigen sind: die instinktartige Kenntniß der dienlichen Heilmittel, und die Gabe, die verschiedenen Modificationen und den Verlauf der Krankheit vorherzusehen. Er wird hier so wichtig, daß wir einen gedrängten Auszug seines Räsonnements mittheilen müssen.

Von der Instinktmäßigen Kenntniß der Heilmittel.

Die instinktmässige Kenntniß der Heilmittel im Somnambulismus ist das Ergebniß der Vervollkommnung desjenigen Vermögens, welches im Zustande des Wachens auf eine klarer oder dunkler ausgedrückte Weise unsere Gelüste und Neigungen nach den jeweiligen Bedürfnissen unserer Organisation erschafft und gestaltet. Dieser Instinkt der Heilmittel ist eine Eigenschaft, die allen Thieren angehörig, und nicht blos den Somnambulen eigenthümlich ist. Kultur und gesellschaftliche Gewohnheit haben aber die Energie unserer ursprünglichen Organisation geschwächt.

Es ist nun ein allgemeines Gesetz, daß jedes lebende Geschöpf auf eine solche Art organisirt sey, daß es, in welchem Zustande es sich auch befinden möge, von selbst nach dem Zustand der Gesundheit strebe. Dieses sein Streben rührt von der innigen Verbindung her, in der seine Gelüste, Neigungen und Bedürfnisse unter einander stehen.

Unsere Gelüste und Neigungen hängen von unserer Organisation ab. Man vergleiche nur die verschiedenen Gattungen von Thieren unter einander mit ihren verschiedenen Lebensweisen, z. B. die Klasse der grasfressenden Thiere; besitzen sie nicht eine Organisation, die in sichtbarer Beziehung zu denjenigen Nahrungsmitteln steht, die ihnen die beliebtesten und nützlichsten sind? Und ist nicht der Bau der nach Fleisch gelüsteten Thiere

## Zweites Kapitel.

### Vom symptomatischen Somnambulismus.

Der Verfasser eröffnet dieses Kapitel mit der Geschichte kataleptischer Personen, die in Somnambulismus verfallen sind. Die erstaunungswürdige Entwicklung des Gedächtnisses kommt häufiger im symptomatischen Somnambulismus vor, als in den andern Arten. Das Sprechen fremder Sprachen findet nur dann statt, wenn der Somnambul frühere Kenntnisse davon hatte, die er im wachen Zustande ganz verloren haben mochte, und wobei jetzt die merkwürdige Erhöhung und Entwicklung der Geistesanlagen neu hinzukommt.

In eben der wunderbar erhöhten Lebendigkeit, womit sich im Somnambulismus die Bilder der im wachen Zustande selbst in längstverflossener Zeit auch nur Einmal gesehenen Personen, Orte, Lage der Gegenstände ꝛc. erneuern, sieht der Verfasser den wahrscheinlichen aber mißkannten Grund des oben schon erwähnten angeblichen Vermögens des Fernsehens über Berg und Thal.

In dem Vermögen der Somnambulen, Sprachen zu reden, die sie im wachen Zustande nicht geübt haben und nicht verstehen würden, liegt, nach dem Verfasser, ein natürlicher Erklärungsgrund der vorzüglichsten Erscheinungen, die in dem Processe der angeblich besessenen Nonne zu Loudün als Anklagspunkte gegen den unglücklichen Pfarrer Grandier dienen mußten, der als Hexenmeister im Jahre 1634 lebendig verbrannt wurde. Ein solcher und ähnliche Justizmorde würden nicht vorgefallen seyn, wenn man früher in der Erkenntniß der natürlichen Erscheinungen, zumal in der des Magnetismus weiter vorgerückt gewesen wäre. Ungerecht sey daher die Beschuldigung, als begünstige die Lehre des Magnetismus den Aberglauben. Was den Aberglauben bekämpft und als solchen so klar aufdeckt, kann nicht selbst Aberglauben seyn. Laßt uns also, ruft der Verfasser, die Kenntniß der neuen Erscheinungen des

Somnambulismus, so weit diese als begründet erscheinen, möglichst verbreiten als das beste Mittel, jedem abergläubischen Mißbrauche, der damit getrieben werden könnte, zuvorzukommen.

Nun handelt der Verfasser ausführlich zwei weitere Vermögen ab, die dem symptomatischen Somnambulismus vor den andern Arten vorzüglich eigen sind: die instinktartige Kenntniß der dienlichen Heilmittel, und die Gabe, die verschiedenen Modificationen und den Verlauf der Krankheit vorherzusehen. Er wird hier so wichtig, daß wir einen gedrängten Auszug seines Räsonnements mittheilen müssen.

Von der Instinktmäßigen Kenntniß der Heilmittel.

Die instinktmässige Kenntniß der Heilmittel im Somnambulismus ist das Ergebniß der Vervollkommnung desjenigen Vermögens, welches im Zustande des Wachens auf eine klarer oder dunkler ausgedrückte Weise unsere Gelüste und Neigungen nach den jeweiligen Bedürfnissen unserer Organisation erschafft und gestaltet. Dieser Instinkt der Heilmittel ist eine Eigenschaft, die allen Thieren angehörig, und nicht blos den Somnambulen eigenthümlich ist. Kultur und gesellschaftliche Gewohnheit haben aber die Energie unserer ursprünglichen Organisation geschwächt.

Es ist nun ein allgemeines Gesetz, daß jedes lebende Geschöpf auf eine solche Art organisirt sey, daß es, in welchem Zustande es sich auch befinden möge, von selbst nach dem Zustand der Gesundheit strebe. Dieses sein Streben rührt von der innigen Verbindung her, in der seine Gelüste, Neigungen und Bedürfnisse unter einander stehen.

Unsere Gelüste und Neigungen hängen von unserer Organisation ab. Man vergleiche nur die verschiedenen Gattungen von Thieren unter einander mit ihren verschiedenen Lebensweisen, z. B. die Klasse der grasfressenden Thiere; besitzen sie nicht eine Organisation, die in sichtbarer Beziehung zu denjenigen Nahrungsmitteln steht, die ihnen die beliebtesten und nützlichsten sind? Und ist nicht der Bau der nach Fleisch gelüsteten Thiere

dem der grasfressenden gerade entgegengesetzt? Wir unterlassen hier die anatomischen Beweise aus dem Bau der Zähne und des Darmkanals anzuführen, in die der Verfasser eingeht.

Nicht nur sind der Geschmack und die Gelüste der Thiere verschieden nach der Verschiedenheit ihrer Organisation; auch im nämlichen Geschöpfe sind sie verschieden, je nachdem die Organisation in den verschiedenen Lebensaltern Veränderungen leidet. Die Kindheit, die Jugend, das männliche und das Greisenalter haben jedes seine verschiedenen Gelüste und seinen verschiedenen Geschmack in Hinsicht auf Nahrungsmittel rc. Wenn nun der natürliche Gang der immer weiter schreitenden Organisation, ungeachtet der Langsamkeit dieser Veränderungen, sich durch solche sichtbare Zeichen offenbart, was Wunder, daß die Krankheit, die plötzlich die gewöhnliche Ordnung unterbricht, sich durch neue Gelüste, neue Neigungen und neuen Geschmack zu erkennen gibt, und daß diese neuen Veränderungen allezeit mit den Bedürfnissen des Leidenden im Einklange steht! Krankheit ist nicht ein widernatürlicher Zustand, ist keine gänzliche Verwirrung; sie ist vielmehr ein neuer Zustand in der Natur, in welchem sich eine neue Ordnung der Funktionen und eine Verkettung von neuen Gesetzen darstellt. Indem sich eine theilweise Verrückung der Ordnung einfindet, verrückt sich zugleich die ganze Oekonomie zu einer neuen Einheit.

Es gibt Störungen der Oekonomie, welche die bestgeordnetste Organisation tagtäglich in uns hervorruft, nämlich das Bedürfniß von Speise und Trank. Hunger und Durst können gewissermaßen als krankhafte Zustände (Störungen) angesehen werden, in denen die Natur selbst auf eine sehr offene und unzweideutige Weise uns die Hülfsmittel angibt. Wenn wir hungern oder dürsten, so können wir es uns nicht verhehlen, daß es Speise oder Trank ist, die wir bedürfen. Und mag man auch der Macht der Gewohnheit eine noch so große Ausdehnung zuschreiben, so ist sie es doch gewiß nie

allein, die hier unser Wegweiser sey. Bei dieser Gelegenheit gibt unser Verfasser der berüchtigten Natur Condillac's, die der instinktmäßigen Bewegung entbehren muß und nur von der Gewohnheit und der Erfahrung in Bewegung gesetzt werden will, einen Stoß, so daß sie, und mit ihr der Materialismus, umgestürzt daliegt. Es gibt Bewegungen in uns, die, unabhängig von aller Erfahrung, von allen Vernunftschlüssen und von aller Gewohnheit und Uebung, nur von der Natur selbst hervorgerufen werden. Dergleichen ist die erste Lippenbewegung des Säuglings; dergleichen sind ferner unstreitig jene Bewegungen, welche die Thiere vornehmen, um ihren Hunger und Durst zu stillen.

Gerade also auf die nämliche Art, wie wir durch Hunger krank sind, und ein Streben nach Speise fühlen, um uns zu heilen, fühlen wir auch in jeder Krankheit in uns eine besondere Beziehung zu unsern jetzt neu entstandenen Bedürfnissen. Das hitzige Fieber mit seinen Gelüsten nach säuerlichen Getränken, das Gallenfieber mit seinem Ekel gegen Fleischspeisen, der Geschmack hysterischer Weiber am stinkenden Asand, der Widerwillen nach einer vollen Mahlzeit an den Gerüchen der Speisen, die kurz zuvor, als wir noch der Nahrung bedurften, für uns Erquickung waren, die Gelüste der Schwangeren etc. — alle diese Erscheinungen sind als Spuren eines Vermögens, das ursprünglich im Menschen in weit größerer Entwickelung wohnte als jetzt, und welches, wie leicht begreiflich, in solchen Zuständen, in denen unsere Organisation einen höhern Schwung von Energie erhält, sich jedesmal von neuem offenbaren wird. Die Folge hieraus ist also die, daß es uns nicht so erstaunlich vorkommen dürfe, wenn wir die Somnambulen im Besitze eines Vermögens erblicken, kraft dessen sie die ihnen dienlichen Heilmittel nicht sowohl wissenschaftlich erkennen, als vielmehr bloß instinktmäßig errathen; ein Vermögen, das, weit entfernt den Gesetzen unserer Or-

ganisation zuwider zu seyn, vielmehr ganz den Erscheinungen, die sie täglich hervorruft, gemäß ist.

Was man aber auch dafür oder dawider sagen möge, das Faktum des Heilmittel-Instinkts steht unerschütterlich fest, existirt jedoch ungleich häufiger im Zustande des Somnambulismus, als in andern kranken Zuständen; und selbst der philosophische Cabanis, dieser ungläubige aber Wahrheit suchende Arzt, bestätigt als Augenzeuge, daß Kranke mit bewunderungswürdiger Sagacität die ihnen dienlichsten Heilmittel anzugeben wußten.

Aber der Verfasser kommt noch einmal darauf zurück: nur instinktmäßig wirkt das in Frage stehende Vermögen, und wenn fast alle Vertheidiger des Magnetismus in demselben etwas ganz anderes, nämlich das, daß die Somnambulen ihr Inneres wirklich zu sehen und zu beurtheilen vermögend seyen, erkennen wollen, so irren sie sich wohl gar sehr. So wie der Hungrige, d. i. der am Hunger Kranke, ohne zu wissen, ob sein Hunger aus Leere des Magens, oder aus Schärfe des Magensafts, oder aus sonst einer Ursache entstehe, nach Speise verlangt bloß instinktmäßig: so der Kranke nach dem geeigneten Heilmittel; und der Somnambul erräth die ihm dienliche Arznei ohne rationelle Kenntniß weder seines innern Zustandes, noch des äussern Arzneistoffes. — So weit der Verfasser über den Instinkt.

Referent glaubt aus dieser Lehre zwei Folgen ziehen zu dürfen.

Erstens: Die Arzneiwissenschaft, sowohl als Erkenntniß der geeigneten Arzneimittel, als auch (wie wir gleich sehen werden) als Vorhersehungs-Kunst des periodischen Verlaufs der Krankheiten, tritt hier, wie Referent schon in der Einleitung bemerkt hat, in einem neuen Glanze auf, als zu allerletzt tief wurzelnd in der Organisation des Menschen und im Instinkte selbst. Damit möchte zugleich angedeutet seyn, daß die Gesetze des Instinkts selbst, und je nachdem sich

ein System der Arzneiwissenschaft diesen Gesetzen nähert oder sich von denselben entfernt, der ächte Probierstein seiner Wahrheit oder Unwahrheit sey. Forschet nach den geheimen aber ewigen Gesetzen der Organisation und des unverdorbenen Instinkts, und haschet nicht nach den Phantomen der Einbildungskraft! Es gibt eine wichtige Lehre, die Anatomia comparata; sollte es nicht noch eine weit wichtigere geben, eine Therapia comparata, in der wir von den Thieren mit unverdorbenem Instinkte, tiefer in das Studium ihrer Lebensweise eindringend, mehr lernten als bisher?

Zweitens: Wenn es denn doch Empfindungen und Bewegungen des Instinkts gibt, die unabhängig von aller Erfahrung, von allen Vernunftschlüssen und von aller Gewohnheit sind, so könnte es auch eben sowohl, gegen die seit Locke in der Philosophie allgemein herrschende Meinung, Ideen a priori geben, unabhängig von aller Sinnenerfahrung, wohin die Ideen von Gott, von Unsterblichkeit und Freiheit, von Tugend, Wahrheit und Schönheit zu rechnen sind, die eben deswegen, weil sie apriorisch wären, nicht recht wissenschaftlich erwiesen, bloß tief empfunden werden könnten. Ist es mit diesen apriorischen Ideen nicht psychisch der nämliche Fall, wie dort physisch mit den instinktmäßigen Empfindungen?

### Von dem Vorhersehungs-Vermögen.

Dieses Vermögen, so weit es der Verfasser bei den Somnambulen genau zu beobachten die öftere Gelegenheit hatte, besteht in nichts weniger als in einer uneingeschränkten Vorhersicht und Kenntniß der fernen Zukunft, sondern in mehr nicht als in der Möglichkeit der Somnambulen, den Augenblick des Eintritts und die Dauer der verschiedenen Modificationen ihrer eigenen Krankheit zum voraus anzukündigen, wobei ihre Vorhersagungen nur insoweit in Erfüllung gingen, als kein fremder Zufall hinzukam, der den Gang der Natur zu stören im Stande war.

Jedoch muß hier die ausserordentliche Thätigkeit der Einbildungskraft bei den Somnambulen, die leicht täuschen und zu Irrschlüssen verleiten kann, mit in Anschlag gebracht werden. Man darf jene nur überreden, daß sie im Besitze einer unbeschränkten Kenntniß der Zukunft seyen, und sie werden mit dem aufrichtigsten Sinne auf jede hierauf Bezug habende Frage an sie sich sogleich in einen passenden mehr oder weniger täuschenden Traum versetzen, dem der Zufall und das vom Vorurtheil eingenommene Gemüth der Zuschauer den Anstrich von Wahrheit verleihen können. Dabei muß noch die Eigenliebe der Kranken mit in Rechnung kommen, die sie, ohne andere Absicht als bloß die, Erstaunen zu erregen, zu unschuldigen Berückungen verleiten kann.

Nichtsbestoweniger bleibt das Phänomen, wovon hier die Rede ist und soweit es der Verfasser wirklich bestätigt fand, immerhin bewunderungswürdig genug, um zu den ernstlichsten Betrachtungen Stoff zu geben. Schon die Untersuchung wäre interessant, zu erfahren, wie weit die Vorhersehungsgabe des Menschen im Somnambulismus sich derjenigen Gabe nähere, welche mehrere Thiere, zumal die Insekten, bei so vielen Gelegenheiten verrathen, z. B. wenn sie ihren noch künftigen Bedürfnissen mit einer Genauigkeit und einer Klugheit zuvorkommen, die Alles übertrifft, was menschliche Vorhersehung leisten könnte.

Nun führt der Verfasser die in den Schriftstellern, vom Aretaeus an bis zur neuesten Zeit, beschriebenen Fälle von Kranken an, die mit der Vorhersagungsgabe ausgerüstet waren. Dann stellt er seine eigenen Beobachtungen daneben, die mitsammt den Krankheitsbeschreibungen eines Latour und des Barons v. Strombeck ein allerdings erstaunungswürdiges Resultat liefern.

Nun, da an der Wahrheit des Factums nicht mehr zu zweifeln sey, wirft der Verfasser die Frage auf: Ob die

Vorhersagung der Somnambulen nicht selbst die Ursache der darauf erfolgten Begebenheit war, und ob nicht die Einbildungskraft der Kranken alle die Wunder bewirkte, die ein so gerechtes Erstaunen erregten? Er würde, so erklärt er, dieser Voraussetzung beipflichten, wenn die Somnambulen nach dem Erwachen die Erinnerung an das im Schlafe Vorhergesagte beibehielten, was aber in den von ihm beobachteten Fällen durchaus nicht statt fand. Er führt einen Fall an von einem vierzehn Tage vorher angekündigten und zur Stunde eingetroffenen Anfall von Raserei, der viel Licht über diesen dunkeln Gegenstand verbreitet. Er fand die Somnambule schon den Abend vor dem vorhergesagten Anfall in einem leicht alienirten Gemüthszustande, in welchem die Zufälle der angekündigten Raserei für den Kunstverständigen schon lesbar waren. Er schließt nun daraus, daß es nichts Unmögliches sey, daß die Kranke zu der Zeit, wo sie die Vorhersagung aussprach, bereits eine dunkle Voremfindung von der Raserei gehabt habe, deren Ursache wahrscheinlich schon damals einen nur der Kranken empfindbaren Einfluß auf ihren Organismus ausübte.

Des kurz vorher Gesagten ungeachtet, hat sich dennoch der Verfasser durch mehrere Versuche überzeugt, daß die nach dem Erwachen verloren gegangene Erinnerung an das im Schlafe Vorgefallene nicht hinreiche, um allen Einfluß der Vorhersagung auf die Erfüllung derselben aufzuheben. Der Verfasser verräth hier ungemeinen Scharfsinn und Feinheit im Urtheil. Es war ihm an seiner Kranken aufgefallen, und es erregte gerechten Argwohn in ihm, daß die Vorhersagungen alle auf den Glockenschlag, z. B. auf vier Uhr, ein Viertel auf fünf Uhr 2c. gestellt waren und alle pünktlich auf den Schlag eintrafen und endeten. Wie wäre es begreiflich, fragt er, daß z. B. Convulsionen oder jeder andere vorhergesagte Anfall gerade eine Viertel-, eine halbe, eine volle Stunde und nicht eben sowohl einige Minuten mehr oder weniger dauern sollten?

Aber, so fährt er fort, es existirt ein Einfluß der Einbildungskraft im Schlafzustande, der sich bis ins Gebiet des Wachens erstreckt; und der Somnambul darf nur den Willen haben, dieses oder jenes zur bestimmten Zeit zu thun, und er wird es im wachen Zustande, wenn gleich des Willens im Schlafe nicht eingedenk, zu vollbringen suchen, ohne sich darüber Rechenschaft geben zu können. Ist es nun noch so unwahrscheinlich, da die Ideen des Somnambulen einen solchen Einfluß auf die Handlungen des wachen Zustandes haben, daß sie einen ähnlichen Einfluß auf die Symptome und Krisen, wovon seine Einbildungskraft während des Schlafes getroffen war, ausüben sollten? Dieses nun vorausgesetzt, ergibt sich von selbst eine genügende Erklärung des obigen Phänomens, welches anfänglich beim Verfasser einen Verdacht erregt hatte. Da nämlich die Kranke in ihrer Kammer die sehr nahe Kirchenuhr nothwendig schlagen hören mußte, so durfte sie nur in ihrem Somnambulismus den Gedanken an ihre künftigen Anfälle mit dieser oder jener schlagenden Stunde verbinden, und sie mußten zum bestimmten Zeitpunkte eintreffen. Doch will mit dem Gesagten der Verfasser nicht behaupten, daß alle Thatsachen, die wir über die Vorhersehungsgabe besitzen, einzig und allein dem Einflusse der Ideen des Schlafzustandes auf den wachen Zustand zuzuschreiben seyen; sondern er glaubt an ein wahrhaftes Vorhersehungs-Vermögen der Somnambülen hinsichtlich ihrer eigenen Organisation; nicht aber an ein unumschränktes Vermögen, die Zukunft überhaupt zu ermessen. Letzteres werde von den Anhängern Kant's, der den Begriffen von Zeit und Raum nichts Reelles entsprechen lasse, in Schutz genommen. Diese könnten für ihre Meinung, der er jedoch nicht beitrete, etwa Folgendes anführen. So lange wir die Eindrücke nur durch unsere Sinnorgane erhalten, ist es sehr natürlich, daß sie nur einer nach dem andern erfolgen müssen, wenn sie sich nicht unter einander verwirren

sollen. Daher nehmen wir in der Zeit nur die Folge unserer Empfindungen wahr. Man denke sich aber die Seele frei von dem Gesetze, das sie an den Körper bindet, so werden unsere Empfindungen nicht mehr den nämlichen Bedingungen unterworfen seyn; die Ideen von Vergangenheit und Zukunft werden aufhören. Denken wir nicht etwas ähnliches, wenn wir von Gott und von den Seelen der Verstorbenen glauben, daß es für sie weder eine Zeit noch eine Entfernung gebe, und daß sich ihnen alle vergangenen und künftigen Jahrhunderte nur als ein untheilbarer Punkt darstellen? Im Somnambulismus nun, wo die Seele einen augenblicklichen Schwung nimmt, der sie über das körperliche Leben mehr oder weniger, doch nie vollständig, erhebt, und wo sie gleichsam aus der Quelle der Ewigkeit selbst ihre Kenntnisse schöpft, im Somnambulismus bietet das Vermögen der Vorhersehung und des Fernsehens ein schwaches Vorbild von einem uns einst erwartenden höhern Leben.

Bei der Vorhersehungsgabe der Somnambulen, die sich oft auf scheinbar geringfügige Zufälle ihres Körpers erstreckt, fiel es dem Verfasser doch mit Recht um so mehr auf, daß er eine solche Somnambule zu beobachten bekam, die an Lungenschwindsucht litt, von der sie selbst nicht das geringste vorhergesagt hatte, während sie andere minder wichtige Zufälle vorherverkündete. Referent möchte hier fragen: Ob die gütige Natur selbst, welche die Lungensüchtigen in eine glückliche Unwissenheit über ihren Zustand eingewiegt haben will, auch im Somnambulismus nicht aufhöre, denselben wohlthätige Täuschung spenden zu wollen?

Der Verfasser handelt zum Schluß dieses Kapitels von einigen Hypothesen über das Vorhersehungs-Vermögen. Nach Tardy de Montravel ist der Somnambul zu der Zeit, wo er vorhersagt, im Besitze der vollkommensten und innigsten Kenntniß seiner Organisation, und er berechnet daher auf die Mi-

nute hin die nöthige Zeit, die in Folge der organischen Bewegungen bis zu dieser oder jener Krise verlaufen muß und die er daher mit eben der Genauigkeit vorherverkündigen kann, wie der Uhrmacher die verschiedenen Stände des Zeigers. Diese Kenntniß des Innern, dieses Insichselbstsehen spricht aber der Verfasser den Somnambulen ab, wie wir schon oben gesehen haben. — Diejenigen, die zur Erklärung der Phänomene des Somnambulismus einen innern Sinn, einen sechsten Sinn aufstellen, sprechen, nach des Verfassers Meinung, ein bloßes Wort aus ohne Begriff, und mit diesem leeren Worte täuschen sie sich selbst über die Dunkelheit, die sie auf einmal erhellt zu haben in der Meinung stehen. — Andere schreiben die Kenntniß der Heilmittel und die Gabe der Vorhersehung dem Instinkt zu, der sich in den Krankheiten oft auf das auffallendste entwickle. Und dieser Meinung huldigt der Verfasser, indem er sie wahrscheinlich zu machen sucht; wobei er nicht beweisend aber überredend zu Werk geht, und dadurch nur desto mehr die Ueberzeugung des Lesers gewinnt. Er entwirft einen kleinen Roman; aber dieser Roman ist die treueste Wahrheit selbst; und die schöne Begeisterung, in die er über die Erhabenheit seines Gegenstandes geräth, wirkt mächtiger und tiefer als die größte Strenge eines psychologischen Beweises. Einige wenige Züge dieses interessanten Gemäldes mögen hier am rechten Orte stehen.

In einer großen Stadt, deren Bewohner, — es ist keine Fabel, — eingewiegt in alt-herkömmliche Gewohnheiten und eingeschläfert durch das Gewühl und Geräusch der sogenannten großen Welt, taub für die leisen Töne der stillen allgütigen Natur waren, langt ein Reisender aus fernen Landen an. Er erzählt Wunder von einer Zauberinsel, auf der er gelandet hatte; deren Thiere, durch einen übernatürlichen Geist getrieben, das Vermögen besitzen, die Zukunft zu erkennen und in ihr zu lesen, was vorherzuwissen ihnen einst höchst ersprießlich

sein wird. Sie sorgen für ihre künftigen Bedürfnisse mit einer verständigen Geschicklichkeit, die alles übertrifft, was sich der Mensch nur einbilden könnte. Ein Vogel zog unter andern seine Aufmerksamkeit auf sich, der lange zuvor, ehe er seine Eyer legt und sobald er sich ein Liebchen erwählt hat, mit Lust an einem Häuschen baut, das ihn und die Seinigen aufnimmt, schützt und wärmt; ja, die Zukunft liegt so offen vor ihm da, daß er zum voraus weiß, wie viel Eyer er legen werde, und von welcher Größe; daher er sein Häuschen nach den verschiedenen Dimensionen den künftigen Bedürfnissen seiner Familie gemäß einrichtet, weder zu groß noch zu klein. Nichts gleicht der vorhersehenden Sorge des Vogels, die er seinen Jungen widmet; er gibt seine vorige Lebensweise auf und lebt einzig und allein, vorsorgend, für sie, ohne durch Nachahmung und Gewohnheiten geleitet zu werden, sondern blos durch jene übernatürliche Eigenschaft, die wunderbar durch ihn wirkt. Leichtbegreiflich wird der Reisende mit seiner Wundererzählung von der Mehrzahl verlacht, verspottet, der einfältigsten Selbsttäuschung oder gar der absichtlichen Erdichtung und Lüge beschuldigt. Nichtsdestoweniger bildet sich eine kleine Gegenparthie von Leuten, die nicht alles gleich verwerfen, noch auch aufs bloße Wort hin glauben wollen. Sie senden nach der angeblichen Wunderinsel eine Untersuchungs-Commission ab, deren Bericht aber, nach ihrer Zurückkunft, noch weit wunderlicher lautet. Alle Thiere der Insel besitzen in ihrem Naturstande die prophetische Gabe. Was bietet nur schon das Reich der Insekten für Wunder dar: die Biene, die Wespe, die Ameisen rc. mit ihrem vorhersehenden Bautalente! Nur eines von den vielen Wundern werde hier aus dem Commissions-Berichte angeführt. Die Einsiedler- oder Mauer-Biene, die nur einige Monate lang lebt, paart sich, legt ihre Eyer und beschäftigt sich von nun an mit nichts als mit der Vorsorge für ihre Jungen. Sie muß jetzt in kurzem sterben; aber wie

wunderbar sieht und sorgt sie in die Zukunft für ihre Hinterlassenen! Sie legt ihre Eyer in eine schickliche Oeffnung einer Mauer, durchstreift dann das Feld und sucht einen Wurm von besonderer Art; sie findet und erkennt ihn, bemächtigt sich seiner und bestimmt ihn zur künftigen Entwicklung ihrer Waisen. Sie trägt ihn in die Mauer-Oeffnung, wo ihre Eyer liegen. Sie hört jetzt auf zu leben, aber des Wurmes Lebenswärme muß die Eyer ausbrüten, und wenn endlich die Jungen herauskriechen, so finden sie in seinem Stoff ihre passende Nahrung. Doch das ist noch nicht das Wunderbarste; denn wenn die Biene den Wurm ganz gesund gelassen hätte, so würde er leicht entschlüpfen können; würde sie ihn hingegen gleich ganz getödtet haben, so könnte er weder die Eyer erwärmen, noch sein faulender Stoff die Jungen ernähren. Was thut also die Biene gleich anfänglich? Sie sticht ihn, doch so, daß er weder zu lebensstark bleibt, um zu entschlüpfen, noch zu lebensschwach, um sterben zu müssen; und schmachtend muß er so lange leben, bis die Jungen zu seiner Speisung reif geworden sind.

Fürwahr! ruft der Verfasser aus, die Geburt und die Erhaltung des verächtlichsten Insekts ist hundertmal wundervoller, als es zur Verwirrung und Beschämung der menschlichen Vernunft nöthig wäre. Wer darf bei solchen Wundern der Natur noch von einem blinden Ohngefähr und von zufälliger Zusammenfügung der Materie sprechen? Ja, schon vor dem Ehrfurcht und Bewunderung gebietenden Schauspiel eines Insektenlebens müssen die eiteln Schulsysteme, die ihren Ursprung der todten, nicht durch die Betrachtung der Natur geleiteten Gelehrsamkeit zu verdanken haben, verschwinden wie die Nacht vor dem Sonnenlicht!

Doch um zur Auflösung der Fabel zu kommen, so schließt der Verfasser seine Erzählung mit der schon erwarteten Frage: Was ist die Zauberinsel anders als die Zauberwelt, in der wir selbst

Leben? Und wer sind die unwissenden Philister von Großstädtern anders als wir Blinden und Tauben, die wir, von den Mauern und Thoren der falschen Cultur eingeschlossen, nicht sehen und nicht hören, was wir täglich draussen in der grossen und weiten Natur vernehmen könnten? Das seltene Vorsehungsvermögen des Menschen im Somnambulismus ist nach dem Verfasser nur das Analogon des stündlich und täglich wirkenden Instinkts der Thiere, und das große Räthsel ist nicht sowohl dies: daß dieses Vermögen dann und wann im Somnambulismus zum Vorschein kommt, als vielmehr die Frage, warum ein solches Vermögen deß Menschen sich nur so selten äussere, da es doch, wie aus der Betrachtung der Natur erhellt, nicht nur als möglich, sondern sogar als nothwendig hervorgeht; — die menschliche Gattung müßte denn als ein wahrhaft Disparates in der Natur existiren!

## Drittes Kapitel.

### Vom künstlichen Magnetismus.

Nachdem der Verfasser die Methode zu magnetisiren und die gewöhnliche Wirkung davon angegeben, und dann das Factum des künstlich bewirkten Somnambulismus gegen die Beschuldigung von Verstellung und Betrug, die hier unter-gelaufen wären, gerechtfertigt hat, so geht er zuerst zu der sympathischen Mittheilung der Krankheitssymptome über, die in keiner Art von Somnambulismus so häufig vorkomme, als im künstlich bewirkten, und Kraft deren der Somnambul das Vermögen besitzt, mittelst bloßer Berührung die Schmerzen, wenn auch nur einen Augenblick lang, zu empfinden, woran diejenigen Personen leiden, die ihm nahe kommen. Er führt hier seine eigenen Erfahrungen an, die ans Unglaubliche gränzen, wiewohl sie eine directe durch wirkliche Berührung bewirkte, sympathische Mittheilung voraussetzen; während er die von Andern, z. B. von Tardy de Montravel behauptete

indirecte Mittheilung der Krankheitssymptome, ohne persönliche Berührung, in Zweifel zieht.

Die Eigenschaft der durch die magnetische Behandlung in Somnambulismus Versetzten, daß sie gegen die ihnen durch den Magnetiseur mitgetheilten Eindrücke höchst empfindlich sind, ist wohl sehr mißverstanden worden und hat die, fast von allen Magnetiseurs angenommene, vom Verfasser aber bezweifelte Meinung von einem direkten Einflusse des Willens des Magnetiseurs auf den Magnetisirten hervorgebracht. Er erklärt sich die Sache vielmehr so: der Kranke schlafe, der magnetischen Behandlung unterworfen, endlich ein mit dem Gedanken an seinen Magnetiseur; und weil er im Einschlafen nur an diesen denkt, so höre und verstehe er auch nur ihn allein im Somnambulismus; ungefähr so, wie auch im natürlichen Schlafe die zärtliche Mutter, die Wiege ihres Lieblings zur Seite, obgleich schlafend, nicht aufhört, für diesen gewissermaßen zu wachen, aber nur für seine Stimme empfindlich, während sie von jedem andern viel stärkern Geräusche nicht erweckt wird.

Aber nicht bloß eine sympathische Mittheilung der Krankheitssymptome, sondern auch eine der Gedanken und des Willens vom Magnetiseur auf den Magnetisirten, nimmt der Verfasser an, aber keine unmittelbare; sondern der Somnambul e m p f i n d e bloß den Willen des erstern, ohne daß dieser fremde Wille direkt auf seinen eigenen Willen wirke; der Somnambul folge also dem von ihm empfundenen Willen des Magnetiseurs nur insoweit er selbst einwillige. Diese wunderbare Sympathie, die der Verfasser durch eine eigene, höchst merkwürdige Beobachtung bestätigt, erklärt er sich folgendermaßen: In einem hohen Grade von Somnambulismus sey das Gehirn in einem solchen Zustande von Exaltation, daß die Kranken die Gehirn-Eindrücke der mit ihnen in Rapport befindlichen Personen eben so mitempfinden, wie eine ge-

spannte Saite in Schwingungen geräth, wenn man eine andere gleichgestimmte zum Tönen bringt. Nun folgen zur Bestätigung der sympathischen Gedanken-Mittheilung Auszüge aus den gerichtlichen Verhandlungen in Prozessen von Hexen und Besessenen. — Was der Verfasser gegen die Meinung von einem direkten Einflusse des Willens eines Menschen auf den andern, wodurch der letztere zur Maschine herabgewürdigt würde, einwendet, verdient alle Beherzigung.

Unter allen Vermögen der Somnambulen ist keines beständiger als dasjenige, was sie über ihren Organismus ausüben. Das gänzliche Vergessen alles dessen, was im Schlafe vorging, nach dem Erwachen, ist eine der allergewöhnlichsten Erscheinungen. Jedoch, wenn die Somnambulen, als solche, den Willen haben, sich dieses oder jenes Umstandes nach dem Erwachen zu erinnern, so geschieht es; und, was merkwürdig ist, die Sache bietet sich allen unter der nämlichen Form dar, als ein Traum, dessen sie, wachend geworden, eingedenk bleiben. Merkwürdig sind die Fälle, die hier der Verfasser, zum Theil nach eigener Beobachtung, anführt. Unwillkührlich und ohne sich eines Beweggrundes bewußt zu seyn, thut der Kranke im wachen Zustande, was er auf das Geheiß des Magnetiseurs, in jenem zu thun, sich im Somnambulismus auferlegt hat. Sinnvoll ahnet der Verfasser in den unwillkührlichen Neigungen und Trieben unseres Lebens zum Schönen und Guten ein vorhergegangenes Leben (warum nicht ein inneres höheres gegenwärtiges?), in welchem ein erhabener mächtiger Wille uns geboten hat, an der Wahrheit und Tugend bleibenden Geschmack zu finden.

Wenn Tardy de Montravel die Seele, dem Adler gleich, der über den Wolken schwebt, während dem Schlaf der äussern Sinne in höhere Regionen versetzt seyn läßt, die Operationen des materiellen Stoffes beherrschend, und mit weitem und tiefem Blicke alle physische Möglichkeiten

umfassend, die sie im wachen Zustande nur nach und nach und oberflächlich ergriffen haben würde: — so spricht hingegen der Verfasser den Somnambulen alle höhern Einsichten gänzlich ab, und nur das Gedächtniß und die Einbildungskraft derselben sollen sich, nach ihm, bis zu einem allerdings erstaunungswürdigen Grade entwickeln.

Da sich der Somnambul, — es sey denn, daß sein Wille es anders gebiete, — nach dem Erwachen nichts erinnert, was er im Somnambulismus dachte, sprach und that, was, nach Deleuze, als ein Unterscheidungs-Charakter der Vorhersagungen des Somnambuls von Vorstellungen aus einem gewöhnlichen Traume dient: — so nimmt der Verfasser hiervon die Gelegenheit, die Seichtheit des Locke'schen Axioms aufzudecken, daß nämlich die Seele im Schlafe nicht denke; zu welchem Ausspruch Locke dadurch verleitet worden, daß wir uns von dem, was mit uns im tiefen Schlafe vorging, nicht das Mindeste zu erinnern wüßten. Auch Fries in seiner psychischen Anthropologie behauptet das nämliche, und er sagt, daß diejenigen Philosophen phantasirten, welche (mit Leibnitz) der Meinung seyen, daß der Geist im Schlafe, gleichsam entfesselter vom Körper, ein höheres Leben lebe. Referent, ohne noch von dem, vom Somnambulismus hergenommenen, Argumente etwas zu wissen, hat bereits in seiner Rezension der Fries'schen Anthropologie (Heidelberger Jahrbücher der Literatur. 1823; Nro. 23 u. 24) gegen die Fries'sche Annahme folgende Bemerkung gemacht: „Er (Referent) möchte übrigens hier lieber mit jenen Philosophen phantasiren als mit Herrn Fries philosophiren. Nach jenen bleibt der Schlaf ein tröstendes, nach diesem ein schreckendes Bild des Todes. Wenn Herr Fries gerade die höhere Geisteskraft schlafen läßt zugleich mit dem Körper, so sinkt dadurch der ganze Geist zum sinnlichen Wesen herab, und Herr F. nimmt selbst, gegen sein eigenes Verbot, einen körperlichen Erklärungsgrund

fürs Geistige an. Lieber also lassen wir die ruhende Seele im tiefen Schlafe ihren Sonntag feiern." Verhält es sich aber also, und sollen Locke und Fries Unrecht behalten, so muß Hr. Bertrahd's Lehre von der moralischen Unwirksamkeit im Somnambulismus so gedeutet werden: Psychische Unwirksamkeit nach aussen in werktägiger Hinsicht, und höhere Thätigkeit nach innen, im Sinne sonntägiger Erbauung.

Nun kommt endlich der Verfasser auf die fast allgemein angenommene Meinung von einem magnetischen Fluidum, welches, nach der fast von allen Seiten her einstimmigen feierlichen Versicherung der Somnambulen, vom Magnetiseur aus auf sie überströme und von ihnen in der Gestalt blendender und prächtig blitzender Funken gesehen werde. Diese Aussage der Somnambulen scheint jedoch dem Verfasser auf keinem festen Grunde zu ruhen; weil jene, bei der bewunderungswürdig erhöhten Lebhaftigkeit ihrer Einbildungskraft, alles gegenwärtig sehen, wovon sie sich selbst überredet haben; und weil es die Magnetiseurs zuerst waren, die in der Meinung standen, sie wirkten durch Hülfe eines ätherischen Fluidums, und dieser ihr Glaube, nach der oben erwähnten sympathischen Gedanken-Mittheilung, auf die Somnambulen überging. Also nicht in der wirklichen Existenz eines solchen Fluidums, die gar nicht erwiesen sey, sondern in der Ueberzeugung der Magnetisirenden von einem solchen sey der wahre Ursprung des von den Somnambulen wahrgenommenen Phänomens zu suchen; und dieser Schluß sey so wahr, daß diejenigen Somnambulen, deren Magnetiseure kein solches Fluidum statuiren, auf die an sie gerichtete Frage versichern, sie sähen im geringsten nichts von irgend einer Ausströmung.

## Viertes Capitel.

### Vom ecstatischen Somnambulismus.

Die Meinung von der Aehnlichkeit oder vielmehr Verwandtschaft der Symptome des Somnambulismus mit den

jenigen, welche die angeblich Besessenen darboten, ist, nach des Verfassers Aeusserung, noch von Niemanden in ein so helles Licht gestellt worden, als von ihm. Wirklich hat er auch diese Verwandtschaft, wo nicht gar Identität beider aus der Geschichte der Besessenen, der berüchtigten Wunderthäter und Inspirirten des siebzehnten und achtzehnten Jahrhunderts wohl bis zur Evidenz erwiesen, und er macht daher aus dem Zustande der letztern eine vierte Art von Somnambulismus, der er den Namen der ecstatischen ertheilt.

Der bis zum Anfang des achtzehnten Jahrhunderts allgemein herrschend gewesene Glaube von einem Aufenthalte des Satans im Körper gewisser Personen hatte, nach dem Verfasser, hauptsächlich solche Kranke zum Gegenstand, welche an convulsivischen Zufällen, zumal aber an den so wunderlichen der Hysterie, litten. Daher auch bei weitem die Mehrzahl der Besessenen Weibsleute waren. Man denke sich eine nervenschwache Frau oder ein solches Mädchen von einer ohnehin schon wunderlichen Krankheit geplagt, und noch weiter gepeinigt durch den Gedanken, der die Frucht des Aberglaubens jener Zeiten war, daß sie ein Raub und der Wohnsitz des Satans sey; man denke sich eine solche Frau vorgeführt vor den priesterlichen Richter, der, indem er zu ihr redet, den Teufel selbst anzusprechen vorgibt; ist es noch ein großes Wunder, wenn ihre schon verwirrte Einbildungskraft auf den Grad gesteigert wird, daß sie, in die Täuschung eingehend, so antwortet, als wäre sie der Böse selbst, und in einen Gemüthszustand herabsinkt, wie er nach einer heftigen moralischen Exaltation zu erfolgen pflegt?

So sehr auch der göttliche Funken der Vernunft im Menschen, sagt der Verfasser, durch Vorurtheile und die lächerlichsten Ausschweifungen der Phantasie verdunkelt werden kann, so kann er in ihm doch nie ganz getödtet werden; und trotz der Finsterniß der Zeiten, wo der barbarische Aberglauben

das Regiment führte, so verlangte man dennoch, um jemanden für besessen erklären zu dürfen, mehr als nur ein oder ein paar Pröbchen von ungewöhnlichen Erscheinungen; man verlangte nicht wenige und nicht leichte Probestücke. Sie waren folgende:

1) die Kenntniß künftiger Begebenheiten;
2) die Kenntniß dessen, was sich im nämlichen Augenblicke an entfernten Orten zuträgt;
3) die Kenntniß der nicht ausgesprochenen Gedanken Anderer;
4) das Verstehen unbekannter Sprachen;
5) die Fähigkeit, diese Sprachen zu reden;
6) die plötzliche Erhebung der geistigen Vermögen;
7) eine Entwickelung körperlicher Kräfte, die über Alter und Geschlecht geht;
8) das Hängen des Körpers in der Luft eine kurze Zeit lang.

Von allen diesen Zeichen zeigt der Verfasser, daß sie mehr oder weniger mit den Erscheinungen übereinkommen, welche die drei ersten Arten von Somnambulismus darbieten.

Das nun Folgende ist gerichtlich-geschichtlich. Die Geschichte von Urban Grandier, dessen wir oben schon erwähnt haben, die einen recht handgreiflichen Beweis abgibt, daß erst durch die geistlichen Beschwörungen die Besessenen hervorgehen, ungefähr so, wie manche Krankheit erst durch die Mittel des Arztes hervorgebracht wird. — Ueber die Propheten in den Cevennen. — Geschichte der Visionen von Christina Poniatova. — Ueber die Convulsionairs von St. Medard. — Etwas über Gaßner.

In den nun folgenden geistvollen Betrachtungen des Verfassers über das vorgetragene Geschichtliche macht er darauf aufmerksam, wie wenig die Aussagen der verschiedenen Ecstatiker über ihren eigenen Zustand und die von ihnen angedeuteten Ursachen desselben, Glauben verdienen. Trotz der

eigenen festen Ueberzeugung derselben ist dennoch das, was sie vortragen, nur das Resultat derjenigen Ideen, wovon sie im wachen Zustande beherrscht sind. Ueberhaupt bemerkt er, daß die Somnambulen des nämlichen Landes, der nämlichen Stadt und des nämlichen Magnetiseurs wie Abdrücke ein und des nämlichen Modells erscheinen, während sie, in Vergleich mit denen anderer Länder und Städte oder eines andern Magnetiseurs, sehr große Verschiedenheiten darbieten.

Da nicht nur der ecstatische, sondern alle Arten des Somnambulismus, und vorzüglich der künstliche durch Nachahmung ansteckend sind, so ist es, wie der Verfasser bemerkt, eine leichte Sache, so viele Somnambulen zu bekommen, als man nur will, wenn man nur erst einen und den andern Fall von Somnambulismus bewirkt hat, um ihn den übrigen Kranken, die man gern in diesen Zustand versetzen möchte, sehen zu lassen. Hierin, in der Ansteckung durch Nachahmung und nicht in der mehr oder weniger vervollkommneten Kunst zu magnetisiren, liege der Grund, warum mancher Magnetiseur, der mit zwanzig und mehr fruchtlosen Versuchen angefangen, auf einmal dahin gelangt, daß er fast eben so viele Somnambulen erhält, als er Personen magnetisirt. Der erste, stets Bewunderung erzeugende Anblick eines Somnambulen und das ganz eigene Vertrauen, das sich der Kranken bemächtigt, wenn ihnen das eingeschlafene Orakel ankündigt, daß sie der Magnetiseur in den nämlichen Zustand zu versetzen die Macht habe, — dies alles wirkt mächtiger, um in ihnen selbst den Somnambulismus hervorzubringen, als die vermeintliche Vervollkommnung des Verfahrens zu magnetisiren. Der Verfasser führt mehrere merkwürdige Fälle an, wo nicht nur der Somnambulismus, sondern auch einzelne Symptome irgend einer Narrheit, z. B. das Katzengeschrei einer hysterischen Nonne, das alle Nonnen des Klosters ergriffen hatte, durch Nachahmung ansteckend wirkten.

Und daraus läßt sich, nach dem Verfasser, auch begreifen, wie es zugeht, daß der Magnetismus nach und nach in verschiedenen Städten zum Vorschein kommt, eine Zeit lang Mode ist, endlich in Mißkredit verfällt und wieder verschwindet, um bald wieder in einer andern Stadt aufzutreten und das vorige Schicksal zu erfahren. Er setzt die Ursachen vortrefflich aus einander, welche der Vermehrung des Somnambulismus ins Unendliche, die in Folge der Ansteckung durch Nachahmung erfolgen würde, entgegenstehen. Sie liegen theils in der Ungläubigkeit des Zeitalters, theils in den unvernünftigen Uebertreibungen der oft getäuschten Magnetiseure. Daher schleppt sich die Entdeckung Mesmers seit vierzig Jahren kümmerlich fort, ohne daß die ihr zum Grunde liegenden faktischen Wahrheiten ihr den Sieg, und ohne daß der Vorwurf der lächerlichsten Ungereimtheit, der auf ihr lastet, ihr den Tod zu bereiten im Stande waren, noch je seyn werden. Nie mehr wird der thierische Magnetismus untergehen; er hat allen Prüfungen widerstanden, denen der Zeit, denen der Verachtung und des Lächerlichen, ja selbst denen der politischen Revolutionen. Um aber auch der neuen Wahrheit den Sieg zu verschaffen, fordert der Verfasser mit eindringender Beredsamkeit die aufgeklärten Gelehrten und Aerzte auf, aus ihrem Zustande von absuluter Negation, worin sie sich den Magnetiseuren gegenüber verschanzt halten, hervorzutreten, die Facta nicht vornehm zu übersehen, sondern unpartheilisch und scharf zu prüfen, und die magnetische Behandlung ungelehrten und vorurtheilsvollen Händen zu entreissen und selbst zu übernehmen.

Am Schlusse des Kapitels beantwortet der Verfasser noch die zwei Fragen, welches Vertrauen die Aussagen der Somnambulen verdienen, und welchen Nutzen der Somnambulismus für diejenigen, die man in diesen Zustand versetzt, haben könne.

Hinsichtlich des Vertrauens, welches die Somnambulen verdienen muß man genau unterscheiden zwischen dem, was bloß der Reizung des Gehirns angehört, und dem, was Bezug auf den entwickelten Instinkt hat.

Alles, was die Somnambulen aussagen über metaphysische Gegenstände, über wissenschaftliche Theorieen, selbst über Wirkungen des Magnetismus und über die Art, diese Wirkungen zu begreifen, Alles dieß muß als Eingebung eines erhitzten Gehirns betrachtet werden und verdient nicht mehr Glauben, als die Reden eines Wahnsinnigen.

Was hingegen ihr Urtheil betrifft über Eindrücke, die sie empfinden, so verdient es das größte Vertrauen, denn es ist auf instinktartige Kenntniß gegründet. Dahin gehören die Vorhersehung, der Instinkt der Heilmittel, die Sympathie der Krankheiten ꝛc. Aber auch hier bleibt es sehr schwer, ja man hat kein sicheres charakteristisches Zeichen, die Eingebungen des Instinkts von bloßen Spielen des Traumes, die von allem Grunde entblößt sind, zu unterscheiden. Denn die Erinnerungen, die Vorurtheile, ja die geringsten Eindrücke, die alle im Schlafwachen so lebhaft und kräftig wieder aufgeweckt werden, behalten den größten Einfluß auf die Art der Somnambulen zu urtheilen und zu empfinden. Der Verfasser sagt ungemein viel Belehrendes über diesen Punkt.

Die Beantwortung der zweiten Frage betreffend, so äussert der Somnambulismus schon an und für sich eine heilende Wirkung dadurch, daß in ihm das innere Leben seine ursprüngliche Energie wieder erhält, wodurch der Krankheitsursache geradezu entgegengewirkt und die Naturkraft unterstützt wird. Denn der sieche Zustand des Menschen, der ihn tausend Krankheiten unterwirft, wovon die Thiere befreit bleiben, rührt grossentheils her von dem gar zu großen Uebergewicht des äussern Lebens über das innere, welches letztere seine ihm eigene Energie verloren hat und dadurch ausser Stand gesetzt

ist, jene Entwickelung des Instinkts hervorzubringen, die man noch bei den Thieren bemerkt.

Nach den Erfahrungen des Verfassers sind es inzwischen hauptsächlich die convulsivischen Krankheiten und zumal die hysterischen Beschwerden, die das trefflichste Gegenmittel im Somnambulismus finden, unendlich mehr, als in irgend einem Heilmittel, das die gewöhnliche Medizin darbietet. Auch sind diese Krankheiten eben diejenigen, in denen der Somnambulismus am leichtesten hervorgebracht wird.

Auch die Chirurgie wird einst für die grössere Leichtigkeit und das Gelingen ihrer Operationen den größten Nutzen aus der Unempfindlichkeit der Somnambulen ziehen.

Zuletzt noch ein Wort über die unschickliche Anwendung des Magnetismus, wodurch eine übermäßige Empfindlichkeit und selbst eine Anlage zur Geistesverwirrung erzeugt werden kann.

## Fünftes Capitel.

### Erklärung des Somnambulismus.

Der Verfasser unterscheidet in physiologischer Hinsicht im Menschen ein doppeltes Leben: Ein organisches oder inneres, wovon der Mensch kein Bewußtseyn hat, welches die Funktionen der Ernährung, der Erzeugung, der Ab- und Aussonderungen begreift; — und ein animalisches oder äusseres Leben, welches uns durch Hülfe der fünf Sinne und der der Willkühr unterworfenen Muskeln mit der Aussenwelt in Beziehung und Wechselwirkung bringt, und wovon wir das Bewußtseyn haben.

Im Schlafe weicht das äussere Leben mehr oder weniger, und es bleibt bloß das innere, organische Leben.

Auch im Somnambulismus verhält es sich wie im Schlafe, nur mit dem Unterschiede, daß in ihm das innere, organische Leben vor das Bewußtseyn tritt, und die ursprüngliche bloß

organischen Empfindlichkeit zur animalischen Empfindlichkeit erhöht wird.

Aus dieser zum Bewußtseyn gekommenen, animalisch gewordenen Empfindlichkeit der innern Organe, so wie aus der zugleich statt findenden Ueberreizung des Gehirns, lassen sich alle Phänomene des Sommambulismus erklären.

Von der Erhöhung des innern Lebens (oder von der animalisch gewordenen, organischen Empfindlichkeit) lassen sich die Vorhersehung, der Instinkt der Heilmittel, die äussere Unempfindlichkeit und die Taxirung der Zeit ableiten.

Indem der Somnambul neue Empfindungen bekommt, die ihm durch die innern Organe zugeführt werden, so wird auch die Aufeinanderfolge dieser neuen Empfindungen ein neues Leben begründen, das, von dem gewöhnlichen äussern Leben sehr verschieden, neue Vermögen und eine neue Ordnung von Kenntnissen darbieten wird, die sich auf die verschiedenen Modifikationen und die Krisen beziehen, insoweit die letztern die nothwendigen Folgen des jeweiligen Zustandes der Funktionen seyn werden. Kann der Astronom, in Folge der Vorstellungen, welche die gewöhnliche Erfahrung gibt, zum Voraus auf die Stunde hin die Stellung vorherkündigen, welche dieser oder jener Stern einnehmen wird: warum soll der Somnambul, im Besitze des Gefühls der Gesetze seiner Organisation, nicht auch den Augenblick voraussagen können, wo sich ein physiologisches Phänomen zutragen wird?

Während die Magengegend, wo die Nervengeflechte alle die Nervenfäden aufnehmen, welche jene mit allen Organen des innern Lebens in Gemeinschaft setzen, der Sitz ist, dem die Somnambulen ihre neuen Vermögen zuschreiben: so ist es dem Verfasser dagegen mehr als wahrscheinlich, daß das Sonnengeflecht in Bezug auf das innere Leben eben die Verrichtungen ausübe, welche das Gehirn, wohin wir die Geisteskraft des wachen

Zustandes versetzen, in Hinsicht auf das äussere Leben übernimmt. Dort im Sonnengeflecht, welches die Alten das Bauchgehirn hießen, schöpft die Seele die Materialien, die zur Bildung der instinktartigen Urtheile nothwendig sind.

Die Meinung jedoch, als wechsele die Seele im Somnambulismus ihren Sitz und verlege ihn aus dem Gehirn in das Sonnengeflecht, widerlegt der Verfasser auf eine sehr bündige Weise. Ueberhaupt verräth er in der ganzen Untersuchung über das vorwaltende und zum Bewußtseyn erhobene innere organische Leben einen kraftvollen Denker.

Aus der Ueberreizung des Gehirns, als der andern mitwirkenden Ursache der Erscheinungen im Somnambulismus, läßt sich die Vervollkommnung der geistigen Vermögen, die größere Thätigkeit der Einbildungskraft, die erstaunliche Entwickelung des Gedächtnisses und das gänzliche Vergessen nach dem Erwachen auf das Befriedigendste erklären.

Daß der, mit dem Erwachen erfolgende, Nachlaß der Ueberreizung des Gehirns die Ursache des Vergessens sey, daß also im Somnambulismus Ueberreizung statt hatte, sieht man deutlich am fieberhaften Delirium, das offenbar in Ueberreizung des Gehirns begründet ist, und das, so wie das Fieber aufhört, ebenfalls Vergessenheit der Fieber-Phantasieen zur Folge hat.

Sind aber gleich Erhöhung des innern Lebens und Ueberreizung des Gehirns die zwei nothwendigen Bedingungen des Somnambulen-Zustandes, so finden sich dennoch beide so wenig in einem gleich hohen Grade beisammen, daß sie vielmehr zu einander im umgekehrten Verhältnisse stehen. Ist die Ueberreizung des Gehirns vorherrschend, wie bei den Besessenen, den Inspirirten und den verschiedenen ekstatischen Somnambulen, so sind die instinktmäßigen Kenntnisse um so schwächer, je mehr die geistigen Vermögen wunderbar hervor-

ragen. Im Gegentheil bieten diejenigen Somnambulen, in welchen die instinktartigen Kenntnisse Erstaunen erregen, nur wenig oder nichts von einer Vervollkommnung der geistigen Vermögen dar. Letzteres ist gewöhnlich der Fall bei dem künstlichen Somnambulismus.

Die den Somnambulen eigene neue Art zu sehen betreffend, so vermeidet der Verfasser zwar, eine Erklärung davon geben zu wollen, beruft sich jedoch auf die Erfahrung, die man an mehrren Insekten zu machen Gelegenheit hat, die, ungeachtet man an ihnen kein Organ des Gesichts entdecken kann, dennoch die Fähigkeit besitzen, Hindernissen, die sich ihnen auf ihrem Wege entgegenstellen, auszuweichen.

Nachdem der Verfasser noch von einem mittlern Zustand gesprochen, in welchem die Erscheinungen des Somnambulismus mit denen des gewöhnlichen Wachens gepaart vorkommen, wodurch seine Hypothese von einem innern organischen und einem äussern animalischen Leben nur noch mehr bestätigt wird; und nachdem er dann die Meinung, als sey der Somnambulismus vom gewöhnlichen Schlafe nichts Verschiedenes, auf dem Wege der Erfahrung widerlegt hat, indem er sich mit einer Somnambule in ihrem gewöhnlichen Schlafe in Unterredung einlassen zu können das seltene Glück hatte, — beschließt er sein vortreffliches und wichtiges Werk.

---

Referent beschließt auch seine Relation mit folgender Bemerkung.

Er, Referent, hat bisher nie an die Wunder des Somnambulismus geglaubt, noch glauben mögen und können. Aber schon seit lange her nährt er in sich die lebendige Ueberzeugung: der Mensch ist etwas Höheres, als er erscheint; es gibt ein Seyn über der Erscheinung; in sich verschließt der Mensch eine idealische (nicht mehr bloß Verstands innere, orga

nische) Welt, in der er jetzt schon und von Anbeginn seiner Existenz, ihm im wachen Zustande unbewußt, als Geist frei lebt und wirkt. Was Kant von einer zwiefachen Welt, einer sinnlichen und einer übersinnlichen, und von einem zwiefachen Charakter des Menschen, einem als Phänomenon und einem als Noumenon, theoretisch gelehrt, und was Jean Paul in seinem Kampaner Thal von einer innern höhern Welt in uns so herrlich gedichtet hat: — das ist dem Referenten mehr als nur metaphysische Hypothese und mehr als nur dichterisches Gemälde; er glaubt vielmehr in der siebenten und zwölften seiner „Betrachtungen über moralische Freiheit, Unsterblichkeit der Seele und Gott; Tübingen bei H. Laupp, 1818" der Kantschen Hypothese und dem Phantasiegebilde Jean Paul's einen reellen Grund untergelegt zu haben. Und gerade hier, bei Gelegenheit der Untersuchung über den Grund oder Ungrund der Wunder des Somnambulismus, erlaubt er sich auf jene Darstellung neuerdings aufmerksam machen zu wollen. Der Mensch ist etwas Höheres als er sich selbst im wachen Zustande erscheint. Aus dieser tröstenden Wahrheit erschließt sich von selbst, wie die Blume aus der Knospe, der schöne Glaube ans Unbeschränktere der innern Menschennatur.

Ferner glaubt Referent Gründe zu haben für die Existenz eines unsichtbaren Leibes, als des Keimes und der Urform des sichtbaren. Er hat sich darüber in seiner Rezension der Zeitschrift f. psychische Aerzte (in den Heidelberg. Jahrbücher der Literat. f. 1822, Nro. 47 u. 48) folgendermaßen erklärt: „Was ist es, daß da macht, daß mein Körper, trotz des ewigen Stroms von wechselnder Materie, aus der er besteht, trotz seines Wachsthums vom Punctum saliens an bis zum erwachsenen Manne und der Wieder-Abnahme im Alter und in der Krankheit, — dennoch stets der nämliche, im Ganzen sich selbst gleiche bleibt? Ist es nicht höchst wahrscheinlich eine meinem

Körper tief inwohnende Urform, die, wenn gleich selbst körperlich, doch nicht sichtbar, nicht fühlbar, nicht ponderabel ist, und die nur im grob materiellen Zuwachse, den mein Körper vom ersten Momente seiner Existenz im Mutterleibe an bis zum Tod von aussen her erhält, sichtbar, fühlbar und schwer wird, und die diesem Zuwachse die stets sich selbst gleiche, ja sogar meinem Vater und Großvater ähnliche Form aufdrückt? Die Unwahrnehmbarkeit dieses feinen, einfachen Stoffes durch meine Sinne gibt für mich keinen Grund ab, seine Existenz zu läugnen, indem meine entwickelten Sinnorgane selbst schon das Produkt aus dem gröbern, sichtbaren Zuwachse sind, also auch nur auf das äussere Wahrnehmen des durch den Zuwachs Hervorgegangenen eingeschränkt bleiben müssen; so daß das Organ des Auges, das selbst etwas schon Zusammengesetztes ist, auch nur das Zusammengesetzte, nicht mehr das Einfache sehen kann. Dieser gröbere, sichtbare Zuwachs verwese (oder gehe in einen gebundenen Zustand über im Somnambulismus), — verwest darum auch der unsichtbare, ätherische Keim? Wenn das sichtbare Blatt abfällt, ist darum die unsichtbare Wurzel ebenfalls mit vermodert? Schon Mark Aurel macht im zehnten Buche und siebenten Satze seiner Betrachtungen über sich selbst, auf den unveränderlichen Keim und den veränderlichen Zusatz aufmerksam, und erweckte im Rezensenten die eben vorgetragene Idee." — Hört nun der Glaube an einen solchen unsichtbaren Leib, als an das höhere und nächste Organ der Seele, auf, eine Absurdität zu seyn, so tritt auch so manche Erscheinung des Somnambulismus aus dem finstern Ungrunde der Unmöglichkeiten hervor ins lichtere Reich der Möglichkeiten. Möchte nicht im Zustande des Somnambulismus der unsichtbare Leib mehr entbunden, im wachen Zustande aber gebunden erscheinen?

Endlich frägt Referent: Ist es das körperliche Organ, das sieht, hört, empfindet, oder sieht, hört, empfindet die

Seele? Die Psychologen lehren, daß nicht der Kör
Lust und Schmerz empfinde, sondern daß es die Seele s
die empfinde. Also wird doch wohl auch sie, und ni
das körperliche Organ, sehen, hören, empfinden. Diese
nach, wenn nämlich die Seele, mittelst ihres höhern unm
telbaren Organs, es ist, die sieht und hört, ist u
bleibt das größere Wunder immer dieses: daß die Seele
wachen Zustande mit verschlossenen Augen und Ohren ni
sehen und nicht hören kann; und es ist nur das klein
Wunder, daß die Seele des Somnambuls mit verschlosse
Augen sehen soll. Ist, was Referent hier sagt, ein I
schluß, so ist es auch ein Irrschluß, wenn die Psycholo
lehren, daß nicht der Körper, sondern die Seele, Lust u
Schmerz empfinde. Beide Ansichten stehen und fallen r
einander.

Mit dem hier Angedeuteten will jedoch Referent nur d
Vernunftglauben, der den Menschen von seiner höhern Se
ergreift, und nicht dem Aberglauben mit seiner, alle Mo
lität lähmenden, Furcht vor Satan, Gespenstern und Hex
das Wort gesprochen haben. Auch will Referent hier d
von der Möglichkeit der Sache des Somnambulismus,
wie sie Herr Bertrand vorgetragen, gesprochen haben

---

## Beobachtung eines Falls von tobsüchtigem Wahnsi mit einer merkwürdigen Schädelveränderung;

von

Herrn Dr. Vogt,

ausübendem Arzte zu Stadtlohn.

---

Die Frau eines hiesigen Kaufmanns, X., von mittelmä
grosser, hagerer Statur, braunen Haaren, blassem Gesi

sieben und dreissig Jahr alt, hatte in ihrer Jugend, jedoch nicht stark, an Scrofeln gelitten, welche als eine Endemie ihres, einige Stunden von hier entfernten, sehr niedrig liegenden, nassen Geburtsortes zu betrachten sind, von welcher Cachexie sie denn auch die allgemeinen Spuren in dem etwas breit geformten Unterkiefer, in der Physionomie und dem körperlichen Habitus, die den Scrofulösen eigen sind, an sich trägt. Die übrigen Kinderkrankheiten hatte sie sämmtlich leicht überstanden; nur die Menschenpocken nahmen sie ziemlich stark mit, und übersäten ihr Gesicht mit feinen, jedoch nicht entstellenden Narben. Sie war von ihrem funfzehnten Jahre an regelmäßig menstruirt, und verheirathete sich in ihrem ein und zwanzigsten Jahre. Sie gebar vier Kinder in regelmäßigen Geburten bis zum Jahre 1815, wo sie am zehnten Julius wegen einer Queerlage des Kindes von mir durch die Wendung entbunden wurde.

Das Kind starb bald nach der Geburt. Sie selbst überstand dieses Wochenbett leicht, wie die nach den vorhergehenden regelmäßigen Geburten, und blieb in jeder Hinsicht gesund. Im Jahre 1817 am zwanzigsten Mai gebar sie regelmäßig einen gesunden Knaben. Sie und das Kind blieben gesund. In dem folgenden Jahre 1818 wurde sie nicht schwanger. In den Julius und August 1819 fiel dann ihre jetzt zu beschreibende Krankheit, nach welcher sie bald wieder empfieng und 1820 in den letzten Tagen des August ein gesundes Mädchen leicht und regelmäßig gebar, wobei sie, so wie das Kind, gesund blieb. Sie wurde nun in dem verwichenen Jahre wieder schwanger und von mir am funfzehnten Januar dieses Jahres bei dem Vortreten eines Armes und der Brust des Kindes leicht und geschwind durch die Wendung entbunden. Das schwache Kind lebte nur einige Minuten nach der Entbindung. Sie überstand auch diese Geburt und dies Wochenbett leicht, litt einige Wochen lang an einer Geschwulst des linken Fußes,

erholte sich aber bei dem Gebrauche zweckdienlicher Mittel so, daß sie sechs Wochen nach der Entbindung wieder zur Kirche gehen konnte. So hat also diese, sich jetzt sehr wohl befindende Frau acht Kinder geboren und ausser diesen Ereignissen und den gewöhnlichen Kinderkrankheiten keine sonstige bedeutende Krankheit als die jetzt zu erörternde wichtige überstanden.

Dies in Betreff ihres körperlichen Lebens; nun von ihrem psychischen. Sie, ihre und ihres Mannes Familie sind katholisch. Sie hat eine auf dem Lande allgemeine, wenn auch nicht aberglaubenvolle, doch mehr pietistische als freie, mit Ueberlieferung von schiefen Ansichten und allerlei Volksmährchen, die wenigstens an den Aberglauben nahe anstreifen und ihn nicht selten stark berühren, durchwebte Erziehung genossen. Sie lebt in einer religiösen, wenigstens dem Ritus der katholischen Kirche genau beobachtenden Stadt. Ihr Mann ist ein fleißiger Hauswirth und braver Kaufmann. Sie haben ein reichliches bürgerliches Auskommen, da der Mann in seinen Handlungsgeschäften glücklich war.

Wenn sie auch früher wegen des sich im Trunke dann und wann übernehmenden, jetzt seit drei Jahren schon verstorbenen Vaters ihres Mannes einigen Aerger hatte, so war dieser Aerger doch von keiner großen Bedeutung. Sie lebte und lebt noch im Ganzen glücklich mit ihrer Familie. Ihre Verstandesbildung ist ihrem Stande nach mehr als mittelmäßig; ihre gemüthliche Richtung ist nicht hervorstechend lobenswerth; sie ist redseelig, klascht gerne und ist sehr neugierig. Etwas hämisches Duckmäusiges, nach Lichtenberg's Ausdruck, ist in ihrer Physionomie unverkennbar; ein großer Eigennutz geht aus ihren unbewachten Aeusserungen und Handlungen hervor; sie ist gegen andere Menschen geizig, und in ihrem festtägigen Anzuge und in ihrer Körperhaltung liegt etwas Hoffärtiges. Uebrigens liebt sie die Reinlichkeit in

Hinsicht ihres Körpers, der Kleidung und der Haushaltung sehr. Sie beobachtet genau die Vorschriften der Religion und die Verordnungen der katholischen Kirche; ein starkes Hindrängen zu den gottesdienstlichen Handlungen habe ich aber, obwohl ich sie häufig zu beobachten Gelegenheit hatte, nie an ihr bemerkt. Sie lacht bei geringen Veranlassungen häufig laut auf, und dieses Auflachen hat oft etwas Frivoles an sich. Ihr Blick scheint eine, nicht geringe, Neigung zur Wollust zu verrathen; ihre Aufführung ist indessen in dieser Hinsicht ohne allen Tadel. Sie ist eigentlich mit ihren drei noch lebenden Kindern mehr verwöhnt (wie man hier zu sagen pflegt), als daß sie dieselben wirklich lieb hätte. Ihre älteste, jetzt dreizehnjährige Tochter ist es ganz vorzüglich, gegen welche sie eine solche verwöhnende Neigung äussert. Sie scheint überhaupt gegen menschliche Uebel, die nicht ihren eigenen lieben Körper betreffen, ziemlich gleichgültig, wenigstens für fremde Leiden nicht sehr empfänglich, und psychische, andere Menschen oft tief erschütternde Einflüsse, scheinen sie nicht sehr zu ergreifen. Die Todesfälle ihrer Kinder pflegt sie sich mit dem Trostspruche: sie sind Engel im Himmel geworden, vom Herzen zu schieben; auch kann ich nicht zu erwähnen unterlassen, daß ich sowohl bei jener ersten schweren, durch die Wendung bewerkstelligten Geburt (am zehnten Julius 1815), als bei der letzten Entbindung durch dieselbe Operation (am funfzehnten Januar 1823) eine auffallende ungewöhnliche Gleichgültigkeit und Hingebung an ihr beobachtete.

In ihrer Haushaltung ist sie keineswegs verschwenderisch, jedoch lebt die Familie ihrem Stande nach sehr gut. Ihr Mann ist still und nachgiebig; er theilt das Geschick von Millionen Männern, die von ihren Fräuen beherrscht werden.

Diese Frau nun wurde am Ende Juni und Anfangs Juli 1819 tiefsinniger; sie klagte über eine Schwere auf dem Herzen; sie wurde gleichgültiger gegen ihre Umgebungen, und

ihr Söhnchen, das sie am zwanzigsten Mai 1817 geboren hatte, das aber damals schon kränkelte und im August starb, wurde wenig von ihr beachtet. Anfänglich gab ihr Mann auf diese Erscheinungen wenig Acht; später machte er ihr zwar einige Vorstellungen, schob aber das Ganze auf die vermehrten häuslichen Geschäfte, indem sie gerade damals mit einem durchgreifenden Verbesserungsbau ihres Hauses beschäftigt waren. Indessen nahm der Tiefsinn der Frau zu; sie konnte eine Zeitlang vor sich hinstarren, und sah dann plötzlich mit einem Seufzer auf. Ein stierer wilder Blick begleitete dieses plötzliche Aufschauen und sie fragte dann nicht selten etwas Ungereimtes oder sprach etwas für sich, was durchaus nicht zu ihren muthmaßlichen Empfindungen paßte. Der Mann klagte mir dieses und begehrte meinen Rath. Ich besuchte die Frau, unterhielt mich mit ihr, fand eine tiefe Schwermuth, aber ausser allgemeinen Aeusserungen über den Druck der Zeit und Klagen über die grossen Ausgaben, welche ihr der Hausbau verursachte, konnte ich nichts Bestimmtes, was als Grund ihrer Schwermuth hätte angesehen werden können, in Erfahrung bringen. Es wurde ihr, da sie, wie sie sich ausdrückte, über Druck auf dem Herzen und über wenig Neigung zum Essen klagte, vorläufig nur eine passende Diät und ein kräftiges Wollen der Entfernung der schwermüthigen Gedanken anempfohlen. Gegen den zwanzigsten Julius ward ihr nächstältester, damals eilf Jahr alter, Sohn (der älteste Sohn war schon vor einigen Jahren am Croup gestorben) von einem entzündlichen Brustleiden befallen, weshalb ich nun häufig, täglich einigemal, in ihr Haus kam und sie näher, und unbeachtet beobachten konnte. Ich fand sie einigemal ganz tiefsinnig und sehr traurig Ich schrieb dies zum Theil auf Rechnung der lebensgefährlichen Krankheit ihres Sohnes, machte ihr triftige Vorstellungen zur Schonung ihrer selbst, gewahrte aber etwas gestörtes in ihren Blicken. Der Sohn besserte

sich bald; der Vater freuete sich sehr, aber die Mutter nahm gar keinen Antheil, sie blieb tiefsinnig und traurig. Dies war mir sehr auffallend und ich vermuthete, daß ihre Reden von erlittenem Verlust mit irgend einem Schaden ihres Mannes im Handel zusammenhängen, und also Grund haben könnten, welchen Schaden der Mann vielleicht verschweigen wollte. Dieser versicherte mir indeß das Gegentheil und gab mir solche Beweise davon, daß ich nicht zweifeln konnte.

Am fünf und zwanzigsten desselben Monats wurde ich Abends zu ihr gerufen. Ihre Wahn-Vorstellung hatte sich nun fixirt; sie sprach von dem Verluste ihres ganzen Vermögens, von Armwerden u. dgl. Ihr Puls war fiebrisch, er schlug hundertmal in der Minute. Sie war sehr unruhig, wälzte sich im Bette und klagte über ein Brennen des Kopfes. Es wurden ihr ein schwacher Aufguß von der Valeriana und von Kamillenblumen mit Glaubersalz und geklärtem Honig, so wie Umschläge von Tüchern, die in einer kalten Mischung von Wasser und Essig genäßt worden, vor und auf den Kopf nebst einem erweichenden Klystier verordnet. Die Leibesöffnung, die seit zwei Tagen verstopft gewesen war, stellte sich auf dieses Klystier in der Nacht reichlich ein. Die Medizin hatte sie ziemlich ordentlich genommen, aber die Fomentationen abgeworfen. Sie hatte sehr wenig geschlafen, fast immer geklagt und gejammert. Ihr Mann war genöthigt gewesen, sie in der Nacht zu einem, in einer Kammer stehenden, Schrank zu führen, weil sie behauptet hatte, daß all ihr leinwandenes Zeug, Tischzeug, Hemde, Bettücher u. s. w. weg wären.

Am sechs und zwanzigsten des Morgens fand ich sie sich immer mit dem vorgeblichen Verluste herumquälend; alles Ausreden half nichts, sie jammerte laut über ihre Armuth. Den Puls fand ich eben so accelerirt als den Abend zuvor; ihr Gesicht war blaß, der Blick starr, die Stirn heiß, die Re-

de verwirrt. Sie trank Kaffee, spie denselben aber oft wieder aus und geberdete sich überhaupt als völlig wahnsinnig. Ich wollte unter diesen Umständen einen reichlichen Aderlaß vornehmen lassen, allein sie wies dies bestimmt ab und wollte es durchaus nicht leiden. Als ich von Blutigeln an der Stirne sprach, fienz sie an zu schreien und rief zornig: Kommt mir nicht mit diesen Dingern, die sind abscheulich, ich will so was gar nicht leiden. Da kein Zureden half, so mußte ich mich gedulden. Es wurde ihr ein concentrirter Valeriana-Aufguß mit Glaubersalz gegeben, ein starkes Zugpflaster in den Nacken gelegt und den Kopf alle Stunde mit Essig und Wasser zu waschen verordnet, da sie keine Umschläge leiden wollte.

Am sieben und zwanzigsten Morgens hatte das Zugpflaster eine starke Aufätzung der Haut im Nacken bewirkt. Die Wunde wurde nach Durchschneidung der Blasen vorläufig mit einer einfachen Salbe bedeckt, hernach aber zur Unterhaltung der Eiterung mit Digestibsalbe verbunden. Die Arznei und das stündliche Waschen des Kopfes ließ ich fortsetzen.

Der Wahnsinn wurde von diesem Tage an stärker; das Klagen ging in Schreien über. Die Kranke fieng nun auch an, die Arzneien auszuspeien, schlug um sich, wollte mit Gewalt aus dem Bette springen und im bloßen Hemde herumlaufen. Ihr Blick wurde immer starrer und wilder; sie biß und kniff diejenigen, die sie anfassen wollten. Fast immer sprach sie vom Teufel, und lachte dann oft plötzlich auf mit einem hohlen, abscheulichen Tone. Sichtbar war es, daß sie stark abmagerte.

Ich ließ sie auf ein großes, nach Norden liegendes, luftiges Zimmer bringen, und band es ihrem Manne ernstlich ein, daß er ihr einen klugen, vorsichtigen und starken Wärter stets zur Seite ließ. Alles, was zum Verletzen dienen konnte, wurde entfernt.

Von mir ließ sie sich am besten rathen, nahm die Arzneien von meiner Hand ein, und spie sie nicht aus. Von

ihrem Manne nahm sie zwar mitunter auch Arznei an, aber nur selten, und oft spie sie dieselbe auch wieder aus. Von jedem Andern nahm sie nichts; ein paarmal that sie es zwar von einer Näherinn, die sonst immer bei ihr gearbeitet hatte, spie aber derselben die Arznei darauf mit einem schadenfrohen Lachen wieder ins Gesicht.

Die Arznei, die sie nahm, bestand aus einem concentrirten Valeriana-Aufguß mit Belladonna und Brechweinstein, von dem, so wie von der Belladonna, die Gabe allmählig vermehrt wurde. Bei der Belladonna fing ich mit einem Scrupel zu sechs Drachmen Valeriana auf fünf Unzen Colatur und einer Unze Syrup an, und stieg bis zu zwei Skrupel. Der Tart. stibiat. wurde erst zu einem Viertel-, dann zu einem halben, und hernach zu einem Gran pro dosi gegeben. Erbrechen folgte nie darauf. Pulver wollte sie nicht nehmen.

Um in der Angabe der angewandten Arzneien nicht weitläuftig zu werden, bemerke ich hier nur summarisch, daß die vorgenannte Arznei, und späterhin China mit Valeriana, bei besonderer Rücksicht auf die Stuhlöffnung und auf die äusserliche Behandlung, die Hauptmittel bis zur Wiederherstellung der Kranken waren.

Sobald diese leztere auf die vorerwähnte große Stube gebracht worden, ließ ich ihr die Haare vom Kopfe so kahl als möglich abschneiden, und verschrieb eine starke Solution vom Brechweinstein, womit der Kopf gewaschen werden mußte. Wie erstaunte ich nun, als ich den Schädel untersuchte und gewahrte, daß nicht allein die gewöhnliche Abdachung desselben flach, sondern daß auch dem ganzen Verlauf der Pfeilnath, entlang von der Kron- bis zur Lambdanath, eine Furche zu fühlen war, welche die Form einer flachen Rinne hatte.

Die Krankheit wurde heftiger, der Wahnsinn um sich greifender. Die Kranke riß sich die Kleider vom Leibe, sprach vom Teufel, daß er sie hohlen wolle, kauerte sich in der Ecke

des Bettes zusammen, pfiff, lachte laut auf, sprang dann rasch aus dem Bette, lief in der Kammer umher und konnte mit einem Satze wieder ins Bett springen. Oft drängte sie sich zu dem Fenster und wollte dieses mit Hast aufreissen. Sie zeigte hierbei eine gewisse Schlauheit, indem sie sich erst nach der entgegengesetzten Seite kehrte, dann aber sich rasch drehte, und auf die Fenster zueilte, die Sperrstange ergriff und eines zu öffnen versuchte. Als ihr eines Tages ein Frauenzimmer auf einige Zeit zum Aufpassen gegeben worden, täuschte sie dieses, sprang rasch zum Fenster, öffnete es schnell, und sprang von einer Höhe von acht Fuß hinab, sogleich davon eilend. Man holte sie indeß bald ein und verwahrte sie nun besser. Verletzt hatte sie sich nur etwas an der Hand.

Von Zeit zu Zeit rief sie ihre Kinder vor das Bett; kamen diese dann, so suchte sie dieselben zu ergreifen, zu schlagen und zu kneipen. Einigemal, wo man ein Messer gebraucht und dasselbe auf den Tisch gelegt hatte, war sie schnell aufgesprungen, um es zu erhaschen.

Deutlich entwickelte sich bei ihr eine Art Nymphomanie. Continue manu genitalia fricare, eamque viriliis mariti appropinquantis imponere tentabat. Dieserhalb und damit sie nicht entweder sich oder jemand anders verletzte, mußten ihr die Hände festgehalten, oder mit einem Tuche gebunden werden.

Schon früher hatte sie sich um ihr kleinstes, zu Ende Juli erkranktes Kind wenig mehr bekümmert, und jetzt zeigte sie, als es starb, nichts von Theilnahme; aber auch später, nach ihrer Herstellung, fragte sie nicht nach demselben, und als man ihr dann den Tod des Kindes verkündete, hörte sie denselben mit Gleichmuth an, und tröstete sich mit dem himmlischen Frieden des kleinen Abgeschiedenen.

Ich ließ die Brechweinstein-Solution fleissig auf dem Kopf einreiben, so daß eine starke pustelöse Aufätzung entstand

dagegen aber allmählig die frühere, durch Cantharidén aufgeäzte Stelle im Nacken, die durch Digestivsalbe in Eiterung gehalten worden, wieder zuheilen.

Gegen die Mitte des August fing die Kranke wieder an besser Arznei zu nehmen; die wüthenden Geberdungen liessen etwas nach, sie redete mehr leise für sich, that mitunter einige halbkluge Fragen, ließ sich herumführen, nahm nach und nach wieder die ihr dargereichten Nahrungsmittel, statt daß sie dieselben früher öfters wegspie, und genaß allmählig.

Die Furche längs der Pfeilnath schien mir zwar bald nach der Krankheit sich wieder etwas gehoben zu haben; da ich aber nicht sicher vor Täuschung seyn konnte, so untersuchte ich erst nach einem halben Jahre, während welchem die Frau wieder ganz gesund gewesen war, ihren Kopf, und fand die Furche ganz ausgeglichen und die Schädel-Abdachung wieder gehörig.

---

In der hier angegebenen Charakteristik der Frau X. bieten sich wohl freilich einige Data dar, die der Bildung einer psychischen Krankheit günstig seyn konnten, wie denn nothwendig jede leidenschaftliche Stimmung als disponirendes Moment zu Geisteszerrüttungen erscheint; indeß waren bedeutend schädlich eingreifende Potenzen, die bei der bestehenden, anscheinend doch nicht tief begründeten Anlage einen solchen Grad von Wahnsinn hätten veranlassen können, bei der Frau nicht vorhanden. Stöße, Schläge, ein Fall auf den Kopf oder sonstige mechanische Einwirkungen, die eine Hirnerschütterung hätten erzeugen können, hatten nicht Statt gefunden. Die erste schwere, regelwidrige Geburt, wobei die Frau durch die Wendung entbunden wurde, fällt volle vier Jahre vor ihrer Krankheit; auch überstand sie dieses Kindbett gut und gebar vor ihrer Krankheit noch einmal regelmäßig und leicht, in welchem Kindbett sie ebenfalls gesund blieb. Hier kann also

das veranlassende äussere Moment zu der psychischen Krankheit nicht liegen. Auch die Geschichte ihres geselligen häuslichen Lebens liefert uns keine andere zu beachtende Einflüsse, als den zuvor bezeichneten, eben nicht sehr bedeutenden Aerger über das Trinken ihres Schwiegervaters und die Kosten, die ihr Mann auf den nothwendig gewordenen und von ihr sehr gewünschten Verbesserungsbau des Hauses verwenden mußte.

Waren nun auch mehrartige leidenschaftliche Gemüths-stimmungen bei ihr vorhanden, so finden wir darunter doch keine so mächtige Leidenschaft, daß wir von derselben ein völliges Beherrschen der Vernunft, ein Verschlingen aller höhern menschlichen Gefühle herleiten könnten. Und darum bleibt es ein Räthsel, welche materiellen oder geistigen Einflüsse mit der nöthigen Kraft einwirkten, um jenen hohen Grad von Irreseyn zu begründen.

Nun aber die auffallende Erscheinung am Schädel, die Furche der Pfeilnath: woher diese? War diese Furche eine ursprüngliche Mißbildung in der Schädel-Abdachung, und wurde sie durch die Krankheit ausgeglichen, oder entstand sie mit und durch die Krankheit, und wurde sie durch den Genesungs-Prozeß wieder gehoben?

Nur die Annahme, daß diese Furche mit der Krankheit und durch dieselbe entstand, erlaubt uns die andere, daß sie durch die Genesung wieder ausgeglichen wurde. Sie war in der Krankheit da und ist jetzt nicht mehr da; wäre sie vor der Krankheit da gewesen, wäre sie ursprüngliche Mißbildung gewesen, so würde sie auch wohl nach der Genesung da gewesen und dann überhaupt wenig in Anschlag zu bringen seyn, da der jetzige Körper- und Geisteszustand der Frau, bei der Nicht-Gegenwart der mehrgedachten Furche, eben der nämliche ist, als er vor der Krankheit war, wo die Furche, bei der Annahme einer ursprünglichen Mißbildung des Schädeldaches, denn auch da gewesen seyn müßte. Freilich ist es Schade, daß

ich die Formation des Schädels vor der Krankheit nicht anzugeben weiß; es würde dann, im Fall diese Formation eben so gewesen wäre, als sie jetzt ist, jeder Einwurf von einer ursprünglichen Deformation der Pfeilnath wegfallen, und das Bilden und Wiederverschwinden jener Furche als von der Krankheit abhängig erwiesen seyn. Allein angenommen, diese furchenartige Bildung der Pfeilnath sey ursprünglich gewesen, wäre es dann nicht noch sonderbarer, daß die Krankheit die Reduktion der Schädel-Abdachung zur Normalität sollte hervorgebracht haben, und bliebe es nicht um so unbegreiflicher, wie die Naturthätigkeit in den Jahren, in welchen die Patientin stand, diese Mißbildung ausgleichen konnte? Was ist denn nun diese Furchenbildung und dies Wiederverschwinden derselben? In welchem Causalverhältnisse steht diese Erscheinung zu der beschriebenen Krankheit? Eine schwer zu lösende Frage, für deren Beantwortung ich indeß folgenden Versuch wage.

Gall legt das Organ der Theosophie grade an diese Stelle des Schädels. „Die kistenförmige Schädel-Abdachung" sagt er, „beobachten wir bei den Theosophen und religiösen Schwärmern, wodurch denn auch das Scheiteln und Herabfallen der Haare zu beiden Seiten des Kopfes begünstiget wird ꝛc." Obgleich ich nun den Kopf der Frau X. vorher nicht cranioscopisch untersucht hatte, so läßt sich doch vielleicht, die Richtigkeit dieser Gallschen Lehre vorausgesetzt, aus der Art und Weise, wie die Frau X. bei der Beobachtung der religiösen Gebräuche mehr einer einmal eingelernten Gewohnheit, als einer intuitiven Gläubigkeit folgte, bei ihr vielmehr nur eine Negation der Theosophie und somit eine dieser Negation entsprechende Schädel-Form annehmen. Diese Form mögte die flache, kaum gerundete der Schädel-Abdachung seyn, die durch die gewaltige, den direkten Gegensatz der Theosophie, die Dämonie, entwickelnde Krankheit in eine Furche, den

Gegensatz der kistenförmigen Abdachung, sich bildete und durch die Genesung wieder gehoben wurde.

Die Verbindung der Seitenwandbeine in der Pfeilnath ist an und für sich in dem Alter, in welchem die Frau X. ihre Krankheit überstand, nämlich im vierunddreissigsten Jahre, so stark und wird durch die Lambda- und Kronnath, so wie durch die Schlafbein-Näthe, bei einer übrigens gehörigen Suturen-Bildung, wie sie hier vorhanden war, noch beträchtlich unterstützt, so daß hier ein mächtiger Einfluß muß gewaltet haben, um diese Furche zu bilden und wieder zu heben. Ausser dem grossen Gehirn gibt es nichts, dem wir vernünftiger Weise diesen Einfluß zuschreiben könnten.

Daß in dem Fötus die Bildung der Schädelknochen das unvollendeteste ist, daß erst nach und oft lange nach der Geburt sich die Fontanellen schliessen und daß diese Knochen noch lange weich bleiben; daß die innere Fläche des Schädels die Abdrücke des Gehirns in sich aufnimmt; daß bei Verletzungen der Schädelknochen die reproduktive Thätigkeit des Organismus diese Verluste mit neuer Knochenmasse ersetze, und sich diese ersetzte Masse wieder nach der Form des Gehirns gestalte, wenn das Gehirn selbst nicht bei der Verletzung bedeutend gelitten hat; daß dann, wenn bei dergleichen Verletzungen, wie zum Beispiel durch Säbelhiebe, ein Theil des Gehirns selbst verloren ging und später sich der Schädel regenerirte, eine Applanation des wiederersetzten Schädels an dieser Stelle jedesmal bemerkt wurde, und daß endlich im Alter, wenn mit der Decrescenz des Körpers das Spiel der Resorption und des regen Wechsels der Stoffe träger wird, sich das Gehirn gleichsam in sich selbst zusammenzieht, und an den Stellen, wo es sich von dem innern Schädel entfernt, sich ein Ansatz neuer Knochenmasse zeige, und diese leeren Stellen sich, so zu sagen, durch neue Knochenmasse wieder anfüllen, ist bekannt. Nachweisungen dieser Data findet man in Knochen-

[illegible] und sehr instruktive Stücke der Art sah der Verfasser [illegible] in dem allgemeinen Krankenhause zu Bamberg.

[illegible] nun aber auch, bei der [illegible] des Körpers, [illegible] der Functionen der Sinne, im heran[illegible] höhern Alter [illegible] auch die höheren Gehirn[illegible], ist eben so bekannt. Und [illegible] eine zu [illegible] Annahme gelten, [illegible] der Schädelknochen in diesen Fällen, [illegible] der leeren Räume zwischen dem in [illegible] und der inneren Fläche des [illegible] des Gehirns in einem [illegible], wenn wir annehmen, daß, [illegible] Gehirn den Schädel formt [illegible] und Mannesalters die Rege[illegible] Schädelknochen beherrscht, so auch im [illegible] durch dasselbe geleitet [illegible] nicht auch bei den geborenen [illegible] Geistesfunctionen fehlen, die [illegible] nach Gall die Organe der [illegible] ungewöhnlich applanirt, die Stirn[illegible] Körperausbildung, nicht [illegible] Theil des Schädels un[illegible] und scheint diese gradative [illegible] Abstufungen der Flach[illegible] nachgewiesen?

[illegible] Kranken das große Gehirn [illegible] ausübte, so bewirkte zu[illegible] Pfeilnath gelagerte Parthie [illegible] diese furchenartige Einsenkung, [illegible] dieser Parthie hob die [illegible] scheint uns demnach als ein [illegible] und zunächst der längs

der Pfeilnath gelagerten Parthie desselben, also als symptomatische Krankheits-Bildung.

Da wohl auf keine Weise mag geläugnet werden, daß von dem Zustande des Gehirnes die größere oder geringere Entwickelung der höheren Geistesfähigkeiten abhänge, so mögte nach obigen Voraussetzungen die Lehre Gall's von dem an jener Stelle gelagerten Organ der Theosophie durch die bei unserer Kranken beobachteten Erscheinungen in einem bedeutenden Grade unterstützt werden.

Nie sah ich eine solche Frivolität, ein solches teuflisches Lachen, ein solches Pfeifen, Singen, Klappern mit der Zunge, eine solche, oft schlaue, Bosheit, als in diesem Falle. Alle Sittlichkeit war bei der Kranken verschwunden, Reden und Geberden deuteten auf ein völliges Abwesendseyn aller höheren Menschengefühle, und auf die Ermahnungen an Gegenstände des Glaubens und der Anbetung antwortete sie mit lautem Auflachen und Ausspeien und sprach nur vom Teufel. Sie stellte ganz das Bild einer Besessenen dar, und wäre sicher in früheren Zeiten dafür gehalten worden.

Da nun aber alle vorgenannten Erscheinungen nicht allein der Negation aller Theosophie entsprechen, sondern gerade dem Gegensatze, der Dämonie, angehören, dieselben nun während der Krankheit beobachtet wurden, und mit dem Entstehen und mit dem Verschwinden derselben gleichen Schritt hielten, jetzt aber nach der Krankheit ganz verschwunden sind, und auch vor der Krankheit nicht da waren, indem höchstens eine, dem Stand und der Erziehung der Frau X. ungewöhnliche, Gleichgültigkeit gegen religiöse Handlungen an ihr bemerkt wurden, so ist es wohl sicher, daß die mehrgedachte Furche der Pfeilnath, die diese Erscheinungen symptomatisch begleitete, als die der Dämonie entsprechende Schädelform mit und vermittelst der Krankheit entstand und mit und vermittelst der Wiedergenesung verschwand.

[illegible] zeigt [illegible] dieser Fall, was die Natur [illegible] vermag; er gibt uns einen Beweis [illegible] Zuverlässigkeit [illegible] weist uns darauf hin, [illegible] Heilung auch in Beziehung auf eine mög[illegible] vorsichtiger mehr, wie gewöhnlich zu geschehen [illegible].

---

## [illegible] einer Lähmung des linken Fußes und der [illegible] an einem Andachtsorte eingetretenen Heilung derselben.

Von

Herrn Dr. Vogt,

ausübendem Arzte zu Stadtlohn.

---

Der nachstehend erzählte Fall war vor einigen Jahren [illegible] Gegenstand der öffentlichen Verhandlung vor dem Assisenhofe zu Münster. Ich gebe hier die Geschichte desselben, wie ich sie vom Anfang der darin erwähnten Lähmung bis zur Heilung dieser letzteren vom siebzehnten October 1811 bis zum neunzehnten April 1812 beobachtete, und bald nachher niederschrieb. Ich werde ein über die Krankheit selbst und über die plötzlich eingetretene Heilung derselben ausgestelltes Gutachten als Beilage anschließen und demnach das Urtheil über den Fall dem unbefangenen Leser überlassen.

[illegible] Gall, Sohn eines hiesigen Bürgers und Mau[illegible], damals vierzehn Jahr alt, bis dahin völlig ge-

sund, etwas schwächlicher Konstitution, mittelmäßiger Größe in Bezug auf sein Alter, mit weißlich blonden Haaren, von regelmäßigem Gliederbau, rasch und geschwind in seinen Bewegungen, hatte die den Kindern eigenen Krankheiten leicht überstanden. Die Schutzblattern waren ihm von mir mit erwünschtem Erfolge eingeimpft worden. Am sechzehnten Octobr. 1811 gegen Abend ward er, als er mit anderen Knaben vor einem, seiner Eltern Wohnung schräg gegenüber liegenden Hause, an einem daselbst liegenden Düngerhaufen auf und ab springend, spielte, plötzlich von dem unter Schimpfworten aus dem Hause springenden Bewohner desselben, Namens N. ergriffen, auf das Straßenpflaster niedergeworfen und mit Füßen getreten. So erzählte es Adolf, so erzählten es die andern Knaben, die davon gelaufen waren, so wie auch einige Leute, die sich gerade in der Nähe befunden hatten, dieses in so weit bestätigten, als sie den N. den Knaben hatten ergreifen und diesen dann hatten niederfallen sehen. Am Morgen des siebzehnten October gegen acht Uhr kam der Tags zuvor mißhandelte Knabe an der Hand seiner Mutter zu mir in meine Wohnung. Er konnte kaum gehen und mußte Fuß vor Fuß mit Beschwerde sich fortbewegen. Ich fand seinen Unterleib beträchtlich aufgeschwollen, aber keine sonstige Spur einer äusserlichen Verletzung, keine gequetschte, keine sugillirte Stellen, keine Wunden. Der Knabe klagte über heftiges Leibreissen und Ziehen von der rechten Seite nach der linken, welches Ziehen bis unten in den Fuß gehe. Ich verschrieb ihm Kamphergeist zum Waschen und erweichende Kräuter, mit Milch gekocht, zum lauwarmen Umschlag auf den Bauch und gab innerlich gereinigten Weinstein mit Zucker und Zwetschenabkochung. Am achtzehnten des Morgens gegen neun Uhr kam er nochmals mit seiner Mutter zu mir, konnte nun aber kaum noch gehen. Der Unterleib war noch eben so geschwollen, als den Tag vorher; Spuren sonstiger Verletzungen entdeckte ich auch jetzt nicht. Er klagte, wie den Tag zuvor. Ich ließ die

nämlichen Mittel fortgebrauchen, und da keine Oeffnung erfolgt war, ein erweichendes Klystier setzen, worauf Stuhlgang eintrat. Nach diesem Tage konnte Patient nicht mehr gehen und er mußte im Bette bleiben. Bei meinem Besuche am neunzehnten fand ich die nämlichen Erscheinungen, wie am siebzehnten und achtzehnten; nur war die Klage des Patienten über schmerzhaftes Ziehen im Leibe, in vorbezeichneter Richtung, stärker; der Puls schlug etwas fieberhaft. Der Durst war nicht heftig, und wurde auch im Verlaufe der Krankheit nicht ausgezeichnet stark. Die Zunge war weißlich belegt, der Stuhlgang verstopft, der Urin etwas röthlich tingirt und trübe. Ich verschrieb eine auflösende Mixtur aus Kamillen-Aufguß mit Glaubersalz und geklärtem Honig, ließ die erweichenden Umschläge und die Einreibungen auf den Unterleib fortsetzen, und verordnete um den anderen Tag ein lauwarmes Bad aus Kamillen und Malven zu nehmen. Hierbei ließ ich täglich ein erweichendes Klystier setzen. Diese Behandlung wurde acht Tage fortgeführt, zu der mittelsalzigen Mixtur noch etwas schwefelhaltiges Antimonium (der sulphur aurat. antim.) zugesetzt, der Mittelsalz-Gehalt vermehrt, und, als die Verstopfung zunahm, das Klystier mehreremale des Tages wiederhohlt. So gelang es die Verstopfung zu mäßigen.

Acht Tage nach dem sechzehnten October, an welchem Tage Adolf die Mißhandlung erlitten hatte, traten convulsivische Bewegungen ein, die mit Ohnmachten und Schreckens-Gebärden unter dem Ausrufe: der Kerl! der Kerl! verbunden waren, wobei Patient unter die Bettdecke kroch und sich überhaupt wie wahnsinnig betrug. Das Fieber wurde jetzt anhaltend, der Durst vermehrte sich etwas, die Belegtheit der Zunge ward dicker, brauner, der Urin färbte sich hochroth, die Verstopfung hielt an und mußte mit häufigen Klystieren bekämpft werden.

Ich ließ mich durch jene Zufälle nicht verleiten, zu den

sogenannten Nervinis und flüchtigen Reizmitteln zu greifen, sondern, die ursächlichen Momente der Krankheit fest ins Auge fassend, blieb ich bei den salzigten auflösenden Mitteln, und ließ dieselben mit einem concentrirten Aufgusse der Valeriana minor, der bloß mit gereinigtem Honig versetzt war, um die andere Stunde wechseln. Bei dem consequenten Gebrauche dieser Arzneien liessen die Convulsionen und die Schreckens-Gebärden so wie das Fieber nach; die Verstopfungen hielten aber an und es mußte mit den täglich mehrmals wiederholten Klystieren fortgefahren werden, wenn Patient nicht die heftigsten Leibschmerzen erleiden sollte. Während dieser Periode, die bis zum zehnten November anhielt, hatte Adolf bloß etwas Dünnes genossen; nachher aß er eine geraume Zeit hindurch täglich bloß eine oder zwei Kartoffeln mit etwas Butter. Schwarzbrod, die gewöhnliche Kost der hiesigen gemeinen Leute, konnte er gar nicht vertragen. Gegen die Mitte des November besserte es sich insoweit mit den Schmerzen im Unterleibe, daß Patient einige Zeit ausser Bett seyn konnte; aber das linke Bein blieb völlig lahm und wurde nun bei der allmählig zunehmenden Kraft des Körpers je länger je mehr im Knie gebogen, aufwärts gezogen und steif.

Das oben benannte Ziehen im Unterleibe von der rechten zur linken Seite dauerte an, obwohl der Schmerz dabei erträglicher wurde, und es pflanzte sich durch den Schenkel an der inneren Seite längs dem Knie bis unten in den Fuß, dem Lauf des Schenkelnerven folgend, fort. Schenkel und Fuß behielten Wärme für die untersuchende Hand. Weich und schlaff fühlten sich die Muskeln des Schenkels und der Wade an; ein eigentliches Schwinden, ein atrophisches Abmagern war aber nicht zu bemerken.

Es schien mir keinem Zweifel unterworfen, daß hier eine Lähmung des Schenkelnerven, oder, wenn man lieber will, eine Unterdrückung seiner Function obwalte, und daß diese

Lähmung durch die, von der Mißhandlung durch Stoßen, Treten u. dgl. veranlaßten Quetschungen der Unterleibs-Eingeweide und die dadurch bedingten Stockungen der naturgemäßen Functionen, Störungen der freien Circulation der Säfte und regelwidrigen Ausscheidungen und Lymphergiessungen, begründet und unterhalten werde. Nach dieser Ansicht richtete ich meine Behandlung ein und blieb der auflösenden, zertheilenden Methode getreu, wobei denn die topische Behandlung des Unterleibes durch die Einreibung erweichender Salben, unter welchen mit der nöthigen Vorsicht die graue Quecksilber-Salbe in Anwendung kam, durch Bäder und Cataplasmen besonders berücksichtiget wurde.

Auf diese mir höchst folgerecht scheinende Ansicht bauete ich auch meine Hoffnung der endlichen Wiederherstellung, welche Hoffnung freilich in der Folge, als sich die Steifheit des Gliedes bei dem Wiedereintreten der Verdauung, der gehörigen Ausleerungen des Stuhles und des Urins, nicht auch besserte, schwächer wurde, aber mich nie ganz verließ, indem ich nach den Grundsätzen einer rationellen Pathologie und Therapie schliessen mußte, daß eine Lähmung, die von der unterdrückten Function eines Nerven herrühre, auch wieder könne gehoben werden, wenn es glücke, die diese Unterdrückung der Nerventhätigkeit begründenden Alienationen aufzuheben.

Meine Antworten auf die häufig an mich gerichteten Fragen: ob sich die Steifheit des Gliedes nicht wieder verlieren würde, konnten nicht anders als unbestimmt ausfallen. Die Heilung der Lähmung sey sehr zweifelhaft, indessen müsse man von einer besseren, günstigeren, wärmeren Jahreszeit vieles hoffen: das war die Erklärung, die ich den Fragenden gab und gehörig motivirt zu den Acten des damaligen Friedensgerichtes deponirte, welche dem ersten Instanz-Gerichte zu Rees eingeschickt werden mußten.

Bei dem anhaltenden Gebrauche der oben benannten innerlichen und äusserlichen Mittel, bei der täglichen mehrmaligen Anwendung von Klystieren traten endlich die natürlichen Ausleerungen wieder ein. Häufig ging geronnenes schwarzes Blut durch den Stuhl ab, und durch die Urinwege wurde ebenfalls Blut ausgeleert.

Das im Knie gebogene steife Bein konnte der Knabe durchaus nicht gerade machen. Die Sehnen der Beugemuskeln waren wie verdickt, in sich zusammengezogen und sehr gespannt in der Kniekehle zu fühlen. Ich ließ die Eibisch-Salbe fleißig in das Kniegelenk einreiben, auch warme Umschläge aus erweichenden Kräutern nicht versäumen. Dabei versuchte ich das Glied gerade zu bringen, was mir aber nicht gelang. Patient konnte den Schmerz, den ihm die Biegungsversuche verursachten, nicht ertragen. Ein gewaltig dehnendes und spannendes Gefühl im Unterleib begleitete diese Versuche.

Um nun für die baldige Aufhebung dieser Lähmung noch thätiger zu seyn und mich, da der, welcher den Knaben mißhandelt hatte, bereits dem Gesetze gemäß eingezogen war, keiner Nachrede einer Versäumniß auszusetzen, versuchte ich den Galvanismus mittelst einer auf Glas liegenden Voltaischen Säule. Ich fixirte den einen Pol auf den Unterleib, setzte dabei den Fuß des lahmen Beins, so gut es anging, in lauwarmes Wasser, womit der andere Pol durch eine Kette in Verbindung stand. Ich schloß und öffnete nun abwechselnd diese galvanische Armatur. Hierdurch wurden in steigender Progression, indem ich beim jedesmaligen neuen Schliessen der Kette um ein galvanisches Glied in der Säule höher stieg, starke Erschütterungen in dem Schenkel und Bewegungen im Unterleibe hervorgebracht. Allein der Kranke war zu empfindlich für dieses Agens, und ich mußte es nach einigemal wiederholter Anwendung desselben weglassen. Ich that dies gerne, da ich dies Mittel, wie schon gesagt, nur versuchs-

weise gebrauchen wollte, und ich mir von einem mehr materiellen arzneilichen Einwirken auf die kranken Unterleibs-Gebilde besseren Erfolg versprach.

Da Adolf, wie bemerkt, die Biegungsversuche, der dadurch entstehenden schmerzhaften Spannung wegen, nicht leiden konnte, so ließ ich nach einer Consultation mit dem sehr erfahrenen Wundarzte, dem jetzigen Kreis-Chirurg, Herrn Steeve von Gescher, eine einfache Extensions-Maschine an das gebogene Bein anlegen und die Riemen allmählig stärker zuschnüren, um langsam zu bezwecken, was mit Gewalt nicht gleich zu erreichen war. In einem Zeitraume von drei Tagen, während welchem, stets in meiner Gegenwart, die Riemen mehrmals des Tages stärker angezogen worden, war das Bein unter anhaltenden heftigen Schmerzen gerade geworden, nun aber in dieser Richtung eben so steif und unbeweglich, als vorher in der gebogenen. Patient war jetzt eben so unfähig, das Bein im Knie zu biegen, als früher, dasselbe zu strecken; auch zeigte das Glied keinesweges eine Tendenz, die vorige gebogene Lage wieder anzunehmen. Dieses völlige Schlafen der Muskelkraft, da die Beugemuskeln jetzt eben so wenig ihren Verrichtungen vorstehen konnten, als früher die Streckmuskeln, bestätigte nun noch mehr meine Ansicht, daß eine durch Störung der Funktionen der Bauch-Eingeweide bedingte und unterhaltene Unterdrückung der Funktion des Schenkelnervens die Ursache der Lähmung sey.

Nachdem ich das Bein einige Tage gerade gelassen, und Patient, der nun mittelst einer Krücke ziemlich gut zu gehen anfing, sich wieder erholt hatte, versuchte ich das Glied wieder krumm zu biegen. Es gelang mit Mühe und unter den gleich näher anzugebenden Erscheinungen. Ich wechselte nun, erst um den andern Tag, dann alle Tage einmal, mit dem Grade- und Krummbiegen ab. Während dieser Zeit wurde ein warmer Umschlag von erweichenden Kräutern auf dem Knie unterhalten

und dasselbe täglich mehrmals mit der grauen, mit Campher versetzten, Quecksilber-Salbe tüchtig eingerieben, wodurch ich der Rigidität der Kapselbänder und der Verdickung der Säfte des Kniegelenkes entgegenzuwirken dachte.

Alle diese Krumm- und Gradebiegungen des Gliedes gingen von dem zuerst gelungenen Versuche derselben an bis zu Ende der Lähmung nicht allein sehr beschwerlich von statten, indem Patient dabei völlig passiv seyn und manchesmal während der Operation über heftige Schmerzen schreien mußte, sondern sie erfolgten auch ruckweise, in Absätzen. Diese ruckweise geschehende Bewegung glich, um mich nach der Eigenthümlichkeit der Erscheinung auszudrücken, der des Gang-Rades in einer großen Uhr, und solcher Rucke zählte man jedesmal bis dahin, daß der gerade Fuß krumm oder der gebogene gerade war, neun, nie mehr und nie weniger.

Diese Behandlung wurde unter dem anhaltenden Gebrauch von innern und äussern Mitteln von den ersten Tagen des Dezember an den ganzen Winter $18\frac{11}{12}$ hindurch fortgesetzt. Das Biegen that ich entweder selbst, oder, wenn ich abwesend war, so that es ein chirurgischer Gehülfe, dem ich von allem Nöthigen unterrichtet hatte, und zwar wurde des Abends das Glied gerade gemacht und des Morgens dasselbe gebogen, damit Patient des Nachts besser liegen und den Tag über besser an der Krücke gehen konnte.

Als nun zu Ende des Februar 1812 alle wahrnehmbare Se- und Excretionen wieder ihren regelmäßigen Gang gingen, Adolf die gewöhnliche Hausmannskost wieder mit Appetit aß, und ihm dieselbe gut bekam, so glaubte ich, die Dürftigkeit der Eltern berücksichtigend ihrer Bitte, die Arzneikosten zu sparen, da sie auf einen Ersatz derselben nicht bestimmt rechnen konnten, wie sie ihn dann auch nicht erhalten haben, nachgeben und wenigstens die innerlichen Arzneien aussetzen zu müssen, und zu erwarten, was der Eintritt einer

Kabinetten und sehr instruktive Stücke der Art sah der Verfasser dieses in dem allgemeinen Krankenhause zu Bamberg.

Daß nun aber auch, bei der Decrescenz des Körpers, bei der Abnahme der Functionen der Sinne, im herannahenden hohen Alter nicht selten auch die höheren Gehirn-Functionen allmählig schwinden, ist eben so bekannt. Und so möchte es wohl nicht als eine zu voreilige Annahme gelten, wenn wir die Verdickung der Schädelknochen in diesen Fällen, das vorgenannte Ausfüllen der leeren Räume zwischen dem in sich zusammenfallenden Gehirne und der inneren Fläche des Schädels, mit diesem Einschrumpfen des Gehirns in einem innern Causalverhältnisse glauben, wenn wir annehmen, daß, so wie in der früheren Jugend das Gehirn den Schädel formt und während des Jünglings- und Mannesalters die Regeneration der Verluste der Schädelknochen beherrscht, so auch im Greisenalter die füllende Knochenmasse durch dasselbe geleitet werde. Und sehen wir denn nicht auch bei den geborenen Narren, bei denen die höheren Geistesfunctionen fehlen, die Hauptparthie des Schädels, wo nach Gall die Organe der höheren Geistigkeit liegen, ungewöhnlich applanirt, die Stirnhervorragung, bei sonst gehöriger Körperausbildung, nicht selten fast ganz fehlend, den obern Theil des Schädels ungewöhnlich klein, kinderartig, und scheint diese gradative Abdachung nicht in den gradativen Abstufungen der Flachköpfe allerlei Art bestätigt und nachgewiesen?

Wenn nun aber bei unserer Kranken das große Gehirn diese Gewalt auf den Schädel ausübte, so bewirkte zunächst seine obere längs der Pfeilnath gelagerte Parthie durch ihre krankhafte Affection diese furchenartige Einsenkung, und die wiederkehrende Gesundheit dieser Parthie hob die Furche wieder. Diese letztere erscheint uns demnach als ein Product der Krankheit des Gehirns und zunächst der längs

der Pfeilnath gelagerten Parthie desselben, also als symptomatische Krankheits-Bildung.

Da wohl auf keine Weise mag geläugnet werden, daß von dem Zustande des Gehirnes die größere oder geringere Entwickelung der höheren Geistesfähigkeiten abhänge, so mögte nach obigen Voraussetzungen die Lehre Gall's von dem an jener Stelle gelagerten Organ der Theosophie durch die bei unserer Kranken beobachteten Erscheinungen in einem bedeutenden Grade unterstützt werden.

Nie sah ich eine solche Frivolität, ein solches teuflisches Lachen, ein solches Pfeifen, Singen, Klappern mit der Zunge, eine solche, oft schlaue, Bosheit, als in diesem Falle. Alle Sittlichkeit war bei der Kranken verschwunden, Reden und Geberden deuteten auf ein völliges Abwesendseyn aller höheren Menschengefühle, und auf die Ermahnungen an Gegenstände des Glaubens und der Anbetung antwortete sie mit lautem Auflachen und Ausspeien und sprach nur vom Teufel. Sie stellte ganz das Bild einer Besessenen dar, und wäre sicher in früheren Zeiten dafür gehalten worden.

Da nun aber alle vorgenannten Erscheinungen nicht allein der Negation aller Theosophie entsprechen, sondern gerade dem Gegensatze, der Dämonie, angehören, dieselben nun während der Krankheit beobachtet wurden, und mit dem Entstehen und mit dem Verschwinden derselben gleichen Schritt hielten, jetzt aber nach der Krankheit ganz verschwunden sind, und auch vor der Krankheit nicht da waren, indem höchstens eine, dem Stand und der Erziehung der Frau X. ungewöhnliche, Gleichgültigkeit gegen religiöse Handlungen an ihr bemerkt wurden, so ist es wohl sicher, daß die mehrgedachte Furche der Pfeilnath, die diese Erscheinungen symptomatisch begleitete, als die der Dämonie entsprechende Schädelform mit und vermittelst der Krankheit entstand und mit und vermittelst der Wiedergenesung verschwand.

Endlich zeigt uns dieser Fall, was die Natur in Heilung der Krankheiten vermag; er gibt uns neues Vertrauen zu dieser Wirksamkeit und weist uns darauf hin, Verhältnisse der Bildung auch in Beziehung auf eine mögliche Beseitigung derselben mehr, wie gewöhnlich zu geschehen pflegt, zu beachten.

---

## Geschichte einer Lähmung des linken Fußes und der plötzlich an einem Andachtsorte eingetretenen Heilung derselben.

Von
Herrn Dr. Vogt,
ausübendem Arzte zu Stadtlohn.

---

Der nachstehend erzählte Fall war vor einigen Jahren ein Gegenstand der öffentlichen Verhandlung vor dem Assisenhofe zu Münster. Ich gebe hier die Geschichte desselben, wie ich sie von Anfang der darin erwähnten Lähmung bis zur Heilung dieser letzteren vom siebzehnten October 1811 bis zum neunzehnten April 1812 beobachtete, und bald nachher niederschrieb. Ich werde ein über die Krankheit selbst und über die plötzlich eingetretene Heilung derselben ausgestelltes Gutachten als Beilage anschliessen und demnach das Urtheil über den Fall dem unbefangenen Leser überlassen.

Adolf Boll, Sohn eines hiesigen Bürgers und Mauermeisters, damals vierzehn Jahr alt, bis dahin völlig ge-

sund, etwas schwächlicher Konstitution, mittelmäßiger Größe in Bezug auf sein Alter, mit weißlich blonden Haaren, von regelmäßigem Gliederbau, rasch und geschwind in seinen Bewegungen, hatte die den Kindern eigenen Krankheiten leicht überstanden. Die Schutzblattern waren ihm von mir mit erwünschtem Erfolge eingeimpft worden. Am sechzehnten Octobr. 1811 gegen Abend ward er, als er mit anderen Knaben vor einem, seiner Eltern Wohnung schräg gegenüber liegenden Hause, an einem daselbst liegenden Düngerhaufen auf und ab springend, spielte, plötzlich von dem unter Schimpfworten aus dem Hause springenden Bewohner desselben, Namens N. ergriffen, auf das Straßenpflaster niedergeworfen und mit Füßen getreten. So erzählte es Adolf, so erzählten es die andern Knaben, die davon gelaufen waren, so wie auch einige Leute, die sich gerade in der Nähe befunden hatten, dieses in so weit bestätigten, als sie den N. den Knaben hatten ergreifen und diesen dann hatten niederfallen sehen. Am Morgen des siebzehnten October gegen acht Uhr kam der Tags zuvor mißhandelte Knabe an der Hand seiner Mutter zu mir in meine Wohnung. Er konnte kaum gehen und mußte Fuß vor Fuß mit Beschwerde sich fortbewegen. Ich fand seinen Unterleib beträchtlich aufgeschwollen, aber keine sonstige Spur einer äusserlichen Verletzung, keine gequetschte, keine sugillirte Stellen, keine Wunden. Der Knabe klagte über heftiges Leibreissen und Ziehen von der rechten Seite nach der linken, welches Ziehen bis unten in den Fuß gehe. Ich verschrieb ihm Kamphergeist zum Waschen und erweichende Kräuter, mit Milch gekocht, zum lauwarmen Umschlag auf den Bauch und gab innerlich gereinigten Weinstein mit Zucker und Zwetschenabkochung. Am achtzehnten des Morgens gegen neun Uhr kam er nochmals mit seiner Mutter zu mir, konnte nun aber kaum noch gehen. Der Unterleib war noch eben so geschwollen, als den Tag vorher; Spuren sonstiger Verletzungen entdeckte ich auch jetzt nicht. Er klagte, wie den Tag zuvor. Ich ließ die

[illegible] Öffnung er-
[illegible] Stuhlgang
[illegible] mehr gehen
[illegible] Stunde am
[illegible]
[illegible] des [illegible]
[illegible]
[illegible] Die
[illegible]
[illegible] natürlich
[illegible] und
[illegible] ich
[illegible]
[illegible]
[illegible] Bestand
[illegible]
[illegible] als
[illegible] des Tages
[illegible] zu mäßigen.
[illegible] October, an welchem
[illegible] hatte, traten [illegible]
[illegible] Ohnmachten und [illegible]
[illegible] Kerl! der Kerl! [illegible]
[illegible] Bettdecke kroch und [illegible]
Das Fieber wurde [illegible]
[illegible] etwas, die [illegible] der
[illegible] der Urin färbte sich [illegible],
[illegible] mußte mit häufigen [illegible]

[illegible] Zufälle nicht verleiten, zu den

sogenannten Nervinis und flüchtigen Reizmitteln zu greifen, sondern, die ursächlichen Momente der Krankheit fest ins Auge fassend, blieb ich bei den salzigten auflösenden Mitteln, und liess dieselben mit einem concentrirten Aufgusse der Valeriana minor, der bloss mit gereinigtem Honig versetzt war, um die andere Stunde wechseln. Bei dem consequenten Gebrauche dieser Arzneien liessen die Convulsionen und die Schreckens-Gebärden so wie das Fieber nach; die Verstopfungen hielten aber an und es mußte mit den täglich mehrmals wiederholten Klystieren fortgefahren werden, wenn Patient nicht die heftigsten Leibschmerzen erleiden sollte. Während dieser Periode, die bis zum zehnten November anhielt, hatte Adolf bloß etwas Dünnes genossen; nachher aß er eine geraume Zeit hindurch täglich bloß eine oder zwei Kartoffeln mit etwas Butter. Schwarzbrod, die gewöhnliche Kost der hiesigen gemeinen Leute, konnte er gar nicht vertragen. Gegen die Mitte des November besserte es sich insoweit mit den Schmerzen im Unterleibe, daß Patient einige Zeit ausser Bett seyn konnte; aber das linke Bein blieb völlig lahm und wurde nun bei der allmählig zunehmenden Kraft des Körpers je länger je mehr im Knie gebogen, aufwärts gezogen und steif.

Das oben benannte Ziehen im Unterleibe von der rechten zur linken Seite dauerte an, obwohl der Schmerz dabei erträglicher wurde, und es pflanzte sich durch den Schenkel an der inneren Seite längs dem Knie bis unten in den Fuß, dem Lauf des Schenkelnerven folgend, fort. Schenkel und Fuß behielten Wärme für die untersuchende Hand. Weich und schlaff fühlten sich die Muskeln des Schenkels und der Wade an; ein eigentliches Schwinden, ein atrophisches Abmagern war aber nicht zu bemerken.

Es schien mir keinem Zweifel unterworfen, daß hier eine Lähmung des Schenkelnerven, oder, wenn man lieber will, eine Unterdrückung seiner Function obwalte, und daß diese

Lähmung durch die, von der Mißhandlung durch Stoßen, Treten u. dgl. veranlaßten Quetschungen der Unterleibs-Eingeweide und die dadurch bedingten Stockungen der naturgemäßen Functionen, Störungen der freien Circulation der Säfte und regelwidrigen Ausscheidungen und Lympherginssungen, begründet und unterhalten werde. Nach dieser Ansicht richtete ich meine Behandlung ein und blieb der auflösenden, zertheilenden Methode getreu, wobei denn die topische Behandlung des Unterleibes durch die Einreibung erweichender Salben, unter welchen mit der nöthigen Vorsicht die graue Quecksilber-Salbe in Anwendung kam, durch Bäder und Cataplasmen besonders berücksichtiget wurde.

Auf diese mir höchst folgerecht scheinende Ansicht bauete ich auch meine Hoffnung der endlichen Wiederherstellung, welche Hoffnung freilich in der Folge, als sich die Steifheit des Gliedes bei dem Wiedereintreten der Verdauung, der gehörigen Ausleerungen des Stuhles und des Urins, nicht auch besserte, schwächer wurde, aber mich nie ganz verließ, indem ich nach den Grundsätzen einer rationellen Pathologie und Therapie schliessen mußte, daß eine Lähmung, die von der unterdrückten Function eines Nerven herrühre, auch wieder könne gehoben werden, wenn es glücke, die diese Unterdrückung der Nerventhätigkeit begründenden Alienationen aufzuheben.

Meine Antworten auf die häufig an mich gerichteten Fragen: ob sich die Steifheit des Gliedes nicht wieder verlieren würde, konnten nicht anders als unbestimmt ausfallen. Die Heilung der Lähmung sey sehr zweifelhaft, indessen müsse man von einer besseren, günstigeren, wärmeren Jahreszeit vieles hoffen: das war die Erklärung, die ich den Fragenden gab und gehörig motivirt zu den Acten des damaligen Friedensgerichtes deponirte, welche dem ersten Instanz-Gerichte zu Mees eingeschickt werden mußten.

Bei dem anhaltenden Gebrauche der oben benannten innerlichen und äusserlichen Mittel, bei der täglichen mehrmaligen Anwendung von Klystieren traten endlich die natürlichen Ausleerungen wieder ein. Häufig ging geronnenes schwarzes Blut durch den Stuhl ab, und durch die Urinwege wurde ebenfalls Blut ausgeleert.

Das im Knie gebogene steife Bein konnte der Knabe durchaus nicht gerade machen. Die Sehnen der Beugemuskeln waren wie verdickt, in sich zusammengezogen und sehr gespannt in der Kniekehle zu fühlen. Ich ließ die Eibisch-Salbe fleißig in das Kniegelenk einreiben, auch warme Umschläge aus erweichenden Kräutern nicht versäumen. Dabei versuchte ich das Glied gerade zu bringen, was mir aber nicht gelang. Patient konnte den Schmerz, den ihm die Biegungsversuche verursachten, nicht ertragen. Ein gewaltig dehnendes und spannendes Gefühl im Unterleib begleitete diese Versuche.

Um nun für die baldige Aufhebung dieser Lähmung noch thätiger zu seyn und mich, da der, welcher den Knaben mißhandelt hatte, bereits dem Gesetze gemäß eingezogen war, keiner Nachrede einer Versäumniß auszusetzen, versuchte ich den Galvanismus mittelst einer auf Glas liegenden Voltaischen Säule. Ich fixirte den einen Pol auf den Unterleib, setzte dabei den Fuß des lahmen Beins, so gut es anging, in lauwarmes Wasser, womit der andere Pol durch eine Kette in Verbindung stand. Ich schloß und öffnete nun abwechselnd diese galvanische Armatur. Hierdurch wurden in steigender Progression, indem ich beim jedesmaligen neuen Schliessen der Kette um ein galvanisches Glied in der Säule höher stieg, starke Erschütterungen in dem Schenkel und Bewegungen im Unterleibe hervorgebracht. Allein der Kranke war zu empfindlich für dieses Agens, und ich mußte es nach einigemal wiederholter Anwendung desselben weglassen. Ich that dies gerne, da ich dies Mittel, wie schon gesagt, nur versuchs-

Lähmung durch die, von der Mißhandlung durch Stoßen, Treten u. dgl. veranlaßten Quetschungen der Unterleibs-Eingeweide und die dadurch bedingten Stockungen der naturgemäßen Functionen, Störungen der freien Circulation der Säfte und regelwidrigen Ausscheidungen und Lymphergiessungen, begründet und unterhalten werde. Nach dieser Ansicht richtete ich meine Behandlung ein und blieb der auflösenden, zertheilenden Methode getreu, wobei denn die topische Behandlung des Unterleibes durch die Einreibung erweichender Salben, unter welchen mit der nöthigen Vorsicht die graue Quecksilber-Salbe in Anwendung kam, durch Bäder und Cataplasmen besonders berücksichtiget wurde.

Auf diese mir höchst folgerecht scheinende Ansicht bauete ich auch meine Hoffnung der endlichen Wiederherstellung, welche Hoffnung freilich in der Folge, als sich die Steifheit des Gliedes bei dem Wiedereintreten der Verdauung, der gehörigen Ausleerungen des Stuhles und des Urins, nicht auch besserte, schwächer wurde, aber mich nie ganz verließ, indem ich nach den Grundsätzen einer rationellen Pathologie und Therapie schliessen mußte, daß eine Lähmung, die von der unterdrückten Function eines Nerven herrühre, auch wieder könne gehoben werden, wenn es glücke, die diese Unterdrückung der Nerventhätigkeit begründenden Alienationen aufzuheben.

Meine Antworten auf die häufig an mich gerichteten Fragen: ob sich die Steifheit des Gliedes nicht wieder verlieren würde, konnten nicht anders als unbestimmt ausfallen. Die Heilung der Lähmung sey sehr zweifelhaft, indessen müsse man von einer besseren, günstigeren, wärmeren Jahreszeit vieles hoffen: das war die Erklärung, die ich den Fragenden gab und gehörig motivirt zu den Acten des damaligen Friedensgerichtes deponirte, welche dem ersten Instanz-Gerichte zu Rees eingeschickt werden mußten.

Bei dem anhaltenden Gebrauche der oben benannten innerlichen und äusserlichen Mittel, bei der täglichen mehrmaligen Anwendung von Klystieren traten endlich die natürlichen Ausleerungen wieder ein. Häufig ging geronnenes schwarzes Blut durch den Stuhl ab, und durch die Urinwege wurde ebenfalls Blut ausgeleert.

Das im Knie gebogene steife Bein konnte der Knabe durchaus nicht gerade machen. Die Sehnen der Beugemuskeln waren wie verdickt, in sich zusammengezogen und sehr gespannt in der Kniekehle zu fühlen. Ich ließ die Eibisch-Salbe fleißig in das Kniegelenk einreiben, auch warme Umschläge aus erweichenden Kräutern nicht versäumen. Dabei versuchte ich das Glied gerade zu bringen, was mir aber nicht gelang. Patient konnte den Schmerz, den ihm die Biegungsversuche verursachten, nicht ertragen. Ein gewaltig dehnendes und spannendes Gefühl im Unterleib begleitete diese Versuche.

Um nun für die baldige Aufhebung dieser Lähmung noch thätiger zu seyn und mich, da der, welcher den Knaben mißhandelt hatte, bereits dem Gesetze gemäß eingezogen war, keiner Nachrede einer Versäumniß auszusetzen, versuchte ich den Galvanismus mittelst einer auf Glas liegenden Voltaischen Säule. Ich fixirte den einen Pol auf den Unterleib, setzte dabei den Fuß des lahmen Beins, so gut es anging, in lauwarmes Wasser, womit der andere Pol durch eine Kette in Verbindung stand. Ich schloß und öffnete nun abwechselnd diese galvanische Armatur. Hierdurch wurden in steigender Progression, indem ich beim jedesmaligen neuen Schliessen der Kette um ein galvanisches Glied in der Säule höher stieg, starke Erschütterungen in dem Schenkel und Bewegungen im Unterleibe hervorgebracht. Allein der Kranke war zu empfindlich für dieses Agens, und ich mußte es nach einigemal wiederholter Anwendung desselben weglassen. Ich that dies gerne, da ich dies Mittel, wie schon gesagt, nur versuchs-

weise gebrauchen wollte, und ich mir von einem mehr materiellen arzneilichen Einwirken auf die kranken Unterleibs-Gebilde besseren Erfolg versprach.

Da Adolf, wie bemerkt, die Biegungsversuche, der dadurch entstehenden schmerzhaften Spannung wegen, nicht leiden konnte, so ließ ich nach einer Consultation mit dem sehr erfahrnen Wundarzte, dem jetzigen Kreis-Chirurg, Herrn Streve von Gescher, eine einfache Extensions-Maschine an das gebogene Bein anlegen und die Riemen allmählig stärker zuschnüren, um langsam zu bezwecken, was mit Gewalt nicht gleich zu erreichen war. In einem Zeitraume von drei Tagen, während welchem, stets in meiner Gegenwart, die Riemen mehrmals des Tages stärker angezogen worden, war das Bein unter anhaltenden heftigen Schmerzen gerade geworden, nun aber in dieser Richtung eben so steif und unbeweglich, als vorher in der gebogenen. Patient war jetzt eben so unfähig, das Bein im Knie zu biegen, als früher, dasselbe zu strecken; auch zeigte das Glied keineswegs eine Tendenz, die vorige gebogene Lage wieder anzunehmen. Dieses völlige Schlafen der Muskelkraft, da die Beugemuskeln jetzt eben so wenig ihren Verrichtungen vorstehen konnten, als früher die Streckmuskeln, bestätigte nun noch mehr meine Ansicht, daß eine durch Störung der Funktionen der Bauch-Eingeweide bedingte und unterhaltene Unterdrückung der Funktion des Schenkelnervens die Ursache der Lähmung sey.

Nachdem ich das Bein einige Tage gerade gelassen, und Patient, der nun mittelst einer Krücke ziemlich gut zu gehen anfing, sich wieder erholt hatte, versuchte ich das Glied wieder krumm zu biegen. Es gelang mit Mühe und unter den gleich näher anzugebenden Erscheinungen. Ich wechselte nun, erst um den andern Tag, dann alle Tage einmal, mit dem Grade- und Krummbiegen ab. Während dieser Zeit wurde ein warmer Umschlag von erweichenden Kräutern auf dem Knie unterhalten

und dasselbe täglich mehrmals mit der grauen, mit Campher versetzten, Quecksilber-Salbe tüchtig eingerieben, wodurch ich der Rigidität der Kapselbänder und der Verdickung der Säfte des Kniegelenkes entgegenzuwirken dachte.

Alle diese Krumm- und Gradebiegungen des Gliedes gingen von dem zuerst gelungenen Versuche derselben an bis zu Ende der Lähmung nicht allein sehr beschwerlich von statten, indem Patient dabei völlig passiv seyn und manchesmal während der Operation über heftige Schmerzen schreien mußte, sondern sie erfolgten auch ruckweise, in Absätzen. Diese ruckweise geschehende Bewegung glich, um mich nach der Eigenthümlichkeit der Erscheinung auszudrücken, der des Gang-Rades in einer grossen Uhr, und solcher Rucke zählte man jedesmal bis dahin, daß der gerade Fuß krumm oder der gebogene gerade war, neun, nie mehr und nie weniger.

Diese Behandlung wurde unter dem anhaltenden Gebrauch von innern und äussern Mitteln von den ersten Tagen des Dezember an den ganzen Winter 18$\frac{11}{12}$ hindurch fortgesetzt. Das Biegen that ich entweder selbst, oder, wenn ich abwesend war, so that es ein chirurgischer Gehülfe, dem ich von allem Nöthigen unterrichtet hatte, und zwar wurde des Abends das Glied gerade gemacht und des Morgens dasselbe gebogen, damit Patient des Nachts besser liegen und den Tag über besser an der Krücke gehen konnte.

Als nun zu Ende des Februar 1812 alle wahrnehmbare Se- und Excretionen wieder ihren regelmäßigen Gang gingen, Adolf die gewöhnliche Hausmannskost wieder mit Appetit aß, und ihm dieselbe gut bekam, so glaubte ich, die Dürftigkeit der Eltern berücksichtigend ihrer Bitte, die Arzneikosten zu sparen, da sie auf einen Ersatz derselben nicht bestimmt rechnen konnten, wie sie ihn dann auch nicht erhalten haben, nachgeben und wenigstens die innerlichen Arzneien aussetzen zu müssen, und zu erwarten, was der Eintritt einer

bessern Jahreszeit, nebst den dann zu brauchenden Fußbädern und der Fortsetzung der äusserlichen Arzneien leisten würden. Meine letzte Ordination innerlicher Heilmittel war vom ersten März 1812.

Wer, frage ich hier, welcher Arzt, dem Aufrichtigkeit eben so lieb, als seine Wissenschaft ihm theuer ist, hätte sich wohl ermessen, in dem vorliegenden Falle mehr als eine sehr beschränkte Hoffnung auf Genesung zu hegen? Als die Verdauungskraft des Knaben auf ihren alten Stand zurückgeführt war, als die Eßlust, das Wohlbefinden und die natürlichen Ausleerungen bei ihm wieder eingetreten waren, wer konnte da mit Recht behaupten, daß nun auch die, durch Erschütterung und innerliche Quetschung der Abdominal-Eingeweide hervorgerufenen krankhaften Veränderungen bald gehoben seyn würden, worauf dann die freie Bewegbarkeit des Fusses folgen müßte? Nur Hoffnung und weiter nichts konnte ich geben und gab sie auch den besorgten Eltern, dem seine Gesundheit sehnlichst wünschenden Knaben und den theilnehmenden Bürgern. Die äusserlichen Mittel, so wie das Krumm- und Geradebiegen des kranken Gliedes wurden fleissig durch einen wundärztlichen Gehülfen fortgesetzt. Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Kranken noch, der jetzt sehr gut an der Krücke gehen konnte und sichtlich an Körperstärke zunahm. So oft ich ihn indeß sah, fand ich niemals Veränderungen an dem kranken Gliede, keine Besserung der Steifigkeit; die neun ruckweisen Stöße beim Biegen fanden immer noch statt. Die natürliche Wärme war jedoch noch eben so an dem Beine zu fühlen, wie zu Anfang der Lähmung, und von atrophischer Entartung fand ich nichts. Adolf ging in der Fastenzeit alle Morgen in die Kirche zum Religions-Unterricht, zur Vorbereitung auf die h. Oster-Communion; des Nachmittags spielte er meistens mit anderen Knaben außer dem Hause; deshalb traf ich ihn selten bei meinen Besuchen bei seinen Eltern

an, sprach ihn aber häufig Morgens und auch wohl Nachmittags auf der Straße. Ich ermahnte ihn dann immer zum fleissigen Gebrauche der äusserlichen Mittel und suchte seine Hoffnung auf alle Art zu beleben. Er war munter und lernte täglich besser an der Krücke gehen. Jedesmal fand ich das Glied in der ihm des Morgens gegebenen Krümmung, aus der es von selbst in die gerade überzugehen weder Neigung zeigte, noch ohne Gewalt veranlaßt werden konnte. Zuletzt sprach ich den Knaben in der Woche nach Ostern, am funfzehnten oder sechzehnten April, befühlte sein Bein und hörte von ihm, daß es mit der Steifigkeit noch nichts besser wäre.

Es war am neunzehnten April, am ersten Sonntage nach Ostern, als ich Nachmittags von einem Krankenbesuche im Kirchspiele in die Stadt zurückkehrend auf der Straße hörte, Adolf Boll sey in der Kapelle (einem zehn Minuten Weges von der Stadt entlegenen, der Mutter Gottes geweiheten Wallfahrtsorte) plötzlich von seiner Lähmung genesen, er habe seine Krücke in der Kapelle gelassen und sey ohne dieselbe froh und frisch, als wenn ihm zuvor nichts gefehlt hätte, aus der Kapelle nach Hause gegangen. Ich begab mich sogleich in seine Wohnung, fand ihn aber nicht, indem er, wie die Nachbarn sagten, mit seinen Eltern den sogenannten Umgang, einen durch die Umgebungen der Stadt führenden, mit Heiligen-Bildern hier und da besetzten Weg, angetreten habe, um Gott für das durch die Fürbitte der heil. Jungfrau an ihm geschehene Wunder zu danken. Als er nach ein paar Stunden wieder zu Hause gekommen war, wurde ich, zufolge meiner Bestellung, gerufen. Ich untersuchte das Bein und fand es völlig entlähmt; das Knie bog sich frei; der Knabe hatte den völligen Gebrauch seines Gliedes wieder, und ausser einiger Röthe am Knie, den Spuren der anhaltend gebrauchten Einreibungen und Umschläge, sah man nichts Krankhaftes mehr an demselben. Etwas Schwanken im Gehen, die wahrscheinliche

bessern Jahreszeit, nebst den dann zu brauchenden Fußbädern und der Fortsetzung der äusserlichen Arzneien leisten würden. Meine letzte Ordination innerlicher Heilmittel war vom ersten März 1812.

Wer, frage ich hier, welcher Arzt, dem Aufrichtigkeit eben so lieb, als seine Wissenschaft ihm theuer ist, hätte sich wohl ermessen, in dem vorliegenden Falle mehr als eine sehr beschränkte Hoffnung auf Genesung zu hegen? Als die Verdauungskraft des Knaben auf ihren alten Stand zurückgeführt war, als die Eßlust, das Wohlbefinden und die natürlichen Ausleerungen bei ihm wieder eingetreten waren, wer konnte da mit Recht behaupten, daß nun auch die, durch Erschütterung und innerliche Quetschung der Abdominal-Eingeweide hervorgerufenen krankhaften Veränderungen bald gehoben seyn würden, worauf dann die freie Bewegbarkeit des Fusses folgen müßte? Nur Hoffnung und weiter nichts konnte ich geben und gab sie auch den besorgten Eltern, dem seine Gesundheit sehnlichst wünschenden Knaben und den theilnehmenden Bürgern. Die äusserlichen Mittel, so wie das Krumm- und Geradebiegen des kranken Gliedes wurden fleissig durch einen wundärztlichen Gehülfen fortgesetzt. Von Zeit zu Zeit besuchte ich den Kranken noch, der jetzt sehr gut an der Krücke gehen konnte und sichtlich an Körperstärke zunahm. So oft ich ihn indeß sah, fand ich niemals Veränderungen an dem kranken Gliede, keine Besserung der Steifigkeit; die neun ruckweisen Stöße beim Biegen fanden immer noch statt. Die natürliche Wärme war jedoch noch eben so an den Beine zu fühlen, wie zu Anfang der Lähmung, und von atrophischer Entartung fand ich nichts. Adolf ging in der Fastenzeit alle Morgen in die Kirche zum Religions-Unterricht, zur Vorbereitung auf die h. Oster-Communion; des Nachmittags spielte er meistens mit anderen Knaben ausser dem Hause; deshalb traf ich ihn selten bei meinen Besuchen bei seinen Eltern

an, sprach ihn aber häufig Morgens und auch wohl Nachmittags auf der Straße. Ich ermahnte ihn dann immer zum fleissigen Gebrauche der äusserlichen Mittel und suchte seine Hoffnung auf alle Art zu beleben. Er war munter und lernte täglich besser an der Krücke gehen. Jedesmal fand ich das Glied in der ihm des Morgens gegebenen Krümmung, aus der es von selbst in die gerade überzugehen weder Neigung zeigte, noch ohne Gewalt veranlaßt werden konnte. Zuletzt sprach ich den Knaben in der Woche nach Ostern, am funfzehnten oder sechzehnten April, befühlte sein Bein und hörte von ihm, daß es mit der Steifigkeit noch nichts besser wäre.

Es war am neunzehnten April, am ersten Sonntage nach Ostern, als ich Nachmittags von einem Krankenbesuche im Kirchspiele in die Stadt zurückkehrend auf der Straße hörte, Adolf Voll sey in der Kapelle (einem zehn Minuten Weges von der Stadt entlegenen, der Mutter Gottes geweiheten Wallfahrtsorte) plötzlich von seiner Lähmung genesen, er habe seine Krücke in der Kapelle gelassen und sey ohne dieselbe froh und frisch, als wenn ihm zuvor nichts gefehlt hätte, aus der Kapelle nach Hause gegangen. Ich begab mich sogleich in seine Wohnung, fand ihn aber nicht, indem er, wie die Nachbarn sagten, mit seinen Eltern den sogenannten Umgang, einen durch die Umgebungen der Stadt führenden, mit Heiligen-Bildern hier und da besetzten Weg, angetreten habe, um Gott für das durch die Fürbitte der heil. Jungfrau an ihm geschehene Wunder zu danken. Als er nach ein paar Stunden wieder zu Hause gekommen war, wurde ich, zufolge meiner Bestellung, gerufen. Ich untersuchte das Bein und fand es völlig entlähmt; das Knie bog sich frei; der Knabe hatte den völligen Gebrauch seines Gliedes wieder, und ausser einiger Röthe am Knie, den Spuren der anhaltend gebrauchten Einreibungen und Umschläge, sah man nichts Krankhaftes mehr an demselben. Etwas Schwanken im Gehen, die wahrscheinliche

Folge von dem langen, und dem Gehen gewohnt gewordenen Gebrauch der Krücke, war allerdings noch zu bemerken; indessen hielt dieses Schwanken nur noch einige Tage, allmählig abnehmend, an, und Adolf war nachher eben so geschwind, als er vor der Krankheit gewesen war.

Seine Aussage über sein Befinden, seit ich ihn zum letztenmale gesehen hatte, und über das an dem Tage seiner Herstellung, am neunzehnten April, so wie über den Hergang der plötzlichen Entlähmung in der Kapelle, war folgende.

»Ich habe mich, seit ich mit ihnen das leztemal sprach, nicht besser als sonst gefühlt; diesen Morgen aber war mir das kranke Bein sehr schwer, und während der ganzen Zeit meines Lahmseyns fühlte ich keine solche Schwere darin, als diesen Morgen. Als ich diesen Nachmittag mit meiner Mutter zur Kapelle ging, war dieses Gefühl am stärksten; dabei war der Schmerz im Beine stärker, als er seit einiger Zeit gewesen war. Das Gehen wurde mir sehr beschwerlich, der Fuß schleppte mir über den Grund.«

Dieses beschwerliche Fortbewegen des Kranken und das Schleppen des Fußes über den Boden bestätigten mehrere Leute, die zu gleicher Zeit zur Kapelle gegangen und denselben mit seiner Mutter auf dem Wege gesehen hatten. In dem Sande, sagten sie, konnte man den schleppenden Fuß nachspüren.

„Ich hatte“, fuhr Adolf fort, „den ganzen Morgen des neunzehnten eine unwiderstehliche Neigung gefühlt, in die Kapelle zu gehen, und auch zuverläßig gehofft, mein Bein werde durch die Fürbitte der heiligen Mutter Gottes wieder gesund werden. In der Kapelle setzte ich mich vor den Altar und betete andächtig; meine Mutter kniete neben mir. Plötzlich wurden die Schmerzen im Beine sehr heftig und es war mir, als wenn mich einer plötzlich in die Seite stieße. Zweimal riß es mir im Unterleibe hin und her, von der einen

Seite zur andern. In dem nämlichen Augenblicke fühlte ich ein krampfhaftes Zucken und Spannen in dem kranken Beine; ich mußte aufstehen und konnte es ohne Hülfe der Krücke. Mir wurde nun so wunderlich und so froh; ich versuchte zu gehen, konnte es, warf die Krücke weg und dankte Gott und der heiligen Jungfrau unter Thränen der Freude. Ich ging nun mit meiner Mutter ohne alle Hülfe nach Hause zu meinem Vater, und dann mit meinen Eltern, Brüdern und mehreren Menschen den Umweg, Gott zu danken für das an mir geschehene Wunder und komme eben von dieser Dankfahrt zurück.«

Adolf war genesen, war wieder so gesund als vorher. Die Gläubigen priesen Gott für dies Wunderwerk, und wie konnten sie anders, sie, welche nur die noch so ganz kurz zuvor dagewesene völlige Lähmung des Gliedes und dann deren plötzliches Verschwinden in die Augen faßten, und die nach ihrer religiösen Anschauungsweise dem Wunderglauben nicht allein geneigt seyn mußten, sondern die auch in ihrer Jugend mehrere ähnliche Ereignisse in derselben Kapelle unter Bekräftigung der Wahrheit von ihren Aeltern und Verwandten als wirkliche Wunder hatten erzählen und preisen hören? Der Pfarrer des Orts und die übrigen hiesigen Herren Geistlichen, nahmen indeß an diesem Glauben nicht unbedingt Theil; auch enthielten sie sich nicht bloß, dies allerdings auffallende Ereigniß auf irgend eine Weise als ein Wunder zu verkünden, sondern sie mahnten noch vom vor eiligen Urtheilen ab, an die großen Forderungen erinnernd, welche die katholische Kirche an Vorgänge macht, die sie als Wunder anerkennen und benannt wissen will. Sie wiesen die Leute an mich, der ich vielleicht in diesem Ereignisse nur eine natürliche Folge der eingeleiteten Heilsbestrebungen der Naturkräfte erblicken, und insofern über den Vorgang Auskunft geben könnte. Man solle, so sagten diese würdigen Priester, allerdings in Demuth des Herzens

Gott und seiner heiligen Mutter danken, da ohne des Höchsten Wille nichts Gutes geschehe, allein hochmüthig glauben und glauben machen wollen, und diesen Glauben mit Hartnäckigkeit vertheidigen, daß ein Wunder geschehen sey, wo doch wahrscheinlich eine natürliche Erklärung ausreiche, das sey von der Kirche verworfen und verdammt.

Bei dem Gerichte und den Rechtsgelehrten überhaupt erschien der Vorfall nicht von derselben Seite. Es sey die ganze Krankheit erdichtet, sagten einige; Andere, die glimpflicher zu verfahren glaubten, erklärten die plötzliche Heilung in der Kapelle insoweit für Betrug, als die Entlähmung schon früher da gewesen sey, und die Aeltern des Knaben mit ihren Rathgebern es nur so eingeleitet hätten, daß Adolf in der Kapelle plötzlich genesen erschiene, damit es als ein Wunder verlaute, und dadurch der schon zur Assisen-Sitzung zu Rees, dem Arrondissements-Ort, nach Münster, dem Departements-Ort, abgeführte R., der die Mißhandlung verübt hatte, keinen Vortheil von der Genesung habe; wieder Andere meinten das Gegentheil, nämlich es sey mehr die Absicht, Schonung des Thäters zu veranlaßen; wenige, denen die Geschichte hinlänglich bekannt geworden war, mochten die Wahrheit erkennen.

Durch das hiesige Friedens-Gericht erhielt ich auf Veranlassung des Kaiserlichen Anwalds bei dem Assisen-Hofe zu Münster zu Anfang May 1813 eine Aufforderung, meine Erklärung über die Krankheit des Adolf Boll und über die in der hiesigen Kapelle angeblich plötzlich erfolgte Genesung desselben abzugeben.

Nachstehendes war diese Erklärung.

---

Auf Requisition des Herrn Friedensrichters des Kantons Stadtlohn, Dr. Reigers, meine Erklärung über die Krank-

heit des Adolf Boll, Sohns des hiesigen Bürgers und Maurermeisters Johann Hermann Boll, und über dessen am neunzehnten April d. J. in der hiesigen Muttergottes-Kapelle plötzlich eingetreten seyn sollende Genesung von der Lähmung seines linken Beines, abzugeben, erkläre ich hiermit, indem ich mich auf meinen frühern, auf Requisition des hiesigen Friedens-Gerichtes gleich zu Anfang der Inquisition in Sachen Boll gegen N—s abgegebenen Fundschein und meine später nochmals zu Protokoll gegebene mündliche Erklärung berufe *), und selbe hier in tantum quantum wiederhohle: daß der Adolf Böll wirklich und in Wahrheit anfänglich sehr gefährlich krank war, was natürlich leicht aus der Mißhandlung durch Treten auf den Unterleib hervorgehen konnte; daß er einige Zeit mehrmals und zwar in unbestimmten Perioden völlig wie wahnsinnig sich gebärdete, Convulsionen und Aeusserungen von Schrecken hatte, gar keine Speisen, ausser einer bis zwei Kartoffeln täglich, eine geraume Zeit hindurch zu sich nahm, und in specie gar kein schwarzes Brod vertragen konnte, dabei über Schmerzen und Ziehen im Unterleibe von der rechten Seite zur linken, und so den linken Schenkel hinab, klagte; daß ich nachher, als sich auf anhaltende erweichende Klystiere und zweckdienliche Arzneien der Stuhlgang wieder regulirte, mehrmals dickes, geronnenes Blut gesehen habe, welches, wie die Eltern sagten, ihrem Sohne durch den Stuhl abgegangen war, auch dieselben gesagt haben, er hätte durch den Urin Blut abgelassen; daß später sein linker Fuß

*) Diesen Fundschein besitze ich nicht mehr, er ist mir abhanden gekommen. Derselbe, so wie die erwähnte spätere Erklärung zu Protokol, besagen indessen hauptsächlich, daß Adolf Boll wirklich sehr krank sey, und daß, bei der damaligen Lage der Sachen, es unmöglich sey, vorherzusagen, ob derselbe wieder ganz werde geheilt werden, daß die Hoffnung zur völligen Wiederherstellung sehr ungewiß sey, u. s. w.

völlig steif und unbrauchbar wurde, so daß ich nach Consultation mit dem Herrn Wundarzt Streve von Gescher darum, weil das Bein im Knie gebogen steif war, eine Extensions-Maschine anzulegen nöthig fand, hernach beim Gebrauch von Bädern, Umschlägen und Einreibungen das Bein fleissig bald krumm, bald gerade bog oder biegen ließ, um einer Verdickung der Gelenkfeuchtigkeiten des Knies vorzubeugen; daß diese Biegungen stets bei völliger Passivität des Patienten mußten vorgenommen werden; daß dieselben mit knarrenden Absätzen in dem Charniergelenke des Knies und stets unter Schmerzens-Aeusserungen und Schreien des Patienten vor sich gingen; daß er sich einer Krücke zum Gehen bedienen mußte, und daß, nach allem diesem, seine Krankheit reel und nichts weniger als fingirt war, er auch noch am ersten März d. J. innerliche Arzneien erhielt, welche ich hernach nicht mehr nöthig achtete, da ich die, damals freilich sehr zweifelhafte, völlige Genesung von dem Eintritte des Frühjahres und der Wärme hoffte, jedoch die äusserlichen Mittel und das verordnete tägliche Biegen des Fußes fortzusetzen rieth.

Daß ich endlich, was seine völlige Genesung oder vielmehr Entlähmung anbetrifft, selbe recht gut in der Succession der Erscheinungen der heilenden Naturthätigkeit begründet und also keineswegs für ein Wunder halte, da ja eine Lähmung, die von unterdrückter Funktion eines Nerven herrührt, und bei der diese Unterdrückung der Nervenfunktion von der Quetschung durch das Treten und die daher entstandenen Abnormitäten der Unterleibs-Gebilde, Stockungen und Beschränkungen der Circulation der Säfte begründet und unterhalten wird, sich eben, weil sie eine von den genannten Umständen entstandene ist, heben wird, wenn die begründenden und unterhaltenden Momente derselben beseitiget sind. Bei Adolf Boll war diese Beseitigung der ursächlichen Momente am neunzehnten schon größtentheils vollendet,

denn die Funktionen der Verdauung und der Se- und Excretionen waren bei ihm wieder geregelt, er aß und vertrug seit sechs Wochen schon wieder schwarzes Brod und bekam ein gutes Ansehen.

Die eigene Aussage des Knaben bestätigt diese Annahme, indem er gegen mich erklärte: daß gerade den 19ten April, als er nach Mittag in die Kapelle gehen wollte, ihm sein Fuß sehr schwer, ja schwerer als je, gewesen; zweitens bestätigt dieses die Aussage der Leute, die ihn zur Kapelle gehen sahen, und welche aussagten, daß sie seinen Fuß über den Grund hätten schleppen gesehen und im Sande hätten nachspüren können, was diese Leute für Verschlimmerung hielten, da es doch Besserung war und die erfolgende Entlähmung andeutete. Die Genesung war also schon angefangen; die Entlähmung aber, der Schließpunkt des ganzen Ereignisses, trat gerade in der Kapelle ein.

---

## Geschichte eines Falles von Idiosomnambulismus;

mitgetheilt von
Herrn Dr. Schwarz
in Fulda.

---

A. N., achtzehn Jahr alt, hatte in ihrer Kindheit oft an scrofulösen Augenentzündungen und sonstigen Affectionen des Drüsensystems gelitten, so wie an Würmern, Furunkeln u. dgl. m. Sie war deshalb gewöhnt, sich jährlich zu wiederholtenmalen schröpfen zu lassen. Die Beschwerden des Drüsensystems hatten sich nach dem regelmäßigen Eintritt der monatlichen Reinigung gänzlich verloren, und sie erfreute sich seit dieser Zeit einer guten Gesundheit; sie hatte ein blühendes Aus-

sehen, und, bei ihrer sehr wechselnden, bald heiteren, bald niedergeschlagenen Gemüthsstimmung, für ihre Bildung als geringes Landmädchen, einen sehr lebhaften Geist und klaren Verstand. Ihre Wißbegierde war sehr groß und sie erlernte allerhand weibliche Beschäftigungen mit Leichtigkeit.

In den ersten Tagen des Monats September 1820 fühlte sie ein allgemeines Unbehagen, Ziehen in den Gliedern, überlaufenden Schauder mit fliegender Hitze u. s. w. Am sechsten September blieb sie im Bette; das Unbehagen hatte sich vermehrt und gegen Nachmittag bekam sie allgemeine Convulsionen.

Ich sah sie, da sie auf dem Lande lebte, einige Stunden nach dem Anfalle. Die allgemeinen Zuckungen hatten nachgelassen; über den ganzen Körper war ein Masern-Ausschlag ausgebrochen.

Da die Haut gelinde ausdünstete, und die Fieberbewegungen, so wie das Leiden der Schleimhäute der Nase und der Athmungs-Organe nicht sehr beträchtlich waren, so wurde ihr ein warmes Verhalten und eine schleimige Mixtur mit etwas essigsaurem Ammonium verordnet, und, falls sich die Zuckungen wieder einstellen sollten, ein krampfstillendes Mittel in Bereitschaft gehalten.

Die Masern verliefen ganz normal und die N. war im Allgemeinen wieder sehr wohl, nur daß sie zuweilen über eine juckende, kriebelnde Empfindung im Innern der Nase, namentlich in der Gegend der Nasenwurzel, klagte. Die Oeffnungen der Nase waren sehr geröthet; auch fühlte sie zuweilen einen lästigen Druck in den Stirnhöhlen.

Nach einem etwas starken Nasenbluten hatten sich alle diese Empfindungen bei ihr verloren und sie war wieder wie vorher munter und thätig.

Im Februar 1821 ward sie, nachdem sich ihre Reinigung gehörig stark eingestellt, eines Tages von einem solchen Zittern befallen, daß sie sich niedersetzen mußte; worauf dann in den

Armen und Beinen Zuckungen eintraten. Nachdem diese Zuckungen aufgehört hatten, stellte sich an deren Stelle ein Dehnen und Strecken der Glieder ein, wornach der Anfall vorüber war.

Ausser einer Abgeschlagenheit und Mattigkeit in den Gliedern, hatte sie keine Empfindung von dem, was während jenes Anfalles mit ihr vorgegangen war. Von den Zuckungen wußte sie nichts. Da ihr das Bewußtseyn verging und man in solchen Momenten mit ihr machen konnte, was man wollte, ohne daß sie nachher wußte, was mit ihr vorgegangen sey, so verschwieg man ihr, um sie nicht zu beunruhigen, sorgfältig, was sich mit ihr zugetragen, und sagte ihr bloß, sie habe eine Ohnmacht gehabt, was sie auch leicht glaubte.

Einmal hatte eine Frau sie gefragt, ob sie denn wirklich am armen Werke leide (womit in unserer Gegend die Epilepsie bezeichnet wird). Sie hate sich über diese Fräge entsetzt und auf der Stelle die Zuckungen bekommen.

Seit dieser Zeit sprach sie immer mit Bedenklichkeit über ihren Zustand und härmte sich sichtlich ab.

Nach einigen Tagen stellte sich regelmäßig gegen zehn Uhr Morgens bei ihr eine Schläfrigkeit ein, auf welche ein leiser Schlummer und Zuckungen aller Gliedmassen folgten.

Da man gegen diese Zufälle bereits allerhand Mittel ohne Erfolg versucht hatte, so bestand ich endlich darauf, man möge die Person in die Stadt bringen lassen, damit sie dort unter genauer Aufsicht nach einem regelmäßigen Curplane behandelt werden könne.

Im März kam sie dann in die Stadt; sie schien wohlgenährt, hatte eine blühende Gesichtsfarbe, und war heiter und regsam. Die Nasenlöcher waren sehr stark geröthet; sie klagte über ein ihr sehr lästiges Kriebeln in den obern Gliedmassen,

welches in den Fingerspitzen anfange, längs den Armen hinauflaufe und ihr die Empfindung verursache, als wenn ein Käferchen drinnen herumkrieche. Sie erzählte ferner, daß sie über der Nasenwurzel, so wie in der Herzgrube die Empfindung eines lästigen Druckes habe, der sie nie verlasse, so wie daß die Menses seit einigen Monaten spärlicher geflossen seyen, und daß sie nicht selten an Wallungen gelitten habe, die ihr oft große Beängstigungen verursacht hätten.

Appetit, Schlaf und alle Functionen waren übrigens normal; nur kehrten alle Morgen gegen zehn Uhr noch regelmäßig die Anfälle von Zuckungen zurück.

Den Anfang der Cur machte ich mit einem Aderlaße am Fuße, bei welchem die Vorsicht gebraucht wurde, der Patientin, die, wie sie sagte, beim Anblicke von Blut jedesmal ohnmächtig wurde, den blutenden Fuß durch Bedeckung desselben mit einem Tuche zu verhüllen. Es wurden etwa zwölf Unzen weggelassen.

Ohngefähr nach einer halben Stunde, da die Ader schon längst wieder verbunden, die Kranke munter und guter Dinge war und man nichts weniger als einen Anfall ihrer Convulsionen erwartete, wurde sie plötzlich still, es befiel sie die gewöhnliche Schläfrigkeit, so daß sie sich aufs Sopha setzte, und nach kurzer Frist brachen allgemeine klonische Krämpfe bei ihr aus.

Als diese allmählig nachließen, fing sie an zu murmeln, und dann anfangs undeutlich, und bald darauf sehr vernehmlich, im Schlafe zu sprechen.

Aus ihren Reden konnte man entnehmen, daß sie sich auf dem Gute ihrer Herrschaft zu befinden und da mit einem Dienstmädchen wegen einer Vernachläßigung einen Zank zu haben träumte.

Sie erwachte mit einem tiefen Seufzer, sah sich befremdet, jedoch freundlich um, wußte aber nicht das Geringste von ihrem eben dagewesenen Traume.

Man erzählte mir nun, daß diese Träume oft noch viel

lebhafter seyen und daß die Kranke oft im Schlafe verschiedene Handlungen vorgenommen habe; so sey sie z. B. erst vor einigen Wochen in ihrem gewöhnlichen Morgen-Schlafanfalle, mit geschlossenen Augen aufgesprungen und in aller Schnelligkeit die Treppe hinab in den Schaafstall gelaufen. Man sey ihr in der Besorgniß, sie werde die steile Treppe hinabstürzen, gefolgt, habe sie aber in dem Schaafstalle damit beschäftigt gefunden, einem säugenden Schaafe sein Lämmchen an die Zitzen zu halten und dasselbe saugen zu lassen. Nach dem ersten Lämmchen hatte sie dem Schaafe ein zweites angelegt. Noch während des Saugens dieses zweiten Lämmchens sey sie plötzlich, wie von einem electrischen Schlage erschüttert, erwacht, habe sich erschrocken umgesehen und sey im höchsten Grade über ihren seltsamen Aufenthalt betroffen gewesen. Sie habe nach dem Erwachen geglaubt, sie sey dort eingesperrt worden, weil sie etwas verbrochen, und es habe Mühe gekostet, sie zu beruhigen.

Ich glaubte die Gelegenheitsursache der bei der N. vorhandenen krankhaften Aufregung des Nervensystems in Würmern zu finden, an welchen sie in früher Jugend sehr stark gelitten hatte, und dermalen noch litt. Daß ihr vor Kurzem einige abgegangen, war mir ein untrügliches Merkmal der Anwesenheit derselben.

Ich ließ mich um so mehr zur Anwendung von Wurmmitteln verleiten, da ihre Mutter seit vielen Jahren an den heftigsten Zufällen vom Bandwurm gelitten, und erst noch kürzlich einige Glieder dieses Gastes verloren hatte.

Patientin nahm nun eine Latwerge aus Sem. cinae mit Pulv. rad. valerian. sylv. und Mel. despumat. einige Tage regelmäßig ein; dann bekam sie Pillen aus Kalomel und Jalappe, worauf ihr eine ungeheure Menge Springwürmer und mehrere große noch lebende Spulwürmer abgingen. Diese Behandlung wurde acht Tage lang fortgesetzt, wo denn unter wieder

holten Gaben des Wurmmittels und der Abführungsmittel täglich Würmer und viel Schleim ausgeleert wurden.

Inzwischen hatte Patientin noch bisweilen Anfälle von klonischen Krämpfen gehabt und sie erhielt hiergegen Pillen aus Asand, Zinkblumen und Baldrianextract. Die Zuckungen wurden unter dem fortgesetzten Gebrauche dieser Mittel immer seltener und blieben nach zehntägiger Anwendung derselben endlich ganz aus. Die kriebelnde, prickelnde und kriechende Empfindung von den Fingern bis zum Oberarm, und der Druck unter der Nasenwurzel und in der Herzgrube waren völlig verschwunden, so wie sich auch die Röthe um die Nasenlöcher verloren hatte. Patientin, welche früher bei einer sehr erweiterten Pupille sehr kurzsichtig gewesen war, behauptete jetzt besser und deutlicher sehen zu können; wirklich waren auch ihre Pupillen mehr verengert.

Zur Nachkur erhielt sie noch eine Zeit lang bittere Extracte, und kehrte dann zu ihren gewohnten Beschäftigungen auf das Land zurück. Ihre monatliche Reinigung hatte sich wieder eingestellt, und floß eben so regelmäßig wie zuvor, ohne daß sie darnach die mindeste Beschwerde verspürt hätte.

Im folgenden Monate April hatte sie sich sehr wohl befunden. In den ersten Tagen des Mai fühlte sie aber wieder ein ganz eigenes Unbehagen, welches am zehnten d. M. so zunahm, daß sie im Bette bleiben mußte.

Plötzlich verspürte sie nun ein eigenes Gefühl von Kriechen im Unterleibe, das von der Herzgrube auszugehen schien, sich nach der linken Seite hin und von da den Schlund hinauf fortsetzte, ihr da wie ein Knäuel stecken blieb und ein Würgen verursachte.

Bald darauf hatte sie dann die Empfindung, als kehre das Thierchen, das sie als die Ursache jenes Gefühls ansah, sich im Halse um, und kriche nun wieder mit unglaublicher Schnelligkeit zurück, sich darauf in den Gedärmen

bald rechts, bald links, bald auf-, bald abwärts umher bewegend, bis es sie endlich, nach einem etwa zweistündigen Umherkriechen (das ihr ungemeine Schmerzen verursachet) auf den Nachtstuhl trieb. Dieser Drang zur Stuhlausleerung war aber so heftig, daß sie kaum aus dem Bette kommen konnte. Noch ehe sie den Nachttopf erreichte, mußte sie sich vor das Bette niederkauern; hier sey ihr nun einstens, wie sie späterhin ausführlicher erzählte, etwas abgegangen, was grauröthlich ausgesehen habe, und vorn zwei Finger dick, am hintern Ende aber, spitziger zulaufend, und eine Hand lang gewesen sey. Es sey, so erzählte sie, lebendig und ein Thierchen gewesen, welches ihr, indem sie es habe aufmerksamer betrachten wollen, an das Bein gesprungen sey. Erschrocken darüber sey sie geflohen und habe nun von ferne bemerket, daß es hoch aufgesprungen sey. Da sie allein im Zimmer und in Furcht gewesen sey, so habe sie geschrien, damit Jemand kommen möge. Von ihrem Hülfsgeschrei sey eine Katze, welche neben dem Bette auf einem Stuhle geschlafen habe, erwacht und aufgesprungen. Die Katze, die auch des sich windenden Thierchens ansichtig geworden, sey alsbald auf dasselbe losgesprungen, habe es erhascht und dann unter der Bettlade sich verborgen. Die Hinzugekommenen hatten hierauf sogleich unter dem Bette und allenthalben Nachsuchung angestellt, aber nirgends eine Spur des beschriebenen Thierchens entdecken können, so daß man der Meinung war, die Katze müsse es verschluckt haben.

Der Platz, auf welchem das Thierchen, nach der Angabe der N., gelegen hatte, war naß gewesen. Sie behauptete, die Gestalt des Thierchens sey ihr sehr bekannt gewesen; es habe genau jenen Geschöpfen geglichen, welche von der Sonne, wenn diese auf Steinrücken (aufgehäufte Steine im Felde) scheine, aus denselben herausgelockt würden, und, wenn man

viel Geräusch mache, sich mit Schnelligkeit wieder darin verkrochen (also hiernach lacerta fragilis).

Einige Zeit nach dem Abgange dieses Thierchens hatte Patientin noch über Schmerzen im Unterleibe geklagt, und zwar stets in der Richtung des Weges, den das Thierchen angeblich genommen hatte. Ich war sehr geneigt, dieses Thierchen für nichts anderes, als für einen Spulwurm zu halten, welchem theils das schlechte Gesicht der Patientin, theils ihr Schrecken und ihre aufgeregte Einbildungskraft die Gestalt einer Eidechse angedichtet hatten. An absichtlichen Betrug war hier, da derselbe schwerlich einen Zweck haben konnte, weniger, wohl aber an Selbsttäuschung zu denken. Was die Schmerzen betrifft, so dürften diese bloße Krampfanfälle gewesen seyn.

Nach dem Abgange des Thierchens war Patientin offenbar heiterer geworden, und am andern Tage wieder aufgestanden, um ihre gewöhnlichen Beschäftigungen zu verrichten.

Aber am 14ten desselben Monats wurde sie unvermuthet von den allerheftigsten Zuckungen befallen. Ich wurde alsbald hiervon benachrichtigt und verordnete ihr destillirtes Kamillenöl in Schwefeläther. Auf den Gebrauch dieser Tropfen hatten sich an diesem Tage die Krampfzufälle nicht wieder eingestellt, die Nacht war ebenfalls ruhig dahingegangen, und Patientin hatte selbst einige Stunden anhaltend gut geschlafen.

Am funfzehnten Mai war kaum der Tag angebrochen, als sich die Krämpfe wieder mit aller Heftigkeit einstellten. Sie hatten nun auch die Sprachwerkzeuge befallen, und Patientin konnte, trotz aller Anstrengung, kein deutliches Wort hervorbringen. Wenn sich ein neuer Zuckungsanfall einstellte, so mußte sie jedesmal von mehrern Personen gehalten werden, indem sie während des Anfalls im Bett hoch in die Höhe fuhr, und sich unter heftigem Zähneknirschen mit den Händen schlug,

wobei sie sich also leicht hätte beschädigen können. Nach einem solchen Anfalle war sie immer ermüdet und schlummerte ein.

Beim Erwachen wußte sie nicht, was sich mit ihr zugetragen hatte. Sie konnte diesen Tag nicht sprechen und begehrte durch Zeichen Bleifeder und Papier, um, was sie begehrte, aufzuschreiben.

Ich sah sie an diesem Tage gegen Abend. Sie bemühte sich, mir durch Zeichen und späterhin schriftlich ihr Befinden bekannt zu machen; sie deutete auf ihren Hals und stammelte allerhand unverständliche Laute. Ich berührte ihren Hals; in demselben Augenblicke sprach sie deutlich, und sowohl sie als die sie Umgebenden waren hoch erfreut, daß sie ihre Sprache wieder erlangt hatte. Sie erzählte mir nun die vorerwähnte Geschichte mit dem Thierchen ganz ausführlich, und daß sie seit jener Zeit keine Oeffnung gehabt hätte. Da ich ihre dermaligen Krampf-Zufälle wieder als Folge eines vorhandenen Wurmreizes ansah, so verordnete ich ihr von Neuem Pillen aus Asand, Zinkblumen und Baldrian-Extract, und späterhin Kalomel mit Jalappe.

Sie bekam in meiner Gegenwart einen Anfall ihrer Krämpfe; sie schlug bei demselben mit dem Kopfe und den Armen so unbändig um sich, daß man sie von mehrern Personen halten lassen mußte, damit sie keinen Schaden litt.

Am sechzehnten Mai. Es war eine Entleerung von vielem zähen, grünlichen Schleim nach unten erfolgt; man hatte aber keine Würmer darin gefunden. Sie hätte auch an diesem Tage Anfälle von Zuckungen gehabt, jedoch in weit größeren Zwischenzeiten als zuvor, und auch in Hinsicht der Stärke bedeutend geringere.

Sie befand sich diesen Tag in einem eigends veränderten und aufgeregten Zustande. Am Nachmittage war sie einmal aufgestanden und an ein Fenster getreten, welches die Aussicht auf eine große Fläche von Ackerfeld darbot, und von wo aus

man ein eine halbe Stunde entlegenes Dorf sehen konnte. In weiter Entfernung vom Gute ackerte ein Knecht; Patientin sah ihn, was alle Umstehende sehr wunderte, da sie sonst nie so weit mit freien Augen hatte sehen können; sie beschrieb die Pferde und die Kleidung des Ackernden, was selbst Leute mit gutem Gesichte nicht genau zu unterscheiden im Stande waren, und wovon man sich erst durch ein Fernrohr vergewisserte.

So sagte sie auch, sie könne in die obere Stube des Wirthshauses in dem entlegenen Dorfe sehen, in welche Stube sie, nach eingezogenen Erkundigungen, noch nie gekommen war. Sie beschrieb die Schränke in derselben, die Kleider, welche an der Wand hingen u. dgl. m.

Obschon man die Fenster jenes Hauses von dem Zimmer der Kranken aus sehen konnte, so war es doch den Anwesenden weder mit freiem Auge, noch mittelst eines Fernrohres, möglich, irgend Etwas dort zu unterscheiden. Indessen verhielten sich die Sachen, als man späterhin genauere Erkundigungen darüber einzog, genau so, wie die Kranke sie beschrieben hatte.

Am siebzehnten Mai Morgens erzählte die Kranke, es sey ihr in dieser Nacht im Traume vorgekommen, ihre Herrschaft (so nannte sie die Frau des Gutsbesitzers) habe sie besuchen wollen, allein dieselbe könne nun nicht abkommen, weil die Köchin in der Stadt ein böses Bein habe, und die Herrschaft sich deshalb der Küche näher annehmen müsse.

Auf die Frage, woher sie dieses vermuthe, entgegnete sie: die Köchin sey in der Küche herumgehinkt und habe ein geschwollenes Bein.

Die Nachricht, daß die Köchin, in Folge eines den Abend zuvor unvorsichtig am Fuße vorgenommenen Aderlasses, wirklich erlahmet sey, erhielt man einige Stunden darauf durch einen aus der Stadt zurückkehrenden Boten.

Dieser Tag verlief ganz ruhig.

Am achtzehnten Mai wurden hingegen die Zuckungen wieder weit häufiger und so heftig, daß man für das Leben der Kranken auf einen Augenblick besorgt wurde, besonders als die Krämpfe mit aller Gewalt die Brust ergriffen.

Wenn auch die Zuckungen nachliessen, so befand sich Patientin doch fortwährend in einem exaltirten Zustande, worin sie theils aus dem Gedächtnisse, theils auch aus einem Buche Gebete hersagte, bald klagend, daß sie so früh sterben solle, bald sich förmlich zum Tode bereitend, wobei sie stets betete und sich in den Willen des Allerhöchsten ergab.

Mit großer Sehnsucht sprach sie von ihrer Herrschaft, und äusserte beständig den Wunsch, dieselbe vor ihrem Hinscheiden nur noch einmal zu sehen.

In diesem Zustande, in welchem sie bald wie schlummernd da lag, und doch den lebhaftesten Discurs mit geschlossenen Augen, wie im Traume, fortsetzte, dabei eine blühende, keineswegs aber erhitzte Gesichtsfarbe und eine stets freundliche Miene behaltend, bald mit geöffneten Augenliedern von ihren gehabten Traumgesichten sprach, verblieb sie den ganzen Tag. Von Zeit zu Zeit wurden dieses Schlummern und diese Träumerei durch Zuckungen unterbrochen.

Ich war Nachmittags am achtzehnten Mai mit der Frau des Gutsbesitzers hinausgefahren, und trat allein ins Zimmer zu der Patientin.

Sie sah mich heiter an und grüßte mich freundlich. Ich suchte sie auf den ersehnten Besuch ihrer Gebieterin vorzubereiten. Obgleich sie über die Nachricht von dem Besuche ihrer Herrschaft erfreut war, so schien sie doch an der Wahrheit derselben zu zweifeln, indem sie äusserte, die Herrschaft könne ja wegen der Kränklichkeit der Köchin unmöglich abkommen. Meine Versicherung fand indeß endlich Glauben, und Patientin schien nun mit Ruhe die Ankunft der Herrschaft abzuwarten.

Als die Gutsbesitzerin ins Zimmer trat und von ihr gesehen wurde, sprang sie mit einem Schrei auf und aus dem Bette, der Eintretenden entgegen, warf sich ihr an den Hals, küßte sie, weinte und lachte durch einander, und dankte ihr für die ihr bisher bewiesene Sorgfalt und Zuneigung auf eine Weise, welche die Umstehenden im hohen Grade angriff, so daß sie sich der Thränen nicht erwehren konnten.

Mit der größten Mühe gelang es endlich, die Kranke zu beruhigen und die Ausbrüche ihrer ungestümen Freude zu mäßigen.

Nun erzählte sie in einem eigenen Tone, in welchem ein unbeschreibliches Gemisch von Schmerz und Zutraulichkeit, von Ernst und kindischer Tändelei lag, sie sey fast gestorben; da sey ihr aber ihr vor vielen Jahren verstorbener Bruder erschienen und habe ihr gesagt, daß sie wieder aufkommen würde, wenn sie noch sieben und dreißig Herzstöße aushalten wolle. Als sie sich bereit erklärt hätte, diese sieben und dreißig Herzstöße auszuhalten, habe ihr Brüderchen ihr gesagt, sie werde dann ein neues Herz bekommen und wieder gesund werden.

Ich fragte sie, wie denn das Brüderchen ausgesehen habe, worauf sie zur Antwort gab: „Weiß, glänzend, aber winzig klein.“ Dabei wäre es, so fügte sie hinzu, so schnell, daß es in einem Augenblicke um das Bett herum sey. Es habe ihr gesagt, daß sie dereinst auch so werden würde, wenn sie einmal sterbe.

Auf die Frage, was sie denn thun müsse, um wieder ganz gesund zu werden, hatte ihr das Brüderchen gesagt, sie solle Geiß- (Ziegen-) Milch trinken, und Wasser aus dem Ludolphsbrünnchen (einem in der Gegend gelegenen Waldbrünnchen).

Ich fragte sie, ob sie auch nöthig habe, Arzneien einzunehmen. Sie antwortete: Ich habe auch darüber mein Brü-

derchen befragt. Es hat mir gesagt, ich sollte die blauen Tropfen (destillirtes Kamillenöl in Aether) und die Pillen fortnehmen.

Auf die Frage, wie lange sich noch ihre Genesung verzögern werde, antwortete sie, ihr Brüderchen habe ihr gesagt, sie würde noch neun Tage krank bleiben. Da habe sie aber geweint und gebeten, ob es denn nicht möglich sey, die Frist abzukürzen. Darauf sey ihr Brüderchen weggelaufen, kurze Zeit darauf aber wiedergekommen, und habe ihr gesagt, sie werde am fünften Tage wieder gesund seyn.

Ich fragte sie weiter, ob sie denn stets gesund bleiben werde. Sie erwiederte, sie habe dies nicht gefragt, aber noch denselben Tag um drei Uhr, wenn die geweihte Glocke schlage, werde es sich mit ihr ändern; sie werde dann die Ohnmachten (worunter sie die klonischen Krämpfe verstand) nicht wieder bekommen, aber die andern Ohnmachten würden sich doch wieder einstellen.

Ich fragte sie, was sie für andere Ohnmachten meine. Sie entgegnete: Jene Ohnmachten, wo ich mit den Armen und Beinen zucke, werde ich nicht mehr bekommen; aber die andern. — Näher wußte sie sich nicht zu erklären.

Wer hat ihr denn gesagt, daß sie mit den Armen und Beinen zuckt? fragte ich. — „Ja, das Peterchen," antwortete sie. (Ihr Brüderchen hatte so geheißen.) — Komme denn ihr Brüderchen wieder zu ihr? — „Ja! Heute gegen Abend." — Dann muß sie einmal genau fragen, ob und was sie noch einnehmen soll.

Es dauerte nicht lange, so schloß sie die Augen, und ein lebhaftes Gespräch zwischen ihr und Peterchen begann. „Peterchen! Peterchen!" rief sie, „du hast mich belogen, ich bekomme die Ohnmachten doch wieder!" Sie schwieg jetzt, und es schien, als harre sie auf eine Antwort.

Ich fragte sie, was ihr Peterchen geantwortet habe, erhielt aber keine Antwort.

Nach einigen Minuten sagte sie wieder: Komm Peterchen, gieb mir von dem Wasser zu trinken aus dem Ludolphsbrünnchen.

Sie reichte dann nach der Wand hin und machte mit ihrer Hand die Bewegung, als wie Jemand, der aus der hohlen Hand trinkt. Dabei schien sie ein großes Wohlbehagen zu fühlen und machte eine freundlich-dankende Bewegung nach der Wand hin.

Ich ergriff sie jetzt bei der Hand und fragte sie, ob Peterchen ihr nicht sagen könne, was sie einnehmen solle. Sie sagte nun, nach der Wand gewendet: „Peterchen, du sollst mir sagen, was ich einnehmen soll, der Doktor wills haben! — Hm?“ — Sie schien hier nochmals eine Antwort abzuwarten. — „Blaue Tropfen und Pillen? Gut. Aber keine Schwefeltropfen mehr, nicht wahr? Puh, die ekeln mir!“ — Es waren hiermit Tropfen gemeint aus T. Valerian. aeth. T. castor. und T. asae foetid., die sie früher einmal genommen hatte. — „Peterchen! Peterchen! So bleib doch noch ein wenig da!“

Jetzt ward sie still; mehrere an sie gerichtete Fragen beantwortete sie nicht. Nach kurzer Zeit, während welcher sie ruhig zu schlafen schien, fing sie auf einmal an zu murmeln, sprach einige unvernehmliche Worte, zog die Füße an sich, warf den Steiß in die Höhe, streckte die Füße schnell wieder aus, und gab dabei einen durchdringenden seufzenden Ton von sich. Dies wiederholte sie dreimal. Die Arme und Hände blieben dabei ruhig, und ihr Gesichtsausdruck war nicht im Mindesten verändert, so daß man bei ihr hätte Schmerzen vermuthen können. Sie schnarchte dann einige Zeit wie Jemand, der in tiefem Schlafe liegt, öffnete darauf die Augen, und verlangte aus dem Bette, um Urin zu lassen.

Im Kirchdorfe schlug es eben drei Uhr.

Sie ließ vielen, wasserhellen Urin. Als ich wieder ins Zimmer kam, war sie wie umgewandelt; sie schien befremdet, mich da zu sehen.

Ich fragte sie, ob sie sich denn nicht erinnere, daß ich bereits mit ihr gesprochen habe.

Sie war auch darüber befremdet, und versicherte, sie wisse durchaus von nichts, weder daß ich diesen Tag, noch daß ich, wie ich ihr gesagt hatte, vor einigen Tagen da gewesen sey. Sie wisse auch nicht, daß ihre Herrschaft hier sey, und daß sie mit derselben gesprochen; noch weniger, daß sie mit Peterchen Unterhaltungen gepflogen. „Es ist mir wohl manchesmal sehr verwirrt und wüst im Kopfe, und da weiß ich hernach nicht, was ich gesprochen oder gethan habe, oder was sonst mit mir vorgegangen ist''; weiter wußte sie mir und den Umstehenden nichts zu sagen.

Die Gutsbesitzerin trat jetzt wieder ins Zimmer; Patientin war erfreuet, sie zu sehen, und dankte ihr höflich für ihren Besuch, war aber im Tone und in der Art des Empfanges himmelweit von ihrem vorigen Benehmen verschieden. Stets hatte sie sich ihrer Gebieterin mit der größten Ehrfurcht genähert; um so auffallender war ihre Ungezwungenheit bei jenem ersten Wiedersehen.

Ich unterhielt mich nun noch lange mit ihr, besonders über die Traumgesichte, die sie in der Krankheit gehabt hatte.

Sie sagte mir, daß sie wohl bisweilen sehr lebhafte Träume habe, deren sie sich auch nachher erinnere, so z. B. träume ihr öfters, sie schwimme, fliege, reite, falle in die Tiefe u. dgl. m.; und nach einem solchen Traume sey sie jedesmal sehr ermüdet. Dermalen fühle sie sich wohl und heiter; nur habe sie in den Füßen eine Mattigkeit und in dem Kopfe eine eigene dumpfe und öde Empfindung, die ihr dann bisweilen allerhand verwirrte Gedanken verursache.

Sie begehrte Speise und aß mit großem Appetit. Das Kamillenöl und die Pillen wurden noch einige Tage hindurch fortgebraucht. Am ein und zwanzigsten Mai war sie wieder ganz wohl, hatte seit jener Stunde, drei Uhr Nachmittags am achtzehnten, weder Convulsionen noch Traumgesichte gehabt, schlief gut, war überhaupt vollkommen wohl, und verrichtete ihre vorigen Hausgeschäfte mit Eifer, Pünktlichkeit und Emsigkeit.

---

Die Mutter der N. erzählte mir von den sonderbaren Traumgesichten, welche ihre Tochter in der frühern Jugend gehabt hatte, noch Folgendes.

Vor vielen Jahren habe das Mädchen einst gegen Morgen im Schlafe geweint, gestöhnt und sehr kläglich gethan. Als man es angerufen hätte, was ihm denn fehle, habe es gesagt: „Die Geis (Ziege) hat meine Großmutter sehr hart in die Seite gestoßen, sie blutet.“ Man habe die Kleine dann erwecket, und sie, die immer noch aufgeregt gewesen, zu beruhigen gesucht. Kurze Zeit darauf sey ihre Großmutter, eine Frau bei Jahren, hinab in den Stall gegangen, um die Ziege zu füttern und zu melken. Nach Verlauf von ungefähr zwei Stunden sey sie aber müde, blaß und blutend ins Zimmer zurückgekehrt; habe sich erschöpft auf die Bank niedergesetzt, und nachdem sie sich allmählig wieder erhohlt, mit den bittersten Vorwürfen gegen das unschuldige und besorgte Mädchen ihrem gepreßten und geängstigten Herzen Luft gemacht. „Wenn ich dich nicht selbst erzogen und ordentlich in die Schule und Kirche geschickt hätte“, so endigte die Eifernde, „so glaubte ich, du könntest sonst etwas, du Hexe du! — Da sieh, wie mich die Geiß gestoßen! Du Unglückskind!“

Ein anderesmal habe das Mädchen im Schlafe laut aufgeschrieen: „Ach! meine Mutter! meine Mutter!“ — Was ist denn mit ihm? fragten die Erschrockenen, welche in der

Nähe wären. „Ach! sie hat nur vier Zehen; man hat ihre eine Zehe abgeschnitten! Ach! ach! wie sie blutet!“ — so jammerte die Kleine in Einem fort. Man weckte sie auf und suchte sie zufrieden zu stellen. Nach einigen Stunden kömmt ihre Mutter nach Hause und hinkt. Sie hatte einen fernen Jahrmarkt besucht und war auf dem Heimwege von der Nacht überfallen worden. Auf dem oft zurückgelegten Wege war sie unvorsichtig und unvermuthet in einen Steinhaufen gerathen. Da es Sommer war, so war sie baarfuß gegangen, und hatte sich zwischen den Steinen an dem einen Fuße so beschädigt, daß sie hinken und längere Zeit zu Hause sitzen mußte. Beides, der Unfall der Mutter im Steinhaufen und das Traumgesicht der Tochter, fanden sich, nach genommener Rücksprache über den Fall, genau in der Zeit unter einander übereinstimmend.

Die Großmutter wurde über diese und viele ähnliche Ereignisse nachdenkend und besorgt um das Mädchen, und meinte kopfschüttelnd, das könne nicht mit rechten Dingen zugehen.

---

## Epikrisis.

Ungefähr acht Monate nach diesen Krankheits-Erscheinungen kam Patientin — ins Kindbett.

---

# Beobachtungen und Bemerkungen über das Delirium tremens,

aus amerikanischen Zeitschriften gesammelt und mitgetheilt

von

Herrn Dr. G. von dem Busch
zu Bremen.

---

In den amerikanischen medizinischen Zeitschriften kommen manche interessante Beobachtungen über das Delirium

tremens vor, die über diese noch so wenig gekannte Art des Deliriums ein großes Licht verbreiten. In Deutschland ist man durch die Uebersetzungen von Sutton's über diese Krankheit herausgegebener Abhandlung auf dieselbe zwar aufmerksamer geworden; sie wird aber von vielen Aerzten noch verkannt, und von einigen wohl gar noch nicht beachtet, weshalb ich es denn für zweckmäßig hielt, in dieser der psychischen Heilkunde gewidmeten Zeitschrift dasjenige niederzulegen, was mir aus amerikanischen Zeitschriften über dieselbe bekannt geworden ist. — Die amerikanischen Aerzte führen die Krankheit unter dem Namen Temulent disease oder Mania a potu in ihren Schriften auf, und haben für dieselbe neuerdings eine eigene von Sutton's Vorschrift ganz abweichende Behandlungsart angenommen. Sie behandeln Kranke dieser Art nämlich mit Brechmitteln, statt daß Sutton sie durch den Gebrauch des Opiums geheilt sehen will. Welche von beiden Heilarten die beste und sicherste sey, muß die fernere Erfahrung lehren. Ich meiner Seits habe bis jetzt die treflichsten Dienste vom Opium gesehen; doch bin ich gar nicht abgeneigt, in den nächsten mir vorkommenden Fällen, wenn übrigens keine Gegenanzeigen vorhanden seyn sollten, die Brechmittel in Anwendung zu ziehen.

Ich werde nun die Beobachtungen, welche ich in dem von Dr. Eberle zu Philadelphia herausgegebenen American medical Recorder vorgefunden habe, mittheilen, und späterhin diejenigen nachfolgen lassen, welche ich in anderen Zeitschriften, namentlich in dem New-York medical Repository, auffinden kann.

---

1.

Fall einer Mania a potu, von Dr. John Eberle zu Philadelphia. (A. a. O. Bd. 1. S. 180.)

Im verflossenen Monate Januar ward ich zu Herrn J.

Huber aus Lancaster, neun und zwanzig Jahr alt, gerufen, der schon seit drei Tagen an einer Geisteszerrüttung gelitten haben sollte. Als man mich mit seiner Lebensweise, die äusserst unmäßig war, bekannt machte, erkannte ich ohne Mühe die Ursache der Geisteszerrüttung, den Mißbrauch geistiger Getränke nämlich. Da ich durch Dr. Klapp die Wirksamkeit der Brechmittel in dieser Art von Manie erfahren hatte, und von Achtung gegen eine solche Autorität für den Gebrauch jener Mittel durchdrungen war, so entschloß ich mich in dem gegenwärtigen Falle einen Versuch mit denselben zu machen. — Ich bereitete demnach für den Kranken sogleich ein Brechmittel, und blieb bis zur Wirkung desselben gegenwärtig. Er erbrach sich vier bis fünfmal und beinah nichts anderes als einen zähen Schleim. Als ich ihn am nächsten Tage wieder sah, erfuhr ich, daß er in der vorigen Nacht ruhig gewesen war, und ich fand ihn auch in jeder Hinsicht bei weitem besser. Durch diese gute Wirkung des Brechmittels ermuthigt, gab ich ihm ein zweites, welches ebenfalls gut wirkte, und so wie in dem ersten Falle eine große Menge einer schleimigten Flüssigkeit ausleerte. Am Abend dieses Tages ward er vernünftiger, und die irrigen Vorstellungen verschwanden. Am nächsten Morgen sah ich ihn noch einmal, und fand ihn geheilt.

---

2.

Ueber die Krankheiten der Säufer. (On temulent diseases.) Von Dr. Joseph Klapp, Arzt am Armenhospital zu Philadelphia.

(A. a. O. Bd. 1. S. 462 — 478).

»Möge man nie vergessen, daß der Genuß des Wein's oft üble Folgen hervorbringt: — Krankheit, Schmerz, Reue und Tod!«

Einige in der letzten Zeit gemachte Erfahrungen bewegen mich, die Aufmerksamkeit der Aerzte auf die Pathologie, beson-

ders aber auf die Behandlungsart derjenigen Arten des Schwindels, der Manie und der Epilepsie, welche durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke hervorgebracht werden, zu richten. Sie sind meiner Ansicht nach alle gastrischen Ursprungs, und kommen ihrer Natur nach so sehr mit einander überein, daß die Meinung, sie für einzelne Glieder derselben Gruppe oder Familie von Krankheiten zu halten, dadurch gerechtfertigt zu werden scheint. Daß diese drei Krankheiten von demselben oder einem ähnlichen krankhaften Zustande des Magens herrühren, der dadurch hervorgebracht werde, daß letzterer von geistigen Getränken übermäßig angereizt ward, ist eine Annahme, die, wie ich zu beweisen gedenke, wohl gegründet ist. — Dieselbe gründet sich nämlich auf folgende Punkte: 1. Darauf, daß alle Arten eine und dieselbe entfernte Ursache haben; 2. auf die Aehnlichkeit der Symptome; 3. auf gewisse einzelne Thatsachen; 4. auf die Leichenöffnungen; 5. auf die Behandlungsart.

Vernünftigerweise, so glaube ich, kann man a priori annehmen, daß die in Rede stehenden Krankheiten auf einem zerrütteten Zustande der Organe der Verdauung beruhen, oder wenigstens mit demselben zusammenhängen. Unmöglich scheint es, daß diese Organe nicht früher oder später krankhaft ergriffen werden sollten, da die Ursache immer direct auf dieselben hinwirkt. Die wohlbekannten Verdauungsbeschwerden, die so sehr die Freuden der Bachusbrüder vergällen, zeigen an, daß eine solche krankhafte Umänderung statt fand. Daher kommt es denn auch, daß diese leichtsinnigen Ordensbrüder sich so häufig über Mangel an Appetit, über Flatulenz, Diarrhoe, Erbrechen am Morgen u. s. w. beklagen. Diese Erscheinungen eines krankhaften Zustandes des Magens kommen ebenfalls bei den oben genannten Krankheiten vor, und diese Thatsache, so wie die Ueberzeugung, daß die entfernte Ursache dieselbe ist, berechtigt uns zu der Meinung über die ähnliche Natur derselben.

Im Schwindel sind die Symptome einer krankhaft gestörten Verdauung beständiger vorhanden. Epileptische Kranke werden, wie ich glaube, immer mehr oder weniger von Uebelkeit geplagt. In den zu erzählenden Fällen boten ein häufiges Würgen oder ein unwirksames Erbrechen ein hervorstechendes und auffallendes Zeichen dar. Im ersten Zeitraum der Manie der Säufer und im Zeitraum der Reconvalescenz klagen die Kranken hauptsächlich über Magenbeschwerden.

Mir sind gewisse Thatsachen bekannt geworden, die, wie ich glaube, dazu dienen, die gastrische Natur der Krankheit zu beweisen. Sie sollen zeigen, daß bei Konstitutionen, die zu der besagten Art der Epilepsie und Manie Neigung haben, Reizmittel von verschiedener Art fähig sind, diese Krankheiten zu erregen. Jene Lehre wird aber dadurch noch mehr bestätigt, daß die Krankheit beinah immer aufhört, wenn die schädlichen Ursachen aus dem Magen entfernt worden. Die erste der angeführten Thatsachen nehme ich von einem Falle einer Mania a potu, der im siebenten Bande des Eclectic Repertory von mir beschrieben wurde.

„Am zwanzigsten August, als mein Kranker auf der Genesung begriffen war, verlangte er etwas zu essen; ich wollte ihm nur etwas Brodsuppe (panado) oder Haferschleim mit ein wenig Branntewein erlauben, und rieth zum Getränke leichten Wein und Wasser an. Am ein und zwanzigsten. Meine Vorschrift war übertreten worden; der Kranke erhielt unklugerweise einige kleine Vögel zum Essen; kurze Zeit nachher klagte er über ein Gefühl von Schwere und über Schmerzen in der Gegend des Magens und des Rückens. In der Nacht verspürte man an ihm eine gelinde, aber doch deutliche Geistes-Verwirrung, und er war nicht so ruhig. Ich vermuthete, daß der Reiz des Essens diese Symptome erregt habe, und verordnete, daß die Brechweinstein-Auflösung ihm nochmals gegeben werden solle. Am zwei-

undzwanzigsten. Die Arznei hatte, gleich nach der ersten Gabe, wohlthätig gewirkt; das unangenehme Gefühl im Magen hörte auf, und der Kranke schlief des Nachts ruhig. — Am drei und zwanzigsten. Der Kranke ging heute vollkommen geheilt aus, und die Behandlung hörte auf."

Dieser Fall stellt, glaube ich, deutlich eine Art von Geistesverwirrung dar, die symptomatisch mit einem primären Leiden des Magens, welches durch den Reiz unverdaulicher Speisen hervorgebracht wurde, vorkam. Sobald das Brechmittel den Schmerz und die Magen-Beklemmung durch Ausleerung der einwirkenden Ursache gehoben hatte, verschwand das Irreseyn.

Die zweite Thatsache will ich von einem Fall entlehnen, der sich dem Vorigen gleich erklären läßt, und der bei einem Kranken beobachtet wurde, der in dem Armenhospitale an Blödsinn, aus Trunkenheit entstanden, behandelt ward. Als dieser Kranke sich nämlich im Zustande der Reconvalescenz befand, ward er aus seinem Gemache entlassen, und ihm erlaubt, in den Garten zu gehen. Kurze Zeit nachher aß er heimlich eine große Menge hartes unverdauliches Brod, wozu er reichlich kaltes Wasser trank. Er klagte alsbald, daß ihm das Genossene schwer im Magen liege; die Verstandeszerrüttung trat wieder ein und man mußte ihn alsbald wieder einschliessen. Da man die Ursache des Leidens deutlich erkannte, so wurde ihm ein Brechmittel gegeben, welches auch gut wirkte und eine große Menge des genossenen Brodes ausleerte, worauf er in kurzer Zeit wieder vernünftig wurde.

Einem dritten Kranken derselben Art ward im Zeitraume der Reconvalescenz von irgend einem besorgten Freunde angerathen, zur Stärkung des Magens am Morgen ein rohes Ey mit Wein zu geniessen. Dieses bekam ihm aber nicht gut; sein Magen ward bald beschwert, und epileptische Zufälle, mit Irreseyn, folgten bald nach. Nach einigen Stunden, nachdem mehrere

Arzneien vergeblich gebraucht worden waren, nahm er etwas, ich weiß nicht mehr was, wodurch Erbrechen entstand; das Ey ward ganz oder beinahe ganz ausgeleert, worauf die Epilepsie und die Manie verschwanden und auch nicht wiederkehrten.

Ich glaube, daß diese Thatsachen für die Wahrscheinlichkeit der Theorie der gastrischen Natur der Manie der Säufer einige Bedeutung haben, oder daß sie, wie vorhin schon bemerkt wurde, beweisen, daß, wo eine Neigung zu dieser Krankheit vorhanden ist, auch andere Reizmittel ausser geistigen Getränken fähig sind, eine Geisteszerrüttung hervorzubringen, die jener so sehr gleicht, daß man sie von derselben nicht durch Symptome unterscheiden kann. Das Resultat, welches aus der Behandlungsart hervorgeht, beweist ferner, daß alle diese Arten einen gastrischen Ursprung haben, und aus vielfachen Beobachtungen glaube ich annehmen zu können, daß diese Arten identisch sind.

Diese Lehre erhält noch mehr Gewicht durch die Leichenöffnung solcher Personen, die an der Manie der Säufer starben. In vielen Fällen der Art fand man keine Spur von Krankheit im Gehirn, während die Leber und der Magen entzündet waren.

Endlich wird der gastrische Ursprung und die gastrische Natur der oben genannten drei Krankheiten der Säufer noch dadurch wahrscheinlich, daß man dieselben mit Leichtigkeit und Sicherheit durch Brechmittel heben kann.

Gibt man zu, daß die Krankheiten, deren Pathologie ich zu erläutern suchte, in einem krankhaften Zustande des Magens begründet sind, so wird die daraus abgeleitete Behandlungsart klar. Um schädliche Stoffe, die einen üblen Eindruck auf die Nerven des Magens machen, zu entfernen, und besonders um den Zustand derselben so umzustimmen, daß jener seine Functionen gehörig verrichten kann, sind Brechmittel angezeigt. Die nachfolgenden Fälle werden das Heil-

same dieser Behandlungsart deutlich machen. Ich will mit dem Schwindel anfangen.

M., über funfzig Jahr alt, war lange dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke ergeben. Am ersten Juni des verflossenen Jahrs ward ich zu ihm gerufen, und er erzählte mir seinen Zustand auf folgende Art. Schon seit längerer Zeit hatte er am Morgen ein galligtes Erbrechen, schlechten Appetit und heftigen Schwindel. Letzterer befiel ihn oft beim Umhergehen und verursuchte ihm zuweilen einen solchen Grad von Schwäche in den Beinen, daß er dem Fallen nahe war. Diesen Morgen hatte er einen starken Anfall der Art gehabt, in Folge dessen er auf den Boden stürzte; doch war das Uebel nicht so heftig geworden, daß Zuckungen oder Unbesinnlichkeit hinzugekommen wären. Seine Haut war kühl anzufühlen und der Puls beinah natürlich, mit drei und sechzig Schlägen in der Minute.

Es wurden ihm zwei Gran Brechweinstein in etwas Wasser aufgelößt alle Viertelstunde gegeben, bis daß hinlängliches Erbrechen erfolgte, und ihm verordnet, während des Erbrechens viel warmes Wasser zu trinken. — Am zweiten Juni empfing er mich mit der Bemerkung, daß er um vieles besser sey, und einen so starken Hunger habe, wie er ihn lange nicht gehabt. Er hatte acht Gran Brechweinstein genommen, ehe Erbrechen erfolgt war, was dann aber reichlich eintrat. Zweimal hatte er ausserdem tüchtig purgirt. Als die Wirkung vorüber war, war der Schwindel verschwunden. Der Puls hatte an diesem Tage vier und achtzig Schläge und war etwas weich; die Haut blieb kühl, und er klagte jetzt über nichts weiter als über ein Gefühl von Schwäche. Ihm ward eine leichte Diät und eine bittere Medicin verordnet. — Vom vierten Juni an blieb er wohl.

Fälle, welche die Wirksamkeit dieser Behandlungsart in der Manie der Säufer beweisen, hier anzuführen, würde über-

flüssig seyn, da deren schon zur Genüge im zweiten Hefte des siebenten Bandes des Eclectic Repertory angeführt werden, auf die ich die Leser verweise. Ich will gegenwärtig aber auf einem andern Wege die Vortheile dieser Behandlungsart zeigen, indem ich eine einfache und freie Vergleichung zwischen der ältern Art der Behandlung und der von mir anempfohlenen anstelle. Da wohlgeprüfte und gehörig festgestellte Thatsachen den Menschen oft mit mehr überzeugen, als Bände von gelehrten Untersuchungen, so will ich mich bei der Untersuchung damit begnügen, blos zwei Fälle von gleicher Stärke zu beschreiben, die den Lesern schon bekannt seyn werden, und wovon der eine mit Opium u. s. w., der andere aber mit Brechmitteln behandelt wurde. Der erste dieser Fälle findet sich in den schätzbaren medizinischen Berichten des Dr. Currie im vierzehnten Kapitel mit folgenden Worten erzählt.

Am zweiten Juni 1796 ward L. J., zweiunddreißig Jahr alt, ein Mann von wüster Lebensart, in einem Anfalle von Wuth in das Krankenhaus aufgenommen. Man vermuthete, daß seine Krankheit durch das starke Saufen veranlaßt worden sey. Da Fälle von Wahnsinn, die die ganze Heilmethode einschließen, selten erzählt werden, so will ich diesen Fall näher darstellen.

Im ersten Augenblicke wurden starke Zwangsmittel für nöthig erachtet, und der Leib ward durch eine Salzmixtur gereinigt. Gegen Abend nahm der Kranke achtzehn Tropfen Laudanum, die ihm einen unvollkommenen Schlaf bewirkten, so daß er am nächsten Morgen weit ungestümer befunden wurde.

Da ich in einigen Fällen von Wahnsinn eine ausserordentlich gute Wirkung von solchen Gaben von Opium, die einen tiefen Schlaf erregen, gesehen hatte, so ließ ich von diesem Mittel alle vier Stunden fünf Gran, bis Schlaf erfolgen würde, geben. Am nächsten Tage, dem vierten Juni, berichtete man mir, daß der Mann in vierundzwanzig Stun-

den sieben und zwanzig Gran Opium genommen habe. Von den ersten fünf Granen bemerkte man keine deutliche Wirkung; nach den zweiten schlief er anderthalb Stunden; nach den dritten drei Stunden. Obschon seit dieser Zeit die Arznei in Gaben von sechs Gran zweimal wiederholt worden war, so hatte er doch keinen Schlaf wieder bekommen. Er sah wild, aufgeregt, aber zugleich matt aus, und befand sich eher in einem Zustande von allgemeiner Unruhe als von Wuth. Sein Puls hielt hundert Schläge und war weich, und er hatte einen gelinden und allgemeinen Schweiß.

Es schien mir nicht gerathen, das Opium weiter fortgebrauchen zu lassen; da ich indessen oftmals in Fällen dieser Art gesehen hatte, daß die schlafbringenden Wirkungen dieses Mittels mehrere Stunden nach dem Aussetzen desselben erfolgten, so wurde bloß Milch zur Nahrung gegeben, und alle Arznei auf vier und zwanzig Stunden ausgesetzt.

Der Bericht vom fünften lautete folgendermaßen: „Der Mann blieb bis um acht Uhr Abends in einer beständigen Unruhe, schlief darauf ein, aber nicht ruhig. Er hatte im Ganzen, da er sehr durstig war, neun Pinten Milch genoßen. Bis um zehn Uhr Vormittages hielt der Zustand an; dann erbrach der Kranke sich heftig, und von diesem Augenblicke an wurde er ruhiger und matter." Bei diesem Stande der Dinge ließ ich ihn alle Arzneien aussetzen, verordnete ihm eine Pinte Wein mit zwei Pinten Haferschleim zum täglichen Getränke, und ließ solche Speisen reichen, die der Magen aufnehmen und verdauen konnte. Dieser Plan ward bis zum siebzehnten befolgt, wo seine Kräfte wiederhergestellt waren, der Wahnsinn aber derselbe blieb. Er bekam von nun an täglich Bäder von fünf und neunzig Grad Wärme, und dreimal täglich eine halbe Unze eines Digitalisabsuds, wie dieses von meinem Freunde

und Verwandten Dr. Currie zu Chester angerathen worden ist. (S. *Mem. of the med. Society of Lond.* Bd. IV.)

Dieser Heilplan ward mit wenigen Abweichungen bis zum neunundzwanzigsten fortgesetzt. An diesem Tage lautete der Bericht folgendermaßen: „Bis zum fünfundzwanzigsten hatte die Digitalis keine sichtbare Wirkung hervorgebracht. An diesem Tage befand der Mann sich aber sehr krank und sein Puls war kaum zu fühlen. Die Digitalis ward nun ausges.tzt. Er ward regelmäßig gebadet, und einmal bekam er im Bade eine Ohnmacht; doch nahm die Geistesverwirrung deshalb nicht ab. Sein Puls hält gegenwärtig etwa vier und neunzig Schläge und ist schwach und unregelmäßig. Er ist sehr abgemagert, aber ungestümer als je; er spricht ohne Aufhören lauter unzusammenhängende Dinge, und seine Ideenverbindung scheint ganz in Unordnung.“

Unter diesen Umständen ließ ich die Digitalis, so wie das laue Bad, und alle übrigen Arzneien aussetzen. Ich verordnete eine stärkende Diät, doch keinen Wein und kein Opium, und sorgte dafür, daß er so wenig als möglich durch Eindrücke von aussen getroffen werden konnte. Drei Tage hindurch ging keine Veränderung mit ihm vor; nur sein Appetit besserte sich, und er schwitzte stark. Am Ende dieses Zeitraums war er plötzlich auf mehrere Stunden vernünftig geworden; doch ehe ich zu ihm kam, war er wieder in seinen vorigen Zustand verfallen.

Um diese Zeit (am sechszehnten Juli) verordnete ich, daß er täglich drei Drachmen China, eine halbe Drachme schwefelsaures Eisen und eben so viel aromatisches Pulver in Lattwergenform nehmen, und daß er täglich zweimal auf eine bis zwei Minuten in ein warmes Bad gesetzt, und mit Wasser von achtundachtzig Grad begossen werden sollte.

Folgendes ward am sechszehnten Juli berichtet: „Die lauen Begiessungen wurden bis zum vierzehnten Juli, ohne jedoch irgend Beruhigung hervorzubringen, fortgesetzt; die

andern Mittel wurden regelmäßig gegeben. Am neunten wurde der Kranke ruhiger und vernünftiger, und schlief eilf Stunden lang, wachte dann aber plötzlich wieder auf und war so wild und wüthend als immer. Dieser Zustand dauerte bei ihm vierundzwanzig Stunden, dann ward er wieder ruhig, und blieb dieses bis zum Schlafengehen. Er schlief einige Stunden ruhig, wachte dann aber unter starker Unruhe auf, und blieb zwölf Stunden lang wild und rasend. Seitdem hat er einen Anfall von Raserei gehabt, der mit Geistesruhe wechselte, die von gleicher Dauer war. Gewöhnlich geht er ruhig zu Bette, schläft ruhig bis drei Uhr des Morgens, und wacht dann aus irgend einem beängstigenden Traume erschreckt auf, wodurch sein Wuthanfall herbeigeführt wird, der zehn bis vierzehn Stunden lang anhält."

Unter diesen Umständen ließ ich ihm spät am Abend ein Brechmittel geben, in der Hoffnung, dem Anfalle dadurch vorzubeugen. Da diese Hoffnung fehl schlug, so nahm ich wieder meine Hülfe zum Opium, das am Abend gegeben wurde, und da dieses auch nichts half, so ließ ich ihn immer vor dem Eintritte des Anfalls aufwecken und ihn so lange wach erhalten, bis die Zeit vorüber war. Durch diese Maaßregel ward die Regelmäßigkeit der Anfälle gestört, doch ohne Erfolg, denn seine lichten Zwischenzeiten wurden kürzer von Dauer und weniger vollständig.

Durch dieses Alles höchst verlegen gemacht, ließ ich, da ich die gute Wirkung des kalten Bades in convulsivischen Krankheiten erfahren, jetzt einen Versuch damit machen. Der Wuthanfall kehrte mit voller Stärke wieder, und am einundzwanzigsten ward der Kranke plötzlich in ein kaltes Bad geworfen. Er kam ruhig und beinahe vernünftig heraus, und dieser lichte Zwischenraum dauerte vierundzwanzig Stunden. Ich rieth bei der Rückkehr des Wuthanfalls dasselbe Verfahren zu wiederholen.

Am dreissigsten erhielt ich folgenden Bericht: „Die Ver-

ordnung ward befolgt, und am Morgen des dreiundzwanzigsten der Kranke wieder im vollen Wuthanfalle in das kalte Bad gebracht. Als er heraussprang, ward er wieder hineingebracht, und dieses fünfmal wiederholt, bis er endlich nicht ohne Hülfe heraussteigen konnte. Er wurde im Bade vollkommen ruhig und vernünftig, und ist dies bis dahin auch geblieben."

Dieser Kranke blieb noch einige Zeit in der Behandlung; er wurde einen um den andern Tag gebadet, und nahm das Zinkoxyd in kleinen Dosen. Er bekam keinen Rückfall, und ward bald völlig geheilt an Leib und Geist entlassen. So weit Currie.

Der Fall, den ich dem hier erzählten entgegenzusetzen denke, findet sich im zweiten Hefte des siebenten Bandes des oben angeführten Eclectic Repertory. Aus demselben wird man ersehen, daß der normale psychische Zustand in drei Tagen, statt in der langen Zeit von sieben Wochen, in welcher Dr. Currie's Kranker geheilt wurde, wiederhergestellt ward. Ich habe diesen Fall von den übrigen daselbst erzählten aus zwei Gründen ausgewählt: erstlich weil derselbe eben so schlimm war, als der von Currie erzählte; und zweitens, weil derselbe in der Irren-Abtheilung des Armenhospitals in Gegenwart der Studierenden behandelt wurde.

„Am zweiten Oktober 1814 gegen Abend ward S., an Raserei leidend, die er durch den Genuß vieler geistigen Getränke sich zugezogen haben sollte, als Kranker nach dem Armenhospitale gebracht. Er war ein Zimmermann von Profession, etwa vierzig Jahr alt, und schon seit vielen Jahren dem Trunke im höchsten Grade ergeben. Herr Thom, der älteste Zögling des Hauses, versicherte mir, daß der Kranke nicht allein bei seiner Aufnahme höchst wüthend gewesen sey, sondern dasselbe auch noch über jeden Gegenstand werde. Damit er sich selbst keinen Schaden zufügen könne, hielt ich es für

nöthig, ihm die Zwangsweste anziehen und ihn zugleich fest an den Boden des Zimmers anschliessen zu lassen. Sein Puls war häufig und weich, und er zitterte heftig an allen Gliedern. Er bekam alle Viertelstunde zwei Gran Brechweinstein in etwas warmem Wasser aufgelöst. Er erbrach sich erst, nachdem er zwanzig Gran genommen hatte, und leerte dabei eine Menge zähen Schleim und viele Unreinigkeiten aus; auch bekam er später einen gelinden Durchfall. Nach dem Erbrechen fand Herr Thom seinen Puls weniger frequent und voller; im letzten Theile der Nacht schlief er etwas.

Am dritten. Er scheint um Vieles besser zu seyn; die Beschaffenheit des Pulses ist die vorige; über einige Sachen spricht er vernünftig, über andere hingegen irre. Beim Eintreten ins Zimmer fanden wir ihn in einer sonderbaren Stellung: er stemmte sich nämlich mit beiden Armen gegen die Mauer, und schien seine ganze Kraft dazu anzuwenden. Ich fragte ihn um die Ursache dieses Benehmens, aber er wollte mir dieselbe nicht sagen. Der Wärter sagte mir späterhin, daß Patient sich schon den ganzen Morgen gegen die Wand gestemmt und daß er gesagt habe, er fürchte sich, daß die Wand, wenn sie nicht gehalten würde, einfallen und ihn zerschlagen werde. Ich ließ das Brechmittel wiederhohlen.

Am vierten. Nachdem sechszehn Gran gegeben worden, erbrach er zum erstenmal, und dann purgirte er heftig. Der Puls hielt hundert Schläge und war weich; in seinen Reden und seiner Aufführung war er weit vernünftiger, und kaum konnte man noch Spuren von zurückgebliebener Geistesverwirrung an ihm entdecken. Beim längeren Gespräch bemerkte ich aber doch, daß seine Verstandeskräfte noch nicht gehörig hergestellt waren. Er bekam Blasenpflaster auf die Waden.

Am fünften. Von den letzten vier und zwanzig Stunden hat er achtzehn geschlafen, und ist sehr zum Schlafe ge-

neigt. Wenn man ihn fragte, warum er so viel schlafe, so schien er sich seiner Trägheit bewußt zu seyn, und brachte zur Entschuldigung vor, daß sein Zimmer viel zu klein sey, um umhergehen zu können, und deshalb, glaube er, sey es am besten, zu schlafen. Die Blasenpflaster waren noch nicht verbunden. In der Unterhaltung war er heute völlig vernünftig. Das Zittern hatte aufgehört, der Puls war frequenter, aber kräftiger als am Tage vorher. Es würde ihm nur leichte Kost verordnet.

Am sechsten. Wie gestern. — Beim Eintreten ins Zimmer fand ich den Kranken ruhig auf dem Bette liegen; er sagte mir, daß er die Nacht über ununterbrochen geschlafen habe, und versicherte, daß er, bis auf einige Schwäche, nun völlig wohl sey. Die Schwäche, über welche er klagte, schrieb er der Anstrengung zu, die er bei dem Halten der Mauer angewandt hatte. Ich nahm die Gelegenheit wahr, und fragte ihn, wie er sich unnöthigerweise so viele Angst hätte machen können, und er antwortete, daß ihm die flüchtige Idee gekommen sey, als sey er angestellt, um die Stützen eines großen Hauses, welches umzusinken drohe, aufzurichten, und daß er selbst jetzt über diesen Einfall lachen müsse. — Sein Puls hielt hundert Schläge und war voll. — Er sprach ganz vernünftig über jeden Gegenstand, und gab mir folgende lustige Erzählung über den Anfang und das Fortschreiten seines Wahnsinns. Er sagte, derselbe sey, so viel er sich erinnern könne, bereits vor einem Monate eingetreten, und habe ihn zuerst im Bette, worin er mit einem Kameraden geschlafen, befallen. Er glaubte nämlich, daß zwei Männer, mit langen eisernen Haken versehen, ihm die Bettdecke wegzuziehen suchten, die er jedoch mit den Händen festgehalten, und sich wieder übergedeckt hätte. Hierauf hätten die Männer das Bett wegziehen wollen, was ihn so zornig gemacht habe, daß er aus dem Bette gesprungen sey, um diese

nöthig, ihm die Zwangsweste anziehe
Boden des Zimmers anschliessen zi
häufig und weich, und er zitter
Er bekam alle Viertelstunde zwei
was warmem Wasser aufgelöst.
dem er zwanzig Gran genomm
eine Menge zähen Schleim un
auch bekam er später einen ge
Erbrechen fand Herr Thom sei
voller; im letzten Theile der I

Am dritten. Er scheint
die Beschaffenheit des Pulses
chen spricht er vernünftig, ü
Eintreten ins Zimmer fand
Stellung: er stemmte sich
die Mauer, und schien sei
Ich fragte ihn um die U
wollte mir dieselbe nicht sa
hin, daß Patient sich schon
gestemmt und daß er geso
Wand, wenn sie nicht
zerschlagen werde. Ich l

Am vierten. Ne
den, erbrach er zum
heftig. Der Puls hi
seinen Reden und sein
und kaum konnte n
Geistesverwirrung ar
bemerkte ich aber d
gehörig hergestellt r
Waden.

Am fünften.
den hat er achtzeh

…wesen sey. Seine Haut war …nd seine Zunge zum Theil …waren etwas erweitert; über … Aus Furcht, daß ich etwas …e, wollte er mir seine Hand …n Puls untersuchen konnte. Ich …n zwei Gran Brechweinstein in …daß reichliches Erbrechen eintrat. … ihn so viel als möglich in Ruhe …ine.

…i. Nachdem ihm drei Gaben der … gereicht worden waren, erbrach … eine große Menge einer dunkel …). Nach dem Erbrechen ging er …die Kammer und schlief eine kurze …ierte seine Geistesverwirrung, jedoch …ort. In der Nacht war er sehr un… …n hatte ihm seine Frau, ehe ich ihn …hmittel gegeben, welches denn auch …unten gewirkt hatte. Weder das vorige, … bei der Wirkung des Brechmittels die …g die epileptischen Anfälle wiederkehren … versicherte mir, daß sie jedesmal nach … deutliche Verminderung der Geisteszer… …rnehmen konnte. Heute erlaubte er mir …n Puls zu untersuchen, der hundert vier … hielt und etwas stark war. Seine Haut …tte ihre natürliche Wärme. Die Zunge …t. Im Nacken wurde ihm ein Blasenpfla… …elam leichte Kost, und der Genuß gei… …rd ihm verboten.

…zwanzigsten. Als ich heute zu ihm kam, sagte … manches mit ihm verändert habe, worüber

kühnen Störer seiner Ruhe zu bestrafen. Im Anfange hätte er sie zu ergreifen gesucht; aber sie wären so schnell und geschickt gewesen, daß sie alle seine Bemühungen vereitelt hätten, denn, so wie er sie in eine Ecke des Zimmers gedrängt gehabt, wären sie auch wieder verschwunden gewesen. Hinsichtlich der wirklichen Gegenwart dieser Männer hegte er gar keinen Zweifel, denn er sah sie ja deutlich springen und rennen, um ihm zu entgehen; jedoch mußte er sich darüber wundern, daß diese Menschen schneller, als er waren. Einmal glaubte er bestimmt, den Einen zu fassen, indem er demselben so nahe kam, daß er die lange eiserne Stange, mit der er im Bette geneckt worden war, packte. Endlich ward er des Jagens müde, und um sich demnach rächen zu können, bückte er sich und ergriff einen Stein, den er mit Gewalt gegen sie schleuderte; aber sie entzogen sich diesem ebenfalls dadurch, daß sie plötzlich in die Ecke des Zimmers sprangen. — Nun legte er sich wieder zu Bette, doch ward er kurze Zeit nachher durch ein ganzes Musikkorps, welches plötzlich auf der Straße vor der Thüre zu spielen anfing, wiederum gestört. Er stand auf, und da er das Fenster öffnete, um hinaus zu sehen, ward er unerwartet durch den Anblick eines herrlichen Gebäudes, welches gerade in der Straße aufgebaut war, überrascht; dasselbe hatte viele Verzierungen, und unter anderen eine herrliche Kuppel, die mit vielen glänzenden Sternen bedeckt war. Als er dieses schöne Gebäude einige Zeit lang betrachtet hatte, bemerkte er zwei Personen, die Hand in Hand um die Kuppel tanzten, und sogleich erkannte er, daß dieses die oben genannten beiden Männer waren. Sie riefen ihn und luden ihn ein, sich zu ihnen zu gesellen, was er denn auch that. Nachdem sie kurze Zeit mit einander getanzt hatten, fragten sie, ob er mit ins Schauspiel wolle, worin er einwilligte. — Die Posse, die gespielt werden sollte, hieß die zerbrochne Brücke (the broken Bridge); die Männer wünschten,

daß er den Zimmermann machen möchte, der die Brücke ausbessern sollte, was er jedoch nicht wollte, worüber denn jene so böse wurden, daß sie ihn tüchtig abprügelten. — Diese Begebenheiten trugen sich nach seinem Bericht öfter als zwei bis drei Nächte nach einander mit ihm zu, worauf er so unbändig wurde, daß seine Verwandten ihn der Irrenanstalt im Armenhospitale übergeben mußten. Ueber seine gehabten unsinnigen Meinungen und sein unkluges Betragen, welches er so höchst komisch erzählte, konnte keiner mehr lachen und sich keiner mehr ergötzen, als er selbst. Da er vollkommen wohl war, so wünschte er entlassen zu werden, blieb aber noch einen Tag unter Aufsicht im Hause. Da er am siebenten sich so wohl wie den Tag zuvor befand, so entließ ich ihn.

Seite 261 des zweiten Hefts des siebenten Bandes des Medical Repertory behauptete ich, daß der Gebrauch der Brechmittel in der Manie der Säufer, wenn diese mit Epilepsie in Verbindung vorkommt, mißlich (onsafe) sey. Seit dieser Zeit bin ich aber überzeugt worden, daß ich diese Behauptung ohne Grund aufstellte. Die Stelle, welche diese Behauptung enthält, ist folgende:

„Da ich eine ungünstige Meinung von der Anwendung „der Brechmittel in denjenigen Fällen hege, wo diese Krankheit „(die Manie der Säufer) mit der Epilepsie verbunden vor„kommt, so fürchtete ich, das Antimonium in diesem Falle „anzuwenden." Der Fall, von dem ich rede, war eine Manie, die durch starkes Trinken entstanden und mit Krämpfen verbunden war, deren wirkliche Natur ich nicht ausmitteln konnte, da ich von den Verwandten des Kranken nur sehr mangelhafte Berichte erhalten hatte. Meine Furcht vor der Anwendung der Brechmittel in einer so complicirten Manie der Säufer entstand, ich muß es zu meiner Rechtfertigung gestehen, nicht durch eigene, sondern durch die mir von andern Aerzten mitgetheilten Erfahrungen. — Ich

glaube, daß in diesen Erfahrungen ein Irrthum vorhanden seyn muß; denn ich hege jetzt die Ueberzeugung, daß der Arzt nicht bloß ohne Furcht, sondern auch mit Vortheil die Brechmittel in den meisten Fällen der Art wird anwenden können. Durch zahlreiche Versuche, die ich von jener Zeit an machte, bin ich vollkommen überzeugt worden, daß auch die Epilepsie, statt in ihrer Verbindung mit der Manie der Säufer eine Anzeige gegen den Gebrauch der Brechmittel zu geben, ebenfalls, wenn sie durch starkes Trinken entsteht, sie mag nun mit jener Manie oder allein vorkommen, schnell und glücklich durch die Brechmittel gehoben wird. Folgende Fälle mögen als Belege dieser Behauptung dienen.

T. F., sieben und vierzig Jahr alt, der sich schon lange Zeit dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke hingegeben hatte, ward in den letzten acht bis zehn Tagen von Schlaflosigkeit, Mangel an Appetit, Schmerzen in der Brust und Zittern der Glieder befallen.

Am ein und zwanzigsten Mai dieses Jahres Morgens um zehn Uhr bekam er plötzlich einen heftigen epileptischen Anfall, der funfzehn Minuten anhielt. Am zwei und zwanzigsten verfiel er in einen Zustand von Irreseyn, und am drei nnd zwanzigsten fand ich ihn an verschiedenen krankhaften Vorstellungen, besonders des Gesichts und des Gehörs, leidend. Diese falschen Vorstellungen und die Art seiner Geisteszerrüttung äusserten sich folgendermaßen. Er war immer beschäftigt, in verschiedenen Gegenden des Zimmers gewisse nicht vorhandene Gegenstände aufzusammeln, und schien begierig, dieselben auf einem Ort zusammen zu haben. Er beschuldigte seine Frau, daß sie sich mit mehrern Personen verschworen habe, ihn zu tödten und sich seines Vermögens zu bemächtigen. Er erklärte zum öfteren, daß, in Folge der Bemühungen dieser Verschwornen, ihn zu tödten und sein Vermögen zu rauben, sein Haus in der letzten Nacht der Schauplatz eines be-

ständigen Streits und Lärmens gewesen sey. Seine Haut war mit kaltem Schweiße bedeckt und seine Zunge zum Theil braun belegt. Die Pupillen waren etwas erweitert; über Kopfschmerzen klagte er nicht. Aus Furcht, daß ich etwas Böses gegen ihn im Sinne habe, wollte er mir seine Hand nicht so lange lassen, daß ich den Puls untersuchen konnte. Ich ließ ihm alle funfzehn Minuten zwei Gran Brechweinstein in Wasser aufgelöst geben, bis daß reichliches Erbrechen eintrat. Nach dem Brechen sollte man ihn so viel als möglich in Ruhe lassen, damit er Schlaf bekäme.

Am vier und zwanzigsten. Nachdem ihm drei Gaben der Brechweinstein-Auflösung gereicht worden waren, erbrach er sich heftig, und leerte eine große Menge einer dunkel grün gefärbten Masse aus. Nach dem Erbrechen ging er aus eigenem Antriebe in die Kammer und schlief eine kurze Zeit. Beim Erwachen dauerte seine Geistesverwirrung, jedoch im geringeren Grade, fort. In der Nacht war er sehr unruhig, und am Morgen hatte ihm seine Frau, ehe ich ihn sah, nochmals das Brechmittel gegeben, welches denn auch reichlich nach oben und unten gewirkt hatte. Weder das vorige, noch diesmal zeigte sich bei der Wirkung des Brechmittels die geringste Spur, daß die epileptischen Anfälle wiederkehren wollten. Seine Frau versicherte mir, daß sie jedesmal nach dem Brechmittel eine deutliche Verminderung der Geisteszerrüttung an ihm wahrnehmen konnte. Heute erlaubte er mir zum erstenmale seinen Puls zu untersuchen, der hundert vier und dreißig Schläge hielt und etwas stark war. Seine Haut war feucht und hatte ihre natürliche Wärme. Die Zunge war rein und feucht. Im Nacken wurde ihm ein Blasenpflaster gelegt. Er bekam leichte Kost, und der Genuß geistiger Getränke ward ihm verboten.

Am fünf und zwanzigsten. Als ich heute zu ihm kam, sagte er mir, daß sich manches mit ihm verändert habe, worüber

ich mich recht freute, da diese Bemerkung auf die Wiederkehr seines Verstandes hindeutete. Ich fragte ihn, ob er sich erinnere, was am vorigen Tage mit ihm vorgegangen sey, und er antwortete, er glaube, er sey von sich gewesen. — Er klagte, daß das Blasenpflaster so sehr schmerze, und auch andere seiner Bemerkungen zeigten an, daß er genesen sey. Seit meinem vorigen Besuche war er stets im Bette gewesen, und hatte die größte Zeit hindurch geschlafen. Beim Erwachen war er vernünftig gewesen, und war dieses auch jetzt noch. Sein Puls hielt jetzt nur hundert Schläge, und seine Zunge und seine Haut waren natürlich beschaffen. Ich empfahl wieder anhaltende Ruhe und eine leichte Diät.

Am sechs und zwanzigsten. Geistig schien er heute geheilt zu seyn, doch klagte er sehr über Schwäche und Schmerzen in allen Gliedern. Ich ließ ihn einigemal täglich eine halbe Tasse voll eines bitteren Thee's aus China, Serpentaria und Kamillen, von jedem zwei Drachmen, mit heißem Wasser infundirt, trinken.

Am sieben und zwanzigsten. Da er am heutigen Tage vollkommen wohl war, so ward er ausser ärztliche Behandlung gesetzt.

Folgende deutlich ausgesprochene Fälle waren rein epileptische. Obschon die Kranken verschiedentlich mit den heftigsten Anfällen dieser Art behaftet waren, so hatte doch keiner von beiden jemals einen Anfall von Manie gehabt.

M. L., vierzig Jahr alt, ein Trunkenbold, hatte in den letzten fünf Jahren epileptische Anfälle gehabt. Seine Frau sagte mir, daß er vor Kurzem sich des Morgens erbrochen, über Kopfschmerzen geklagt, den ganzen Tag über geschlafen und durchaus keine Lust gehabt habe, etwas anzufangen. In der Nacht vom sieben und zwanzigsten Mai 1818 ward der Kopfschmerz anhaltend und ungewöhnlich heftig. Er war dabei sehr übel und schlief wenig. Zwischen neun und zehn Uhr des Morgens bekam er plötzlich einen epileptischen Anfall.

Man sagte mir, er habe in diesem Anfalle ganz besinnungslos dagelegen, sein Gesicht sey dunkelfarbig geworden, ein schaumartiger Speichel sey ihm vor den Mund gekommen, und der ganze Körper convulsivisch zusammen gezogen worden. In diesem Zustande brachte er eine volle halbe Stunde zu; endlich nahm der Anfall ab und nach kurzer Zeit hörte derselbe gänzlich auf. Er klagte nach wie vor über Kopfschmerzen und Uebelkeit. Zwischen eilf und zwölf Uhr desselben Tages bekam er einen zweiten heftigen Anfall, bei welchem das Athmen keichend wurde; dieser dauerte keine halbe Stunde. Kurz nach diesem Anfalle besuchte ich ihn, und verordnete, daß ihm Schröpfköpfe an den Vorkopf und die Schläfe gesetzt, und starke Sinapismen an Füße und Hände gelegt werden sollten. Obgleich meine Verordnung pünktlich befolgt worden war, so bekam er doch um vier Uhr Nachmittags einen dritten Anfall, der an Dauer und Heftigkeit den vorigen gleich kam. Um acht Uhr Abends besuchte ich ihn zum zweitenmale; er schlief, ließ sich indessen leicht aufwecken und war vernünftig. Zu Zeiten wurde er übel, wollte sich erbrechen, und klagte dann auch über heftige Kopfschmerzen. Der Puls war voll, hielt zwei und siebzig Schläge in der Minute; die Zunge war feucht, die Haut warm und das Gesicht aufgedunsen. Ich ließ ihn alle Viertelstunde zwei Gran Brechweinstein in warmem Wasser aufgelöst so lange nehmen, bis reichliches Erbrechen eintreten würde.

Am neun und zwanzigsten. Zwei Gaben des Brechmittels hatten hinlänglich gewirkt, denn er brach etwa drei Pinten einer grünen Flüssigkeit aus, die seiner Aussage nach sehr bitter schmeckten; auch leerte er eine Menge eines zähen braunen Schleims aus. Während des Erbrechens war ich zugegen, und obgleich er sich mit vieler Gewalt erbrach, so konnte man doch nicht die geringste Spur eines wiederkehrenden epileptischen Anfalls an ihm entdecken, denn der Kopfschmerz mehrte sich sogar nicht

einmal während des Erbrechens. Durch die beständige Uebelkeit und das stete Würgen des vorigen Tages war sein Magen in einen Zustand von Ruhe versetzt worden; und anstatt nicht zu schlafen, wie in der letzten Nacht, fiel er schon am Abend, als der Brechweinstein ihm Erbrechen erregt hatte, in Schlaf, und blieb bis gegen Morgen ruhig. Der Brechweinstein hatte auch abführend gewirkt, und zwei reichliche galligte Stuhlausleerungen hervorgebracht. Er klagte noch über Kopfschmerzen; sein Puls hielt vier und sechzig Schläge und war natürlich. Er schwitzte etwas. Um den Kopfschmerz zu lindern, ließ ich ihn ein Fußbad nehmen, und ihm Senfumschläge um die Füße legen. Er erhielt kalten Kamillenthee zum Getränk und leicht verdauliche Speisen.

Am dreißigsten. Sein Schlaf war in der letzten Nacht nicht gestört worden, und er hatte guten Appetit. Der Schwindel und der Kopfschmerz waren vorüber; die Beschaffenheit der Zunge und des Pulses entsprachen den übrigen guten Zeichen. Ihm wurde erlaubt, das Zimmer zu verlassen und im Hause umher zu gehen. Da er keinen gehörigen Stuhlgang hatte, so bekam er eine Gabe Kalomel und Senna-Aufguß.

Am ein und dreißigsten. Er hatte einige dunkelfarbige Stühle gehabt. Der bittere Thee ward wieder angefangen.

Am zweiten Juni Ich begegnete ihm auf der Straße, und er schien völlig wohl zu sehn. —

Frau L., drei und vierzig Jahr alt, dem übermäßigen Genuß geistiger Getränke im höchsten Grade ergeben, litt seit vier Jahren an epileptischen Anfällen, Erbrechen am Morgen, unvollkommenem Appetit und anderweitigen Symptomen einer gestörten Verdauung. Beim gegenwärtigen Anfalle ward mir von der Familie Folgendes berichtet. Am zweiten August 1818 klagte Patientin über Schmerzen im Magen; am nächsten Morgen bekam sie ein starkes Erbrechen und hatte heftigen Schwindel; gegen Mittag stellte sich ein heftiger epileptischer

Anfall ein, der beinah eine halbe Stunde lang anhielt, und den Tag über traten noch zwei ähnliche Anfälle ein. Am vierten August hatte sie noch drei neue epileptische Anfälle. Gleich nach dem Aufhören des Anfalls bekam sie ihre Besinnung wieder, und sie sagte, daß der Anfall immer mit folgenden Gefühlen einzutreten pflege: zuerst fühle sie eine ungewöhnliche Uebelkeit im Magen, dann werde sie schwindelig, worauf der Anfall sogleich eintrete. Der Puls hielt zwei und neunzig Schläge und war etwas stark; die Zunge war natürlich. Kurz vor meinem Besuche war ihr Blut gelassen worden, sie hatte ein warmes Fußbad genommen, und es waren ihr Senfpflaster an die Waden gelegt. Aether und Laudanum hatte sie reichlich genommen. Ich ließ ihr so lange alle Viertelstunde zwei Gran Brechweinstein geben, bis daß reichliches Erbrechen entstehen würde. — Am fünften August. Nachdem sie drei Gaben des Brechweinsteins genommen hatte, entstand Erbrechen, und es wurde eine große Menge galligter Massen ausgebrochen. Bald darauf entstand Purgiren, wodurch viele dunkelfarbige Faeces ausgeleert wurden. Nach der Wirkung des Mittels ward sie schläfrig, und bekam seit dem Anfang der Krankheit zum erstenmale einen ruhigen und natürlichen Schlaf. Diesen Morgen klagte sie nicht mehr über Schwindel und Eingenommenheit des Kopfes; sie ging eine Zeitlang im Zimmer umher, und ihr ganzer Zustand schien merklich gebessert zu seyn. Diejenigen, die während des Erbrechens bei ihr waren, berichteten, daß sie durchaus nicht beobachtet hätten, daß die epileptischen Anfälle wiederkehren wollten. Der Puls hielt neun und siebzig Schläge und war natürlich.

Am sechsten. Um ein Uhr am fünften fühlte sie eine Rückkehr des Schwindels und fürchtete einen neuen Anfall, der indessen nicht erfolgte, da der Schwindel

bald vorüber ging. Sie schlief in der letzten Nacht gut und ging heute ausserhalb des Zimmers umher.

Am achten. Sie war heute völlig wohl, und die Behandlung ward bei Seite gelassen.

---

## 3.

Bemerkungen über die Krankheiten der Säufer (temulent diseases). Aus einem Briefe von Daniel Drake, Arzt zu Cincinnati im Staate Ohio, an Dr. Samuel Brown zu Philadelphia.

(A. a. O. B. 2. S. 59 — 65.)

---

Im Sommer 1807 ward ich zu einem Tischler gerufen, der an Convulsionen, durch Trunkenheit herbeigeführt, litt. Ich ließ ihm reichlich zur Ader und gab ihm eine reichliche Dose Opiumtinctur, wodurch die Krankheit zwar gemindert, aber nicht gehoben wurde. Einige Wochen später ward ich wieder hingerufen, und fand meinen Kranken in demselben Zustande. Ich ließ ihm wie das erstemal zur Ader, und um die Wirkung der Opiumtinctur, die ich anzuwenden für nöthig erachtete, zu verstärken, verband ich diese mit dem gereinigten Ambraöl, wodurch jedoch auch kein entschiedener Vortheil hervorgebracht wurde. Die Vorschrift ward indessen treu befolgt, und als der Kranke etwa eine Drachme der erstgenannten Arznei verschluckt hatte, entstand Uebelkeit und Erbrechen, und eine unmittelbare Milderung der Krankheit folgte.

Offenbar war ein krankhafter Zustand des Magens die Ursache der Convulsionen, der nun beseitigt worden war, und ich nahm mir vor, in dem nächsten Falle, der mir vor-

kommen würde, meine Aufmerksamkeit mehr auf die Organe der Verdauung zu richten, und bald darauf hatte ich Gelegenheit, dieß auszuführen.

Im nächsten Herbst nämlich fiel Hr. T. aus Baltimore, nachdem er bei einem Trinkgelage gewesen war, ohne Besinnung vom Stuhle, und schien dem Anschein nach einen Schlagfluß bekommen zu haben. Wenige Minuten nachher traten Convulsionen ein, denen völlige Raserei (reverie) folgte. Wegen dieser letztern Erscheinung versuchte ich es, ihm eine Auflösung des Brechweinsteins zu geben, was jedoch nicht gelang, denn die Convulsionen kehrten wieder, und erst beim zweiten Anfalle der Raserei konnte die Auflösung des Brechweinsteins von ihm genommen werden. Wenige Minuten nachher ward er übel und erbrach sich, worauf alle Symptome sogleich verschwanden. Er ging hierauf wieder seinen Vergnügungen nach, und ward nach zwei Tagen wiederum befallen. In den ersten Stunden konnte ich ihn nicht besuchen, und er hatte in diesen wechselsweise bald Anfälle von Convulsionen, bald Anfälle von Raserei gehabt. Ich ließ sogleich sechs Gran Brechweinstein auflösen, und wollte sie ihm während des letzteren Zustandes geben; indeß er verweigerte dieselben. Wenige Minuten nachher kamen wiederum heftige Convulsionen, denen ein Anfall von Raserei folgte, der in seiner Art so merkwürdig war, daß, obgleich er nicht zu meiner gegenwärtigen Abhandlung gehört, er doch nicht ohne Interesse für den Leser seyn wird. Im Jahr 1778 während des Seekrieges zwischen Frankreich und den Staaten von Nordamerika war Herr T. der zweite Befehlshaber eines amerikanischen Schiffs gewesen, welches durch einen französischen Kaper von Westindien aus aufgebracht wurde. Dieses Ereigniß, von dem ich späterhin durch einen Augenzeugen unterrichtet ward, war es, das den Gegenstand seiner Raserei ausmachte. Er bildete sich ein, daß jene Begebenheit sich jetzt zutrüge, und daß er dabei eine sehr

thätige) Rolle spielte, wie es denn auch wirklich der Fall gewesen war. Während er auf dem Rücken lag, bewegte er seine Arme und seine Gesichtsmuskeln unaufhörlich, und dadurch, so wie durch seine Worte, gab er auf eine kräftige Weise zu erkennen, daß sein Geist von den verschiedenen Bewegungen und Leidenschaften, die solch ein Ereigniß, wie das, in welchem er begriffen zu seyn glaubte, herbeiführt, gänzlich befangen war. Er erhielt Befehle und theilte welche aus; er feuerte die Mannschaft an, und als er den Kapitän fallen sah (was wirklich der Fall gewesen war), so vergoß er Thränen und brach in die lautesten Klagen aus. Diese Gemüthsbewegung dauerte indessen nicht lange; denn er glaubte nun der Erste im Commando zu seyn, was wirklich auch so gewesen war, und er setzte nun das Gefecht fort, indem er die Mannschaft beständig anfeuerte. Dieser angenehme Gemüthszustand dauerte indessen ebenfalls nicht lange, und es trat bald ein anderer ein, in welchem Verzweifelung und Aerger sich deutlich aussprachen. Er wurde nämlich gezwungen, die Segel zu streichen und nach dem feindlichen Schiffe gebracht, und übergab nun einem seiner Aufwärter mit vieler Feierlichkeit seinen Degen. Gleich nachher klagte er über Müdigkeit, und bat um die Erlaubniß, sich aufs Verdeck hinlegen und mit seiner Flagge sich zudecken zu dürfen. Als ihm dieses seiner Einbildung nach erlaubt worden war, befahl er seinem Diener, ihm ein Glas mit Wasser zu reichen. Die Brechweinstein-Auflösung, die ihm während des Anfalls zum öftern angeboten worden war, ohne seine Aufmerksamkeit auch nur im geringsten auf sich zu ziehen, wurde nun begierig von ihm angenommen und ausgetrunken. In fünfzehn bis zwanzig Minuten hatte er das Bewußtseyn seines gegenwärtigen Zustandes wiedererlangt; er war bei vollkommenem Verstande, erbrach sich oft, und die Zuckungen hörten auf.

In dem folgenden Sommer ward ich zu L. C., einem zu Zeiten an Convulsionen leidenden Manne, ge-

rufen. In seinen gewöhnlichen Geschäften als Krämer mußte er oftmals die schwersten Anstrengungen erdulden, den ganzen Tag ausser dem Hause zubringen, und bald die Hitze des Tages, bald die rauhe Witterung ertragen, wobei er denn oft und reichlich geistige Getränke, aber wenig Speisen, zu sich nahm. Die Folgen dieser unregelmäßigen Lebensart waren zum öftern große Spannung und Schmerz in der Magengegend, denen dann später oder früher allgemeine Zuckungen folgten. Als ich zum erstenmale zu ihm gerufen wurde, ließ ich ihm zur Ader, fand es dann aber doch nöthig, ein Brech- und Purgiermittel anzuwenden, wodurch er auch völlig hergestellt ward. Bei den nächsten Anfällen ward derselbe Heilplan befolgt. In einigen derselben ward nur wenig, in andern gar kein Blut gelassen. Jedesmal waren Darmkanal Ausleerungen, wenn auch nicht die einzigen, doch die vorzüglichsten Mittel zu seiner Wiederherstellung. Zu diesem Ende gebrauchte ich gewöhnlich eine Auflösung des Brechweinsteins und des schwefelsauren Natrons, die schnell und kräftig wirkte. Niemals verfehlte diese Auflösung ihren Zweck; doch war es bei einigen Anfällen nothwendig, eine große Quantität davon zu reichen, ehe ich die gehoffte Wirkung erlangen konnte. In einem der Anfälle war der Magen vorzüglich so unempfindlich, daß erst eine Drachme Brechweinstein und drei Unzen schwefelsaures Natron gereicht werden mußten, ehe Ausleerungen erfolgten, die nicht einmal besonders reichlich waren.

In Verlauf von zwei bis drei Jahren veränderte die Krankheit ihren Charakter gänzlich. Vom Anfange an waren nämlich den Convulsionen gelinde Anfälle von Manie und Gedankenlosigkeit gefolgt; am Ende wurden diese indessen im Verhältniß zu den Convulsionen bedeutender, und sie kamen sogar zuweilen ohne vorhergehende oder nachfolgende Convulsionen. Diese Geisteszerrüttung äusserte sich nicht

so, wie bei Herrn J., denn der Kranke glaubte sich in die Lagen und Geschäfte versetzt, die ihn kurz vor dem Anfalle beschäftigten, und war dabei auf das, was von den Personen, die bei ihm waren, vorgenommen wurde, oft ganz unaufmerksam. Zuweilen glaubte er, daß sich das, was andere thaten, mit seiner Person ereigne, und konnte durchaus nicht dahin gebracht werden, einzusehen, daß er sich irre. Zuweilen hatten indessen äussere Eindrücke durchaus keine Wirkung auf ihn, und er verfiel in eine Gedankenlosigkeit oder Träumerei der vollkommensten Art. Ich erinnere mich, ihn einmal an einer Verwirrung des Geistes und der Sinne leidend gesehn zu haben, die wirklich merkwürdig war. Er war nämlich von Convulsionen befallen worden, die bereits vor meiner Ankunft nachgelassen hatten. Als ich in das Zimmer trat, fand ich ihn an der Seite des Bettes sitzend und zum Theil unverständig. Ich bat ihn, das gewöhnliche, Erbrechen und Purgieren erregende, Mittel zu nehmen; er schlug es indessen hartnäckig ab, und versicherte, daß er nicht krank sey. Endlich willigte er doch ein, die Arznei zu nehmen, wenn dieselbe von Dr. Drake verordnet sey. Ich versicherte ihm alsbald, daß ich selbst Dr. Drake sey, welches er aber durchaus abläugnete, und behauptete, ich wäre Dr. C., ein Arzt, der zuweilen seine Hausgenossen behandelt hatte. Da ich fand, daß meine Versicherungen durchaus nicht seine Meinung zu ändern vermochten, so nahm ich meine Zuflucht zu einem ganz einfachen Mittel, welches auch seine volle Wirkung that. Ich nahm nämlich meinen Hut, ging aus dem Zimmer, so daß er es sehen konnte, und kam bald darauf mit einem starken Geräusch in dasselbe zurück, und wurde nun von allen Umstehenden laut als Dr. Drake begrüßt. Ich ging an sein Bett, gab ihm die Hand, und wurde sogleich von ihm als Dr. D. anerkannt. Er erzählte mir in einigem Zusammenhange, daß man ihn habe betrügen und von Dr. C. behandeln lassen wollen; er dankte

mir für meinen Besuch, und nahm nun ohne Anstand die Arznei zu sich, die er noch zwei Minuten zuvor hartnäckig verweigert hatte. Bald nachher erbrach er sich, und die Geistesverwirrung verschwand.

Nicht lange nachher gab er seinen Beruf als Kärner auf, und wurde ein Krämer, und hat nun seit vier bis fünf Jahren keinen Anfall wieder gehabt.

Der deutliche gastrische Ursprung dieser beiden Fälle von Convulsionen und Geistesverwirrung, von denen der eine bloß in Folge des starken Trinkens, der zweite aber durch eine unregelmäßige und anstrengende Lebensart herbeigeführt wurde, bewogen mich in den mir späterhin vorgekommenen Fällen genau auf den Zustand des Magens zu achten. Dieser Fälle sind beträchtlich viel geworden und ich kann mit vollem Rechte versichern, daß diese Vereinigung von krankhaften Thätigkeiten der Organe des thierischen Lebens beinahe immer mit einem krankhaften Zustande des Magens verbunden ist. Meine Behandlungsart richtete sich nach dieser pathologischen Ansicht. War der Puls besonders kräftig, so ließ ich zur Ader. In Verbindung mit den Blutausleerungen, oder auch ohne dieselben, wandte ich dann, wenn der Zustand des Blutgefäßsystems es erlaubte, das oben angegebene, Erbrechen und Purgieren erregende Mittel oder eine andere Zusammensetzung desselben an, und es wirkte mit dem entschiedensten und größten Nutzen.

Der fünfte Fall, dessen Dr. Klapp in seiner interessanten Abhandlung erwähnt, scheint mit Convulsionen verbunden gewesen zu seyn. Der Verfasser sagt, er habe nicht ausmitteln können, ob dieselben epileptischer oder hysterischer Art gewesen, und da er üble Folgen vor der Anwendung eines Brechmittels in der erstern Krankheit befürchtet, so habe er angestanden, ein solches zu verordnen. Ich zweifle nicht, daß diese Convulsionen mit den von mir in obigen Fällen beschriebenen Convulsionen über

so, wie bei Herrn J., denn der Kranke g!
und Geschäfte versetzt, die ihn kurz vor
tigten, und war dabei auf das, was vc
bei ihm waren, vorgenommen wurde, oft
Zuweilen glaubte er, daß sich das, was an
Person ereigne, und konnte durchaus
werden, einzusehen, daß er sich irre. Zu
äussere Eindrücke durchaus keine Wirkun
verfiel in eine Gedankenlosigkeit oder
kommensten Art. Ich erinnere mich,
Verwirrung des Geistes und der Sin
haben, die wirklich merkwürdig war.
Convulsionen befallen worden, die
Ankunft nachgelassen hatten. Als i
fand ich ihn an der Seite des Bet
unverständig. Ich bat ihn, das
Purgieren erregende, Mittel zu ne
hartnäckig ab, und versicherte, b
willigte er doch ein, die Arznei
Dr. Drake verordnet sey. Ic
ich selbst Dr. Drake sey, wel
und behauptete, ich wäre T
seine Hausgenossen behandel
Versicherungen durchaus n
mochten, so nahm ich me
Mittel, welches auch i
nämlich meinen Hut,
sehen konnte, und r
räusch in dasselbe zu
den laut als Dr.
ihm die Hand, un
Er erzählte mir i
betrügen und r

..., der ihn indessen nicht
...s Blutspeien und Nasen-

...ssen Besuche von folgenden
...uls hielt acht und neunzig
...oll und gespannt; die Haut
... das Gesicht aufgedunsen;
... trocken, weiß belegt, und
...ppetit fehlte gänzlich; der Leib
...tte heftige Schmerzen im linken
... nicht auf dieser Seite liegen;
...; die Hände zitterten heftig.
...gsmittel aus Senna und Manna,
...ßbad.

Ich sah ihn um neun Uhr Morgens.
...hatte sechs sehr dunkel gefärbte Stuhl-
...acht. Der Puls hielt fünf und achtzig
...b weich; die Zunge feucht und nicht mehr
...r Durst hatte sich gemindert; die Haut
...die Wärme derselben beinah natürlich; er
...erz in der Seite, ausser wenn man dieselbe
...n Frühstück genoß er ein Ey, nebst geröstetem
...nd Kaffee, mit besonderem Appetit. Er hatte in
...r gut geschlafen. Ich ließ ihn noch ein Abführungs-
...enna und Manna mit Weinsteinrahm nehmen.
... Uhr Nachmittags ward ich schnell zu dem Kran-
..., der sich sehr verschlimmert haben sollte. Ich fand
...Bette liegend, und von Frost geschüttelt; sein Puls
... zu fühlen und unregelmäßig. Er forderte Genever,
...te, daß, wenn er denselben nicht bekäme, er ge-
...n Convulsionen befallen werden würde. Als ich ihn
...te, ob er dergleichen bereits gehabt habe, antwortete er
..., daß er einen Anfall derselben erlitten und sich so befunden

einsamen. Diese Convulsionen, so wie hysterische Zufälle, Raserei und Manie haben sich mir sehr oft als die Folgen des unmäßigen Genusses geistiger Getränke und anderer Schädlichkeiten, die den Magen angreifen, gezeigt, und man darf es nicht für unnütz oder unwichtig halten, zu wissen, daß dieselben durch den Gebrauch von Brech- und Purgiermitteln gehoben worden.

Im Herbste 1816 hatte ich eine Kranke zu behandeln, bei der sich ähnliche Erscheinungen, aber aus einer andern Ursache als dem Genusse geistiger Getränke, zeigten. Es war eine junge Frauensperson, die noch nicht regelmäßig menstruirt war, und einige Zeit hindurch an Verstopfung gelitten hatte, wodurch sie schwermüthig wurde, bald eine Anlage zu religiöser Melancholie bekam, und einst bei Nacht unter den Zeichen der größten Angst ihre Familie aufweckte. Sie deutete an, daß sie den Teufel im Zimmer zu sehen glaube, der gekommen sey, sie zu holen. Gegen alle äussere Eindrücke war sie völlig unempfindlich. Ihr Puls war weich; ich brachte ihr eine Gabe Laudanum bei, welches keine Wirkung hatte. Darauf ließ ich ein Brechen und Purgieren erregendes Mittel nehmen, nach dessen Wirkung völlige Besserung erfolgte. Die Krankheit kam indessen wieder, und unter den verschiedenartigsten Formen einer heftigen Hysterie, die beinahe die Epilepsie übertraf, der Chorea, des Wahnsinns und der Raserei dauerte sie fast ein Jahr lang fort. Ich beobachtete, daß sich in vier und zwanzig Stunden alle die verschiedenen Symptome zeigten, welche jene Krankheit darstellen. Die Anfälle wurden auf die verschiedenste Art behandelt; doch fand ich in den ersten sechs Monaten nur Brech- und Purgiermittel von Nutzen. Im letztern Zeitraum der Krankheit litten die Verdauungswerkzeuge weniger; aber der Aufruhr in den Organen der Lebensthätigkeit, der anfangs nur consensuell gewesen war, kehrte nun bisweilen zurück und erforderte krampfstillende Mittel.

Im Sommer 1817 behandelten Herr Rogers und ich einen Fall von hysterischen Convulsionen, die offenbar einen gastrischen Ursprung hatten, weshalb ich den Fall hier anführe. Die Kranke, eine Frau von mittlern Jahren, war mit Krämpfen behaftet, die man für epileptische gehalten hatte. Wir fingen die Behandlung mit Mitteln an, die zunächst auf die Organe der Lebensthätigkeit, in welchen die Krankheit ihren Hauptsitz zu haben schien, hinwirkten, die aber durchaus nichts leisteten. Dann ward ein Brechmittel gegeben, wodurch viele grüne Flüssigkeit ausgeleert, und das Uebel sogleich gehoben wurde.

Ich fürchte die Geduld der Leser bereits zu lange auf die Probe gestellt zu haben; indessen ist der Gegenstand zu wichtig, als daß ich nicht noch einige Worte hinzufügen sollte. Die Aerzte, glaube ich, sind denen Schriftstellern, die sich bemühten, ihre Aufmerksamkeit auf den Magen, als den Erzeugungsheerd von Krankheiten zu richten, großen Dank schuldig. Erfahrung und Beobachtung haben mich gelehrt, daß eine große Reihe von Krankheiten, von denen man glaubte, daß sie ihren Sitz im Blutgefäßsysteme, im Lymphgefäßsysteme, im Nerven- oder Muskelsysteme hätten, bloß durch einen krankhaften Zustand des Darmkanals und der gastrischen Organe erzeugt werden. Ich behaupte nicht, hier etwas Neues gesagt zu haben; allein ich lege hier nur ein Zeugniß zu Gunsten einer nicht allgemein anerkannten Lehre ab. Kein Theil des Körpers ist so vielfachen Schädlichkeiten ausgesetzt, als der Magen. Er ist ausserordentlich sensibel; er erhält von den heterogensten Speisen und Getränken den ersten und rohesten Eindruck; er wird bisweilen durch die Befriedigung eines unmäßigen Hungers gewaltig ausgedehnt; er ist dem Einflusse der Gifte, sowohl der festen als der flüssigen, und der schädlichen Gasarten ausgesetzt; er wird bei heftigen Leidenschaften krankhaft ergriffen; übermäßiges Nachdenken schwächt ihn und

einkamen. Diese Convulsionen, so wie
und Manie haben sich mir sehr
mäßigen Genusses geistiger Geträn
keiten, die den Magen angreifen,
nicht für unnütz oder unwichtig ha
selben durch den Gebrauch von Bre
hoben worden.

Im Herbste 1816 hatte ich e
der sich ähnliche Erscheinungen, al
als dem Genusse geistiger Getränk
Frauensperson, die noch nicht
und einige Zeit hindurch an Ve
durch sie schwermüthig wurde,
Melancholie bekam, und einst
der größten Angst ihre Famili
daß sie den Teufel im Zimmer
sey, sie zu holen. Gegen a
völlig unempfindlich. Ihr Pu
eine Gabe Laudanum bei, we
auf ließ ich ein Brechen und
men, nach dessen Wirkung
Krankheit kam indessen wie
artigsten Formen einer heftige
lepsie übertraf, der Chorea,
dauerte sie fast ein Jahr lang
in vier und zwanzig Stunden
zeigten, welche jene Krankheit
die verschiedenste Art behand
sechs Monaten nur Brech- un
letztern Zeitraum der Krankhe
weniger; aber der Aufruhr in
keit, der anfangs nur consens
bisweilen zurück und erforderte

Husten, der ihn indessen nicht
Morgens Blutspeien und Nasen-

nem ersten Besuche von folgenden
Sein Puls hielt acht und neunzig
war voll und gespannt; die Haut
trocken; das Gesicht aufgedunsen;
Zunge trocken, weiß belegt, und
der Appetit fehlte gänzlich; der Leib
nke hatte heftige Schmerzen im linken
konnte nicht auf dieser Seite liegen;
spannt; die Hände zitterten heftig.
führungsmittel aus Senna und Manna,
in Fußbad.

arz. Ich sah ihn um neun Uhr Morgens.
ttel hatte sechs sehr dunkel gefärbte Stuhl-
gebracht. Der Puls hielt fünf und achtzig
und weich; die Zunge feucht und nicht mehr
der Durst hatte sich gemindert; die Haut
die Wärme derselben beinah natürlich; er
hmerz in der Seite, ausser wenn man dieselbe
um Frühstück genoß er ein Ey, nebst geröstetem
und Kaffee, mit besonderem Appetit. Er hatte in
gut geschlafen. Ich ließ ihn noch ein Abführungs-
nna und Manna mit Weinsteinrahm nehmen.
r Nachmittags ward ich schnell zu dem Kran-
der sich sehr verschlimmert haben sollte. Ich fand
liegend, und von Frost geschüttelt; sein Puls
fühlen und unregelmäßig. Er forderte Genever,
daß, wenn er denselben nicht bekäme, er ge-
nvulsionen befallen werden würde. Als ich ihn
er dergleichen bereits gehabt habe, antwortete er
einen Anfall derselben erlitten und sich so befunden

sehnsüchtiges Verlangen erschöpft ihn; mit einem Worte, bestimmt durch vielerlei sowohl innerliche als äusserliche Ursachen, muß dieses Organ besonders für Krankheiten empfänglich seyn. Auf der andern Seite steht kein Theil in einem größeren Consensus mit den übrigen Theilen, als grade der Magen, und es darf uns daher nicht wundern, daß eine große Menge von Krankheiten in entfernten Theilen durch eine Störung des Magens erzeugt, und durch Mittel geheilt werden, die auf diesen besonders hinwirken.

---

4.

Fall einer Manie, die durch den Genuß geistiger Getränke erregt wurde, von Dr. Gilbert Flagler zu Philadelphia.

(A. a. O. B. 2. S. 185 — 192.)

---

Am dritten März des verflossenen Jahrs ward ich zu Hrn. B. gerufen, der sehr krank seyn sollte. Ehe ich die Krankheitserscheinungen beschreibe, die ich bei ihm beobachtete, wird es nicht unzweckmäßig seyn, folgende Umstände, die sein früheres Leben betreffen, und die mir von der Familie mitgetheilt wurden, anzuführen. Man sagte mir nämlich, daß er mehrere Wochen vor seinem Erkranken einen heftigen Durst und nicht zu stillenden Hunger, besonders des Nachts, gehabt habe; daß er beim Schlafengehen gewöhnlich ein Quartier Wasser, ein halbes Brod und eine halbe Pinte (so viel wie ein halber Nösel) Genever mit sich genommen und während der Nacht verzehrt habe. Zu gleicher Zeit hatte er einen heftigen Durchfall mit Stuhlzwang; sein Schlaf war unterbrochen; er litt zum öfteren an Beschwerden beim Athmen,

hatte einen kurzen trockenen Husten, der ihn indessen nicht besonders quälte, und Morgens Blutspeien und Nasenbluten.

Ich fand ihn bei meinem ersten Besuche von folgenden Symptomen befallen. Sein Puls hielt acht und neunzig Schläge in der Minute, war voll und gespannt; die Haut war weder heiß noch trocken; das Gesicht aufgedunsen; der Durst heftig; die Zunge trocken, weiß belegt, und zitternd beim Ausstrecken; der Appetit fehlte gänzlich; der Leib war verstopft; der Kranke hatte heftige Schmerzen im linken Hypochondrium, und konnte nicht auf dieser Seite liegen; der Unterleib war gespannt; die Hände zitterten heftig. Ich verordnete ein Abführungsmittel aus Senna und Manna, und auf den Abend ein Fußbad.

Am vierten März. Ich sah ihn um neun Uhr Morgens. Das Abführungsmittel hatte sechs sehr dunkel gefärbte Stuhlausleerungen hervorgebracht. Der Puls hielt fünf und achtzig Schläge, war voll und weich; die Zunge feucht und nicht mehr so stark zitternd; der Durst hatte sich gemindert; die Haut war feucht, und die Wärme derselben beinah natürlich; er hatte keinen Schmerz in der Seite, ausser wenn man dieselbe stark drückte. Zum Frühstück genoß er ein Ey, nebst geröstetem Brode (toast) und Kaffee, mit besonderem Appetit. Er hatte in der letzten Nacht gut geschlafen. Ich ließ ihn noch ein Abführungsmittel aus Senna und Manna mit Weinsteinrahm nehmen. Um fünf Uhr Nachmittags ward ich schnell zu dem Kranken gerufen, der sich sehr verschlimmert haben sollte. Ich fand ihn im Bette liegend, und von Frost geschüttelt; sein Puls war kaum zu fühlen und unregelmäßig. Er forderte Genever, und sagte, daß, wenn er denselben nicht bekäme, er gewiß von Convulsionen befallen werden würde. Als ich ihn fragte, ob er dergleichen bereits gehabt habe, antwortete er mir, daß er einen Anfall derselben erlitten und sich so befunden

sehnsüchtiges Verlangen erschöpft ihn; mit
bestimmt durch vielerlei sowohl innerliche als
sachen, muß dieses Organ besonders für Krankh
lich seyn. Auf der andern Seite steht kein
größeren Consensus mit den übrigen Theilen,
Magen, und es darf uns daher nicht wu
große Menge von Krankheiten in entfernt
eine Störung des Magens erzeugt, und
heilt werden, die auf diesen besonders hinwi

---

4.

Fall einer Manie, die durch den G
tränke erregt wurde, von Dr.
zu Philadelphia.

(A. a. O. B. 2. S. 185

---

Am dritten März des verflossenen
Hrn. B. gerufen, der sehr krank seyn
Krankheitserscheinungen beschreibe, die i
wird es nicht unzweckmäßig seyn, folgen
früheres Leben betreffen, und die mir
getheilt wurden, anzuführen. Man sa
er mehrere Wochen vor seinem Erkrank
und nicht zu stillenden Hunger, besonde
habe; daß er beim Schlafengehen ge
Wasser, ein halbes Brod und eine hal
ein halber Nösel) Genever mit sich ge
der Nacht verzehrt habe. Zu gleiche
heftigen Durchfall mit Stuhlzwang; se
brechen; er litt zum öfteren an Besch

;ender Mischung nehmen.

.. aa.

Blutung und das Brechen
. orte das Brechen auf und
.if Uhr Abends war er weit
it; seine Zunge war feucht und
. cher; auch hatte das Zittern
ı Puls hielt hundert und acht
regelmäßig; im ersten Theil der

neun Uhr Morgens. Ich fand
.en üblen Zustande, als den Mor-
nd der Nacht wieder viel Wasser
nd wahrscheinlich war dieses die Ur-
nbens. Ich wandte nun die den Tag
rieder an, jedoch ohne Erfolg. Es
.ebrochene Blut ganz erschöpft. Ich
ı Ärzte zu consultiren, wogegen der
ı hatte, und ich ersuchte deshalb den
anken mit mir zu besuchen. Um drei
lben gemeinschaftlich; das Brechen
gelegt. Gegenwärtig waren die Krank-
e: der Puls hielt hundert und acht
pannt und widerstand dem Drucke
Zunge war trocken und belegt; der
Drucke in das linke Hypochondrium
h war dasselbe geschwollen. Es wur-
Unzen, eine Salzmixtur, alle Stun-
voll, ein Klystier, ein Fußbad und
:den verordnet.

. Wir besuchten den Kranken um eilf
den ihn ausser dem Bette und eine

habe, wie gegenwärtig. Ich ließ ihn deshalb ein kleines Glas Genever und dreißig Tropfen Liq. ammon. nehmen. Er sagte, es sey ihm, als wenn sein Magen und seine Gedärme ganz erkaltet wären. Seiner Aussage gemäß ward er nun von epileptischen Convulsionen befallen, die zwei Minuten lang anhielten.

Ich verordnete eine Abkochung von Senega und Kamillenblumen, von der er alle zwei Stunden ein kleines Glas voll nehmen mußte, und ließ Senfteig an die Waden legen. Um zehn Uhr Abends besuchte ich ihn noch einmal; er hatte einige Stunden hindurch geschlafen, und war bei weitem besser. Er aß etwas und trank eine Tasse Thee; sein Puls hielt acht und neunzig Schläge, war weich und regelmäßsig. Der Durst war mäßig. Die Arznei ward fortgebraucht; er trank Brodwasser, welches etwas mit Säure versetzt war.

Am fünften März um neun Uhr Morgens, Ich fand ihn im vollen Erbrechen, welches um fünf Uhr Morgens angefangen hatte. Sein Wärter sagte, daß er wenigstens drei Pinten Blut ausgebrochen habe; er brach noch jetzt oftmals und leerte große Massen Blut aus.

Während der Nacht war er, wie man mir sagte, aufgestanden, und hatte viel Genever mit kaltem Wasser getrunken, worauf alsbald das Erbrechen entstanden war. Er war sehr durstig und bat, man möchte ihn Genever und Wasser trinken lassen. Ich gab ihm ein kleines Glas Genever mit funfzig Tropfen Opiumtinktur, welches er sogleich wieder ausbrach. Ich gab ihm nochmals Genever mit sechzig Tropfen Opiumtinktur. Auf diese Art versuchte ich, doch ohne Erfolg, Opium, Aether, Hirschhorngeist und Kampfer. Ich ließ nun um zehn Uhr des Morgens nochmals Senfteig an die Waden und auf das Epigastrium legen. Um zwölf Uhr schien das Erbrechen etwas, jedoch nicht viel, nachlassen zu wollen. Ich ließ daher alle Viertel-

ſtunde einen Theelöffel voll von folgender Miſchung nehmen.

R. Tinct. Kino
Sp. aether. vitriol. aa.

und zwar in der Abſicht, die Blutung und das Brechen zu ſtillen. Um zwei Uhr hörte das Brechen auf und kam auch nicht wieder. Um zwölf Uhr Abends war er weit beſſer; er hatte wenigeren Durſt; ſeine Zunge war feucht und zitterte nicht ſo ſtark, wie vorher; auch hatte das Zittern der Hände nachgelaſſen; ſein Puls hielt hundert und acht Schläge und war weich und regelmäßig; im erſten Theil der Nacht hatte er gut geſchlafen.

Am ſechſten März um neun Uhr Morgens. Ich fand ihn dieſen Morgen in demſelben übl en Zuſtande, als den Morgen zuvor. Er hatte während der Nacht wieder viel Waſſer und Genever getrunken, und wahrſcheinlich war dieſes die Urſache ſeines jetzigen Uebelbefindens. Ich wandte nun die den Tag zuvor verordneten Mittel wieder an, jedoch ohne Erfolg. Er ward durch das viele ausgebrochene Blut ganz erſchöpft. Ich wünſchte daher mit einem Arzte zu conſultiren, wogegen der Kranke nichts einzuwenden hatte, und ich erſuchte deshalb den Dr. J. Klapp den Kranken mit mir zu beſuchen. Um drei Uhr beſuchten wir denſelben gemeinſchaftlich; das Brechen hatte ſich ſeit zwölf Uhr gelegt. Gegenwärtig waren die Krankheitserſcheinungen folgende: der Puls hielt hundert und acht Schläge, war voll, geſpannt und widerſtand dem Drucke mit dem Finger; die Zunge war trocken und belegt; der Durſt heftig; beim Drucke in das linke Hypochondrium hatte er Schmerzen, auch war daſſelbe geſchwollen. Es wurden ein Aderlaß von acht Unzen, eine Salzmixtur, alle Stunden zu einem Eßlöffel voll, ein Klyſtier, ein Fußbad und Sinapismen an die Waden verordnet.

Am ſiebenten März. Wir beſuchten den Kranken um eilf Uhr des Morgens, fanden ihn auſſer dem Bette und eine

habe, i
Glas G
Er sagte,
därme ga
nun von
lang anh
Ich
Kamillenb
Glas voll
legen. U
mal; er h
bei weitem
Puls hielt
fig. Der D
er trank Br
Am für
ihn im voll
angefangen h
drei Pinten
oftmals und l
Während
gestanden, und
trunken, worau
war sehr durstig
Wasser trinken l
ver mit funfzig
wieder ausbrach.
Tropfen Opiumti
ohne Erfolg,
Kampfer. Ich li
nochmals Senfteig a
legen. Um zwölf U
nicht viel, nachlassen

den Kranken in Begleitung von Dr. Klapp. Wir fanden ihn nicht so wohl; er hatte nur wenig geschlafen, hatte die ganze Nacht hindurch gerast; sein Puls hielt hundert und zwölf Schläge, war klein und schnell; seine Zunge zitterte, war trocken und sehr roth; auch seine Hände zitterten. Als wir ihn fragten, wie er sich befinde, antwortete er: Nicht so gut als gestern, da ich in der vorigen Nacht sehr beunruhigt worden bin, und zu viele starke Getränke zu mir genommen habe.

Er erhielt:

R. Tart. emet. gr. XVI.
Aq. font. unc. IV.

M. S. Alle halbe Stunde ein Weinglas voll mit warmem Kamillenthee zu nehmen.

Um fünf Uhr des Nachmittags. Das Brechmittel hatte gut gewirkt; er hatte viele Galle ausgebrochen und zwei Stuhlausleerungen gehabt; er fühlte sich weit besser; seine Haut war feucht und kalt; die Zunge und die Hände zitterten nicht stark; der Puls hielt hundert und zwölf Schläge, und war voll und weich; das Gesicht war nicht so aufgedunsen und geröthet.

R. Flor. Chamomill.
Rad. Serpent. aa. unc. semis.

S. Hiermit einen Aufguß von einer Pinte zu machen und alle zwei Stunde davon ein Weinglas voll zu nehmen. — Um zehn Uhr des Abends ward ich plötzlich gerufen und auch zu Dr. Klapp war gesandt worden. Wir erfuhren, daß der Kranke ganz wüthend geworden sey, so daß drei bis vier starke Männer ihn hätten halten müssen. Dieser Zustand hatte aber während der Zeit, daß man uns hohlte, nachgelassen. Wir fanden ihn in einem stupiden und unthätigen Zustande, und, er schien viele Neigung zu schlafen zu haben. Er klagte über Kälte und hatte einige Frostschauder; sein Puls war klein, unregelmäßig und sehr frequent; ich gab ihm zwanzig Tropfen

Orange essend. Sein Puls war voll und weich und hielt hundert Schläge; er hatte etwas Stuhlgang gehabt, womit etwas Blut abgegangen war; er hatte gut geschlafen; die Geschwulst in der Seite hatte sich gemindert; weder die Zunge noch die Hände zitterten; der Durst war vermindert; er hatte keinen Schmerz in der Seite. Er bekam:

R. Sal. mirab. Glaub.
Sacch. alb. aa unc. duas
Succ. limon. unc. semis.
Aq. bullient. libr. unam.

M. S. Alle Stunde ein Weinglas voll zu nehmen.

Zum Getränk erhielt er Kamillenthee. Um neun Uhr des Abends war der Durst geringer; er hatte sechs reichliche Stuhlgänge gehabt; der Appetit war besser; die Fäces waren fester, mit Blut gemischt und sehr stinkend.

Am achten März. Er war nicht so wohl; sein Puls hielt hundert und acht Schläge, war gespannt und schnell; der Durst heftig; das Gesicht geröthet, und er hatte einen trocknen Husten. Um neun Uhr des Morgens ward ich schnell zu ihm gerufen, indem er viel schlimmer seyn sollte, und er seine Frau oder jeden anderen, der ihn hindern wollte auszugehen, tödten wolle. Ich fand ihn völlig irre, obgleich nicht wüthend. Er lag im Bette, sprach ohne Zusammenhang, und griff oder riß beständig an den Bettvorhängen; er achtete auf nichts, was man ihm zurief, obgleich es laut und deutlich geschah; sein Puls war klein und schnell und hielt hundert und zwölf Schläge in der Minute; er war an diesem Tage nur einmal zu Stuhl gewesen; seine Haut war kalt; die Zunge trocken und zitternd. Ich ließ ihn fünf und zwanzig Tropfen Laudanum nehmen, verordnete ein Fußbad und Sinapismen an die Waden, und ließ die den Tag zuvor verordnete Arznei fortsetzen.

Am neunten März. Um eilf Uhr des Morgens sah ich

den Kranken in Begleitung von Dr. Klapp. Wir fanden ihn nicht so wohl; er hatte nur wenig geschlafen, hatte die ganze Nacht hindurch geraset; sein Puls hielt hundert und zwölf Schläge, war klein und schnell; seine Zunge [illegible], war trocken und sehr roth; auch seine Hände zitterten. Als wir ihn fragten, wie er sich befinde, antwortete er: Nicht so gut als gestern, da ich in der vorigen Nacht sehr beunruhigt worden bin, und zu viele starke Getränke zu mir genommen habe.

Er erhielt:

R. Tart. emet. gr. XVI.
Aq. font. unc. IV.

M. S. Alle halbe Stunde ein Weinglas voll mit warmem Kamillenthee zu nehmen.

Um fünf Uhr des Nachmittags. Das Brechmittel hatte gut gewirkt; er hatte viele Galle ausgebrochen und [illegible] Stuhlausleerungen gehabt; er fühlte sich weit besser; seine Haut war feucht und kalt; die Zunge und die Hände zitterten nicht stark; der Puls hielt hundert und zwölf Schläge, und war voll und weich; das Gesicht war nicht so [illegible] und geröthet.

R. Flor. Chamomill.
Rad. Serpent. aa. unc. semis

S. Hiervon einen Aufguß von einer [illegible] und alle zwei Stunden davon ein Weinglas voll zu [illegible].

Um zehn Uhr des Abends ward ich plötzlich [illegible] zu Dr. Klapp [illegible] gerufen worden. [illegible] Kranke ganz wüthend geworden sey, so daß [illegible]; [illegible] Männer ihn halten [illegible] müssen. [illegible] während der Zeit [illegible] daß man nach [illegible] holte [illegible]. Wir fanden ihn [illegible] und unt[illegible] [illegible] er schien [illegible] Neigung zu schlafen zu haben [illegible] Hitze [illegible] Sehnenhüpfen; [illegible] unglücklich [illegible], ich gab [illegible]

Orange essend. Sein Puls war voll und weich und hielt hundert Schläge; er hatte etwas Stuhlgang gehabt, womit etwas Blut abgegangen war; er hatte gut geschlafen; die Geschwulst in der Seite hatte sich gemindert; weder die Zunge noch die Hände zitterten; der Durst war vermindert; er hatte keinen Schmerz in der Seite. Er bekam:

R. Sal. mirab. Glaub.
Sacch. alb. aa unc. duas
Succ. limon. unc. semis.
Aq. bullient. libr. unam.

M. S. Alle Stunde ein Weinglas voll zu nehmen.

Zum Getränk erhielt er Kamillenthee. Um neun Uhr des Abends war der Durst geringer; er hatte sechs reichliche Stuhlgänge gehabt; der Appetit war besser; die Fäces waren fester, mit Blut gemischt und sehr stinkend.

Am achten März. Er war nicht so wohl; sein Puls hielt hundert und acht Schläge, war gespannt und schnell; der Durst heftig; das Gesicht geröthet, und er hatte einen trocknen Husten. Um neun Uhr des Morgens ward ich schnell zu ihm gerufen, indem er viel schlimmer seyn sollte, und er seine Frau oder jeden anderen, der ihn hindern wollte auszugehen, tödten wolle. Ich fand ihn völlig irre, obgleich nicht wüthend. Er lag im Bette, sprach ohne Zusammenhang, und griff oder riß beständig an den Bettvorhängen; er achtete auf nichts, was man ihm zurief, obgleich es laut und deutlich geschah; sein Puls war klein und schnell und hielt hundert und zwölf Schläge in der Minute; er war an diesem Tage nur einmal zu Stuhl gewesen; seine Haut war kalt; die Zunge trocken und zitternd. Ich ließ ihn fünf und zwanzig Tropfen Laudanum nehmen, verordnete ein Fußbad und Sinapismen an die Waden, und ließ die den Tag zuvor verordnete Arznei fortsetzen.

Am neunten März. Um eilf Uhr des Morgens sah ich

den Kranken in Begleitung von Dr. Klapp. Wir fanden ihn nicht so wohl; er hatte nur wenig geschlafen, hatte die ganze Nacht hindurch geraſt; sein Puls hielt hundert und zwölf Schläge, war klein und schnell; seine Zunge zitterte, war trocken und sehr roth; auch seine Hände zitterten. Als wir ihn fragten, wie er sich befinde, antwortete er: Nicht so gut als gestern, da ich in der vorigen Nacht sehr beunruhigt worden bin, und zu viele starke Getränke zu mir genommen habe.

Er erhielt:

R. Tart. emet. gr. XVI.
Aq. font. unc. IV.

M. S. Alle halbe Stunde ein Weinglas voll mit warmem Kamillenthee zu nehmen.

Um fünf Uhr des Nachmittags. Das Brechmittel hatte gut gewirkt; er hatte viele Galle ausgebrochen und zwei Stuhlausleerungen gehabt; er fühlte sich weit besser; seine Haut war feucht und kalt; die Zunge und die Hände zitterten nicht stark; der Puls hielt hundert und zwei Schläge, und war voll und weich; das Gesicht war nicht so aufgedunsen und geröthet.

R. Flor. Chamomill.
Rad. Serpent. aa. unc. [illegible]

S. Hiermit einen Aufguß von einer [illegible] zu machen und alle zwei Stunde davon ein Weinglas [illegible] zu nehmen. — Um zehn Uhr des Abends ward ich [illegible] [illegible] zu Dr. Klapp war gesandt worden. [illegible], daß der Kranke ganz wüthend geworden sey, so daß [illegible] starke Männer ihn hätten halten müssen. [illegible] während der Zeit, daß man nach [illegible] [illegible] Wir fanden ihn in einem [illegible] und [illegible], und er schien viele Neigung zu schlafen [illegible] Kälte und hatte einige [illegible] regelmäßig und sehr [illegible]

Orange essend. Sein Puls war voll und weich und hielt hundert Schläge; er hatte etwas Stuhlgang gehabt, womit etwas Blut abgegangen war; er hatte gut geschlafen; die Geschwulst in der Seite hatte sich gemindert; weder die Zunge noch Hände zitterten; der Durst war vermindert; er hatte kein Schmerz in der Seite. Er bekam:

℞. Sal. mirab. Glaub.
Sacch. alb. aa unc. duas
Succ. limon. unc. semis.
Aq. bullient. libr. unam.

M. S. Alle Stunde ein Weinglas voll zu nehmen.

Zum Getränk erhielt er Kamillenthee. Um neun des Abends war der Durst geringer; er hatte sechs rei Stuhlgänge gehabt; der Appetit war besser; die Fäces w fester, mit Blut gemischt und sehr stinkend.

Am achten März. Er war nicht so wohl; sein Puls hundert und acht Schläge, war gespannt und schnell; Durst heftig; das Gesicht geröthet, und er hatte trocknen Husten. Um neun Uhr des Morgens ward ich zu ihm gerufen, indem er viel schlimmer seyn sollte, seine Frau oder jeden anderen, der ihn hindern wollte gehen, tödten wolle. Ich fand ihn völlig irre, obglei wüthend. Er lag im Bette, sprach ohne Zusamme und griff oder riß beständig an den Bettvorhängen; tete auf nichts, was man ihm zurief, obgleich und deutlich geschah; sein Puls war klein und und hielt hundert und zwölf Schläge in der er war an diesem Tage nur einmal zu Stuhl gewes Haut war kalt; die Zunge trocken und zitternd. ihn fünf und zwanzig Tropfen Laudanum nehmen, ein Fußbad und Sinapismen an die Waden, und den Tag zuvor verordnete Arznei fortsetzen.

Am neunten März. Um eilf Uhr des Morge

... Kranken in Begleitung von Dr. Klapp. Wie fand... nicht so wohl; er hatte nur wenig geschlafen, hatte die ganze Nacht hindurch geraft; sein Puls hielt hundert und zwölf Schläge, war klein und schnell; seine Zunge zitterte, ... er trocken und sehr roth; auch seine Hände zitterten. Als wir fragten, wie er sich befinde, antwortete er: Nicht so gut gestern, wo ich in der vorigen Nacht sehr beunruhigt war, ... rein, und ... viele starke Getränke zu mir genommen habe.

Er erbr... [illegible]

R. [illegible] gr. XVI.

[illegible] unc. IV.

I. S. [illegible] Stunde ein Weinglas voll mit warmem ... Nachmittags. Das Brechmittel hatte ... Galle ausgebrochen und zwei ...; er fühlte sich weit besser; seine ... die Zunge und die Hände zitterten ... hundert und zwölf Schläge, und ... Gesicht war nicht so aufgedunsen ... geröthet.

R. F... [illegible] mil.

[illegible] Aufguß von einer Pinte zu machen ... Weinglas voll zu nehmen. — [illegible]

Laudanum; der Aufguß ward fortgebraucht und Sinapismen wurden an die Waden gelegt.

Am zehnten März. Um eilf Uhr des Mittags fanden wir den Kranken weit besser; er hatte ziemlich gut geschlafen; er schien ziemlich richtig über alles zu urtheilen, nur hatte er die Idee; daß er in der letzten Nacht ausser dem Hause gewesen, und von irgend Jemand abgehalten worden sey, dahin zurück zu gehen, weshalb er diesen denn auch dafür züchtigen werde. Auf unsere Fragen antwortete er passend, und sagte, daß er sich sehr schwach fühle. Sein Puls hielt hundert und acht Schläge, war voll, weich und regelmäßig. Ihm wurde verordnet, alle Stunde eine Viertel-Pinte (gill) eines Aufgusses der Senna mit Manna, und alle Stunde zwei Gran Kalomel zu nehmen; mit den Kalomel sollte er aber eine Stunde vor dem Sennaaufgusse den Anfang machen. Um acht Uhr des Abends sahen wir ihn wieder. Er hatte drei reichliche Stuhlausleerungen gehabt, sein Puls hielt hundert und acht Schläge, und war weich und klein; seine Haut war kalt, auch klagte er über Kälte und Frösteln; er trank etwas Kaffee und aß ein Stückchen Zwieback. Er beharrte noch immer bei der Idee, ausser dem Hause festgehalten worden zu seyn, und behauptete, daß er hierdurch krank geworden sey. Er bekam ein Fußbad und Senfpflaster an die Waden; er mußte fleißig Haferschleim trinken und den Kamillenthee fortnehmen.

Am eilften März. Um eilf Uhr des Morgens. — Er hatte in der letzten Nacht einen gesunden und erquickenden Schlaf gehabt; sein Durst war gering; der Puls hielt hundert Schläge, war voll uud weich; seine Haut feucht und von natürlicher Wärme; er klagte über ein stechendes Gefühl im Nacken und in der Brust. Bis jetzt war die Idee, daß er ausser dem Hause gewesen sey, bei ihm fest, und nur ein wiederholtes Versichern und vieles Ueberreden konnten ihn vom Gegentheile überzeugen, und ihn bewegen, zu glau-

ben, daß er sich geirrt habe. — Um neun Uhr des Abends. Er hatte Besuch gehabt; er klagte über Müdigkeit und über etwas Schmerz im linken Hypochondrium. Seit unserem letzten Besuche hatte er zwei Stuhlgänge gehabt; sein Durst war sehr gering; sein Appetit gut; er hatte viel Suppe und Schiffszwieback gegessen; der Thee und das Fußbad wurden fortgebraucht.

Am zwölften März um neun Uhr des Morgens. Bis Mitternacht blieb er ziemlich wohl; dann befand er sich aber schlimmer; er hatte Zuckungen in den Flechsen der untern Extremitäten; der Husten war trocken und kurz; der Puls wie den Tag vorher. Er bekam Squillasyrup gegen den Husten; der bittere Thee ward dreimal täglich gegeben, und von Zeit zu Zeit mußte er einen Thee von Leinsaamen trinken.

Am dreizehnten März um eilf Uhr des Morgens. — Sein Puls hielt neunzig Schläge und war weich; er hatte in der letzten Nacht gut geschlafen; der Husten quälte ihn nicht sehr; er sagte, er fühle sich wohl, sey aber sehr schwach und er habe zweimal Leibesöffnung gehabt. Zum Frühstück aß er sechs Austern. Die Arznei ward fortgebraucht.

Am vierzehnten März um eilf Uhr des Morgens. — Sein Puls hielt neunzig Schläge; er hatte gut geschlafen, und war in aller Hinsicht besser. — Die Arznei ward fortgesetzt.

Am funfzehnten März. Er befand sich nicht so gut wie Tags zuvor. Vor dem Schlafengehen hatte er am Abend etwas Branntewein mit Wasser getrunken, in Folge dessen er weniger schlief. Sein Puls war klein und zusammengezogen und hielt nur achtzig Schläge in der Minute; er hatte keinen Appetit; seine Extremitäten waren kalt. Er bekam Abführungspillen, ein Fußbad und Senfpflaster an die Waden. — Um neun Uhr Abends war seine Haut warm; er hatte zwei

Stuhlgänge gehabt; sein Puls hielt neunzig Schläge, war voll und weich. Ich ließ ihn eine Gabe Opium nehmen.

Am sechszehnten März. Er war weit besser; sein Puls hielt neunzig Schläge und war voll und weich; er hatte wenig Durst, hatte gut geschlafen und hatte guten Appetit. Er ward von dieser Zeit an besser, und es trug sich im Laufe der Besserung nichts Besonderes mehr mit ihm zu.

---

## 5.

## Bemerkungen des Dr. J. Eberle.

---

Die Zeugnisse, welche wir zu Gunsten der Anwendung der Brechmittel in der Behandlung der Manie der Säufer haben, sind bereits so ansehnlich, daß die Wirksamkeit jener Mittel ausser Zweifel gesetzt ist. Diese Art der Behandlung scheint wirklich weit wirksamer zu seyn, als die mit Reizmitteln, und man kann dieselbe mit allem Recht für eine bedeutende Verbesserung der praktischen Heilkunde halten.

Ich selbst hatte kürzlich Gelegenheit, einen Fall zu beobachten, in welchem die stärkste Mania a potu durch ein einziges Brechmittel geheilt wurde. — Herr C. war seit vier Wochen von der heftigsten Manie befallen, die er sich, nach Aussage seiner Verwandten, durch den unmäßigen Genuß geistiger Getränke zugezogen hatte. Um zwölf Uhr des Nachts ward ich zu ihm gerufen, und fand ihn völlig irre. Er sagte mir, er würde nur noch drei Wochen leben und bestimmte seine Todesstunde. Zuweilen wurde er so unruhig, daß ihn zwei Personen halten mußten. Sein Gesicht war geröthet; seine Augen starrten wild umher; sein Puls war voll, mehr

gespannt und hielt etwa achtzig Schläge in der Minute. Ich gab ihm dreißig Gran Ipecacuanha. Hiernach erbrach er sich etwa dreißig Minuten darauf zweimal, indessen nur unvollkommen. Ich ließ ihm nochmals dreißig Gran Ipecacuanha geben, und blieb so lange bei ihm, bis er zweimal ein reichliches galligtes Erbrechen gehabt hatte. Nun verließ ich ihn. — Bei meinem Besuche am nächsten Morgen fand ich ihn vollkommen bei Verstande; er fühlte sich ganz wohl, und erinnerte sich alles dessen, was sich während seines Anfalls von Wahnsinn mit ihm zugetragen hatte.

Nach spätern Erfahrungen bin ich geneigt zu glauben, daß die Brechmittel in der Manie, die aus hysterischen Ursachen entsteht, eben so wirksam seyn werden, als in der, die durch den Genuß geistiger Getränke hervorgebracht wird.

In einem Falle der erstern Art, den ich kürzlich zu behandeln hatte, und in dem die bekannten krampfstillenden Mittel in großen Gaben, so wie auch Blutausleerungen ohne Erfolg gebraucht worden waren, gelang es mir, dadurch unmittelbar Hülfe zu verschaffen, daß ich dreißig Gran Ipecacuanha verordnete. In dem Transactions of the physico-medical Society of New-York, Bd. 1. befindet sich ein Aufsatz von Dr. J. Smith über die Wirksamkeit der Brechmittel in krampfhaften Krankheiten welcher der Beherzigung werth ist *). „Die Erfahrungen", so sagt derselbe, „die ich

*) Daß die Brechmittel als krampfstillende Mittel trefflich wirken, ist durchaus nichts Neues und eine allgemein anerkannte Erfahrung, weshalb es mich gar sehr wundert, daß Dr. Eberle ein besonderes Gewicht auf diese Wirkungsart der Brechmittel zu legen scheint. Ich will hier nur auf dasjenige hinweisen, was Hufeland (s. dessen Bemerkungen über die natürlichen und inoculirten Blattern, u. s. w. S. 279 — 295) und Richter (s. dessen medizinische

von dem Nutzen der Brechmittel in der Hysterie und Epilepsie gemacht habe, setzen mich in den Stand, versichern zu können, daß die Brechmittel weit besser wirken, als alle Mittel, die man gewöhnlich in convulsivischen Krankheiten gibt.

Die Regeln, die bei Anwendung der Brechmittel zu beobachten sind, sind einfach. Wenn die Paroxysmen schnell auf einander folgen, so lasse man jene Mittel in getheilten Gaben in der Zwischenzeit nehmen. Bis zur eintretenden Uebelkeit wird keine Veränderung der Symptome erfolgen, uud nach derselben werden die Krämpfe nicht so heftig seyn, und der Kranke wird sich über Müdigkeit und allgemeines Uebelbefinden beklagen. So wie die Uebelkeit zunimmt, werden die Krämpfe gelinder, die Intermissionen halten länger an, und so wie wirkliches Erbrechen eintritt, hören die Paroxysmen auf. Auf diese Art verschwinden die Convulsionen gewöhnlich. In einigen Fällen hörten dieselben vor dem Eintritt des Erbre-

---

und chirurgische Bemerkungen, Bd. 2. S. 100 — 120), zwei unserer größten deutschen Aerzte, über die Anwendung der Brechmittel sagen. Folgende Stelle aus der letzteren Schrift beweiset hinreichend, wie vertraut Richter mit der Wirkungsart der Brechmittel war. „Wer die Brechmittel nur als ausleerende Mittel betrachtet", so sagt er", kennt sie bei weitem nicht. Zwar auch als ausleerendes Mittel ist das Brechmittel einzig in seiner Art, und kann durch kein anderes ausleerendes Mittel ersetzt werden. Es befreiet die Präcordien, diesen bei der Krankheit so wichtigen Theil des Körpers, von reizenden schadhaften Stoffen. Das thut kein anderes Mittel. Ich habe es oft mit Wollust gesehen, wie leicht und frei es den Kranken nach einem Brechmittel um die Gegend der Präcordien, diesem Sitze der Angst und Bangigkeit, wurde. — Die vorzüglichste Wirkung der Brechmittel ist reizableitend und excitirend".                v. d. Busch.

chens auf; in anderen sah ich sie nach dem Erbrechen, indessen nur sehr schwach, wiederkommen; aber nie habe ich beobachtet, daß das Brechmittel gänzlich unwirksam war. Gemeiniglich sind die Kranken während der Intermissionen bei sich, aber bisweilen deliriren sie oder sind in einem comatösen Zustande. Ist das Letztere der Fall, so hält es schwer, ihnen Arzneien beizubringen; indeß kann man gewöhnlich so viel von derselben einflößen, daß die gewünschte Wirkung nicht ausbleibt. Die erste günstige Veränderung, die man unter diesen Umständen wahrnimmt, ist eine völlige Wiederherstellung der Functionen der Sinne und der willkührlichen Bewegung, wobei sich der Kranke dann alsbald auch über ein unangenehmes Gefühl in der Magengegend beklagen wird."

Ich selbst habe die Brechmittel in manchen Fällen von hysterischen Beschwerden immer mit vielem Nutzen angewandt.

(Die Fortsetzung folgt.)

---

## Beobachtungen über die Beziehung des Gedächtnisses zum Gehirn;

von

Dr. J. C. Prichard.

---

Aus dessen Treatise on diseases of the nervous system, London 1822, S. 14. u. f.

Das Verhältniß, worin das Gedächtniß zu der Empfindung steht, läßt uns mit Recht vermuthen, daß beiden ähnliche körperliche Verrichtungen dienen. Müssen wir einräumen, daß jeder Empfindung und Wahrnehmung eine gewisse Veränderung in dem Zustande des Nervensystems vorausgehe so wird es auch wahrscheinlich, daß dieselben körperlichen Vorgänge sich

unter gewissen Modificationen auch bei der Gedächtnißthätigkeit wiederhohlen. Es ist bekannt, daß zwischen den beiderseitigen Erscheinungen eine beträchtliche Analogie obwaltet, und daß die vermittelst des Gedächtnisses lebhaft und kräftig wieder hervorgerufenen Vorstellungen in der Seele ähnliche Anregungen bewirken, wie die ursprünglichen der Empfindung.

Ausserdem gibt es eine Menge pathologischer Thatsachen, welche den innigen Zusammenhang zwischen der psychischen Thätigkeit des Gedächtnisses und gewissen körperlichen Vorgängen noch vollständiger darthun. Ich will einige Thatsachen dieser Art hier anführen.

Zuvörderst ist es aus anerkannten Erfahrungen erwiesen, daß zur Vollständigkeit des Gedächtnisses oder der Erinnerung ein gewisser Zustand des Gehirns erforderlich sey. Es gibt kaum irgend eine lang anhaltende Gehirnkrankheit, die das Gedächtniß nicht mehr oder weniger schwächte. In der That ist das Gedächtniß diejenige Seelenverrichtung, welche sowohl beim Herannahen des Alters, als in Folge von Lähmung, von Schlagfluß, von heftigen und oft wiederhohlten Anfällen der Epilepsie, der Schlafsucht, oder nach irgend einer andern Gehirnaffection, unter allen zuerst abnimmt.

Kopfverletzungen führen unmittelbar oder mehr allmählig denselben Erfolg herbei, welcher Fall indeß minder häufig beobachtet wird, und deshalb, wo dies geschieht, merkwürdiger scheint. Fabr. v. Hilden erzählt einen Fall, den auch van Swieten anführt, wo ein zehn Jahr alter Knabe von lebhaftem Geiste einen Schlag auf den Kopf bekam, der in der Nähe der Lambdanath einen Eindruck in den Schädel machte. Da keine Symptome eintraten, die Besorgniß erregten, so überließ man den Schädeleindruck sich selbst; allmählig schwand aber bei dem Knaben das Gedächtniß, er war keines Unterrichts mehr fähig und blieb bis zu seinem Tode blödsinnig.

Noch auffallender, obgleich nicht beweisvoller, sind die Er-

fahrungen, denen zufolge abnorme Veränderungen im Gehirn das Gedächtniß theilweise mangelhaft machen, zumal da Fälle bekannt sind, welche zeigen, daß bei der Wiederherstellung der normalen Gehirnfunctionen gewisse vorher verschwundene Reihen von Vorstellungen sich wieder einfinden. Aussserdem ist zu bemerken, daß es ähnliche Fälle gibt, wo Vorstellungsreihen, die im Verlauf der Zeit auf dem natürlichen Wege erbleicht waren, auf eine überraschende Weise durch eine widernatürliche Aufregung des Gehirns in gewissen Krankheitszuständen wieder aufgefrischt wurden.

Ein Mann von meiner Bekanntschaft, auf dessen Wahrhaftigkeit ich bauen kann, hat mir Folgendes erzählt, was nach einem Sturz vom Pferde, bei dem er eine Kopfverletzung bekam, mit ihm vorging. Er lag mehrere Wochen lang in einem Zustande von unvollkommener Bewußtlosigkeit zu Bett. Als er sich von diesem Zustande erhohlte, zeigte sich, daß er nicht bloß von jenem Sturze, sondern auch von den Umständen, welche demselben eine Zeitlang vorher gegangen waren, durchaus alle Erinnerung verloren hatte. Es verging eine beträchtliche Zeit, bevor die verlorenen Vorstellungen sich allmählig bei ihm wieder einstellten. Indem er zu wiederholtenmalen durch die Gegend ritt, wo er den Sturz erlitten hatte, kamen die Umstände der Reise einer nach dem andern in seiner Erinnerung herauf, so daß also der Anblick der ihn umgebenden Gegenstände in seinem Gedächtniß allmählig die Vorstellungsreihen, womit dieser Anblick verknüpft gewesen war, wieder hervorrief. Jetzt erinnert er sich des ganzen Vorgangs.

Man hat oft die Beobachtung gemacht, daß Personen, die eine fremde Sprache sprechen gelernt hatten, dieß Vermögen in Folge einer Krankheit oder Verletzung des Gehirns wieder verloren. Abernethy erzählt einen Fall, wo ein sieben und zwanzig Jahr alter Franzos, der sich in England aufhielt und das Englische ganz gut sprach, eine Hirnverletzung be-

kam. Während dieser Mann an der Verletzung krank war, konnte er bloß in französischer Sprache antworten, und wenn man ihn fragte, wie alt er sey, so antwortete er: sechzehn Jahr.

Noch merkwürdiger ist aber folgender Fall, der sich vor einigen Jahren im Thomas-Hospital zutrug, und der sich in Tupper's Inquiry into Gall's System of Craniology erzählt findet.

Es wurde ein Mann in diese Anstalt gebracht, der an einer beträchtlichen Kopfverletzung litt, von der er sich aber zuletzt erhohlte. Während seiner Genesung redete er eine Sprache, die niemand im Hause verstehen konnte. Einst kam aber eine Wallister Milchfrau in sein Zimmer, und die verstand sogleich, was er sagte. Es fand sich nun, daß der Mann ein Walliser war, daß er aber seit etwa dreißig Jahren seine Heimath verlassen hatte. In dieser Zeit hatte er seine Geburtssprache ganz vergessen und die englische angenommen. Während der Genesung von jener Verletzung vergaß er aber die Sprache, die er in der letzten Zeit zu sprechen gewohnt gewesen war, und dagegen kam die wieder in seiner Erinnerung herauf, die er früherhin gesprochen, aber schon vergessen hatte.

Zwei Fälle, welche dasselbe darthun, und die vielleicht noch merkwürdiger als die eben erzählten sind, führte der berühmte Rush zu Philadelphia in seinen Vorlesungen über die Grundsätze der Medicin an.

Einer davon betrifft eine französische Gräfin, die, aus ihrem Vaterlande ausgewandert, in England wohnte. Sie hatte einen heftigen Fieberanfall, während welchen sie ganz irre war. Man hörte sie während des Irreredens mehrmals in einem Kauderwelsch reden und schreien, das allen unverständlich war und aus bloßen, allen Sinn entbehrenden, Lauten zu bestehen schien. Zufällig fand sich indeß in dem Hause eine Frau, welche das, was die Kranke sprach, verstehen konnte und versicherte, es sey ganz die Sprache von Wallis. Als die Dame sich erhohlte und wieder mit ihren Bekannten in einer

diesem verständlichen Sprache redete, so sagten ihr dieselben von dem, was mit ihr vorgegangen war. Sie erzählte nun, sie habe in ihrer Kindheit von einer Wärterin, die in Niederbretagne zu Hause war, den Dialekt jenes Landes oder die armorikanische Sprache gelernt, aber schon viele Jahre vor dem Eintritt des Fiebers denselben wieder vergessen, der nun jetzt auf eine so merkwürdige Weise in ihrer Erinnerung wieder herauf gekommen sey.

Hieraus scheint denn hervorzugehen, daß während der ungewöhnlichen Gehirnanstrengung, welcher die Folge des Fiebers und vielleicht ein entzündlicher Zustand war, in dem Körper gewisse Thätigkeiten wieder angeregt wurden, die lange Jahre völlig geruht hatten, welche erneuerten Thätigkeiten dann in der Seele die Vorstellungen hervorriefen, mit denen sie anfänglich verknüpft gewesen waren.

Der nachstehend erzählte ebenfalls von Rush entlehnte Fall erläutert dieß noch ferner.

Ein Student auf einer Universität in den vereinigten Staaten, der jetzt einer der achtungswerthesten Geistlichen in jenem Lande ist, besaß bereits ziemlich viel Kenntniß der alten Sprachen, als er von einem das Gehirn angreifenden Fieber befallen ward, das ihm alle diese Kenntnisse vollkommen raubte. Er war wieder so unwissend, daß er sich nicht bloß ausser Stande befand, ein lateinisches Buch zu lesen, sondern daß er auch nichts mehr von der Grammatik wußte. Nachdem das Fieber vorbei war, fing er, da er einen beharrlichen Charakter hatte, wieder an, die Anfangsgründe zu erlernen; alles war ihm ganz neu. Er arbeitete sich durch Declinationen und Conjugationen und die Syntaxis hindurch und war bis zum Construiren gekommen, als eines Tages, wo er eben beschäftigt war, mit großer Anstrengung einen Theil seiner täglichen Lection im Gedächtniß zu wiederhohlen, plötzlich das ganze System von Begriffen, das er früher besessen und dann ver-

loren hatte; in seiner Seele wieder erschien, so daß er jetzt lateinische Schriftsteller lesen und verstehen konnte, wie vor seiner Krankheit.

Hier war das Gehirn in seinem Ganzen, oder auch wohl nur in einem seiner Theile, nachdem es sich während der Genesung des jungen Mannes der gesunden Beschaffenheit allmählig genähert hatte, so weit wieder hergestellt worden, daß es, durch eine starke Anstrengung angeregt, plötzlich den früher dagewesenen Grad von Thätigkeit wieder gewann.

Vor Kurzem ward ich mit einem Fall bekannt, wo die Umstände sich gewissermassen umgekehrt verhielten, wie in den beiden zuvor erzählten. Ich erfuhr diesen Fall von einem Arzte, der das Frauenzimmer, welches der Gegenstand der Beobachtung war, nachher behandelte. Der Fall ward dem Arzte so umständlich erzählt, daß über die Wahrheit desselben kein Zweifel bleibt.

Eine Frau von ein und funfzig Jahren, von sanguinischem Temperament und vollblütig, fand nach einem Anfall von Apoplexie, der sie drei bis vier Tage lang in einen Zustand von Bewußtlosigkeit versetzte, ihre Geisteskraft einigermassen geschwächt. Ein merkwürdiger Umstand war, daß sie das Vermögen verloren hatte, ihre Muttersprache, das Englische, zu sprechen. Sie blieb einen Monat lang in diesem Zustande und ihre Wärterinnen und Dienerinnen mußten sich das, was sie sagte, übersetzen lassen, da es in französischer Sprache war.

Wepfer erzählt einen ähnlichen Fall, den auch Abercrombie in seiner Schrift über die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks anführt. Ein Mann bei Jahren bekam eine Hemiplegie der rechten Seite mit tiefem Schlaf; am folgenden Tage ward die nämliche Seite von Zuckungen befallen und die Lähmung verschwand. Am neunten Tage erholte er sich von der Betäubung, aber seine Geisteskräfte waren fort. Nach einigen Wochen fing er an, seine nächsten Bekannten zu er-

kennen; dann begann es sich einzelner Worte zu erinnern, wiederhohlte das Vaterunser, und las täglich ein paar Worte lateinisch, und zwar dieses früher als deutsch, welches doch seine Muttersprache war. Während es so langsam vorrückte, raubte ihm ein neuer Anfall von Schlagfluß das Leben.

Fälle von theilweisem Verlust des Gedächtnisses sind keinesweges selten *). Zuweilen betrifft dieser Verlust bloß einzelne Worte; zuweilen die Erinnerung ganzer Begebenheiten. Eine Frau hier in Bristol, die vor einigen Jahren einen Anfall von Schlagfluß gehabt hat, ist jetzt wieder im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte, einen Punkt ausgenommen. Sie kann sich von Niemand des Namens erinnern; doch ist sie im Stande, den, von dem sie spricht, durch Beschreibung seiner Person ganz gut zu bezeichnen. Eine andere Frau, die ich kenne, verlor nach einem heftigen Fieber zu Zeiten das Vermögen, sich mancher Dinge, die sie vor dem Fieber erlebt hatte, zu erinnern. Selbst daß sie sich nicht lange vor dem Fieber verheirathet hatte, war ihr eine Zeitlang völlig aus dem Gedächtniß gekommen.

Bei einigen während der Kindheit eintretenden Gehirnkrankheiten entwickeln sich das Gedächtniß und vielleicht auch andere Geistesvermögen eher, als es sonst der Fall ist. Man hört oft von früher Geistesentwickelung erzählen; meistens ist damit irgend eine krankhafte Richtung der Körperbeschaffenheit verbunden. Vor Kurzem war in Bristol ein Mädchen von ohngefähr drei Jahren, dessen Kopf von Geburt an das Daseyn von chronischem Wasserkopf andeutete. Die Schädelknochen hatten sich nie geschlossen. Die Menge der Flüssigkeit im Kopfe schien zu wechseln; wenn der Scheitel beträchtlich gespannt war, so befand sich das Kind am besten;

*) M. s. Beobachtungen der Art in der Zeitschrift für psych. Aerzte, Jahrg. 1821, Heft 1, S. 195 u. 200.

wenn er schlapp war, so sprach es irre; indeß stieg die Spannung der Scheitels schon auf den Grad, daß Zuckungen eintraten. Schon frühe zeigte dieses Kind eine voreilende Entwickelung seiner Geisteskräfte. Als es erst ein Jahr alt war, konnte es schon fließend sprechen, und sein Auffassungsvermögen war zu der Zeit ungewöhnlich scharf.

Die Windungen des Gehirns waren hier durch die in demselben enthaltene Flüssigkeit widernatürlich ausgedehnt; daher entstand dann eine vorzeitige Entwickelung des Gehirnbaues; das Gewebe, dessen Operationen dem Gedächtnisse, besonders beim Sprechen, dienen, war dadurch in einem Alter, wo das Gedächtniß sich sonst erst zu entwickeln anfängt, bereits zu dessen Verrichtungen fähig geworden.

Diese Thatsachen und die sich von selbst darbietenden Deutungen derselben leiten uns, wenn ich mich nicht irre, zu der Folgerung, daß die Operationen des Gedächtnisses, gleich denen der Empfindung, mit gewissen Actionen im Nervensystem verbunden sind. So wie demjenigen Seelenacte, den wir Empfindung nennen, stets eine gewisse Thätigkeit in dem materiellen Organ, dem Gehirne, vorhergeht, so fordert auch der, vermittelst dessen die Seele sich früher durch die Sinne empfangene Vorstellungen wiederhervorruft und von Neuem überschaut, die Hülfe von gewissen Vorgängen in denselben Organen; und wenn diese Vorgänge durch eine Krankheit des Gehirns oder der Nerven gestört werden, so leidet in demselben Maaße auch die Erinnerungskraft. Wahrscheinlich bildet sich keine Vorstellung in der Seele ohne eine begleitende oder auch eine vorausgegangene Wirkung des Nervensystems oder ohne eine Veränderung in der gerade statt findenden Beschaffenheit des Nervenbaues.

Diese Betrachtungen dienen gewissermassen zur Erläuterung der Lehre von der Ideenverknüpfung; wenigstens setzen sie diese Erscheinung mit einer Reihe anderer in Verbindung.

die uns aus der Physiologie wohlbekannt sind. Man weiß, daß das Gesetz der Verknüpfungen für die Thätigkeiten der Körpertheile sehr ausgebreitet gilt, und in der That könnten die Lebensverrichtungen ohne diese Anordnung schwerlich vor sich gehen, so daß jenes Gesetz eines der allgemeingültigsten für den Körper ist. Nicht ohne Grund ist aber zu vermuthen, daß beide Arten von Erscheinungen zu einander in wesentlicher Beziehung stehen.

---

## Ein Fall von Irreseyn, durch die bloße Furcht, irre zu werden, entstanden.

Beobachtet von

L. R. Villerme.

---

Aus den Bulletins de la société médic. d'émulation für 1821, S. 313 u. f.

Frau N., drei und vierzig Jahr alt, groß und etwas schlank, von dunkelkastanienbraunen Haaren, weißer Haut, lebhaftem Geist, ziemlich gebildetem Geist, beweglichem Charakter und sehr großer Gefühlsreizbarkeit, bekam ihre Reinigung, als sie siebzehntehalb Jahr alt war und befand sich, wenigstens seit ihrem zehnten oder eilften Lebensjahr, bis zu dem Eintritt des jetzt zu beschreibenden Uebels stets wohl. Musik, Bälle, Schauspiel, Romanenlesen beschäftigten sie in ihrer Jugendzeit; dabei führte sie stets ein Leben in wohl verschlossenen Zimmern, hatte ausser Tanzen keine Bewegung und alles, was die Einbildungskraft verderben und den Körper verweichlichen kann, wirkte auf sie, die in der großen Welt erzogen ward, in vollem Maaße ein.

In ihrem neunzehnten Jahre verheirathete sie sich mit einem Manne, dessen sechs und dreißig Jahr alte Schwester sie bald darauf in Folge von häuslichem Unglück irre werden sah. Ihres Mannes Mutter war lange Zeit vorher in einem Alter von funfzig und etlichen Jahren in fast vollkommener Verrücktheit gestorben.

Zwölf Jahr nach ihrer Verheirathung wurde sie Wittwe und verlor kurz darauf eines von ihren beiden Kindern.

Sie führte als Mädchen den Namen eines Mannes, der, wie sie wußte, schon seit langer Zeit todt war; sie hielt indeß einen Freund ihrer Mutter für ihren Vater, von welchem sie auch ausgestattet und an Kindes Statt angenommen worden war. Dieser letzte wurde in einem Alter von ohngefähr vierzig Jahren in Folge von ihn betreffenden unglücklichen Ereignissen, irre und starb, sieben und vierzig Jahr alt, in einem Zustand von Verstandesschwäche.

In ihrem sechs und dreißigsten Jahre bildete Frau N., die gehört hatte, daß die Verrücktheit oft erblich sey und die in der Familie ihres Mannes davon ein Beispiel zu finden glaubte, sich allmählig den Wahn aus, sie müsse ebenfalls verrückt werden.

Anfangs beschäftigte dieser Gedanke sie zwar wenig, aber nach fünf bis sechs Monaten hatte er sich ihrer ganz bemächtigt, er folgte ihr überall. Seit der Zeit ward sie trübsinnig und suchte die Einsamkeit; auf einmal sah man sie aber wieder in der Gesellschaft erscheinen und sich allen Zerstreuungen überlassen, denen sie sich dann aber so rasch, und zuweilen auf eine auffahrende Weise, ohne anscheinenden Beweggrund wieder entzog. Die Leute nannten alles dieß, so wie auch ihre häufigen Gemüthsumstimmungen, Launen und wunderliche Einfälle. Zuweilen klagte sie über Kopfschmerz, über schwere Verdauung, über Auftreibungen in der Magengegend; dabei aß sie wenig und magerte ab. Mehrmals fand man sie

in Thränen, und das Kind, das ihr übrig geblieben, in ihren Armen; oft hörte man sie seufzen.

Der herbeigerufene Arzt glaubte Symptome von Hysterie zu sehen und verordnete Landaufenthalt und krampfstillende Tränke. Diese Mittel hatten indeß auf den Gang ihres Uebels keinen merklichen Einfluß. Ihre Traurigkeit nahm im Gegentheil zu. Sie sprach oft von der Verrücktheit ihrer Schwiegerin, ihrer Schwiegermutter und des Mannes, den sie für ihren Vater hielt; mehrmals hörte man sie ausrufen: Ja ich bin wahnsinnig; es wird mir am Ende ergehen, wie meinem Vater und wie meines Mannes Mutter und Schwester!

Vergebens suchte man ihre Einbildungskraft zu beruhigen; sie erwiederte: mein Vater ist wahnsinnig geworden, und ich kann nicht hindern, daß ich es nicht auch werde.

Einige Monate darauf (sie war damals sieben und dreißig Jahr alt) hörte sie auf, sich mit ihren häuslichen Angelegenheten zu beschäftigen. Sie magerte sehr ab. Während ihres Wahnsinnes, der mit lichten Zwischenräumen wechselte, weinte sie bald, wobei sie sagte, daß sie den Kopf verloren habe, bald schrie sie laut aus, daß sie nicht verrückt sey.

In diesem Zustande befand sie sich, als ein Zufall, den ihre Mutter bekam, dieser vor ihren Augen plötzlich das Leben raubte. Dieses Ereigniß lenkte sie von ihrem Wahne ab; sie überließ sich ihm aber wieder, als sie die hinterlassenen Papiere ihrer Mutter durchsah, und diese es ihr offen darlegten, daß sie in der That die Tochter des Mannes sey, unter dessen Namen sie auferzogen war. Sie sträubte sich zwar anfangs gegen die Ueberzeugung, daß der, welcher sie als sein Kind angenommen hatte, nicht ihr Vater sey; indeß die offenbaren Züge von Aehnlichkeit, die sie mit einem Gemälde dieses Mannes hatte, auf welche ihre Tochter sie noch besonders aufmerksam machte, brachten sie zum Wanken und überzeugten sie.

kam. Während dieser Mann an der Verletzung krank war, konnte er bloß in französischer Sprache antworten, und wenn man ihn fragte, wie alt er sey, so antwortete er: sechzehn Jahr.

Noch merkwürdiger ist aber folgender Fall, der sich vor einigen Jahren im Thomas-Hospital zutrug, und der sich in Tupper's Inquiry into Gall's System of Craniology erzählt findet.

Es wurde ein Mann in diese Anstalt gebracht, der an einer beträchtlichen Kopfverletzung litt, von der er sich aber zuletzt erhohlte. Während seiner Genesung redete er eine Sprache, die niemand im Hause verstehen konnte. Einst kam aber eine Walliser Milchfrau in sein Zimmer, und die verstand sogleich, was er sagte. Es fand sich nun, daß der Mann ein Walliser war, daß er aber seit etwa dreißig Jahren seine Heimath verlassen hatte. In dieser Zeit hatte er seine Geburtssprache ganz vergessen und die englische angenommen. Während der Genesung von jener Verletzung vergaß er aber die Sprache, die er in der letzten Zeit zu sprechen gewohnt gewesen war, und dagegen kam die wieder in seiner Erinnerung herauf, die er früherhin gesprochen, aber schon vergessen hatte.

Zwei Fälle, welche dasselbe darthun, und die vielleicht noch merkwürdiger als die eben erzählten sind, führte der berühmte Rush zu Philadelphia in seinen Vorlesungen über die Grundsätze der Medicin an.

Einer davon betrifft eine französische Gräfin, die, aus ihrem Vaterlande ausgewandert, in England wohnte. Sie hatte einen heftigen Fieberanfall, während welchen sie ganz irre war. Man hörte sie während des Irreredens mehrmals in einem Rauderwelsch reden und schreien, das allen unverständlich war und aus bloßen, allen Sinn entbehrenden, Lauten zu bestehen schien. Zufällig fand sich indeß in dem Hause eine Frau, welche das, was die Kranke sprach, verstehen konnte und versicherte, es sey ganz die Sprache von Wallis. Als die Dame sich erhohlte und wieder mit ihren Bekannten in einer

diesen verständlichen Sprache redete, so sagten ihr dieselben von dem, was mit ihr vorgegangen war. Sie erzählte nun, sie habe in ihrer Kindheit von einer Wärterin, die in Niederbretagne zu Hause war, den Dialekt jenes Landes oder die armorikanische Sprache gelernt, aber schon viele Jahre vor dem Eintritt des Fiebers denselben wieder vergessen, der nun jetzt auf eine so merkwürdige Weise in ihrer Erinnerung wieder herauf gekommen sey.

Hieraus scheint denn hervorzugehen, daß während der ungewöhnlichen Gehirnanstrengung, welcher die Folge des Fiebers und vielleicht ein entzündlicher Zustand war, in dem Körper gewisse Thätigkeiten wieder angeregt wurden, die lange Jahre völlig geruht hatten, welche erneuerten Thätigkeiten dann in der Seele die Vorstellungen hervorriefen, mit denen sie anfänglich verknüpft gewesen waren.

Der nachstehend erzählte ebenfalls von Rush entlehnte Fall erläutert dieß noch ferner.

Ein Student auf einer Universität in den vereinigten Staaten, der jetzt einer der achtungswerthesten Geistlichen in jenem Lande ist, besaß bereits ziemlich viel Kenntniß der alten Sprachen, als er von einem das Gehirn angreifenden Fieber befallen ward, das ihm alle diese Kenntnisse vollkommen raubte. Er war wieder so unwissend, daß er sich nicht bloß ausser Stande befand, ein lateinisches Buch zu lesen, sondern daß er auch nichts mehr von der Grammatik wußte. Nachdem das Fieber vorbei war, fing er, da er einen beharrlichen Charakter hatte, wieder an, die Anfangsgründe zu erlernen; alles war ihm ganz neu. Er arbeitete sich durch Declinationen und Conjugationen und die Syntaxis hindurch und war bis zum Construiren gekommen, als eines Tages, wo er eben beschäftigt war, mit großer Anstrengung einen Theil seiner täglichen Lection im Gedächtniß zu wiederhohlen, plötzlich das ganze System von Begriffen, das er früher besessen und dann ver-

loren hatte, in seiner Seele wieder erschien, so daß er jetzt lateinische Schriftsteller lesen und verstehen konnte, wie vor seiner Krankheit.

Hier war das Gehirn in seinem Ganzen, oder auch wohl nur in einem seiner Theile, nachdem es sich während der Genesung des jungen Mannes der gesunden Beschaffenheit allmählig genähert hatte, so weit wieder hergestellt worden, daß es, durch eine starke Anstrengung angeregt, plötzlich den früher dagewesenen Grad von Thätigkeit wieder gewann.

Vor Kurzem ward ich mit einem Fall bekannt, wo die Umstände sich gewissermassen umgekehrt verhielten, wie in den beiden zuvor erzählten. Ich erfuhr diesen Fall von einem Arzte, der das Frauenzimmer, welches der Gegenstand der Beobachtung war, nachher behandelte. Der Fall ward dem Arzte so umständlich erzählt, daß über die Wahrheit desselben kein Zweifel bleibt.

Eine Frau von ein und funfzig Jahren, von sanguinischem Temperament und vollblütig, fand nach einem Anfall von Apoplexie, der sie drei bis vier Tage lang in einen Zustand von Bewußtlosigkeit versetzte, ihre Geisteskraft einigermassen geschwächt. Ein merkwürdiger Umstand war, daß sie das Vermögen verloren hatte, ihre Muttersprache, das Englische, zu sprechen. Sie blieb einen Monat lang in diesem Zustande und ihre Wärterinnen und Dienerinnen mußten sich das, was sie sagte, übersetzen lassen, da es in französischer Sprache war.

Wepfer erzählt einen ähnlichen Fall, den auch Abercrombie in seiner Schrift über die Krankheiten des Gehirns und Rückenmarks anführt. Ein Mann bei Jahren bekam eine Hemiplegie der rechten Seite mit tiefem Schlaf; am folgenden Tage ward die nämliche Seite von Zuckungen befallen und die Lähmung verschwand. Am neunten Tage erhohlte er sich von der Betäubung, aber seine Geisteskräfte waren fort. Nach einigen Wochen fing er an, seine nächsten Bekannten zu er-

kennen; dann begann er sich einzelner Worte zu erinnern, wiederhohlte das Vaterunser, und las täglich ein paar Worte lateinisch, und zwar dieses früher als deutsch, welches doch seine Muttersprache war. Während er so langsam vorrückte, raubte ihm ein neuer Anfall von Schlagfluß das Leben.

Fälle von theilweisem Verlust des Gedächtnisses sind keinesweges selten *). Zuweilen betrifft dieser Verlust bloß einzelne Worte; zuweilen die Erinnerung ganzer Begebenheiten. Eine Frau hier in Bristol, die vor einigen Jahren einen Anfall von Schlagfluß gehabt hat, ist jetzt wieder im vollen Besitz ihrer Geisteskräfte, einen Punkt ausgenommen. Sie kann sich von Niemand des Namens erinnern; doch ist sie im Stande, den, von dem sie spricht, durch Beschreibung seiner Person ganz gut zu bezeichnen. Eine andere Frau, die ich kenne, verlor nach einem heftigen Fieber zu Zeiten das Vermögen, sich mancher Dinge, die sie vor dem Fieber erlebt hatte, zu erinnern. Selbst daß sie sich nicht lange vor dem Fieber verheirathet hatte, war ihr eine Zeitlang völlig aus dem Gedächtniß gekommen.

Bei einigen während der Kindheit eintretenden Gehirnkrankheiten entwickeln sich das Gedächtniß und vielleicht auch andere Geistesvermögen eher, als es sonst der Fall ist. Man hört oft von früher Geistesentwickelung erzählen; meistens ist damit irgend eine krankhafte Richtung der Körperbeschaffenheit verbunden. Vor Kurzem war in Bristol ein Mädchen von ohngefähr drei Jahren, dessen Kopf von Geburt an das Daseyn von chronischem Wasserkopf andeutete. Die Schädelknochen hatten sich nie geschlossen. Die Menge der Flüssigkeit im Kopfe schien zu wechseln; wenn der Scheitel beträchtlich gespannt war, so befand sich das Kind am besten;

*) M. s. Beobachtungen der Art in der Zeitschrift für psych. Aerzte, Jahrg. 1821, Heft 1, S. 195 u. 200.

wenn er schlapp war, so sprach es irre; indeß stieg die Spannung des Scheitels schon auf den Grad, daß Zuckungen eintraten. Schon frühe zeigte dieses Kind eine voreilende Entwickelung seiner Geisteskräfte. Als es erst ein Jahr alt war, konnte es schon fließend sprechen, und sein Auffassungsvermögen war zu der Zeit ungewöhnlich scharf.

Die Windungen des Gehirns waren hier durch die in demselben enthaltene Flüssigkeit widernatürlich ausgedehnt; daher entstand dann eine vorzeitige Entwickelung des Gehirnbaues; das Gewebe, dessen Operationen dem Gedächtnisse, besonders beim Sprechen, dienen, war dadurch in einem Alter, wo das Gedächtniß sich sonst erst zu entwickeln anfängt, bereits zu dessen Verrichtungen fähig geworden.

Diese Thatsachen und die sich von selbst darbietenden Deutungen derselben leiten uns, wenn ich mich nicht irre, zu der Folgerung, daß die Operationen des Gedächtnisses, gleich denen der Empfindung, mit gewissen Actionen im Nervensystem verbunden sind. So wie denjenigen Seelenacte, den wir Empfindung nennen, stets eine gewisse Thätigkeit in dem materiellen Organ, dem Gehirne, vorhergeht, so fordert auch der, vermittelst dessen die Seele sich früher durch die Sinne empfangene Vorstellungen wiederhervorruft und von Neuem überschaut, die Hülfe von gewissen Vorgängen in denselben Organen; und wenn diese Vorgänge durch eine Krankheit des Gehirns oder der Nerven gestört werden, so leidet in demselben Maaße auch die Erinnerungskraft. Wahrscheinlich bildet sich keine Vorstellung in der Seele ohne eine begleitende oder auch eine vorausgegangene Wirkung des Nervensystems oder ohne eine Veränderung in der gerade statt findenden Beschaffenheit des Nervenbaues.

Diese Betrachtungen dienen gewissermassen zur Erläuterung der Lehre von der Ideenverknüpfung; wenigstens setzen sie diese Erscheinung mit einer Reihe anderer in Verbindung.

die uns aus der Physiologie wohlbekannt sind. Man weiß, daß das Gesetz der Verknüpfungen für die Thätigkeiten der Körpertheile sehr ausgebreitet gilt, und in der That könnten die Lebensverrichtungen ohne diese Anordnung schwerlich vor sich gehen, so daß jenes Gesetz eines der allgemeingültigsten für den Körper ist. Nicht ohne Grund ist aber zu vermuthen, daß beide Arten von Erscheinungen zu einander in wesentlicher Beziehung stehen.

---

## Ein Fall von Irreseyn, durch die bloße Furcht, irre zu werden, entstanden.

Beobachtet von

L. R. Villerme.

---

Aus den Bulletins de la société médic. d'émulation für 1821, S. 313 u. f.

Frau N., drei und vierzig Jahr alt, groß und etwas schlank, von dunkelkastanienbraunen Haaren, weißer Haut, lebhaftem Geist, ziemlich gebildetem Geist, beweglichem Charakter und sehr großer Gefühlsreizbarkeit, bekam ihre Reinigung, als sie siebzehntehalb Jahr alt war und befand sich, wenigstens seit ihrem zehnten oder eilften Lebensjahr, bis zu dem Eintritt des jetzt zu beschreibenden Uebels stets wohl. Musik, Bälle, Schauspiel, Romanenlesen beschäftigten sie in ihrer Jugendzeit; dabei führte sie stets ein Leben in wohl verschlossenen Zimmern, hatte ausser Tanzen keine Bewegung und alles, was die Einbildungskraft verderben und den Körper verweichlichen kann, wirkte auf sie, die in der großen Welt erzogen ward, in vollem Maaße ein.

In ihrem neunzehnten Jahre verheirathete sie sich mit einem Manne, dessen sechs und dreißig Jahr alte Schwester sie bald darauf in Folge von häuslichem Unglück irre werden sah. Ihres Mannes Mutter war lange Zeit vorher in einem Alter von funfzig und etlichen Jahren in fast vollkommener Verrücktheit gestorben.

Zwölf Jahr nach ihrer Verheirathung wurde sie Wittwe und verlor kurz darauf eines von ihren beiden Kindern.

Sie führte als Mädchen den Namen eines Mannes, der, wie sie wußte, schon seit langer Zeit todt war; sie hielt indeß einen Freund ihrer Mutter für ihren Vater, von welchem sie auch ausgestattet und an Kindes Statt angenommen worden war. Dieser letzte wurde in einem Alter von ohngefähr vierzig Jahren in Folge von ihn betreffenden unglücklichen Ereignissen, irre und starb, sieben und vierzig Jahr alt, in einem Zustand von Verstandesschwäche.

In ihrem sechs und dreißigsten Jahre bildete Frau N., die gehört hatte, daß die Verrücktheit oft erblich sey und die in der Familie ihres Mannes davon ein Beispiel zu finden glaubte, sich allmählig den Wahn aus, sie müsse ebenfalls verrückt werden.

Anfangs beschäftigte dieser Gedanke sie zwar wenig, aber nach fünf bis sechs Monaten hatte er sich ihrer ganz bemächtigt, er folgte ihr überall. Seit der Zeit ward sie trübsinnig und suchte die Einsamkeit; auf einmal sah man sie aber wieder in der Gesellschaft erscheinen und sich allen Zerstreuungen überlassen, denen sie sich dann wieder so rasch, und zuweilen auf eine auffahrende Weise, ohne anscheinenden Beweggrund wieder entzog. Die Leute nannten alles dieß, so wie auch ihre häufigen Gemüthsumstimmungen, Launen und wunderliche Einfälle. Zuweilen klagte sie über Kopfschmerz, über schwere Verdauung, über Auftreibungen in der Magengegend; dabei aß sie wenig und magerte ab. Mehrmals fand man sie

in Thränen, und das Kind, das ihr übrig geblieben, in ihren Armen; oft hörte man sie seufzen.

Der herbeigerufene Arzt glaubte Symptome von Hysterie zu sehen und verordnete Landaufenthalt und krampfstillende Tränke. Diese Mittel hatten indeß auf den Gang ihres Uebels keinen merklichen Einfluß. Ihre Traurigkeit nahm im Gegentheil zu. Sie sprach oft von der Verrücktheit ihrer Schwiegerin, ihrer Schwiegermutter und des Mannes, den sie für ihren Vater hielt; mehrmals hörte man sie ausrufen: Ja ich bin wahnsinnig; es wird mir am Ende ergehen, wie meinem Vater und wie meines Mannes Mutter und Schwester!

Vergebens suchte man ihre Einbildungskraft zu beruhigen; sie erwiederte: mein Vater ist wahnsinnig geworden, und ich kann nicht hindern, daß ich es nicht auch werde.

Einige Monate darauf (sie war damals sieben und dreißig Jahr alt) hörte sie auf, sich mit ihren häuslichen Angelegenheiten zu beschäftigen. Sie magerte sehr ab. Während ihres Wahnsinnes, der mit lichten Zwischenräumen wechselte, weinte sie bald, wobei sie sagte, daß sie den Kopf verloren habe, bald schrie sie laut aus, daß sie nicht verrückt sey.

In diesem Zustande befand sie sich, als ein Zufall, den ihre Mutter bekam, dieser vor ihren Augen plötzlich das Leben raubte. Dieses Ereigniß lenkte sie von ihrem Wahne ab; sie überließ sich ihm aber wieder, als sie die hinterlassenen Papiere ihrer Mutter durchsah, und diese es ihr offen darlegten, daß sie in der That die Tochter des Mannes sey, unter dessen Namen sie auferzogen war. Sie sträubte sich zwar anfangs gegen die Ueberzeugung, daß der, welcher sie als sein Kind angenommen hatte, nicht ihr Vater sey; indeß die offenbaren Züge von Aehnlichkeit, die sie mit einem Gemälde dieses Mannes hatte, auf welche ihre Tochter sie noch besonders aufmerksam machte, brachten sie zum Wanken und überzeugten sie.

Von der Zeit an hielt sie sich nicht mehr für die Tochter eines Verrückten und sie sagte sich selbst, sie sey nicht verrückt.

Binnen zwei Monaten stellten sich ihre Geistesverrichtungen vollständig wieder her, Heiterkeit und Appetit kehrten zurück; Kopf- und Magenschmerzen waren fort; sie beschäftigte sich wieder mit der Leitung ihrer häuslichen Angelegenheiten, liebkosete ihre Tochter mehr als je, ward fett, und ihre Reinigung, die zwar nie ganz ausgeblieben, aber doch seit einiger Zeit schwächer geworden war, floß wieder reichlich. Kurz, die früher so leidende ist jetzt, in ihrem drei und vierzigsten Jahre, bei vollem Wohlseyn, erfreut sich der ganzen Kraft ihres Geistes, ist vollkommen überzeugt, daß sie nicht verrückt sey, und erzählt selbst von ihrem Benehmen während der Zeit, wo sie gemüthskrank war.

Dieser Fall von Irreseyn mit fixem Wahn zeigt sowohl den ganzen Einfluß der aufgeregten Einbildungskraft auf die Erzeugung der Krankheit, als auch den der in entgegengesetzter Art angeregten auf die Beseitigung derselben. Die lebhafte Gemüthsbewegung, welche Frau N. erlitt, als sie ihre Mutter plötzlich sterben sah, verscheuchte aus ihre Seele den Wahn, in welchem sie bis dahin befangen gewesen war, und machte sie empfänglich für die Ueberzeugung, die sie aus den sie so nahe angehenden Papieren, und aus den Zügen des Bildnisses ihres Vaters schöpfen konnte.

Der Zufall that hier fast alles, aber das Mittel, das wir ihm verdanken, ist klar: es war der Gegensatz einer psychischen Richtung gegen die andere.

Es sind in den Schriften der Beobachter viele Fälle von sogenannter erblicher Verrücktheit erzählt, wo die Ursache des psychischen Erkrankens vielleicht keine andere als die bei der Frau N. war. So dürfte, um ein Beispiel anzuführen, ein von Esquirol erzählter Fall, wo Vater, Sohn und Enkel sämmtlich gegen ihr funfzigstes Lebensjahr sich selbst das Leben

nahmen, so wie ein anderer von Dr. Falret in seinem Werk de l'hypochondrie et du suicide erzählter, wo vier Brüder sämmtlich Selbstmörder waren, hierher gehören.

Was man indeß auch von diesen Fällen zu halten geneigt sey, der im Vorigen erzählte zeigt uns einen Wahnsinn, der keine andere Ursache hatte, als die Ueberzeugung der daran Erkrankten, daß dieß Erkranken für sie unvermeidlich sey, und der dagegen geheilt ward durch die Ueberzeugung, daß dies Erkranken nicht nöthig war.

Sollte es nicht eine Aehnlichkeit geben zwischen diesen Fällen und denen, wo Personen, die von Hunden gebißen worden, aus bloßer Furcht vor der Hundswuth Anfälle von Irrereden und Symptome von Wasserscheu bekamen, die ihnen den Tod droheten, bis sie auf die Nachricht, oder auf ihre eigene Ausmittelung, daß die Hunde, von denen sie gebißen worden, nicht toll gewesen seyen, auf einmal genasen? In der Regel legt man für die ursachliche Ableitung von psychischen Krankheitsfällen nicht Gewicht genug auf den Einfluß der ausschließlich die Seele beschäftigenden Vorstellungen; der philosophische Arzt, der die Ursachen und Wirkungen dieser Vorstellungen erkannt und studirt hat, weiß indeß, wie leicht dieselben entstehen. Gehorchen wir selbst doch solchen Vorstellungen gegen unsern natürlichen Hang! Haben die Personen den völligen Gebrauch ihrer Vernunft, die des festen Glaubens sind, wenn sie nicht heiratheten, wenn sie von der Welt abgeschieden lebten, nur gewisse Speisen und Getränke genößen, wenn sie fasteten, sich kasteieten, so werde ihre Seele reiner in den Himmel gelangen? Wenn die Mädchen zu Milet sich wetteifernd erhängten, oder die Frauen zu Lyon sich in die Rhone stürzten: wirkte da nicht eine Ansteckung durch das Beispiel, d. h. eine durch die Handlungen Anderer lebhaft getroffene Einbildungskraft, die sich ausschließlich mit den Vorstellun-

gen, die das Beispiel hervorruft, beschäftigte und so in Wahnsinn verfiel? Ein Beleg für diese Ansicht ist ebenfalls die Geschichte von funfzehn Invaliden, die im Jahre 1772 sich binnen einigen Tagen hinter einander an einem Haken in einem dunkeln Durchgange des Invalidenhauses erhenkten, wo aber der Nachahmungssucht sogleich Einhalt geschah, als man dem Durchgange durch ein Fenster Licht verschaffte, wie denn, das Jahr Acht der Republik ausgenommen, in welchem sich fünf Invaliden durch Kehlabschneiden das Leben zu nehmen suchten, nur in weit von einander entfernten Zeiträumen ähnliche Versuche im Invalidenhause vorkamen.

Können anderntheils die Anfälle von Irreseyn durch die bloße Furcht vor ihnen herbeigeführt werden, warum sollen wir, zumal wenn eine umständlich bekannte Thatsache dafür spricht, nicht auch annehmen, daß die Furcht vor jenem Uebel, welche bei denen, deren Eltern an demselben litten, so natürlich ist, einen gleichen Erfolg haben könne, und demnach wohl manche Fälle von Irreseyn, die man als durch Erblichkeit herbeigeführt betrachtet, auf diese Weise entstanden seyn möchten?

---

## Verbesserung.

Heft 2, S. 417 Z. 11 v. u. lese man: unterlassen statt nicht unterlassen.

# Ueber den Antheil des Körpers an Erzeugung psychischer Krankheitszustände.*)

von

Herrn Dr. Franz Francke,

pract. Arzte zu Dresden.

So wie überhaupt der Lehre von dem sogenannten psychisch krankhaften Zustande des Menschen in den neuesten Zeiten ein allgemeineres Interesse zu Theil worden ist, so ist auch insbesondere die Frage „Ob die nächste Ursache desselben, d. h. das wesentlichste ursächliche Hauptmoment, vom Körper oder von der Seele ausgehe," mit Recht von mehreren unserer ausgezeichnetsten Psychologen und Aerzte von neuem wieder aufgefaßt, und gründlicherer Prüfung unterworfen worden. Die Frage selbst ist ohnstreitig von der größten Wichtigkeit, und, streng genommen, die Basis, auf welcher alle übrigen Untersuchungen über das psychische Erkranken ruhen und weiter fortgebildet werden müssen. Noch ist der Streit nicht beigelegt, ja er scheint sogar eben jetzt

*) M. s. über denselben Gegenstand die Zeitschrift für psych. Aerzte, Jahrg. 1818, S. 128 u. 409, Jahrg. 1819, S. 31, 56, 509 u. 545, Jahrg. 1820, S. 221, u. Jahrg. 1822, 2s Heft S. 57 u 4s Heft S. 1. N.

heftiger geführet zu werden, als je; und zeigt sich auch die Mehrheit unserer Forscher nach der Annahme, daß an sich der menschliche Geist nicht erkranken könne, und folglich alles sogenannte psychische Krankheiten somatisch d. h. zunächst vom Körper bedingt werden müsse, so finden sich doch noch immer mehrere Gegner, welche auf der entgegengesetzten Behauptung beharrend sich muthig gegen jene vertheidigen. Ob indessen nicht vielleicht die Mehrzahl ihrer Beweisgründe auf Mißverständnissen, der Quelle fast aller gelehrten Streitigkeiten, beruhe und ob sie vielleicht nicht blos scheinbar sich von ihren Gegnern entfernen, ist eine Frage, welche einer besondern und interessanten Untersuchung Stoff geben könnte.

Es leuchtet von selbst ein, daß eine richtige Beantwortung der obigen Frage nicht weniger für den Philosophen und Theologen, als für den Psychologen und Arzt den allergrößten Werth haben muß, und ich unterlasse daher insbesondere auf ihre Wichtigkeit aufmerksam zu machen. Nur in Bezug auf den Arzt erlaube ich mir die Bemerkung, daß ihm gerade vor allen andern daran gelegen seyn müsse, tiefer in diesen Gegenstand einzudringen, und helleres Licht über denselben verbreitet zu sehen, als es früher der Fall war. In der That bekümmert sich selbst noch in unsern Tagen ein großer Theil der Aerzte gar nicht um die Psychologie, es scheint in ihnen die Meinung zu herrschen, als gehöre ihnen dieser ganze Zweig unserer Wissenschaft nicht an; oder als lasse sich in demselben zu gar keinen gründlichen Resultaten kommen; oder, als sey wenigstens für den praktischen Zweck gar nichts davon zu erwarten. Hätten aber die Aerzte und zwar philosophisch gebildete Aerzte sich schon in frühern Zeiten mit Untersuchungen und Beantwortungen ähnlicher psychologischer Fragen beschäftiget, und wären diese nicht vielmehr fast immer nur von einzelnen Philosophen, welche keine Aerzte wa-

ren, oder von einzelnen Aerzten, welche keine Philosophen wären, aufgefaßt worden, wie viel besser könnte es dann um unsere Wissenschaft stehen, und wie viele würden wir jetzt aus dem traurigen die Menschheit entehrenden Zustande der Verrückt heitherauszureißen vermögen, die wir bei dem noch dermalen so höchst unvollkommenen Zustande der psychischen Arzneikunde ihr Leben bis an das Ende ihrer irdischen Laufbahn in diesem bejammernswerthen Zustande verträumen sehen. Die psychische Arzneikunde darf eben so wenig, als die Arzneikunde überhaupt, blos empirisch seyn; wollen wir wahrhaft glücklich in Behandlung unserer Kranken seyn, so müssen wir in jener nicht weniger, als in dieser rationell verfahren, und uns, um nur eins zu erwähnen, nie damit begnügen, die äußere Form und einen Namen für die Leiden, die wir vor uns haben, zu kennen, und uns davon allein in unserm Handeln und Urtheilen leiten zu lassen, wie es so Viele thun, sondern unser Streben muß in jedem Falle darauf gerichtet seyn, die Genesis, das Wesen, den Werth und den innern Grund und Zusammenhang aller einzelnen Erscheinungen zu ergründen. Nur, wo dies geschieht, ist es möglich, einen sichern Weg zu betreten, und ein gründliches Urtheil zu fällen; wo es nicht geschieht, da bleibt Dunkelheit und Unsicherheit, und es kann fast nur ein Glückszufall seyn, wenn das eingeschlagene Verfahren zu einem glücklichen Ende führt.

Das Ausgesprochene bedarf keiner weitern Erläuterung; in Bezug auf die oben aufgestellte Frage aber erkennen wir aus demselben die Wichtigkeit derselben. Aber eben daß sie noch eine Streitfrage ist, kann als Beweis dienen, daß man nicht immer und nicht allgemein die ausgesprochenen Ansichten theilte.

Es ist wohl mehrmals behauptet worden, daß jener Streit überflüssig, und eine Untersuchung der nächsten Ur-

sache des psychischen Krankseyns zu nichts führen könne; denn, da wir überhaupt nicht wüßten und nie ergründen würden, was der menschliche Geist an sich sey, so müsse auch jede Untersuchung eines abnormen Zustandes desselben unvollkommen ausfallen. Ich lasse es vor der Hand dahin gestellt, ob dergleichen Behauptungen als Product einer reifen Ueberlegung aufgestellt wurden, und setze voraus, daß die Mehrzahl meiner Leser gewiß mit mir der Ueberzeugung seyn werden, daß eine Beantwortung obiger Frage allerdings wohl möglich, und wenn sie dies ist, eine unumstößliche Feststellung der Resultate einer solchen Untersuchung in jeder Hinsicht von der größten Wichtigkeit seyn müsse.

Aus den griechischen und römischen Schriftstellern, die sich über diesen Gegenstand aussprechen, ersehen wir, daß bei ihnen fast durchgängig die Meinung herrschte, daß Wahnsinn Folge körperlichen Krankseyns sey, und bald von einer schwarzen verdorbenen Galle, bald von unreinen Säften, bald von einer ungleichen Temperatur des Hirns u. s. w. ausgehe, wie wir aus Hippocrates, Galen, Celsus und Aretaeus Schriften erkennen. Später, als mit dem Verfall der Wissenschaften überhaupt auch das Studium der Philosophie und Psychologie nicht nur ganz vernachlässigt ward, sondern selbst fast gar nicht existirte, gelang es einzelnen abergläubischen Schwärmern und betrügerischen selbstsüchtigen Mönchen, den Glauben im Volke zu erwecken, daß, wie dies schon in den ältesten Zeiten die Meinung der Hebräer gewesen war, diese Krankheit wohl ihren Ursprung von dem Teufel haben, daß die Irren sogenannte Besessene und von höheren dämonischen Kräften getrieben seyn möchten; und dieser Glaube bemächtigte sich der Köpfe aller in einem so hohen Grade, daß er fast dreizehn Jahrhunderte hindurch der allgemein angenommene blieb, und erst im 16ten Jahrhunderte, als die Wissenschaften von neuem aufzublühen begannen, es einzelne auf-

geklärtere Männer und unter ihnen besonders Wyerus (de praestigiis daemonum, 1563) wagten, diesem Unsinn zu widersprechen, neues Licht über diesen verfinsterten Gegenstand zu verbreiten, und auf diese Weise recht eigentlich die Teufel auszutreiben. Baco von Verulam, Cartesius, Locke, Leibnitz, Gassendi und andere Philosophen, so wie die Aerzte Alpin, Van Helmont, Willis, Moore, Morgagni, Wepfer u. s. w, die sich später über denselben Punkt aussprachen, und dies öffentlicher und freier thaten, als es ihren Vorgängern möglich war, verbreiteten hierauf immer hellere und klarere Ansichten auch im Volke, und nur auf diese Weise endlich war es möglich die Psychologie und ganz insbesondere auch die Lehre von dem psychischen Kranksein auf den Standpunkt zu erheben, auf welchen wir sie in unsern Tagen gehoben erblicken.

Was nun unsere Streitfrage anbelangt, so unterlasse ich es, die Meinungen derer, die in unsern Tagen für oder gegen die Annahme der Abhängigkeit des Irreseyns vom Körper gestritten haben, einzeln durchzugehen; die Zahl der Streiter ist groß, und troß der angestrengtesten Bemühungen doch der Streit noch nicht vollkommen geschlichtet, wie dies dieses treffliche Journal selbst am klarsten beweist. Indem auch ich mich an die Zahl der Streitenden anreihe, glaube ich meinen Zweck am ersten zu erreichen, wenn ich vorerst untersuche, ob der Sitz oder das Wesen des psychischen Erkrankens zunächst von der Seele selbst, als in ihr begründet, ausgehen könne, und dann, auf die Resultate dieser Untersuchung gestützt, erforsche, ob wir in allem und jedem Falle die nächste Ursache desselben als vom Körper ausgehend anzunehmen haben.

## I. Kann der Sitz und das Wesen des psychischen Erkrankens zunächst in der Seele begründet seyn?

Auf die Meinung gestützt, daß man wohl überhaupt nicht an die Existenz eines geistigen Princips, als die Seele des Menschen, glauben dürfe, oder daß diese nur ein Erzeugniß des organischen Körpers sey, oder daß Körper und Geist als eins und dasselbe zu betrachten seh, oder auch daß der Körper wohl nur als ein Erzeugniß des Geistes angesehen werden müsse, haben Viele jede Untersuchuug, in welcher die Seele als ein von dem Körper ganz verschiedenes, für sich bestehendes und an sich unabhängiges Wesen betrachtet wird, für Träumerei und leeres Geschwätz erklärt, und es dürfte daher vielleicht nöthig scheinen, vor Beginn unserer Untersuchung, diese Meinungen zu widerlegen. Allein diese gehen uns hiernächst gar nichts an, sie sind rein in die Metaphysik gehörig, und ich bemerke in Bezug auf dieselben nur, daß sie nicht im geringsten eine Untersuchung der Art, wie die gegenwärtige ist, stören können, da diese nur allein für solche angestellt werden kann, welche die Existenz und Selbstständigkeit eines geistigen Princips, was nur mit dem Körper zur Einheit verschmolzen ist, anerkennen.

Wer die Existenz der Seele leugnet, kennt unsere Streitfrage nicht, indem er alle abnormen Zustände des Menschen immer nur als den Körper betreffend anerkennen kann. Er kennt nicht den Gegensatz zwischen Geist und Körper, folglich noch weniger den zwischen körperlichen und psychischen Störungen, als zwei in zwei verschiedenen Sphären spielenden Zuständen. Diejenigen, welche zwar von einer Seele sprechen, aber dieselbe für ein Erzeugniß des Körpers halten, weichen an sich nicht sehr von der obenerwähnten grob materialistischen Ansicht ab, denn eine nähere Betrachtung ihrer Meinung zeigt, daß auch sie eben so wenig, wie jene, die

Seele als ein selbstständiges Wesen betrachten, und vielmehr sie als ein Product des Körpers, oder als die Blüthe eines Stammes ansehen, die nicht für sich bestehen kann, sondern von dem letztern aus ernährt und erhalten seyn will, und stirbt, wenn dieser nicht mehr Nahrung gibt. Sie verstehen unter Seele nichts, als die psychischen Erscheinungen, die da verschwinden, sobald der Körper nicht mehr fähig ist, jene Erscheinungen möglich zu machen. Was daher die psychischen Störungen anbetrifft, so können auch diese nach ihnen nur allein vom Körper ausgehen, und Product des jedesmaligen Zustandes des Organismus seyn.

Wollten sie jedoch die Seele als ein wirklich für sich bestehendes, obgleich von dem Körper erzeugtes, Wesen ansehen, so können sie sich dieselbe doch nach ihrer Ansicht kaum anders, als materiell vorstellen, denn es würde ihnen schwer werden, einen klaren Begriff davon zu geben, wie ein rein geistiges Princip als für sich fortbestehendes Subjekt und nicht blos als vorübergehende Erscheinung von dem organischen Körper entspringen könne. Diejenigen, deren Meinung über die Natur der Seele im Verhältniß zum Körper darin beruht, daß sie Körper und Geist als eins und als unzertrennbar betrachten, und in Folge dieser Behauptung unter Seele nur die Lebenskraft verstehen zu müssen glauben, welche an die Materie gebunden die verschiedenen Organe unsers Körpers zu ihren Funktionen fähig macht, statuiren keinen Gegensatz zwischen Geist und Körper; auch ihnen muß folglich unsere Frage nichtig erscheinen, und jede Krankheit, sie sey physisch oder psychisch, muß nach ihnen immer beide Naturen des Individuums gleichzeitig treffen. — Was endlich die Behauptung derer anbelangt, welche den Körper als Product des Geistes betrachten, so kann ihre Meinung wohl keine andere seyn, als daß die Seele, wie es auch die Stahlianer meinten, sich nur ihren organischen Körper baue, nicht aber, daß

sie sich überhaupt erst die Materie schaffe, was nach menschlichen Begriffen etwas widersinniges wäre. Auch sie müssen also einen Gegensatz zwischen Geist und Körper statuiren, und folglich in Betracht auf unsere Untersuchung von demselben Punkte ausgehen, von welchem wir beginnen müssen. Ist aber der Körper, wie Herr Heinroth behauptet, nur körperlich gewordene Seele, so sieht man wiederum auch bei ihm keinen Gegensatz, beide sind eins und keine Wechselwirkung statthaft. Doch kann man diese letztere Behauptung wohl auch füglicher so deuten, daß nur der organisch gebaute Körper in diese Form von der Seele gegossen ward, und folglich doch an sich noch Geist und Materie als zwei verschiedene sich entgegengesetzte Wesen anzusehen seyn.

Eine nähere Betrachtung der erwähnten Punkte gehört nicht hierher; sie waren indeß zu berühren, um zu zeigen, wie wenig dieselben die gegenwärtige Untersuchung, die blos von denen angestellt werden kann, welche eine Duplicität in der menschlichen Natur anerkennen, und Körper und Geist reell geschieden, und an sich von einander unabhängig denken, hemmen oder nichtig machen können.

Um gründlich die Frage, ob die Seele selbst der Sitz geistiger Zerrüttung seyn könne, beantworten zu können, müssen wir zunächst untersuchen, was man von der Seele selbst, ihrer Natur und ihrem Wesen nach mit Bestimmtheit behaupten könne, dann zeigen, was man unter psychischer Gesundheit und psychischem Kranksein zu verstehen habe, und aus diesen Betrachtungen endlich die Resultate ziehen, die aus denselben in Bezug auf unsere Frage hervorgehen.

### A. Was kann man mit Bestimmtheit über die Natur und das Wesen der Seele behaupten?

Waren die mannigfaltigen Untersuchungen, die man von den ältesten Zeiten an zu Erforschung der Natur und des Wesens der menschlichen Seele anstellte, in vieler Hinsicht

von der größten Wichtigkeit, so blieben dieselben doch an sich und in Betreff der Absicht, weshalb sie angestellt wurden, meist ohne Erfolg; man bewies in der Regel sehr deutlich, was dieselbe nicht sey; was sie dagegen sey, blieb bis auf unsere Tage den tiefsten Forschern unenthüllt, und wird dies auch wohl dem Menschen ewig bleiben. Die Klage Senecas, (Quaest. natur. VII. c. 24.) und vieler anderer alten Philosophen über die Ohnmacht des Menschen, daß er bei allem dem Herrlichen, was er vermag, doch gerade das, was ihm am nächsten liege, sein eignes Ich nicht erforschen und kennen lernen könne, wird daher auch ewig die Klage der Forscher bleiben.

Will man etwas gründliches und feststehendes über den Geist des Menschen erforschen, so kann dies nur durch Schlüsse geschehen, welche auf die Erfahrung gebaut, und aus der Beobachtung des Menschen selbst entlehnt werden. Bloße philosophische Deductionen blenden leicht; richtige Data sollten die Basis, auf welche alle unsere psychologischen Untersuchungen zu gründen sind, treue Beobachtung die Führerin unsrer Forschungen seyn. Ohne daher irgend einem Systeme insbesondere zu huldigen, halten wir uns hier nur an die Lehren, die einem jeden der gesunde Menschenverstand lehrt. Lassen wir es dahin gestellt, was unser Geist an sich sey, und wie es möglich sey, daß er als Geist wirke; es sind dies metaphysische Fragen, die uns hier nicht stören können; begnügen wir uns damit, die Existenz desselben anzuerkennen, und betrachten wir den Menschen, wie er in dieser sublunarischen Welt wirklich ist, nach den Grundsätzen einer empirischen Anthropologie. Wir sind überzeugt, daß in uns ein Geist lebet und wirkt; wie er wirke, das wissen wir nicht, und können es uns auch nicht erklären, eben so wenig, wie wir an sich begreifen, warum der Stein der Erde zufällt, oder eine Basis mit einer Säure ein Salz bilde, um deren

Erklärung willen wir unsre Zuflucht zu Kräften nehmen, ohne uns gründliche Rechenschaft geben zu können, was diese Kräfte seyn mögen. Sind aber deshalb die Erfahrungen falsch? Beobachtung und immer wiederholte Beobachtung belehrt uns von der Wirklichkeit der Erscheinungen, und führt uns zu Schlüssen, welche unabweisbar und unumstößlich werden.

Einem jeden dringt sich die Beobachtung von selbst auf, daß der Mensch sich durch eine doppelte Reihe von Erscheinungen auszeichnet, durch solche, welche den Körper betreffen, und solche, welche auf den Geist Bezug haben und psychischer Natur sind, welche beiden, obgleich sie, so lange der Mensch lebt, in steter Gemeinschaft mit einander und neben einander geschehen und in der genauesten Verbindung stehen, an sich doch ganz verschieden und sich einander entgegengesetzt sind. Vermöge des Geistes, der in uns lebt, ist es dem Menschen möglich zu denken, zu fühlen, zu wollen; aber erst durch die Vermittlung und Bedingung des Körpers (dessen Eigenschaft es ist, sich in einem steten Stoffwechsel zu befinden, durch welchen er sich aus einem unsichtbaren Keime entwickelt und sich zur bewundernswerthesten Vollkommenheit ausbildet, von der er wieder rückwärts schreitet, und in das Allgemeine All der Materie zurücktritt, dem er entkeimte) ist es möglich, daß alle Gattungen von Erscheinungen und Thätigkeiten, die wir so mannigfaltig vor uns im menschlichen Leben sich entfalten sehen, in dem Zeit- und Raumleben wirklich geschehen können.

Ich sage, daß es das Geschäft des Geistes sey, zu denken, zu fühlen und zu wollen; und es ist dies die Meinung Aller, welche von dem Geiste, als einem vom Körper unterschiedenen Wesen sprechen. Allein man darf dies nicht mißverstehen, und es ist wohl zu bemerken, daß diese geistigen Funktionen nicht das Geschäft des Geistes allein sind, sondern es sind dies nur Thätigkeiten des Menschen, die durch

die Vereinigung des Geistes mit dem Körper möglich sind; der Geist ist es, der diese Möglichkeit bedingt; ohne Mitwirkung des Körpers würde es jedoch nie zu einem solchen Denken, Fühlen und Wollen kommen, wie wir es in uns wahrnehmen. Wir benennen daher den Geist, in sofern er in dem Menschen wohnt und in Verbindung mit dem Körper wirkt, mit dem unterscheidenden Namen Seele. Der Geist an sich als Geist ist ein ἀξύνθετον και θεῖον, wie es Plato nennt, und, wie es neuere Philosophen trefflich bezeichnet haben: absoluter Sinn und absoluter Trieb, welche man als die beiden Pole einer Kraft ansehen mag, die, mit dem Körper in Bindung, im Denken, Fühlen und Wollen sich ausspricht. Der Körper, die Materie ist nöthig, um Stoff zu Vorstellungen zu geben; ohne geistiges Prinzip durch die Materie allein würde es jedoch nie zur Vorstellung kommen können, was, wie wir aus dem Spätern sehen werden, undenkbar und unbegreiflich ist.

Sind gleich die geistigen Funktionen von denen des Körpers an sich ganz verschieden und sich einander entgegengesetzt, so gibt es doch allerdings einzelne Punkte, in denen beide mit einander übereinstimmen, und die ebenfalls von einer Art sind, daß sie uns zur Aufklärung einzelner schwieriger Momente, auf die wir in dieser Abhandlung stoßen werden, dienen werden. Es ist nämlich nicht zu läugnen, daß beide Arten von Funktionen, die des Geistes sowohl als die des organischen Körpers, sich im Verlaufe des Lebens gleichsam in Gemeinschaft und Harmonie von einem kaum bemerkbaren Keime aus entwickeln und von der niedrigsten Stufe Schritt vor Schritt nach einem steten Gesetz ausbilden und gewiße Stadien durchlaufen; daß beide gewißermaaßen in einer besondern Art von steter Production und Bildung bestehen, indem der Körper durch steten Stoffwechsel, der Geist durch steten Ideenwechsel wirkt, und endlich daß beide in der genaue-

sten Verbindung und Abhängigkeit von einander stehen, beide, erst durch das Band des Organismus zusammen verknüpft, eins oder das andere bedingen und bestimmen.

Welch ein Unterschied aber zwischen Geist und Körper herrsche, das sieht man erst recht ordentlich dann, wenn der menschliche Geist den Gipfel seiner Ausbildung erreicht hat. Dann erst geschieht es nämlich, daß in demselben das Selbstbewußtseyn rege wird, das Gefühl der Seele selbst, worin in der That der unabweisbare unumstößliche Beweis für das Daseyn des Geistes liegt, auf welchen man mehr bauen darf und muß, als auf irgend einen andern, und der uns selbst mehr beweist, als dies irgend ein Beweis in Bezug auf den Körper thun kann. Denn während wir von der Existenz des letztern nur mittelbar durch die Sinne belehrt werden, tragen wir jenen Beweis für die Existenz des Geistes unmittelbar in uns selbst, und keine Täuschung kann uns darin trügen. Durch das zur Vollkommenheit gereifte Selbstbewußtseyn erst erkennen wir und überzeugen wir uns, daß es nicht blos die materielle Außenwelt ist, die uns umgibt, sondern daß es noch eine zweite Welt gibt, welche sich zwar nicht unsern Sinnen manifestirt, aber welche wir eben in unserm Geiste selbst vernehmen, und von welcher wir behaupten, daß sie von einer weit edlern, erhabneren Natur und nur geistig denkbar sey. Wir sind zu dieser Behauptung berechtigt, denn es entwickelt sich auch in dem Menschen durch sie die Idee des Rechts und Unrechts und der Verbindlichkeit recht zu handeln, aus dem ursprünglichen schlummernden Keime, den wir Gewissen nennen. Durch sie erst ist es möglich, daß der Mensch, selbst als Theilhaber dieser höheren Ordnung oder von der einen Seite dieser edleren geistigen Natur zugewendet, einsehen lernt, daß alles, was da ist, aus einem Einzigen Princip seinen Ursprung müße genommen haben, aus einem Princip, das über Zeit und Raum erhaben, die vollkommenste,

freieste ewig fortlebende und fortwirkende Kraft, mit einem Worte, das Absolute ist; daß er sich endlich fest davon überzeugt hält, daß alles, was ihn umgibt, und er mit seinen Sinnen auffassen kann, nur die niedere, vergängliche, materielle Welt ist, aber außer dieser eine festbestehende, unveränderliche existire, vermöge welcher wir selbst fähig werden, vernunftgemäß zu wirken, und dem Gewissen gemäß unsere Handlungen abzuwägen. Vernunft und Gewissen also, diese innern Thatsachen des Selbstbewußtseyns sind es, die uns die Beweise der höhern Weltordnung und des höhern Lebens in uns selbst liefern; sie sind nicht Produkte der Materie, sie sind die Spuren des Göttlichen selbst in uns, die Beweise des Daseyns eines geistigen Princips, einer Seele im Menschen, der als Mensch beide Naturen, die höhere und die niedere, in sich vereint. Derjenige, der diese innere Stimme noch nicht in sich sprechen hört, von dem müssen wir behaupten, daß sein Geist sich noch nicht genug gebildet, und dem Irdischen entrungen habe, daß es ihm noch selbst, wie dem unerzogenen Kinde, an Selbstbewußtseyn fehle.

Der Mensch nun, wie ich ihn eben dargestellt habe, zwischen beide Weltordnungen gestellt, und beide als ein Individuum in sich vereinigend, nimmt Theil an dem allgemeinen in der Natur herrschenden Gesetze des Egoismus, vermöge dessen die einzelnen Glieder immer und ewig dahin streben, sich selbst nicht nur zu erhalten, sondern auch alles, was außer ihnen ist, in sich aufzufassen und mit sich zu vereinigen; da sich aber die Individualität des Menschen bis zum Bewußtseyn und Selbstbewußtseyn steigert, so geschieht es, daß er, zwar jenem allgemeinen Gesetze gemäß, aber doch auf eine modificirte neue Weise, mit Bewußtseyn fliehen und verfolgen kann, was ihm gefällt. Dies, und ganz vorzüglich die dem Menschen eigenthümliche Vernunft, vermöge welcher ihm die Fähigkeit ist, über die Ursachen und den Zusammen-

hang alles dessen, was ihn umgiebt, nachzudenken, und alles auf ein höchstes Princip zurückzuführen, ist es, was den eigentlichen Charakter des Menschen ausmacht, der ihn über das Irdische erhebt, ihm die Pflicht auferlegt, dem Höhern nachzustreben, und dem Vollkommensten nahe zu kommen, und ihn der Gottheit, dem höchsten alles belebenden und durchdringenden Principe, näher stellt, als irgend ein Geschöpf dieser Erde. Zieht ihn alles das, was dem irdischen materiellen Sein und der Erdenwelt angehört, auch immer nach sich hin, und von dem höheren, idealen Sein oder der geistigen Welt ab, so lebt in ihm doch das höhere Ich, und es beruht auf ihm, zu wählen, es steht in seiner Kraft, ob er sich von jenem beherrschen und dieser entsagen wolle, oder ob er sich auf eine höhere Stufe von Vollkommenheit erheben und sich die Kraft ganz zu eigen machen wolle, vermöge deren er nur das wünscht und wirkt, was dem in ihm lebenden göttlichen Principe wohlgefällig ist, und weder den Vernunftgesetzen widerspricht, noch das Gewissen, die innere Stimme der Gottheit, trübt. Es findet in dem Menschen ein steter Kampf zwischen dem Guten und Bösen Statt, beide stehen sich meist mit gleicher Stärke gegenüber, aber es ist, und sollte es auch nur erst nach langem Ringen geschehen, jenem möglich, sich dieses doch zu unterwerfen.

Das Vermögen des Menschen, sich frei und ohne Zwang selbst zu diesem oder jenem zu bestimmen, und zwischen Gut und Bös zu wählen, hat man das **Vermögen des freien Gebrauchs der Vernunft** oder der **Freiheit der menschlichen Seele** genannt; ein Attribut unserer Natur, das so, wie früher, auch jetzt noch Viele beschäftigt, zu entgegengesetzten Meinungen geführt und häufige Gelegenheit zu Mißverständnissen und Irrungen gegeben hat. Daß der Mensch Freiheit besitze, davon fühlt sich jeder einzelne mehr oder weniger überzeugt, jeder einzelne trägt den Beweis davon mehr oder

weniger in seinem eigenen Gewissen. Allein man hüte sich, diese Freiheit mit der Willkühr zu verwechseln, die gesetzlos und ohne höhere Regel sich mehr zufällig bestimmt. Ohne den Begriff von Freiheit aufzuheben, muß man behaupten, daß dieselbe vielmehr eine nach feststehenden strengen Gesetzen zu Stande kommende freie Selbstbestimmung ist. Der Mensch ist frei, kann nichts anders heißen, als der Mensch hat das Vermögen, nicht nur moralisch sich zu dieser oder jener Handlung bestimmen zu können, sondern auch alle geistigen Funktionen, die aus ihm hervorgehen, frei nach eignem Willen hervorzurufen, ohne daß ihm deßhalb je die Macht bliebe, etwas den innern Gesetzen der Vernunft widersprechendes zu denken, zu fühlen oder zu wollen. Die Ursache muß, so lange die menschliche Vernunft unverrückt ist und keine Täuschungen Statt finden, immer der Wirkung entsprechen und der Wille des Menschen ist demnach immer das Resultat vorausgegangener verschiedener Operationen des Verstandes, wodurch die Thätigkeit des Geistes bestimmt wird, und Entschlüße des Geistes hervorgebracht werden. Man verwechsele also nicht Freiheit des Denkvermögens mit Freiheit in moralischer Hinsicht; jenes, welches dem letztern vorstehet, und die eigentliche göttliche Gabe im Menschen ist, wirkt nach göttlichen Gesetzen und ist feststehend und unwandelbar. Hätte der Mensch dieses zugleich mit der Freiheit seines moralischen Willens verlohren, entspräche sein Handeln nicht mehr seinen Vorstellungen, die Wirkung nicht mehr der Ursache, dann erst könnte man sagen, daß die Freiheit und die Vernunft vertilgt sey. Ob und wenn dies möglich sey, dies sind Fragen, die wir hier noch nicht beantworten können; es geht aber aus dem bisherigen soviel hervor, daß Geist und Körper, wie sie im Menschen als in eins verbunden erscheinen, in Bezug auf Freiheit aus einem andern Gesichtspunkte betrachtet werden müßen, als wenn wir uns den Geist als absolut und vom Körper getrennt denken, und daß,

wenn man von aufgehobener Freiheit des menschlichen Individuums spricht, man nicht darunter sofort das Aufgehobenseyn der Freiheit des Geistes überhaupt zu verstehen habe, sondern der der Seele, insofern die Vernunft die ihr untergeordneten Functionen der Sinne, vorzüglich aber die des Verstandes, nicht gesetzmäßig auszuüben vermag, und der moralischen Freiheit. Doch hiervon bald ein mehreres, nachdem wir zuvor gesehen haben, was man wohl unter dem psychischen Gesundseyn und psychischen Kranksein des Menschen zu verstehen habe.

B. Was hat man unter psychischer Gesundheit und psychischer Krankheit zu verstehen?

In so fern die Seele an sich, wie wir eben sahen, ein Wesen ist, das wir nicht kennen, oder dessen Natur und inneres Wesen uns unbekannt ist, müßen Untersuchungen, welche die Bestimmungen eines sichern Begriffs von psychischem Wohlseyn und Krankseyn zum Gegenstande haben, höchst schwierig seyn. Daß sie es wirklich sind, lehren die vielen Versuche, die man darüber gemacht, und die in der That größtentheils sehr unvollkommen ausgefallen sind. Kaum gibt es auch wohl irgend einen Gegenstand, mit dem es Aerzte und Psychologen zu thun haben, welcher so vielen Widersprüchen und Streitigkeiten selbst bis auf die allerneueste Zeit unterworfen gewesen wäre, als eben dieser. Die Ursache, daß man so wenig zu einem allgemein übereinstimmenden Resultate kommen konnte, liegt ohnstreitig hauptsächlich darin, daß man, gemeiniglich von Haus aus von falschen Principien ausgehend, seine Untersuchungen auf Fundamenten aufzubauen suchte, die selbst nicht sicher standen und das ganze Gebäude zusammenstürzen liessen, sobald, wie dies nie schwer werden konnte, nur ein einzelner Stein dieser Grundlage erschüttert ward. Die meisten behandelten diesen Punkt, nicht wie es geschehen sollte, nach den Forderungen einer empirischen Anthropologie, sondern durch rein philoso-

sophischen Speculationen, die allein nie einen Gegenstand dieser Art in ein klares Licht stellen können, und ihr Hauptfehler bestand insbesondere darin, daß sie sich zu sehr den Geist als vom Körper getrennt vorstellten, und daher zu wenig auf das gegenseitige Wechselverhältniß Rücksicht nahmen. Alles, was wir von dem geistigen Wesen in uns wissen, erfahren wir durch treue Beobachtung der sogenannten psychischen oder Seelen-Functionen, von denen wir auf den psychischen Zustand des Individuums zurückschließen, die wir aber nicht als rein geistige ansehen dürfen, sondern welche Erscheinungen des aus Körper und Geist bestehenden Menschen sind, und nie von uns wahrgenommen werden könnten, wenn nicht eben jene Duplicität unserer Natur Statt fände, durch welche sie erst möglich werden. Lassen wir daher nie aus dem Auge, daß, wenn wir uns auch Geist und Körper, so lange jener an den materiellen Organismus gebunden ist, als geschieden denken und denken müssen, beide nur eins bilden, eins immer und bei jeder menschlichen organischen Thätigkeit auf das andere wirke und reagire, daß überhaupt auch keine menschliche psychische Handlung gedacht werden könne, so bald man sich Geist und Körper als zwei getrennte für sich bestehende und allein wirkende Wesen vorstellt.

Das charakteristische Merkmal nun, daß ein menschliches Individuum psychisch gesund sey, ist, daß es den freien Gebrauch der Vernunft habe, und dieser sich durch die gesetzmäßige Ausübung der Verstandesoperationen manifestire, daß es sich seiner und seiner Verhältnisse mit der Außenwelt bewußt, und frei sey, d. h. die Macht in sich trage, seine psychischen Handlungen den Gesetzen der Vernunft gemäß zu üben und zu leiten. Wahrhaft psychisch gesund demnach ist nur derjenige zu nennen, in welchem alle Seelenfunctionen harmonisch zu einem Zweck zusammenstimmen, wo eine der andern entspricht

und das innere Leben den äußeren Eindrücken angemessen ist; da nun aber dies nicht anders möglich ist, als wenn das Bewußtseyn ungetrübt ist, mit welchem die menschliche Freiheit in einer so engen Verbindung steht, daß eins nicht ohne das andere bestehen kann, so ist psychisches Wohlseyn des Menschen nur allein in einen ungetrübten Zustand unsers Selbstbewußtseyns und unserer Freiheit, oder mit andern Worten in den ungehinderten Gebrauch unsrer Vernunft zu setzen. Wo dies ist, da müßen selbst die Sinneseindrücke unverfälscht seyn, und die Ideen und Begriffe, die diese erzeugen, ihnen entsprechen, so wie wir auch dann fähig sind, vermöge der Einbildungskraft und des Gedächtnisses das, was wir früher in unsern Geist aufnahmen, später durch uns selbst wiederzuerzeugen.

Die Bestimmungen der Schriftsteller, was psychisches Kranksenn sey, sind sehr verschieden. Viele dehnen den Begriff zu weit aus, und wollen z. B. alle diejenigen Zustände hierher gerechnet wißen, wo der Mensch überhaupt gegen moralische Gesetze sowohl, als gegen die Vorschriften der Vernunft fehlt und nennen deshalb Verbrecher und Sittlich-Verdorbene überhaupt nicht weniger geisteskrank, als die wirklich ihrer menschlichen Freiheit beraubten; Andere dagegen schränken den Begriff mehr ein, und rechnen z. B. nur diejenigen Fälle hieher, wo der Mensch um seine Freiheit oder seinen Gebrauch der Verstandeskräfte kam, ohne daß man davon eine körperliche Ursache entdecken kann, und der Zustand der Unfreiheit längere Zeit vorhanden und bleibend geworden ist. Moralisch Verdorbene, Trunkene, Somnambülen, Delirirende und andere, deren Irreseyn offenbar vom Körper bedingt wird, schließen sie aus der Reihe psychischer Kranken aus. Es bedarf nicht der Anführung einzelner Schriftsteller, die dieser oder jener Meinung huldigten.

Wenn die Ansicht von dem psychischen Wohlseyn, wie

ich sie früher angab, die richtige ist, und wir dieses in das harmonische Zusammenwirken und Uebereinstimmen der psychischen Functionen setzen müssen, was nur beim freien Gebrauch der Vernunft und bey ungetrübtem Selbstbewußtseyn möglich ist, so muß psychisches Kranksein in dem diesem entgegengesetzten Zustande bestehen, und folglich im Allgemeinen derjenige Zustand seyn, wo der Mensch im wachenden Zustande sich seiner und seiner Verhältnisse nicht klar bewußt, seiner Geistesthätigkeiten nicht mächtig ist. Man könnte es füglich Träumerei im wachenden Zustande nennen; wie der Traum, so macht auch der Wahnsinn den Menschen zu etwas, was er nicht ist.

Ich schließe durch diese Bestimmung des Begriffs den Zustand der Immoralität und Gottlosigkeit von dem Begriff des psychischen Krankseyns aus, trenne dagegen nicht davon das Delirium, die Trunkenheit, den Somnambulismus u. s. w. welches Zustände sind, die in jeder Hinsicht mit dem gewöhnlichen im engern Sinne sogenannten Irrseyn ihrer Natur nach eins und dasselbe sind, mit ihm einerlei Form bilden, und oft selbst mit einander verwechselt werden, wenn man sie auch recht füglich im gemeinen Leben, und besonders auch in praktischer Hinsicht im ärztlichen Wirken, von ihm unterscheidet, was jedoch bei einer wissenschaftlichen Untersuchung, wo es auf Ergründung der Wahrheit ankommt, nicht eben so geschehen darf.

So lange der Mensch, sich seiner bewußt, den freien Gebrauch seiner Vernunft hat, und dennoch gesetzwidrig, d. h. den intellectuellen in der Vernunft begründeten Gesetzen zuwider handelt, ohne sich vielleicht zu verstellen, ist er nicht psychisch krank, nicht verrückt, sondern entweder immoralisch und gottlos, oder getäuscht und in Irrthum begriffen, indem in ihm das Vermögen lebt, das rechte zu wählen und naturgemäß vernünftig zu denken, zu fühlen und zu wollen. Irre, psy-

chisch Erkrankte, sind nur diejenigen, die gesetzwidrig und den Verstandeseinsichten entgegen handeln, ohne die Macht zu haben, dies anders zu können, ohne die Freiheit, ihren Thätigkeiten eine andere Richtung zu geben, die gebunden und willenlos sind. Exierunt, sagt in diesem Bezug sehr richtig Cicero, vesani e potestate mentis, cui regnum totius animi a natura tributum est, wobei er sehr schön auf den Unterschied zwischen mens und animus aufmerksam macht, wo jenes die Vernunft als Eigenthum des Geistes, und dieses den Verstand, das Eigenthum des aus Geist und Körper zusammengesetzten menschlichen Wesens bezeichnet. Viele leiden an einem nur partiellen oder vorübergehenden und intermittirenden Irreseyn; sind diese indeß deshalb wohl weniger als Irre zu betrachten? Oder ist es nicht vielmehr das richtigste, auch von ihnen zu sagen, daß sie an sich zwar nicht als vollkommen Irre betrachtet werden müßen, aber auf bestimmte Punkte geführt, wo sie nun wirklich unfrei sind, auch wirklich psychisch krank sind, und wenigstens in diesem Augenblicke als psychisch unwohl angesehen werden müßen?

So wie bei den Alten, besonders bei den Stoikern und Pythagoräern, moralische Fehler, übertriebene Leidenschaften rc. zu den psychischen Kranksenn gerechnet wurden, so thun dasselbe auch noch in unsern Tagen mehrere Psychologen, was, wenn sie es auch nicht geradezu deutlich aussprechen, sie doch dadurch deutlich zu erkennen geben, daß sie behaupten, der Mensch könne nur dadurch psychisch erkranken, daß er, den Lüsten und Lockungen der Sünde nachgebend, sich so selbst in die Gefangenschaft des Bösen gebe. Ob nun gleich dies, wenigstens dem ersten Anscheine nach, sehr wahr zu seyn scheint, und in einzelnen Fällen es wohl mag nachgewiesen werden können, daß wirklich psychisches Kranksenn auf diesem Wege entstand; ob es gleich nicht geläugnet werden kann, daß der Mensch durch Mißbrauch seiner Freiheit sich ins Verderben

und selbst in einen Zustand von psychischem Kranksehn stürzen kann, so ist doch keinesweges damit auch schon bewiesen, daß in diesen Fällen die Verrücktheit direct von diesem Mißbrauch der Freiheit und so gewißermaßen durch den eignen Willen des Individuums erzeugt ward, noch weniger, daß dies in jedem Falle so sey, sondern es bleibt noch die Frage zu untersuchen, ob nicht auch in diesen Fällen es sich eben so verhält, wie bey andern, und ob nicht jener Mißbrauch nur indirekt, und mittelbar als Gelegenheitsursache, den Menschen um seine Freiheit brachte, eine Frage, die wir bald genauer beantworten werden; und die dazu beitragen wird, unsere obige Bestimmung des Begriffs von psychischem Kranksehn zu bestätigen. Menschen, die, von den Stürmen der höchsten Grade der Leidenschaften bewegt, in einen Zustand gerathen, daß sie ihrer nicht mehr mächtig sind, und sich zu unvernünftigen Handlungen verleiten lassen, sind kaum von den Irren zu unterscheiden; sie sind wirklich als Wahnsinnige zu betrachten. Der Schritt von den heftigeren Leidenschaften zum Wahnsinn ist nur ein kleiner, und eben dies mag der Grund seyn, warum jene so häufig die Gelegenheitsursache zum Irreseyn werden, und dies ganz insbesondere dann, wenn der Geist schon früher eine solche Richtung genommen hatte, daß er in seinen Strebungen gern immer wieder auf solche Vorstellungen zurückkommt, die mit jenen Leidenschaften in engerer Verwandschaft sind.

Höchst unrecht verfuhr man unstreitig, indem man Trunkenheit, Delirium und andere ähnliche Zustände von dem Begriff des psychischen Kranksehns ausschloß, und um dies zu können, auch die Definitionen vom psychischen Kranksehn modificiren zu müssen glaubte, und demnach dieselben meist auf eine Weise aufstellte, daß man dadurch die an sich öfters sehr sicher gestellten Bestimmungsgründe selbst wieder umstieß, und so selbst die ganze Begriffsbestimmung verwirrte. Hierher gehört z. B. daß man sagte, psychisches Kranksehn sey nur da

vorhanden, wo die Freiheit auf eine längere nicht blos vorübergehende Zeit beschränkt sey, oder wo jener unfreie Zustand von keinem fieberhaften Zustande begleitet sey, oder wo überhaupt jener Zustand nicht von einem körperlichen Krankseyn ausgehe, oder unmittelbar bedingt werde. In diese Fehler verfielen selbst einige, deren Definitionen ohne diese Zusätze sehr richtig gewesen seyn würden, wie dies z. B. mit Langermann's Bestimmung der Fall ist, welcher sagt, Verrücktheit im Allgemeinen ist diejenige Störung eines früher vernünftigen Menschen, wo dieser für längere Zeit oder zu wiederholtenmalen in eine Beraubung der Freiheit im Denken und Wollen versetzt wird, oder mit Herrn Professor Heinroth's Definition, der ebenfalls sagt, Geisteskrankheit sey dauernde Unfreiheit. Es ist das Unbestimmte von dergleichen Bestimmungen leicht einzusehen; es sind dieselben nur willkührlich aufgestellte, die der Erfahrung widersprechen und auf zufälligen Unterschieden beruhen. Was die kürzere oder längere Dauer der Unfreiheit anbelangt, so kann der Begriff des psychischen Erkrankens unmöglich den der Dauer in sich einschliessen, denn es wird dadurch die Natur der Sache selbst nicht im geringsten abgeändert; warum also eine solche unbestimmte Trennung, die an sich zu nichts führt, und nur schaden kann? Das Delirium ist an sich seiner Natur nach ganz eins mit dem Irreseyn; in beiden findet sich das Hauptkriterium des psychischen Krankseyns, Unfreiheit in der geistigen Thätigkeit, wieder. Ist gleich das Fieber-Delirium offenbar keine für sich bestehende Krankheit, sondern bedingt von einer deutlich sich aussprechenden körperlichen Krankheit, und sieht man im Gegentheil bei der sogenannten Manie und Melancholie häufig nichts der Art am Organismus deutlich ausgeprägt, obgleich auch bei ihnen dies öfters der Fall ist, und sie selbst vom Fieber begleitet seyn können, so trägt dies doch nicht dazu bei, daß man beide Zustände als ihrer Natur nach verschieden

betrachten müsse, um so weniger, da, wie wir später sehen werden, auch Manie und Melancholie immer nichts als Symptome eines im Organismus verborgenen Fehlers seyn können. Man verwechselte auch hier die Form mit dem eigentlichen Wesen des Krankseyns, und bedachte nicht, daß sich aus verschiedenen Causalmomenten die gleiche Krankheitsform constituiren könne. Hierzu kommt, daß es viele Beispiele von psychischem Kranksein gibt, welche nur kurze Zeit dauerten, nichts weniger als bleibend waren, auch nicht wiederkehrten, bei denen man keine Spur von körperlichem Unwohlseyn entdecken konnte, und die, wie es spätere Sectionen bewiesen, auch mit keinen localen organischen Fehlern im Hirn zusammenzuhängen schienen, und die doch ihrer Natur nach ganz mit jedem andern Fall von Irreseyn übereinstimmten. Ich erinnere hier nur an das merkwürdige Beispiel, welches unser ehrwürdige Veteran Heim in Berlin in Horns Archiv für medic. Erfahrung und in Hufelands Journal f. pr. M. erzählt, von einem angesehenen Staatsbeamten, der einst aus dem Schlafe erwacht, in einen Paroxysmus von Wahnsinn verfiel, während dessen er seine von ihm sehr geliebte Gattin zum Fenster hinauszustürzen versuchte, und der nach kaum einer halben Stunde wiederum verschwand und nie wiederkehrte. Eben so verhält es sich mit dem intermittirenden Wahnsinne, bei welchem oft auf sehr kurze Paroxysmen lange freie Perioden folgen, wo an keine Spur von Irreseyn zu denken ist. Sind aber diese Fälle, weil das Irreseyn bei ihnen kein dauerndes ist, deshalb weniger zu dem wirklichen psychischen Krankseyn zu rechnen?

Zwar pflegt man einen Krankheitszustand von dem Hauptleiden und wo möglich von der Affection zu benennen, welche am meisten hervorsticht; man glaubt, daß diese das Wesen oder den Hauptgrund der krankhaften Erscheinungen enthalten, und eben dies ist wohl auch der Grund, weshalb man Fieberdelirium nicht zu den Zuständen des psychischen Krankseyns,

zählen will; allein was der Gebrauch mit sich bringt, ist häufig täuschend und unwahr, und darf uns nicht verleiten und uns zu falschen Bestimmungen bewegen. Auch deuten die Worte Wahnsinn, Delirium, Irreseyn, Verrücktseyn, Narrheit u. s. w. keineswegs den inneren Grund dieser Zustände an, sondern mehr ihre äußere Form; bei allen aber findet sich das Kriterium jedes psychischen Krankseyns wieder: das Aufgehobenseyn des Bewußtseyns, die Unfreiheit der geistigen Kräfte, der Mangel der Selbstbestimmbarkeit; und alle diese Zustände gehören deshalb in eine Classe, wenn es auch im praktischen Leben und in ärztlicher Beziehung von der äußersten Wichtigkeit ist und nothwendig beachtet werden muß, die einzelnen Formen zu scheiden und besonders auf den ursachlichen Zusammenhang der Zustände Acht zu geben. Was von dem Fieberdelirium gilt, gilt auch von der Trunkenheit, dem höchsten Gipfel der Leidenschaften, der Wasserscheu, der Phrenitis u. s. w., gewißermaßen auch von dem Somnambulismus, obgleich bei diesem noch besonders berücksichtiget werden muß, daß er nicht im wachenden Zustande Statt findet, und folglich mehr zu den Träumen gehört.

Ich füge hier noch die Bemerkung hinzu, daß mehrere ältere Schriftsteller, und selbst schon Hippokrates, Coelius Aurelian und andere griechische und römische Autoren, mir sehr richtig verfahren zu haben scheinen, indem sie die Verrücktheit, als Gattungsbegriff Vesania, in drei Classen theilten, und Manie, und Melancholie-Phrenitis und Fieberdelirium als solche unterschieden. Die erste Classe, sagten sie, umfaßt das Irreseyn chronischer Art ohne Fieber, die zweite das Irreseyn chronischer Art mit Fieber, die dritte das Irreseyn acuter Art mit Fieber. Ihnen könnte man nun allerdings auch noch eine vierte Classe, als Irreseyn acuter Art ohne Fieber hinzugesellen, obschon dieses nur sehr selten vorkommen wird, jedoch eben

in den einzelnen Anfällen von Manie bisweilen zu finden seyn wird.

Will man behaupten, daß Fieberdelirium und ähnliche psychische kranke Zustände nicht hierher gerechnet werden sollten, und blos diejenigen Zustände hierher gehören, welche ohne offenbares Mitleiden des Körpers und nicht von diesem offenbar bedingt vorkommen, so würde man sich auf einen hypothetischen Standpunkt stellen und, nach der Analogie zu schließen, mit eben so großem Rechte behaupten können, daß derjenige nicht an Krämpfen leide, der, wie es scheint, an sich kein krankes Nervensystem hat, aber, von einem Fieber ergriffen oder durch organische Fehler, durch Plethora, Würmer rc. Convulsionen bekommt, was wir fast täglich sehen können. Weit entfernt also, behaupten zu wollen, daß man überhaupt keinen Unterschied zwischen jenen Zuständen machen müße, war es nur meine Absicht darauf aufmerksam zu machen, daß diese Zustände an sich gleicher Natur sind, eben so gut, wie alle Krämpfe Krämpfe bleiben, sie mögen nun von den Nerven selbst ausgehen, oder diesen gleichsam nur von andern Systemen aufgedrungen werden.

Ein neuerer geistvoller Schriftsteller sprach in dieser Zeitschrift in einer trefflichen Abhandlung die Meinung aus, daß wohl, streng genommen, jede Krankheit, die Schmerz und andere unangenehme Empfindungen errege, Seelenkrankheit genannt werden müße, indem dies doch schon ein Leiden des Gemüths anzeige; allein es ist dies wohl zu weit gegangen. Eine solche Behauptung würde fast jede physische Krankheit zur Seelenkrankheit machen, und gar keine Scheidung zwischen psychischen und physischen Leiden gestatten; auch ging sie allein aus dem Fehler hervor, ein bloßes Symptom vom Kranksein für das Kranksein selbst zu nehmen. Schmerzgefühl soll hinreichend seyn, eine physische Verletzung zur Seelenkrankheit zu machen, und doch besteht wohl ein gesundes Seelenleben

eben in dem reinen Bewußtseyn, und folglich auch mit in der richtigen Auffassung alles dessen, was den Körper afficirt; kranke Gefühle und Schmerz sind eine der Hauptweisen, wodurch die thierische Natur ihre somatischen Krankheiten ausspricht. Daß nun die Seele von Schmerzen afficirt werde, ist nur vermöge ihrer Gesundheit möglich, und jenes Afficirtwerden selbst kann nicht Krankheit seyn, was im Gegentheil statt fände, wenn dieses Afficirtwerden nicht zugegen wäre.

C. Welches sind die Folgeschlüsse, zu denen wir nach diesen vorausgeschickten Untersuchungen berechtigt sind?

Die Beweisführung derer, welche behaupten, daß wirkliche sogenannte Geisteskrankheit ihrem Wesen nach nur in dem Geiste gesucht werden, und folglich ihre nächste Ursache nicht im Körper liegen könne, beruht auf folgendem Schluße:

„Ein freies Wesen kann nicht durch äußere Gewalt seiner Freiheit beraubt werden, denn sonst wäre es nicht frei; der menschliche Geist ist frei, folglich kann er auch nicht von dem Körper seiner Freiheit beraubt werden; besteht aber das psychische Kranksein in der Unfreiheit des menschlichen Geistes, so kann dieser nicht anders in diesen Zustand gerathen, als dadurch, daß er sich selbst seiner Freiheit begibt, also auch nur durch sich selbst erkrankt." So wahr diese Beweisführung auch dem ersten Blicke nach erscheinen dürfte, so darf man sich doch nicht sogleich von ihr gefangen nehmen lassen. Eine genauere Prüfung überzeugt uns bald, daß sie doch nur auf einem Trugschlusse beruhe. Vor allen Dingen verwechsele man nicht, worauf ich schon früher aufmerksam machte, den Menschen als ein aus Körper und Geist bestehendes Wesen mit dem reinen Geiste frei von der irdischen Bande für sich allein gedacht. Das charakteristische Kennzeichen des

psychischen Erkrankens ist allerdings, wie wir ebenfalls schon sahen, Aufgehobenseyn der menschlichen Freiheit in der Ausübung der Seelenfunctionen; damit ist indeß noch keinesweges gesagt, daß die Freiheit des Geistes an sich aufgehoben sey, dessen es nicht bedarf, wenn auch die Freiheit des irdischen Menschen verloren gegangen ist, der an sich nicht so frei ist, als es wohl Vielen geschienen hat, und dessen Freiheit sehr genau von der Freiheit des höheren reingeistigen göttlichen Wesens im Menschen zu unterscheiden ist.

Man sagt ferner, wenn das psychische Kranksehn in Vernichtung der Freiheit besteht, so kann dies einzig und allein durch die Seele selbst geschehen. Wenn dem so wäre, so müßte dies entweder durch den Willen der Seele selbst, oder durch Mißbrauch der Freiheit geschehen. Es läßt sich jedoch kaum denken, daß der Geist, als ein der Gottheit so nah verwandtes Wesen jemals wirklich den Willen haben könnte, sich selbst seiner Freiheit zu begeben; allein gesetzt, es wäre dies wirklich der Fall, würde jemals durch diesen verkehrten Willen allein, der in der That an sich schon nur der eines Irren seyn kann, es möglich werden können, daß der Geist in den Zustand der Unfreiheit versinke? Gewiß nicht. Wäre dies nicht eine Behauptung, die sich selbst geradezu widerspräche? Wäre es nicht eben so viel gesagt, als wenn man behauptete, Gebrauch der Freiheit hebe die Freiheit auf, oder Gesundheit vernichte Gesundheit? Wie dies vor allem schon sehr deutlich Weiß in dieser Zeitschrift bewiesen hat, indem er sagt: „Wenn die Seele durch sich allein erkrankte, so würde die Freiheit der geistigen Bewegungen verloren gehen durch den Gebrauch dieser Freiheit selbst, sie entzöge sich ihrer Willkühr mit Willkühr oder erkrankte durch ihre Gesundheit", und auch von Nasse, Leupoldt und Anderen ausgesprochen worden ist. Wir sind berechtigt, obigem Schluße einen andern entgegen zu stellen, der auf einem sicheren Grunde be-

ruhet. „Ein freies Wesen kann durch den Gebrauch seiner Freiheit selbst und unmittelbar, d. h. ohne Zwischentritt eines andern fesselnden, nicht seiner Freiheit verlustig werden; ist also die menschliche Seele frei, so kann sie auch nicht durch den Gebrauch ihrer Freiheit diese Freiheit verlieren, ohne sich einem andern zu übergeben. Daß dies nun aber allerdings von der Freiheit des Menschen, als einer nicht ganz absoluten, sondern nur bedingten, gelte, werden wir sogleich sehen.

Die zweite Weise nämlich, auf welche, wie man glaubt, der Mensch sich um seine Freiheit bringen kann, ist der Mißbrauch derselben und seiner Kräfte überhaupt. Wir sehen, daß in dem körperlichen Organismus, bald durch wirklichen Mißbrauch, bald durch Nichtgebrauch einzelner Theile, diese erkranken und ihrer Fähigkeiten beraubt werden; es fragt sich, ob nicht ein Gleiches auch mit der Seele geschehen könne. Daß der Mensch seine geistigen Kräfte mißbrauchen könne, sehen wir in der täglichen Erfahrung; daß dieser Mißbrauch selbst bis zu einem solchen Grade gesteigert werden und endlich im Menschen so tief einwurzeln könne, daß es diesem allmählig unmöglich wird, sich solchem Mißbrauche zu entziehen und folglich wirkliches psychisches Kranksein daraus hervorgehe, scheint ebenfalls eine häufige Erfahrung zu bestätigen, denn wir sehen dies ja z. B. bei dem sogenannten Ueberstudieren, bei Mahlern und Dichtern durch Ueberspanntheit der Phantasie, vermöge deren sie sich öfters ihre Bilder in die Wirklichkeit versetzten, daran andere Ideen anknüpften und zu schwärmen begannen, kurz daß überhaupt Ueberanstrengung der geistigen Kräfte eine Lähmung derselben und Verwirrung erzeugen könne; welches alles indeß nur scheinbar gegen unsere Behauptung streitet, daß der Geist des Menschen an sich in allen diesen Fällen doch unangetastet und unverletzt bleibe, und unter allen diesen Bedingun-

gen kann er es nicht seyn, der das Wesen des Irreseyns in sich trägt, sondern nur das leibliche Seelenorgan. Der größte Mißbrauch der Geisteskräfte schließt nie die geistige Freiheit aus; wie sollte es also möglich seyn, daß der Geist dadurch seiner Freiheit beraubt würde, wenn nicht etwas außer ihm wäre, was ihn fesselt und nöthigt, in diesem Mißbrauche zu verharren, und ihn hindert, auf die rechte Bahn zurückzukehren? Der Geist ist frei, so lange er seine Kräfte braucht; folglich muß er auch im Mißbrauche derselben doch stets frei und gesund bleiben, und so kommen wir wieder darauf zurück: Gebrauch der Freiheit an sich kann nie die Freiheit vernichten; und daß dies auch wirklich wahr sey, lehrt selbst die Erfahrung, denn wir sehen ja, daß der Gottloseste auf den Weg der Tugend zurückkehren kann, wenn er nur will, und der Tugendhafte doch nie so fest stehet, daß es nicht möglich oder denkbar wäre, daß er seine Bahn verlassen könnte; wäre es anders, so dürften wir am Ende jenen nicht für bös und diesen nicht für tugendhaft halten, denn wo keine Möglichkeit existirt, anders zu handeln, da kann auch kein Lob und Tadel statt finden.

Nie darf man aus den Augen lassen, daß es mit dem vom Körper getrennt gedachten Geiste eine ganz andere Bewandniß haben müße, als mit dem Körper. Beide sind sich ihrer Natur nach ganz entgegengesetzt. Im Körper kann Mißbrauch der Theile Krankheit erzeugen, weil dieser in dem Körperlichen selbst Veränderungen kranker Art hervorbringt, nicht aber so in dem geistigen Princip; in diesem müßte man, wenn man jenen körperlichen Abänderungen etwas gegenüber stellen wollte, einen kranken Willen, eine kranke Freiheit statuiren, die, wenn wir sie auch wirklich annehmen wollten, doch immer Wille und Freiheit bliebe, und folglich nicht denjenigen Zustand erzeugen könnte, den wir unter psychischem Krankseyn verstehen. Dann hätten wir eher Recht, bloß die moralisch Verdorbenen und Schwachen in die Klasse der wirklich psychisch

Kranken aufzunehmen, und diejenigen, die wir gewöhnlich psychische Kranke, Freiheitslose nennen, in eine neue Classe zu werfen, wobei wir uns endlich Herrn Professor Heinroth's Meinungen nähern würden.

Gebundenseyn der Freiheit, psychisches Kranksenn im gewöhnlichen Sinne des Worts, ist nur im Menschen denkbar, insofern er ein aus Geist und Körper bestehendes Wesen ist. Die menschliche Freiheit ist nicht die rein geistige; jene kann aufgehoben seyn, ohne daß diese es ist; letztere ist absolut, unantastbar, erstere nur relativ und von Bedingungen abhängig, die im Körper, in der Materie liegen. Menschliche Freiheit findet Statt, wo Geist und Körper in Harmonie sind, und psychisches Kranksenn kann nur bei Aufgehobenseyn dieser Harmonie entstehen, auch nur so lange Körper und Geist in eins verbunden sind, und aus einem Conflicte beider erzeugt. Der Geist an sich ist unveränderlich und unverletzbar; die nächste Ursache des psychischen Krankseyns muß also immer im leiblichen Organismus seyn, und der Geist, der auch in diesem Zustande immer seinen ursprünglichen höchsten Gesetzen gemäß wirkt, trägt nur insofern zu den Erscheinungen des psychischen Erkrankens bei, als die kranken oder krankhaft afficirten Seelenorgane ihn zu scheinbar verkehrten Reactionen aufregen. Alle Seelenthätigkeiten geschehen in diesem Leben durch Vermittlung des Körpers; alles Fühlen, Denken und Wollen tritt in der Erscheinung nur durch das Seelenorgan hervor; der als absoluter Sinn und Trieb zu denkende Geist wirkt in diesem Leben nichts ohne Beistand des Materiellen.

Bei allem hier Ausgesprochenen leugnen wir keineswegs, daß der Wille des Menschen sehr viel zu Erzeugung des psychischen Krankseyns beizutragen im Stande sey; im Gegentheil können wir selbst sagen, daß es dem Menschen größtentheils in seine Macht gegeben ist, ob er sich psychisch krank machen wolle oder nicht; allein er kann dies nicht sowohl durch seine intellectuelle als

durch seine moralische Freiheit, d. h. er kann nicht sagen: ich will toll seyn, und sich dadurch schon den Gesetzen des menschlichen Denkvermögens entziehen, sondern er kann nur sagen: ich will mich toll machen, indem ich mich einem Leben ergeben werde, welches mich allmählig in einen solchen Zustand versetzen wird. Er kann also freiwillig die entfernten Ursachen des psychischen Erkrankens herbeiführen, so daß später und sekundär dieses daraus hervorgeht, aber nie die nächste und unmittelbar psychisches Kranksein bedingende, und dies ist es, was wir auch z. B. bei Schwärmern, Säufern, Grüblern, Onanisten 2c. wirklich geschehen sehen.

Es geht aus dem Gesagten hervor, daß es, streng genommen, keine Geisteskrankheiten gibt, wenn wir nicht die Sünde mit dieser übelgewählten Benennung bezeichnen wollen, sondern daß alle Zustände, die man im gemeinen Leben so nennt, nur zu der Klasse von Krankheiten zu rechnen sind, welche Herr Heinroth Seelenleiden, Pathemata animi, Andre anders benannt haben; es sind dies dem Geiste aufgedrungene Leiden, die indeß nichts in dem Geiste selbst abzuändern vermögen, sondern nur krankhafte psychische Erscheinungen im Menschen hervorrufen. Es ist wirklich schwer, einen strengen Unterschied zwischen den sogenannten physischen und psychischen Krankheiten festzustellen; an sich existirt er nicht und beide Zustände fliessen in einander über. Man unterscheidet beide Gattungen von Kranksein nur wegen der Verschiedenheit des Hauptcharakters beider in Bezug auf die gestörten Funktionen, aber beide sind physische Krankheiten und spielen ihre wesentliche Rolle in dem Materiellen unsers Ichs. Man sollte daher gar nicht von Geisteskrankheiten reden, obgleich diese Bezeichnung für das gemeine Leben nicht so sehr zu mißbilligen ist, wenn man nur den richtigen Begriff damit verbindet. Eben so wenig gibt es auch rein-psychische Aerzte, denn es ist keine direkte psychische Heilung und Einwirkung möglich, und selbst

diejenige Heilmethode, die man gewöhnlich die psychische nennt, wo man z. B. durch Veranstaltungen, die die Wiederkehr des regulären Gedankenlaufes begünstigen, was oft durch psychische Kunststücke möglich ist, oder durch Zureden, Beweisführung und Ueberzeugung u. s. w. Irre ihres Wahns zu überführen sucht, ist nur eine indirekt-psychische, nur durch das Mittelglied des Körpers mögliche, und folglich eine höher gesteigerte physische, mittelbar durch die materielle ausführbar. Wäre Herrn Professor Heinroth's Idee einer direkt psychischen Heilmethode, welche er fast bloß auf eine gewisse Anspannung des Willens reducirt, gegründet, so würde sie, wie er sie meint, allerdings den Namen der psychischen verdienen; allein haben wir wohl Gründe, sie wirklich zu statuiren, und haben wir wirkliche Beweise für dieselbe? Eben so wenig, als es rein psychische Krankheiten gibt, eben so wenig gibt es ein rein-psychisches Heilverfahren. Eine unmittelbare Einwirkung zweier Geister auf einander kennen wir nicht, und die Erfahrung lehrt, daß sie wenigstens nicht in diesem sublunarischen Leben existire; ob sie überhaupt nicht möglich sey, oder ob dieß nur nicht möglich sey, so lange unser Geist an den irdischen Körper gebunden ist, wagen wir uns nicht zu entscheiden. Es ist indeß wenigstens vielleicht nicht undenkbar, daß geistige Wesen, wenn sie frei und ungebunden sind, wirklich einen gegenseitigen Einfluß auf einander haben mögen; wäre dieß aber auch nicht der Fall, so liegt hierin doch nichts untröstliches für die Fortdauer eines individuellen Lebens des Geistes nach dem Tode. Ist es so widersinnig, zu denken, daß der individuelle Geist nach dem Hintritt aus diesem Leibe mit einem andern und zwar weit vollkommnern Organismus in Verbindung gesetzt werden und durch diesen auf eine obwohl weit vollkommnere, doch ähnliche Weise fortwirken könnte, wie er es in dieser Welt that? Wäre nicht selbst auch Erinnerung möglich, ohne Zuthun dieses irdischen Körpers? Das Selbstbewußtseyn ist Eigenschaft des

Geistes, und dessen bedarf es ja nur allein, um sich unter gewissen Bedingungen früherer Zustände zu erinnern. Doch wir gerathen hier auf ein Feld, welches von finstern Wolken überschattet wird, die unsere Einsicht in die tiefere Natur unsers Seelenlebens verhindern, und welche der forschende Denker zwar beleuchten, aber gewiß nie durchbrechen und vertreiben wird. Je weiter wir auf diesem Felde vordringen, und je mehr sich hier unsere Einsichten erweitern, desto tieferes Dunkel umgibt uns, desto unübersteigbarer werden die Hindernisse, die sich unserm Forschen entgegen stellen, bei welchem wir endlich doch still stehen, und die Ohnmacht menschlicher Blicke bekennen müßen.

## II. Das Wesen, die natürliche Ursache des psychischen Erkrankens ist im Körper begründet.

Der Körper ist auf das engste mit dem Geiste verbunden; durch die Verbindung beider in Eins wird erst das Individuum gebildet, welches wir Mensch nennen, und durch Trennung des Begriffs des Geistes von dem des Körpers heben wir auch schon den Begriff des Menschen auf. Der Mensch ist sterblich, heißt nichts anders, als der Geist des Menschen kann sich von seinem Körper trennen, und während von diesem Augenblicke an ersterer für sich allein sein höheres Leben fortlebt, tritt dieser, die irdische Hülle des Geistes, in das All der Materie zurück, von der er genommen war.

Das Wie einer Verbindung von Geist und Körper ist uns unbegreiflich; daß eine solche aber wirklich existirt, davon ist der Mensch selbst als Individuum der Beweis. Zur Erhellung dieses an sich nie zu lösenden Räthsels hat man indessen vielleicht schon einen Schritt mehr gethan, wenn man auf den Begriff zurückgeht, den man sich überhaupt von Materie und Geist ihrer Natur nach machen muß, und den ich schon früher berührte. Wir wissen nicht, was Geist an sich ist,

aber wir wissen auch eben so wenig, was Materie an sich ist. Beide können wir uns nicht anders denken, als unter der Form von Kraft. Was in der Zeit und dem Raum geschieht, geschieht durch Kräfte; auch die Materie ist nicht todt oder träge, wie man sie öfters nannte, auch sie besteht durch Kräfte, auch der Stein verdankt seine Existenz in ihm lebenden Kräften; die Materie selbst ist Kraft, die den Raum erfüllt. Seyn und Handeln ist eins; beides ist nur durch innere Kräft möglich. Man entferne von dem Begriff Seyn den Begriff der innern Kraft, und man behält ein leeres Nichts. Ein Ding existirt nur, insofern wir ihm bestimmte Eigenschaften beimeßen, die wir an ihm wahrnehmen können; dies könnten wir nicht, wenn das Ding nicht die Kraft hätte, in uns diese Wahrnehmungen zu erzeugen; entfernt man aber von dem Dinge diese Kraft, so behält man nichts als ein leeres Wort: Alles existirt nur für uns, insofern es gewisse Eigenschaften hat, vermittelst deren es bestimmte Wahrnehmungen in uns hervorruft. Dies ist mit dem Geiste nicht weniger der Fall, als mit dem Körper, nur sind die Wahrnehmungen in beiden verschieden; den Körper nehmen wir mehr durch unsere Sinne, den Geist durch unser Bewußtseyn, und diese Verschiedenheit der Auffassung beider ist auch der Beweis für die wirkliche Verschiedenheit beider selbst. Der Körper aber, als aus innern Kräften bestehend, tritt demnach seiner innern Natur nach in nähere Verwandschaft mit dem Geiste. Doch sind dies Gegenstände, die uns hier weniger angehen, und ich verweise daher besonders auf die Werke neuerer Philosophen, besonders aber auf C. Ed. Schelling über Leben und seine Erscheinung; Landshut 1806, in der Einleitung. Die Verbindung zwischen Geist und Körper ist von der Art, daß eins auf das andere wesentlich influirt, eins von dem andern gewißermaßen abhängig ist. Daß dem so sey, kann niemand zweifeln, wenn er den

Menschen und sein Handeln in psychischer Hinsicht sowohl als im physischer beobachtet. Trägt nicht selbst der Körper des Menschen stets das Gepräge seines innern Werths an sich? Wird nicht Gefühl, Denk- und Handelsweise der einzelnen, durch den Wechsel der körperlichen Verhältnisse modificirt? Kann man wohl geradezu die Erfahrungen und Grundsätze läugnen, die uns Lavater, Gall, Spurzheim und Andere aufgestellt haben? Und ist es nicht vielmehr höchst tadelnswerth, ihre Lehren kurzweg zu verwerfen, da sie an sich gewiß auf einen nicht unsichern Grund gebaut sind, und keinesweges zu so absurden Schlüssen führen, als man dem ersten Anschein nach glauben könnte? Vorsicht verlangt diese Lehre allerdings, aber mit Umsicht durchdacht, führt sie zu trefflichen Resultaten.

Daß die Temperamente von der Beschaffenheit des Körpers abhängen, und nicht bloßes Eigenthum der Seele sind, wird kaum mehr von irgend jemand bezweifelt. Temperament bedeutet nichts anders, als eine eigenthümliche individuelle Beschaffenheit des physisch-psychischen Lebens, wobei den Seelenthätigkeiten ein eigenthümlicher Character von der Modification des Seelenorgans und des Körpers überhaupt aufgedrungen wird. Dieses physisch-psychische Leben ändert sich je nach der wechselnden Beschaffenheit des Organismus, und so geschieht es, daß es in verschiedenen Lebensepochen ein verschiedenes seyn kann. Ueberhaupt finden wir in der Beobachtung der verschiedenen Lebensalter die kräftigsten Beweise für die Abhängigkeit und das Wechselverhältniß zwischen Geist und Körper; eben so in der Verschiedenheit beider Geschlechter. Nicht die Erziehung und Lebensweise oder andere äußere Umstände, die auf die einzelnen einwirken, sind es, die dem Character des Mannes ein anderes Gepräge geben, als dem des Weibes, die Natur selbst schon bestimmte und begründete diese Verschiedenheit, obgleich es allen gesunden Ansich-

ten zu Folge nicht denkbar ist, daß der Geist des Weibes, an sich betrachtet, ein anderer sey, als der des Mannes; die Geister sind nicht in Geschlechter getheilt.

Kränkliche Beschaffenheit des Körpers macht öfters den gefaßtesten, stärksten Mann furchtsam, zweifelhaft und niedergeschlagen, und es gibt wohl keinen bessereren Beweis für die Abhängigkeit des Gemüthszustandes und der geistigen Functionen von körperlichen Zuständen, als die Beispiele solcher Männer, die sich durch Geistesgaben jeder Art auszeichnen und, in körperliche Leiden versetzt, endlich doch in Kleinmuth und Verzweiflung gerathen, und nicht eher wieder sich aus dem Zustande der Angst und Schwäche herauszureissen vermögen und zu den schönsten Werken fähig sind, als bis sich jene düstern Wolken wiederum zertheilt haben und ihnen eine heitere Sonne scheint.

Körperkrankheit verdüstert das Gemüth; nur in einem gesunden Körper kann der Geist frei mit wahrer Frische und Größe wirken.

So wie der Einfluß des Körpers auf den Geist und dessen Funktionen, so ist auch auf der entgegengesetzten Seite der des Geistes auf den Körper von der allergrößten Bedeutung. Heftige Geistesanstrengungen ermüden den Körper nicht weniger, als körperliche; im Uebermaß angestrengte und fortgesetzte Beschäftigung des Geistes mit schweren Kopfarbeiten kann die traurigsten körperlichen Leiden zu Folge haben. Wer kennt nicht den Einfluß der traurigen Gemüthsaffecte, des Zorns, des Kummers, der Angst, der unglücklichen Liebe, der Niedergeschlagenheit u. s. w. auf Erzeugung von Körperkrankheiten; wer nicht den großen Nutzen der Zufriedenheit, des Frohsinns, der Freude, der Hoffnung u. s. w. auf Erhaltung und Wiederherstellung des körperlichen Wohlseyns! Lehrt uns nicht die Erfahrung, daß gerade die Aufrechthaltung psychischer Stärke es ist, die uns gegen Ansteckungen in

Epidemieen sichert, und umgekehrt Kleinmuth, Furcht und Sorgen es sind, die gerade am ehesten Ansteckung bewirken? Doch wozu die Beweise häufen für eine Sache, die keines Beweises bedarf? Es laufen in der That die Veränderungen in beiden Sphären des menschlichen Lebens immer so sehr parallel, daß es fast unmöglich scheint, daß eine allein und einseitig ohne die andere auf irgend eine Weise afficirt werden könnte.

Das eigentliche Band, welches Geist und Körper vereint, ist uns unbekannt und unerforschbar; demohngeachtet sind wir berechtigt zu schliessen, daß es das Nervensystem und insbesondere das Gehirn ist, welches in einer engern Verbindung mit dem Geiste stehet. Ganz mit Recht hat man dieses letztere deshalb das Seelenorgan genannt, denn es ist es, ohne welches keine Seelenfunction statt finden könnte, wie wir sie am Menschen wahrnehmen, und es ist diese Behauptung keineswegs von der Art, daß sie, recht verstanden, nur entfernt den Verdacht des Materialismus erregen könnte. Nur hüte man sich, den Geist selbst mit seinen Instrumenten zu verwechseln, und ich wiederhole das schon früher gesagte: das Gehirn selbst würde nie einer Seelenfunction fähig seyn, wenn es nicht von dem höhern edleren Princip, dem Geiste, belebt und geführt würde. Der Mensch denkt, fühlt und will, als mit einem Geiste begabtes Wesen, aber der Geist an sich, absolut gedacht und getrennt vom Körper, würde ebenfalls keine Seelenfunction üben können, wie es der Mensch kann, als aus Körper und Geist componirt. Organ, Instrument, bedeutet den Theil, durch welchen sich die Fähigkeiten und Functionen äußern und in die Wirklichkeit treten: die Muskeln sind die Organe der Bewegung, aber sie sind es nicht, die die Bewegung hervorrufen; das Hirn ist das Instrument der Seelenfunctionen, aber das Hirn ist es nicht, das dieselben hervorruft und bedingt. Hirnentzündung ist mit Delirium

verbunden; ist die Seele während desselben krank? Oder läßt sich gar daraus der Schluß ziehen, daß der Geist sterblich seyn müße? Entweder ist es der Geist selbst, der in diesem Zustande erkrankt, dessen Kräfte erlahmt und gar vertilgt sind, oder es ist nur das körperliche Organ, das die Schuld hiervon trägt und die Geistesfunctionen umdämmert. Welche beider Meinungen spricht wohl mehr für die Fortdauer und Unsterblichkeit des Geistes: jene, welche sagt, daß es dieser selbst sey, welcher erkrankt, oder diese, die da behauptet, daß es nur sein leibliches Instrument sey, welches seine Aeußerungen unvollkommen macht und suspendirt? Ich überlasse einem jedem die Beantwortung selbst.

Auch daß das Gehirn gerade in einem nähern Bezuge zu dem Geiste stehe als irgend ein anderer Theil unsers Körpers, ist keinem Zweifel unterworfen. Rufen wir uns die Erfahrungen in das Gedächtniß, die uns die Chirurgie und Medicin bietet, wo wir nach Hirnverletzungen die Functionen der Seele cessiren oder verletzt sehen, sehen wir zu, was uns Anatomie und Physiologie zeigen, daß alle Nerven des Körpers sich zu einem Ganzen im Gehirn vereinigen, und alle ihre Thätigkeit vernichtet wird, wenn diese Vereinigung aufgehoben wird. Vergleichen wir endlich hiermit die Beweise, welche wir aus der vergleichenden Anatomie und Physiologie schöpfen können, wo wir sehen, daß offenbar durch die verschiedenen Thierklassen hindurch die Beschaffenheit des Hirns, und sein innerer Bau ganz vorzüglich, in dem Grade wechselt und unvollkommener wird, als sich die einzelnen Genera durch größere Unvollkommenheit der geistigen Functionen auszeichnen, und das Hirn sich in ihnen um so mehr dem Menschlichen nähert, je näher das Thier auch im psychischen Bezug dem Menschen steht, so wird schon dies hinreichen, einem jeden allen Zweifel zu entnehmen.*) Das Gehirn ist der Central-

*) M. s. über diesen Gegenstand die Zeitschr. f. Anthropologie, Jahrg. 1823, Bd. 1, S. 87 u. f. R.

punkt des thierischen Organismus, in welchem das Band zwischen beiden Naturen, der geistigen und körperlichen, geknüpft ist. Mit Recht läßt sich behaupten, daß jeder Seelenthätigkeit des Menschen eine gleichzeitige und selbst vorausgegangene organische Wirkung im Seelenorgane parallel läuft. So wie, um mich des oft gebrauchten Vergleichs zu bedienen, es nie gehört ward, daß ein Instrument einen Ton erklingen ließ, ohne daß es bewegt ward, so wie die Saite nicht ertönt, ohne daß sie erzittere, eben so wenig wird der Mensch, als Mensch, seelenthätig seyn ohne Mitwirkung des organischen Seeleninstrumentes.

Das Vorstehende führt uns auf einen Gegenstand, der das Object sehr vielfacher Disquisitionen und Streitigkeiten gewesen ist, und den wir hier wenigstens nicht ganz unberührt lassen dürfen, nämlich auf die Frage, ob, und in welchem einzelnen Theile des Gehirns wohl der sogenannte Sitz der Seele seyn möge. Die Frage ist von vielen für geradezu absurd und lächerlich erklärt worden, und doch scheint sie dies nicht seyn zu können, wenn wir uns nach den Namen der Männer erkundigen, die sich mit Beantwortung dieser Frage beschäftiget haben, unter denen sich in der That die ersten Philosophen und Aerzte befinden, wie ein Cartesius, Leibnitz, Willis, und in neuerer Zeit ein Sömmerring Plattner u. Andere. Die ganze Frage kann auch wirklich nicht so widersinnig erscheinen, wenn man nur nicht widersinnige Begriffe und Ideen damit verbindet. Die Rede kann nicht von einem räumlichen Aufenthaltsorte der Seele im Organismus seyn, sondern nur von einem Theile desselben, der in einer näheren Wechselverbindung mit dem geistigen Princip steht, oder der der Theil ist, der als das Centralorgan angesehen werden muß, dessen Thätigkeit bei jeder Seelenfunction nothwendigerweise erregt seyn muß, und ohne welchen keine menschliche psychische Function ausführbar wäre, ein Theil, welchen schon Aristoteles schicklich das πρῶτον αἰσθητήριον,

Galen das πρῶτον αἰσϑητήριχὸν μόριον, spätere Schriftsteller das sensorium commune nannten. Für lächerlich kann die Frage, ob es ein solches Centralorgan gebe, von Niemand gehalten werden, der nur überhaupt damit übereinstimmt, daß der Mensch aus Geist und Körper bestehe; dieses Einstimmen selbst spricht ja an sich schon aus, daß der Geist mit dem Körper in Eins verbunden sey, und in diesem gleichsam wohne, folglich doch nicht allen räumlichen Verhältnissen entnommen sey. Wenn nun diese Behauptung nicht lächerlich gefunden wird, so kann es auch jene nicht, die diese Vereinigung auf einzelnere Theile zu reduciren sucht, und dies um so weniger, wenn wir offenbar sehen, daß es wirklich einzelne Theile gibt, welche in näherer Beziehung zu dem Geiste stehen. Dies ist der Fall mit dem Nervensystem überhaupt, und mit dem Gehirn insbesondere. Was ist denn nun Absurdes darin zu finden, noch weiter zu gehen, und auch in diesem noch einen Theil zu suchen, der von allen in nächster Beziehung mit den Geisteskräften steht? Die Anatomie und Physiologie geben allerdings Winke, die uns zu solchen Untersuchungen auffordern. Ich erwähne die merkwürdige Thatsache, daß alle Nerven, die sich im Gehirn zu einem Ganzen verbunden haben, noch in diesem selbst in bestimmten Richtungen sich durch die gesammte Masse hindurchdrängen, und alle nach einem Punkte hinzustreben scheinen, in welchem wir sie später nicht mehr mit unsern Augen verfolgen können.

Dies ist es auch, was die meisten derer, die sich mit diesem Gegenstande beschäftigten, leitete, sie suchten einen Centralpunct; und waren auch die Resultate ihrer Untersuchungen sehr verschieden, und sind auch die neuesten derselben nicht übereinstimmend, so ist deßhalb doch die Sache nicht ganz abzuweisen, fernere Untersuchungen können mehr Aufschluß geben.

Es ist hier nicht der Ort, weitläufiger über diesen schweren Gegenstand zu sprechen, und ich kehre daher nach dieser

kleinen Abschweifung zu meinem Gegenstand zurück. Die Seelenfunctionen werden durch das Hirn vermittelt; Wahrnehmungen und Vorstellungen, als genereller Begriff aller Affectionen unsers Geistes, entstehen theils durch die äußern, theils durch die sogenannten innern Sinne, welche als die dem Geiste untergebenen Diener in diesem irdischen Leben zu betrachten sind. Einen guten Beweis dafür gibt der Zustand des Schlafs, der nicht den immer regen Geist, sondern nur den körperlichen Organismus betreffen kann. Mögen wir auch einer Hypothese über die Natur des Schlafs huldigen, welche es sey: daß er vom Körper bedingt werde, und zur Aufrechthaltung desselben, ganz besonders des Nervensystems nöthig sey, ist nicht zu leugnen, und wird nicht weniger durch die bedingenden Ursachen desselben, als durch seine Wirkungen bestätigt. Der Geist ist auch im Schlafe wach; aber wir bemerken ihn nicht thätig wirkend, und keine Seelenthätigkeit ausübend, weil die Organe ruhen, durch die er allein hienieden wirken kann. Es findet in Schlafe keine so enge thätige Wechselwirkung statt; so wenig, als ein Instrument keine harmonischen Töne erklingen läßt, so lange es nicht von seinem Meister belebt wird, eben so schweigen Gefühle, Gedanken und Willenskraft während des Schlafes; erst beim Erwachen kehren die Sinneseindrücke von neuem zurück, und mit ihm Phantasie, Gedächtniß u. s. w. wieder. Was die Träume anlangt, so sind auch sie Beweise der Wechselwirkung des Geistes mit dem Körper in jeder Seelenfunction. Forschen wir nach, woher sie entstehen, so finden wir, daß auch sie Erzeugnisse nicht vollkommen ruhender Seelenorgane sind, welche dem Geiste Vorstellungen erregen, und ihn zu unvollständigen Reactionen nöthigen. Zum ruhigen traumlosen Schlaf bedarf es eines bestimmten allgemeinen ruhigen Zustandes des Körpers, besonders des Hirns- und Nervensystems, damit nicht durch die Fortdauer des Wachens einzelner Theile

dem Geiste Vorstellungen erregt werden, die unter der Form von Träumen erscheinen würden. Dies ist der Grund, weshalb alles den Schlaf stört und zu Träumen Veranlassung gibt, was den Körper im allgemeinen oder einzelne Parthien desselben erregt und zur Thätigkeit anfacht, was indessen ganz besonders von innern im Körper selbst liegenden Bedingungen zu geschehen pflegt. So sehen wir dies bei Ueberladungen des Magens zumal durch Getränke geistiger Natur, bei Vollblütigkeit, besonders der sogenannten plethora abdominalis, bei Anhäufung verschiedener Exkretions-Säfte, nach Anstrengungen des Kopfes u. s. w. Der Träumende ist nicht vollkommen in Schlaf versunken; Träume sind vielmehr Folgen eines partiellen Wachseyns, woher es auch erklärbar wird, warum dieselben besonders gegen Morgen eintreten, wo der Körper, schon mehr durch den Schlaf selbst gestärkt, von allen Eindrücken eher zu Thätigkeiten angefacht werden kann. Was aber von dem Schlafe gilt, gilt auch von der Ohnmacht, dem Scheintode, was vom Traum, gilt fast auch ganz von dem sogenannten Alpdrücken, Schlafwandeln, dem Somnambulismus u. s. w., welches Zustände sind, die in einem unruhigen traumartigen Schlafe bestehen, krankhafter Natur sind, und gewißermaßen ein Zwischenglied zwischen psychischem Kranksein und natürlichem Schlaf bilden. In der That gehen sie auch öfters in ersteres wirklich über, und bilden dann eine Träumerei im wachenden Zustande, wie sie früher eine Träumerei im schlafenden Zustande waren. Doch auch hier bin ich wieder auf ein weiteres Feld gerathen, auf welchem ich nicht weiter fortzuschreiten wage, um mich nicht zu weit von meinem Gegenstande zu entfernen. Untersuchungen über den Schlaf und die ihm verwandten Zustände werden immer zu den schwierigsten gehören, und dies zwar ganz besonders, weil der Untersuchende sich nicht selbst dabei zum Object der Untersuchung machen kann. Bei Untersuchungen psychischer Erschei-

nungen des gesunden und wachenden Menschen dringen wir öfters tiefer ein, weil wir dieselben an uns selbst beobachten und ihrem Zustandekommen dadurch eher auflauschen können, während wir bei Betrachtung des Schlafenden und Irren uns nur an die jedesmaligen Erscheinungen selbst halten müßen, und kaum dem innern Vorgange dabei nachzuspüren vermögen. Mit Eintritt des Schlafs oder Irreseyns wird das eigentliche menschliche Bewußtseyn, die erste Bedingung aller Nachforschungen, aufgehoben, und es erklärt sich folglich hierdurch, daß alle die Versuche, sich selbst im Schlafe oder nur den Moment des eintretenden Schlafes an sich zu beobachten, fruchtlos seyn mußten.

Der menschliche Geist wird, wie wir früher erwähnten, auf doppelte Weise afficirt, nämlich durch die äußern und durch die innern Sinne, oder auf dreifache Weise, wenn wir den Sinn des Gemeingefühls von diesen trennen, und ihn, wie es wohl das richtigste ist, als das Zwischenglied zwischen innern und äußern Sinnen betrachten wollen. Die äußern Sinne setzen uns mit der Außenwelt in Verbindung, und geben den ersten Stoff zu Vorstellungen und zum Denken; das Gemeingefühl ist ein vermittelst der Nerven durch den ganzen Körper verbreiteter Sinn, der uns von dem allgemeinen Zustande unsers Körpers Kunde gibt, und die Quelle ist, aus welcher auch den äußern Sinnen erst die Kraft zufließt, auf bestimmte Weise zu wirken, indem auch sie ihre Wirkung verlieren müßten, wenn der allgemeine Sinn, d. h. die allgemeine Fähigkeit des Organismus, Gefühle zu erzeugen und den Geist zu erregen, aufgehoben wäre, und sie nur von dem Gemeingefühle verschiedene Wirkungen haben können, insofern sie durch den besondern Bau ihrer Organe in ein ganz besonderes Verhältniß zur Außenwelt zu stehen kommen. Das Gemeingefühl ist dem Lichte gleich, welches ein Bild erleuchtet, und dadurch möglich macht, daß auf letzterm die einzelnen Gegenstände so

hervortreten, als es ihrer Form nach möglich ist, das aber alles auf demselben ununterscheidbar macht, wenn es seine Strahlen nicht gehörig über das Ganze verbreiten kann; oder der Kraft, welche ein großes Werk in Bewegung setzt, das, zu den verschiedenartigsten Zwecken eingerichtet, auf den verschiedenen Punkten verschieden wirkt, in welchem aber alle einzelne Theile in Stockung gerathen müßten, sobald die allgemeine das Werk in Bewegung setzende Kraft gehemmt und aufgehoben würde.

Was die innern Sinne anbelangt, so gehören dahin Phantasie, Gedächtniß und Beurtheilungsvermögen, von denen viele behaupteten, daß sie rein geistige Funktionen seyen, und nicht mit dem Seelenorgan zusammenhingen: eine Behauptung, welche sich schon aus dem früher gesagten widerlegt, und durch wirkliche Facta, die uns täglich die Erfahrung lehrt, als unstatthaft erscheinen muß. Kann es geläugnet werden, daß jene Vermögen durch Hirnverletzungen und andere körperliche Affectionen, durch Wein, durch Opium und andere narkotische Mittel modificirt und aufgehoben werden? Auch diese innern Sinne sind nichts weniger, als rein geistige Thätigkeiten, so wenig, als sie rein körperlich sind; auch unter ihnen kann man sich nur ein gewisses Verhältniß zwischen Geist und Körper denken. Die innern Sinne sind nicht die eigentliche Kraft, welche das Denken, das Erinnern, die Phantasie, die Urtheile ꝛc. erzeugen, sondern dieser nur dienend, und mit dieser in ihren Functionen thätig.

Noch sey es mir hier, und besonders in Bezug auf die bewußtlosen Zustände des Menschen, gestattet, die Bemerkung einzuschalten, daß der Satz von Leibnitz und seiner Schule, daß Kraft ohne Thätigkeit nicht denkbar sey, weil letztere das Wesen jener ausmache, obgleich an sich schon sehr wahr, doch zu sehr vielen Irrungen Veranlassung gegeben hat. Man schloß nämlich von diesem Satze weiter, und sagte, wenn jenes wahr ist, so muß die Seele

auch im Schlafe Vorstellungen haben, denn die Thätigkeit der Seele bestehe ja in diesem, und da wir uns dieser doch nicht bewußt seyen, so müße es bewußtlose Vorstellungen geben. Daß diese Lehre falsch sey, lehren verschiedene Gründe. Erstlich haben wir schon gesehen, daß die Vorstellungen selbst keine rein geistige Thätigkeit sind; ferner ist es nicht ausgemacht, daß die Seele unthätig seyn müße, wenn sie keine Vorstnllungen hat; endlich ist es auch nicht wahr, daß das Wesen der Kraft, obgleich es wirklich in der Thätigkeit selbst beruht, immer wahrnehmbar in der Erscheinung hervortretende Thätigkeit sey. Es beschränkt sich sehr häufig die Thätigkeit der Kräfte blos und allein auf ihre Existenz, die selbst schon Thätigkeit ist, und nicht geläugnet werden kann, auch wenn sie uns nicht in der Erscheinung wirkend wahrnehmbar wird. Demzufolge scheint die Lehre von den bewußtlosen Vorstellungen irrig; sie deuten schon ihrer Benennung zufolge eine contradictio in adjecto an. Eine Vorstellung ohne Bewußtseyn ist keine Vorstellung. Vorstellungen dagegen ohne klares Bewußtseyn sind allerdings möglich, und sie sind es auch, die man gewöhnlich bewüßtlose Vorstellungen zu nennen pflegt. Man muß annehmen, daß in dem Augenblicke, wo ein Schlafender durch irgend einen äußern Einduck diesem gemäß reagirt, er wirklich eine Vorstellung habe, sich des Eindrucks gewißermaßen bewußt sey, aber nicht klar, sondern traumartig; ohnedem könnte die Reaction nicht erfolgen. Daß der später Erwachende nicht mehr sich der gehabten Vorstellung bewußt ist, davon liegt der Grund in der Dunkelheit der gehabten Vorstellung, die an sich von keiner großen Bedeutung war, und aus dem Gedächtniß erlischt, wie jede Vorstellung von keiner Wichtigkeit in demselben leicht verlischt. Erinnert sich aber der Erwachende dieser Vorstellung, so erscheint ihm dieselbe als ein gehabter Traum.

Dasjenige, was bisher über die Wechselwirkung des Geistes

und Körpers gesagt worden ist, legt nun auch zu gleicher Zeit dar, daß die sogenannten Seelenfunctionen nur dann normal seyn können, wenn die Seelenorgane auf eine solche Weise den Geist afficiren, und von ihm afficirbar sind, daß die harmonische Wechselwirkung besteht. Verhält es sich anders, und sind die Organe der äußern Sinne, des Gemeingefühls und der innern Sinne krankhaft beschaffen, und dies auf eine Weise, daß sie nicht fähig sind, normale Eindrücke aufzunehmen und fortzupflanzen, so müßen, wie dies auch die Erfahrung bestätigt, die Seelenfunctionen gestört und abnorm werden; dieß läugnet niemand von dem Gedächtniß, der Einbildungskraft, den Sinnen u. s. w., aber es weist sich auch in den obersten Geistesfunctionen, in dem Urtheilen, Schließen und Wollen, nach. Was nun wohl eigentlich in dem Gehirn vorgehe, und was es in demselben sey, was den Menschen von seiner hohen Stufe geistiger Vollkommenheit und Stärke so tief herabsetzen kann, daß er psychisch krank erscheine, ist eine Frage, auf die wir nur im Allgemeinen einiges zu antworten wagen. Die Theile unsers Körpers, von denen wir behaupten, daß sie den Seelenfunctionen vorstehen, sind an sich, ihrer Natur nach, allen übrigen Theilen des Organismus gleich, d. h. sie haben dieselbe innere Beschaffenheit, einen organischen Bau, ein bestimmtes Verhältniß der sie componirenden Bestandtheile, sind denselben physiologischen Gesetzen unterworfen, und sind folglich auch, indem sie wie alle andere der Ernährung und Erhaltung bedürfen, auch allen den Abänderungen, Affectionen und Krankheiten unterworfen, denen jeder andere ausgesetzt ist. Es bedarf dies keiner besondern Erläuterung, denn die Sache spricht für sich selbst. Jede Krankheit aber stört mehr oder weniger die Function des Theils, den sie betrifft; Nerven- und Hirnkrankheiten müßen daher ebenfalls die geistigen Functionen stören, da sie von diesen die Instrumente sind. Ist es uns nun aber auch

nicht immer, ja vielleicht mit Bestimmtheit nie, möglich, nachzuweisen, von welcher innern Affection eine Störung des psychischen Lebens und gerade eine bestimmte Störung desselben bedingt werde, so ist doch schon viel dafür gethan worden, und wir sind im Stande, den Gesetzen nachzuspüren, nach welchen sich jene Störungen entspinnen und sie zu verlaufen pflegen. Wir finden von mehreren Schriftstellern Meinungen darüber aufgestellt, worin die innern Bedingungen bestehen möchten, die das organische Gefüge des Hirns zu krankhafter Seelenthätigkeit stimmen sollen; ich finde dieselben indessen zu problematisch und hypothetisch, zum Theil auch zu einseitig gebildet, als daß ich mich bewogen fühlen könnte, irgend einer derselben vor der andern zu huldigen, wie dies z. B. von der Meinung Klöckhof's gilt, der alles psychische Erkranken auf einen geschwächten Ton der Fasern des Hirnmarks reducirt, eine Erklärung, die eben so dunkel als unzureichend ist. Der Bau des Hirns und sein inneres Leben ist uns noch so dunkel, daß, trotz der vortrefflichen Untersuchungen eines Reil, Gall, Baillie, Sömmerring, Wenzel, Meckel, Lallemand und vieler Anderer wir doch nicht läugnen können, daß, unsere Kunde davon noch höchst unzureichend, und bei weitem noch nicht so vollkommen ist, als daß wir es wagen dürften, mit einiger Gewißheit darauf Schlüße zur Erklärung der verschiedenen Modificationen psychisch-kranker Zustände zu bauen; und dies um so weniger, da, wie wir bald sehen werden, letztere auch entstehen können, ohne daß das Gehirn selbst die sichtbare materielle Ursache derselben enthielte, und sie vielmehr von andern Theilen ihm sekundär aufgedrungen werden können. Man kann nur sagen, daß das Leben des Marks, in so fern es ein organisches, aber in einer höhern Ordnung als das des Blutes organisch bildendes ist, in diesen Krankheiten verletzt und in seinem Innern gekränkt ist.

Wichtig ist es, einen genauen Unterschied zwischen psy-

chischem Kranksein und Täuschungen festzustellen. Beide Zustände haben wirklich viele Aehnlichkeit mit einander, ja man könnte sogar behaupten, psychisches Kranksein bestehe in einer Art von Täuschung, nur sey es keine solche Täuschung, wie wir sie in jedem, auch dem psychisch-gesündesten, wahrnehmen können. Man sey überhaupt mit dem Ausdruck Täuschung vorsichtig. Wenn jemand ein Klingen oder Brausen vor den Ohren hat, oder Funken und Feuerkugeln vor den Augen sieht, die nicht existiren, so täuscht er sich noch nicht, so lange er nicht wirklich glaubt, daß jene Erscheinungen und Gefühle wirklich vorhanden sind, eben so wenig, als eine Täuschung statt findet, wenn wir die durch den Spiegel reflektirten Bilder nicht für wirkliche Gegenstände halten. Die Täuschung aber kann allerdings bis zu einem solchen Grade gesteigert werden, daß es schwer wird, sie dem ersten Blicke nach vom Irreseyn zu unterscheiden. Der Unterschied indeß, der zwischen beiden statt findet, ist, daß bei der Täuschung die Möglichkeit vorhanden ist, den Irrthum durch Gründe und Ueberzeugung zu heben, beym Irreseyn dagegen diese Möglichkeit nicht vorhanden ist, und der darin begriffene gegen alle Ueberzeugung taub, und aller Belehrung vom Gegentheil seines Irrthums unfähig ist. Er denkt und handelt seinen verkehrten Vorstellungen gemäß fort, es fehlt ihm das Vermögen, seinen Handlungen den äußern Charakter des Vernünftigen zu geben, und er hält selbst jeden andern für einen Irren, den er nicht in den Kreis seiner eignen Ideen eingehen und einstimmen sieht.

Es entstehen Täuschungen theils durch Außendinge, theils durch innere Verhältnisse im Organismus des Getäuschten selbst. Die Täuschungen des psychisch Kranken, welche diesen eigentlich zum Irren machen, liegen indeß immer in ihm selbst, wenn auch Außendinge dazu beitragen können, jene zu erregen und zu unterhalten; die Täuschungen Gesunder

hingegen haben ihren Grund meist in Außendingen, und können deßhalb selbst künstlich erzeugt werden. Hängen sie indeß von dem Getäuschten selbst ab, so kann dies bald durch das Gemeingefühl, bald durch die innern Sinne geschehen, und sie sind dann schon Folge eines körperlichen kranken Zustandes. Liegt nämlich der Grund derselben in den äußern Sinnen, so leiden entweder diese Organe selbst oder die Theile, welche die Eindrücke, die auf die Sinne erfolgen, der Seele, dem Bewußtseyn zuführen, also immer Nerven oder Hirn, welche diese Eindrücke abnorm machen, und so verkehrte Vorstellungen erzeugen. Sehr häufig mag z. B. der Grund einer Täuschung des Gehörs- oder Gesichtssinnes in den Organen dieser Sinne selbst liegen, wie dies selbst bei Krankheiten entfernterer Theile geschehen kann, welche consensuell und nur oberflächlich die Sinne stören können; sehr häufig aber ist es gewiß auch der Fall, daß diese Organe selbst gesund sind, sie aber demohngeachtet abnorme Gehörs- und Gesichtsvorstellungen erzeugen, weil entweder die Theile, welche die Organe mit dem Gehirn, als der eigentlichen Werkstätte der geistigen Functionen, verbinden, krankhaft beschaffen sind, oder dieses selbst krankhaft beschaffen ist, und so dies Zustandekommen normaler Sinnesvorstellungen hindert. Eben dasselbe ist von dem Gemeingefühl zu sagen, dessen Täuschungen und Kranksein allerdings oft von krankhafter Sensibilität einzelner Theile abhängen, oft aber auch allein in einer kranken Beschaffenheit des Gehirns begründet seyn mögen, welche uns in einen Zustand von allgemeinem Mißbehagen versetzen kann, ohne daß gerade in den verschiedenen Theilen unsers Körpers eine krankmachende Affection Statt findet. So wird z. B. die Hypochondrie häufig von Krankheit einzelner wichtiger Systeme und Organe des Unterleibs, des Herzens u. s. w. abhängen, sehr häufig aber auch bloße Krankheit des Hirns seyn, ein Umstand, welcher sogar häufig nicht genug beachtet, und deßhalb unendlich oft die Ursache

des Mißlingens eingeschlagener Heilverfahren wird. Es können solche Zustände noch nicht psychisches Erkranken genannt werden, so lange damit noch nicht Störung der höhern psychischen Functionen gegeben ist, sich der Kranke nicht vergißt, und den wahren Werth und Gehalt seines Zustandes einigermaßen wenigstens zu beurtheilen und zu durchschauen fähig ist. Aber es ist nicht zu leugnen, daß sie wirklich bis zu einem solchen Grade gesteigert werden können, daß die dem Spiele derselben Preis gegegebenen zu der Classe derer gerechnet werden müßen, die wir Irre nennen, wenn auch ihr Irreseyn in der Regel dann nur ein partielles zu seyn pflegt, und nur selten das Gehirn so zerrüttet wird, daß das harmonische Zusammenstimmen seiner einzelnen Theile und Functionen vollkommen aufgehoben seyn sollte. Am häufigsten werden Täuschungen, und zwar Täuschungen bis zum Irreseyn gesteigert, in den Personen Statt finden, bei denen die Organe der innern Sinne erkrankt sind. Diese Organe liegen in dem Gehirn selbst und sind die eigentlichen sogenannten Seelenorgane, welche die Sinneseindrücke zum Bewußtseyn führen. So lange sie nicht leiden, ist noch die Fähigkeit vorhanden, sich von der Richtigkeit falscher Vorstellungen zu überzeugen; ist aber das Hirn selbst, die innere Werkstätte des Geistes, zerrüttet, so wird der Geist von den irrigen Vorstellungen überwunden und der Mittel beraubt, durch welche allein die Zurechtführung möglich wäre. Sollen also Affectionen entfernterer Theile, der äußern Sinne und des Gemeingefühls, psychisches Kranksevn erzeugen, so müßen sie erst einen solchen Einfluß auf das Seelenorgan erlangt haben, daß dieses selbst wenigstens secundär dadurch in Krankheit versetzt wird, daß sie das Leben und die normale Thätigkeit desselben innig beschränken (und umdämmern), und die oberflächliche consensuelle Kränkung seines Lebens in einen tiefern Grad wesentlicher Verletzung übergeht; sie müßen das Seelenorgan selbst erst in Mitleidenheit ziehen,

und in diesem Bezug können wir sagen, daß alles psychische Erkranken, wenn es auch oft von ganz entfernten Theilen bedingt wird, doch an sich stets in einer Affection des Seelenorgans selbst bestehe.

Auch aus dem, also was bis hierher in dem zweiten Theile dieser Abhandlung gesagt worden ist, geht hervor, daß es, streng genommen, keine Seelenkrankheiten gibt, sondern alle Zustände, die mit diesem Namen belegt worden sind, nur in abnormen Seelenfunctionen bestehen, welche durch Affection der Organe der Seelenthätigkeit erzeugt werden. Der Geist des Irren an sich ist eben so unversehrt und gesund, als der jedes andern; aber der Irre, als Mensch, steht weit unter dem psychisch-gesunden, doch auch nur für diese Lebenszeit, indem es zugleich aus unsern Untersuchungen hervorging, daß auch die Seelenfunctionen des Irren an sich ganz nach denselben Gesetzen zu Stande kommen, als die des Weisesten unter uns. Die Seelenthätigkeit des Irren, so weit sie vom Geiste selbst abhängt, ist ganz dieselbe als die eines Plato oder Newton; aber die Erscheinung derselben in der Wirklichkeit muß, obgleich den höchsten Gesetzen gemäß, widersprechend und widersinnig seyn. Es ging in dem psychisch Kranken nicht die Vernunft und die Freiheit des an sich freien Geistes, sondern nur die menschliche Freiheit unter, die keine so freie und ungebundene ist, als man gewöhnlich glaubt. Erst wenn der Geist sich der irdischen Hülle entzogen hat, tritt er in den ganz freien Zustand über, und auch dem Geiste des Irren muß nach dem Tode dieselbe Pforte offen stehen, die einem jeden andern Geiste offen stehen wird. In jenem Jenseits, das uns so dunkel ist, wird auch der hier gedrückteste Geist dasselbe Loos theilen, welches irgend einem andern bestimmt ist.

## III. Besondere Widerlegung einiger der Hauptgründe derjenigen, welche der ausgesprochenen Meinung, daß das psychische Kranksein immer vom Körper bedingt werde, entgegen sind.

Obgleich mit dem bisher gesagten der Zweck dieser Abhandlung erreicht ist, und dasjenige, was wir darin darzuthun uns vorgenommen hatten, wie ich hoffe, dargethan worden ist, so wird es doch zu noch größerer Gewißheit darüber führen, wenn ich demselben nun noch insbesondere eine Widerlegung der Hauptgründe hinzufüge, auf welche gestützt diejenigen, welche das wirkliche Seelenerkranken vertheidigen, und wenigstens nicht in allem und jedem Falle die Abhängigkeit dieses Zustandes von körperlichen Bedingungen eingestehen, ihre Behauptungen vertheidigen zu können glauben. Es sind dieselben sehr mannichfaltig, widerlegen sich jedoch großentheils von selbst beim ersten Anblicke, während einige derselben wohl einer besondern Widerlegung bedürfen. Das meiste, was hierher gehört, finden wir schon von andern Psychologen aufgestellt; ich verweise deshalb besonders auf die trefflichen Abhandlungen von Nasse und Hohnbaum in dieser Zeitschrift, und beschränke mich nur auf drei Hauptgegenstände, welche die vorzüglichste Veranlassung zur Disharmonie in den Ansichten der Aerzte und Psychologen über unsern Punkt gewesen zu seyn scheinen. Es sind dies 1. die entfernten Ursachen des Irreseyns, besonders das plötzliche Entstehen desselben nach Gemüthseindrücken; 2. das im allgemeinen häufige Nichtgestörtseyn körperlicher Functionen bei den Irren, 3. die Leichenbefunde, bei denen wir sehr oft nicht eine entfernte Spur von Abnormität im Gehirn entdecken, obgleich die Subjekte an Wahnsinn gelitten hatten, so wie wir umgekehrt sehr bedeutende Zerrüttungen und Fehler finden, ohne daß damit die geringste Störung der Seelenfunction verbunden war.

1. **Entfernte Ursachen des Irreseyns und plötzliches Entstehen desselben nach Gemüthseindrücken.**

Die entfernten Ursachen des Irreseyns sind theils physische, theils psychische, beide wirken aber auf gleiche Weise zur Erzeugung dieses Zustandes, indem sie beide diesen nur dadurch setzen, daß sie physische und organische Abänderungen im menschlichen Körper herbeiführen.

Die Meinung der meisten Aerzte, besonders früherer, ist, daß bei weitem der größere Theil der Irren durch psychische Einwirkungen in ihre Krankheit verfallen sey, der geringere nur durch physische. Von dem größten Interesse und vorzüglicher Wichtigkeit sind die Tabellen, welche in neuerer Zeit in Bezug auf diesen Gegenstand Pinel, Esquirol, und mehrerer unsrer Landsleute entworfen und bekannt gemacht haben. Allein gesetzt auch, die Thatsache stände fest, und es wäre wirklich das psychische Erkranken eine gewöhnlichere Folge psychischer Ursachen, woran jedoch, wie wir später sehen werden, noch sehr gezweifelt werden kann, so kann diese Beobachtung doch keineswegs gegen unsere Annahme sprechen. Ich habe schon in dem frühern zugestanden, daß die Seele selbst zu Erzeugung des psychischen Erkrankens beitragen könne, allein ich glaube auch bewiesen zu haben, daß dies nur insofern gelte, als sie die Veranlassung werden kann, daß sich in dem leiblichen Organismus allmählig diejenigen Zustände ausbilden können, die dem Irreseyn ihren Ursprung geben, daß jene also wohl die entfernte, nicht aber die nächste Ursache dieses letztern werden könne. Sie erzeugt dasselbe nicht direct, nicht primär, sondern indirect-secundär, mittelbar durch Herbeiführung eines krankhaften Zustandes im Gehirn. Worin dieser letztere bestehe, wissen wir nicht mit Genauigkeit zu bestimmen; belegen wir ihn indeß einstweilen mit dem Namen des gekränkten Lebens des Hirns oder der disharmonischen Stimmung des Hirns

nach dem Vorgange der Alten, welche sich des Ausdrucks intemperies cerebri bedienten. Unsere Kunde vom Gehirn und seiner gesunden und kranken Beschaffenheit ist noch sehr unvollkommen, und diese Unkunde nöthigt uns, selbst zu unbestimmten Bezeichnungen unsere Zuflucht zu nehmen. Neuere Forschungen haben sehr viel geleistet und geben uns die Hoffnung, daß wir auch hierin bald zu vollkommneren Resultaten gelangen werden.

Daß [illegible] psychische Ursachen körperliche Fehler herbeiführen können, sehen wir täglich, und es erklärt sich aus dem gegenseitigen Aufeinanderwirken des Geistes und Körpers; daß aber physische Ursachen Störungen der Seelenfunctionen hervorzurufen vermögen, erklärt sich daraus, daß diese Functionen selbst keine rein geistigen sind, sondern auch erst durch das Zusammenwirken des Körpers mit dem Geiste entstehen. Das Gehirn aber unterscheidet sich von allen andern organischen Theilen unsers Leibes seiner Natur nach nur wenig und ist als Theil des Ganzen denselben Einwirkungen und Abänderungen unterworfen, denen die andern unterworfen sind. Was die Seele in diesem Leben afficirt, afficirt sie mittelst des Gehirns, und was sie in demselben wirkt, wirkt sie ebenfalls nur durch das Gehirn. Hieraus fließt von selbst, daß sowohl das Afficirtwerden des Geistes, als auch das Wirken desselben nur so lange harmonisch und normal seyn könne, als die Integrität des Lebens dieses Organs erhalten ist und dasselbe in einer harmonischen Wechselwirkung mit dem Geiste steht. [illegible] Statt finde, muß nicht nur das Gehirn selbst, [illegible] das ganze Nervensystem als das Band, was uns mit [illegible] verknüpft, in einer gewissen normalen Thätig[illegible] denn es läßt sich nicht leugnen, daß auch [illegible] Theilen unsers Organismus das Irreseyn aus[illegible] daß das Gehirn grobmateriell erkrankt sey. [illegible] verschiedene Schriftsteller sehr schöne

Belege aufgeführt, und ich beziehe mich insbesondere auf die Abhandlungen unsers Nasse, welcher, durch eine Reihe von Beobachtungen geleitet, von mehreren Theilen des Körpers behauptet, daß sie in einem engern Verhältniß mit dem Seelenorgan und den Seelenfunctionen stehen, und häufig die Ursache des Irreseyns werden, und die er deshalb mit einer sehr gut gewählten Bezeichnung psychisch-niedere Organe nennt. Leichter aber werden die Seelenfunctionen durch Krankheiten des Gehirns selbst gestört werden, und wenn entferntere, psychisch niedere Organe die Veranlassung dazu werden, so geschieht dies doch wohl meist so, daß dieselben zunächst auf das Gehirn influiren, sympathisches Irreseyn erzeugen, und das Irreseyn selbst meist ein leichteres und vorübergehendes ist, indem sich das Seelenorgan leichter von dem ihm nur aufgedrungenen Leiden wieder erholen wird, es wäre denn, daß aus der nur oberflächlichen Kränkung des Hirns schon ein tiefer greifendes hervorgegangen wäre. Es kann also das Irreseyn, als Krankheit des Gehirns betrachtet, ein doppeltes seyn, ein primäres und ein secundäres. Ersteres ist Folge eines tiefern Fehlers des Gehirns selbst, letzteres mehr ein symptomatisches und sympathisches, von andern Theilen dem Gehirn aufgedrungenes, wie wir es z. B. beim Fieberdelirium und bei ähnlichen acuten Krankheiten, aber auch im chronischen Irreseyn, in der Melancholie und andern Zuständen sehen, die vom Unterleibe und von andern Theilen ausgehen können und öfters unvermuthet weichen. Beiden Arten von Hirnleiden können sogenannte psychische und physische Ursachen zum Grunde liegen, jedoch ist es wohl öfter der Fall, daß das primäre im Hirn gelegene psychische Kranksein durch psychische, das secundäre durch physische Ursachen herbeigeführt wird, wie dies sehr natürlich folgt, da das Gehirn als Seelenorgan derjenige Theil ist, welcher zunächst allen psychischen Eindrücken mehr ausgesetzt ist, als irgend ein anderer Theil, von der entge-

gengesetzten Seite aber diese letztern mehr den physischen Einwirkungen unterliegen. Indessen ist dies keineswegs constant; auch organische Krankheiten psychisch = wiederer Theile, die später psychisches Kranksey herrorrufen, hängen sehr oft von psychischen Einwirkungen ab, und das Gehirn selbst als organisch gebauter Theil ist den physischen Einflüssen nicht so sehr entrückt, daß es nicht sollte unter gewissen Umständen unmittelbar von ihnen afficirt werden können. Bei weitem in den meisten Fällen wirken wohl beiderlei Ursachen gemeinschaftlich, und man kann nur sagen, daß hier diese, dort jene Veranlassung den Hauptantheil gehabt haben möge. Nimmt man diejenigen Fälle aus, wo das Gestörtseyn der Seelenfunctionen unmittelbar durch mechanische Verletzung des Gehirns erzeugt wird, oder durch Einflüsse, welche überhaupt einen nähern Bezug zum Hirn zu haben scheinen, wie wir dies von dem überstarken Genuß des Weins, des Opiums, des Hyoscyamus und anderer Narcotica wißen, so werden die Fälle selten seyn, wo man sagen könnte, daß das Hirn, ohne daß es schon früher allmählig in einen halbkranken Zustand versetzt worden war, plötzlich durch einen physischen Eindruck von Außen oder durch eine Krankheit eines entfernteren Theils in den Zustand gebracht ward, der die Störung der Seelenfunctionen bedingt. Häufiger entsteht das plötzliche psychische Erkranken durch psychische Eindrücke, was uns nicht wundern kann, wenn wir bedenken, wie groß oft der Eindruck solcher Einflüsse, der Leidenschaften :c. auf den ganzen Organismus ist. Ist es nicht sehr natürlich, daß dieser bei weitem am stärksten auf das Gehirn seyn muß, als den Theil, den er zunächst betrifft? Bei Erzeugung von Krankheiten durch bestimmte Gelegenheits Ursachen hängt das meiste von der Disposition ab, in welcher sich die einzelnen Theile vor der Einwirkung jener Ursachen befinden; wie es in der Erfahrung allgemein nachgewiesen werden kann, treffen dieselben immer

diejenigen Organe, welche schon früher litten, oder eine kranke Anlage hatten. Das zweite ist dann aber allerdings, daß diejenigen Theile vorzüglich von diesen Ursachen ergriffen werden, welche ihrer Natur nach in einer nähern Beziehung zu ihnen stehen, und unmittelbar von ihnen getroffen werden. Eben so gut also wie Erkältung leichter Entzündungen und Fieber hervorruft, werden Zorn, Schreck, Kummer, Furcht und andere Gemüthseindrücke leichter Ohnmacht, Schlagfluß und Störungen der Seelenfunctionen erzeugen, was indeß nicht hindert, daß nicht auch das umgekehrte Statt finden könne, daß Schreck, Zorn 2c. Entzündungen und Fieber, Erkältung bei gewißer Prädisposition Störung der Functionen des Hirns zur Folge haben, und die schlummernde Anlage zu psychischem Kranksein wecken könne. Aus eben dieser Ursache ist es gar nicht so absurd, wie es vielen geschienen hat, wenn die ältern Aerzte unter die Ursachen des Wahnsinns schlechte Beschaffenheit der Säfte, Plethora, unterdrückte Ausleerungen, Fehler der Menstruation, Schwangerschaft und Wochenbett, zurückgetretene Ausschläge, Diätfehler, Unterleibsleiden u. s. f. rechneten.

Aus diesen Bemerkungen leuchtet zugleich von selbst ein, wie es möglich sey, daß Alter, Geschlecht, Stand, Himmelsstrich, Jahrszeit, politische Verhältnisse u. s. w. auf das häufigere Vorkommen des psychischen Krankseyns Einfluß haben können und von wie großer Bedeutung eine rationelle Behandlung dieses Krankseyns seyn müsse. Was den ersten Punkt anlangt, so sieht man sogleich, daß mit den erwähnten Umständen zugleich auch die Häufigkeit der verschiedenen prädisponirenden und Gelegenheitsursachen sich mehre oder mindere und sich danach die Häufigkeit des psychischen Erkrankens modificiren müsse. Was aber den zweiten Punkt angeht, so leuchtet ebenfalls ein, von welchem Werthe es seyn müsse, die Behandlung dem jedesmaligen Falle möglichst streng an-

[illegible] Ursachen ab-
[illegible] be-
[illegible] unge-
[illegible] Erkennt-
[illegible] unsern
[illegible] Gemüthe
[illegible] häufig
[illegible] neuern Zeiten
[illegible] ist
[illegible] als
[illegible] finden. Am
[illegible] eigentlich
[illegible] Kenntnissen, deren
[illegible] Stellen der
[illegible] Stelle
[illegible] das
[illegible] ohne daß
[illegible] welche man
[illegible] Zustande getreten
[illegible] menschlichen
[illegible] man in
[illegible] wenn
[illegible] führen
[illegible] nicht am
[illegible] daß
[illegible] findet
[illegible]

[illegible] Hin-
[illegible] einer andern Ein-
[illegible] auch an-
[illegible] zu werden; allein in Rück-
[illegible] Beziehung jener Ideen-
[illegible] haben sollte, nämlich die Ge-

lung der Irren, erreicht auch dieses Institut denselben nicht. Die treffliche, menschenfreundliche psychische Behandlung, deren sich die Kranken in dieser Anstalt erfreuen, reicht selten hin, die Irren zu heilen, und es ist Thatsache, daß die Zahl ihrer Geheilten im Verhältniß zu andern Irrenanstalten, wo man zugleich eine zweckmäßige somatische Cur verfolgt, geringer ist. Es trift aber fast dasselbe alle englischen Irrenanstalten, und es muß unsern vaterländischen Anstalten zum Vorzug gereichen, daß in ihnen eine doppelte Tendenz gefaßt ist, und die Einrichtungen so sind, daß man immer die somatische Behandlung mit der psychischen gleichmäßig beabsichtigt. So groß in den neuesten Zeiten der Eifer war, etwas Gutes für dergleichen Anstalten zu thun, so glaube ich doch gefunden zu haben, daß man im allgemein n bei dem Bestreben, die psychische Heilmethode zu vervollkommnen, bis zu einem gewissen Grade einseitig verfahren ist, indem man die in dem Körper liegenden ursachlichen Momente, deren Beachtung eben so nothwendig ist, über jenem Bestreben etwas vernachlässiget hat. Eine rationelle Behandlung der Irren ist in der That nicht so schwer, als es scheinen könnte. Genaue Beachtung der Krankheit selbst, und der ihr vorausgehenden und begleitenden Umstände giebt uns stets die kräftigste Anweisung. So wie bei jeder Krankheit, so strebt auch im Irreseyn die Natur selbst unverrückt dahin, die entstandene Disharmonie auszugleichen und die Heilung herbeizuführen; sie thut dies auch wirklich oft, wenn die Störung nicht zu groß ist. Aber sie will unterstützt seyn, und es muß also auch hier das stete Streben des Arztes seyn, ihre Bestrebungen zu unterstützen und alle Hindernisse aus dem Wege zu räumen, welche das Gelingen ihrer Anstrengungen aufhalten oder unmöglich machen könnten.

In Bezug auf das plötzliche Entstehen des Irreseyns durch heftige Gemüthseindrücke erwähne ich nur noch, daß es sehr häufig nur den Anschein hat, als sey

[illegible] Functionen des [illegible] zur [illegible] und [illegible]

system mit einer solchen Heftigkeit, daß wir Ohnmachten, Convulsionen, Apoplexie, ja selbst plötzlichen Tod davon erfolgen sehen; kann es uns nun wundern, wenn die Folge davon eine solche ist, daß eine bleibende Störung im Innern des Gehirns, und somit Störung der Seelenfunctionen, herbeigeführt wird? Es erzählen uns Reisende, daß auf den Sandwichsinseln unter den Eingebornen der religiöse Glaube herrsche, andere zu Tode beten zu können, welches Verfahren man dort selbst als Todesstrafe zu vollziehen pflege. Wer zu dieser Todesart verdammt wurde, erhielt davon vor der Ausführung Kunde, und die Wirkung der Einbildung soll in der That so stark seyn, daß die bloße Nachricht schon hinreicht, die Verurtheilten zu tödten. Aehnlich sind die Beispiele von Verurtheilten, welche in dem Augenblick vor der Todesstrafe begnadigt werden sollten, wo die Begnadigung aber zu spät kam, weil sie schon durch die Angst, die sie empfanden, als sie das Schaffot bestiegen, und zur Vollstreckung des Urtheils bereit waren, getödtet waren. Wenn wir dergleichen Folgen von Gemüthseindrücken sich ereignen sehen, ist es dann nicht auch höchst wahrscheinlich, daß durch ähnliche bisweilen ein solcher Eindruck auf das Gehirn Statt finden kann, daß eine partielle Lähmung desselben oder eine anderartige Störung in dem zarten Bau dieses zartest-gebauten Theiles des Organismus erfolgen könne? Daß dies möglich sey, scheint noch insbesondere die Apoplexie zu lehren, welche oft Localaffectionen zurückläßt, die zu psychischem Kranksein Gelegenheit geben; und dergleichen Localaffectionen können auch die unmittelbare Folge von Gemüthseindrücken seyn.

2. Häufig ist das körperliche Wohlseyn der Irren nicht im Mindesten gestört.

So viel auch Viele auf diesen Punkt geben zu können glaubten, um zu beweisen, daß psychisches Kranksein nicht immer von Störungen in dem körperlichen Substrat des Men-

schen abhange, so wenig scheint er geeignet, wirklich als Beweisgrund aufgeführt zu werden, der er nur dem ersten Blicke nach zu seyn scheint. Zunächst muß bemerkt werden, daß es in der That fast eben so wunderbar erscheinen müßte, daß der Körper von dem psychischen Kranksenn so wenig oder gar nicht afficirt werden sollte, auch wenn dieses in einem wirklichen Erkranken der Seele selbst begründet wäre; denn da, wie dies anerkannt ist, alles, was das Gemüth afficirt, den größten Einfluß auf den Körper zu haben pflegt, wie z. B. oft durch längere Gemüthsunruhe, Kummer, Sorgen rc. in kurzer Zeit der blühendste Körper in den traurigsten Zustand versetzt wird, so sollte man meinen, daß ähnliche Folgen noch weit deutlicher dann hervortreten würden, wenn die Seele gar selbst und auf eine tiefere Weise krankhaft afficirt wird. Da dem nun aber nicht so ist, so muß uns schon in diesem Betracht obiger Satz unsicher erscheinen. Allein es scheint derselbe überhaupt gar nicht so gegründet, als man so häufig glaubt, und es scheinen vielmehr fast alle Irren mehr oder weniger auch physisch krank zu seyn, womit auch die Untersuchungen mehrerer neueren Aerzte übereinstimmen, und worauf schon Greding, Monro, Crichton und Andere aufmerksam machten.

Thatsache ist es, daß, je erfahrener die Aerzte waren, die sich mit Behandlung von psychischen Kranken beschäftigten, und je mehr die Lehre von dem Irreseyn überhaupt einer bessern Behandlungsweise sich zu erfreuen hatte, desto seltner Fälle erzählt werden, wo man rein psychische Leiden ohne alle Störungen im körperlichen Substrate vor sich zu haben glaubte, und man kann hieraus mit Recht den Schluß ziehen, daß wenn man nur immer sich dem etwas mühsameren Geschäfte, die körperlichen Zustände der Irren recht genau zu untersuchen, unterziehen wollte, man gewiß weit häufiger somatische Störungen in Verbindung mit dem Irreseyn antreffen würde. Es kommt allerdings hierzu,

daß die körperlichen Functionen sehr häufig bei Irren ungestört erscheinen, obgleich sie es keineswegs sind, und so selbst der geübteste leicht getäuscht werden kann. Es hängt dies zum Theil besonders davon ab, daß die meisten psychischen Kranken an einer gewissen Stumpfheit für äußere und körperliche Leiden begabt sind, vermöge der es geschieht, daß sie, unempfindlich, selbst schon nicht ihre körperlichen Uebel einsehen und angeben können; anderntheils aber ist ihnen die fast allgemeine Eigenschaft, daß sie, aus Mißtrauen und einer gewissen Art von Vorsicht alles, was ein etwaniges Krankseyn schließen ließe, absichtlich zu verbergen und abzuleugnen suchen. Sie tragen oft nicht nur die Keime tödtlicher Krankheiten in sich, sondern sie sind selbst oft in solchen Zuständen, in welchen andere in jeder Hinsicht sich in die traurigste Lage versetzt glauben würden, so daß sie die heftigsten Schmerzen und Leiden erfahren können, ohne daß man davon an ihnen die entfernteste Spur entdecken kann.

Allein es läßt sich auch gar nicht ableugnen, daß man offenbar in sehr vielen Fällen körperliche Krankheiten dem Ausbruche der psychischen vorausgehen und letztere sich aus erstern allmählig entwickeln sieht, und die allgemein bestätigte Beobachtnng, daß Irre gerade gewissen Krankheiten des Körpers ausgesetzt sind und endlich denselben unterliegen, wie z. B. adynamischen Gefäß- und Nervenfiebern, der Apoplexie, der Phthisis, organischen Gehirnfehlern u. s. w., ist ein ebenfalls viel andeutender Beweis, daß psychisches Kranksein in se‚ genauer Verbindung mit gewissen Körper-Zuständen steht.

Doch gesetzt, es fände sich wirklich kein Zeichen irgend eines Krankseyns des Körpers, was könnte man wohl daraus für einen Schluß gegen unsere frühern Behauptungen ziehen? Bringt es nicht der Charakter fast jeder Krankheit, die in dem Nervensystem ihren Sitz hat, mit sich, daß, wenn sie nicht schon selbst Folge von Störung andrer Theile war,

sie in der Regel nur wenig oder nur unbedeutende Störung in den Functionen entfernterer Organe hervorruft, wie wir es täglich an Epileptischen, Paralytischen und andern Nervenkranken antreffen. Was abrr von dergleichen Nervenkranken gesagt werden muß, gilt auch ganz von den Irren. Diese leiden in der Mehrheit der Fälle an einer Localkrankheit des Gehirns, an einem Organe also, das gerade in einer weniger engen Verbindung mit den Organen des vegetativen oder niedern Lebens steht, und dessen Krankheiten daher auch weniger häufig von Störungen der Functionen dieser letztern begleitet werden. Zwischen demjenigen Theile des Nervensystems, welches den vegativen Acten des Organismus vorsteht, dem sympathischen Nerven, und demjenigen, durch welchen die höhern geistigen Functionen vermittelt werden, dem Hirn, findet, obgleich sie in genauer Wechselverbindung stehen, doch nicht nur eine strenge anatomische Trennung statt, sondern es äußert sich diese auf eine eben so auffallende Weise in physiologischer und pathologischer Hinsicht, indem die Functionen beider bis auf gewiße Punkte ganz unabhängig von einander scheinen, und daher auch Störungen in dem einen oft nur von fast ganz unbedeutendem Einfluß auf das andere sind. Auf diese Weise sehen wir, daß Lungenkranke oft bis zum Augenblick des Todes ihr Bewußtseyn behalten, daß Wassersüchtige bis auf die höchste Stufe von Störung in dem niedern Leben kommen, ohne daß das höhere nur entfernt beleidigt würde ꝛc.

So wie dies nun von der einen Seite der Fall ist, so ist dasselbe es auch von der andern, wo wir die heftigsten Convulsionen, Lähmungen und noch öfter Störungen des psychischen Lebens, welche vom Hirn abhängen, ohne hervortretende Störung der niedern Functionen erscheinen sehen.

Es ist jedoch auch sehr wohl hier zu unterscheiden, welcher Art das Irreseyn ist. Ich bemerkte früher, daß es im

Allgemeinen ein doppeltes seyn könne, ein primäres und ein secundäres, oder ein idiopathisches und sympathisches oder symptomatisches Hirnleiden. Ersteres ist ganz besonders dasjenige, bei welchem wir in der Mehrheit der Fälle keine große Disharmonie in den niedern Funktionen bemerken, und zwar aus dem einfachen Grunde, weil es dann wirklich auch meist nur eine Local-Affection des Gehirns ist, und sich als solche auch meist nur auf die Functionen des leidenden Organs beschränkt. Es verhalten sich aber diese localen Hirnkrankheiten ganz so wie locale Krankheiten andrer Organe: Sie verstecken sich gern, und prägen sich häufig kaum durch Störungen der Functionen aus. Die Semiotik der örtlichen Krankheiten ist aus eben diesem Grunde fast der schwierigste Punkt in der ganzen Heilkunde. Ganz anders ist dies bei dem Irreseyn als secundärer Krankheit des Gehirns. Dies ist schon an sich durch Krankheiten andrer Theile bedingt, die erst in ihrem Verlaufe das Hirn und Nervensystem in ihren Kreis ziehen, und nun als complicirtere Krankheitsformen verlaufen. Es ist sehr natürlich, daß dadurch die ganze Form der Krankheit modificirt werden, und mit dieser Modification auch die Beurtheilung und Behandlung eine ganz verschiedene seyn müsse. Ein Irreseyn dieser letztern Art wird dem ersten Anscheine nach bedenklicher erscheinen; allein es ist dies keineswegs der Fall und im Gegentheil ausgemacht, daß dasselbe gerade dasjenige ist, bei welchem wir uns bei weitem in den meisten Fällen mit größerm Recht die Hoffnung machen können, das Uebel zu einem glücklichen Ausgange zu führen, als bei dem primären, wo wir die Störung allein in den Seelenfunctionen wahrnehmen, ohne Störungen im niedern Organismus bemerken zu können. Durch die Krankheiten selbst, welche wir das secundäre Irreseyn begleiten sehen, oder welche wir als Ursache dieses letztern betrachten können, erhalten wir einen Fingerzeig mehr für unsere Behandlung und sind oft so

glücklich, durch zweckmäßige Beachtung desselben das Irreseyn zu entfernen, ohne auf dieses insbesondere gewirkt zu haben, während wir bei dem primären idiopathischen Irreseyn nur zu häufig uns fast aller Mittel beraubt sehen, durch welche wir dem Uebel auf die rechte Spur kommen, und dasselbe selbst heben könnten. In der Mehrheit der Fälle wird man, von diesen Bemerkungen geleitet, ein ziemlich sicheres Urtheil fällen können. Wie oft ist Irreseyn Folge sogenannter Metastasen im Wochenbette, im Nervenfieber, in Hämorrhoidalkrankheiten u. s. w.! In allen diesen Fällen ist uns der Weg gezeigt, den wir in der Behandlung nur mit Ruhe zu verfolgen haben, um beides, sowohl das Leiden der höhern als der niedern Sphäre, austilgen zu können. Oft mißlingt dies zwar auch in diesen Fällen, aber gewiß weit seltener, als in denen, wo uns nichts der Art leitet, und wir bei weitem noch mehr im Finstern tappen. Schon Hippokrates sagt in seinen Aphorismen: Wenn Varices und Hämorrhoiden sich beim Wahnsinn befinden, so kann man dies oft als Entscheidung und Mittel zur Heilung ansehen. Dieser Ausspruch ist von jedem Arzte als wahr anerkannt, und kann als eben so gültig auch auf viele andere Krankheitszustände angewendet werden, wenn wir sie mit dem Irreseyn parallel laufen sehen.

3. Was lehren Sectionen?

Viele sehen es für einen Beweis der Unabhängigkeit des Irreseyns vom Körper und der Bedingniß desselben in der Seele selbst an, daß man sehr häufig bei den Sectionen der als Irre Verstorbenen nicht die entfernteste Spur von Disharmonie oder organischen Destructionen im Gehirn nachweisen kann, daß dagegen die Sectionen solcher Individuen, welche nie an Irreseyn gelitten hatten, sehr oft die gröbsten Hirnfehler entdecken lassen, die gewiß, wenn das Irreseyn von dergleichen materiellen Abänderungen abhienge, dieses im höch-

sten Grade hervorgerufen haben würden. Die Beobachtung ist seit den ältesten Zeiten gemacht worden, und an ihrer Wahrheit läßt sich keinen Augenblick zweifeln, aber der Schluß, den man daraus ziehen zu können meinte, ist falsch, und läßt sich besonders aus folgenden vier Punkten widerlegen. Erstlich gibt es wirklich Fälle, wo es keinem Zweifel unterworfen seyn kann, daß Irreseyn wirklich von Destruction und örtlichem organischem Erkranken des Hirns herbeigeführt und unterhalten wird. Sodann kann man nicht wohl leugnen, daß unsere Kenntnisse vom Gehirn und dessen Functionen noch sehr mangelhaft sind, und wir daher auch noch nicht dahin gelangt sind, jede mögliche Abänderung in demselben sinnlich wahrzunehmen. Drittens lehrt uns die Erfahrung, daß das Gehirn secundär und ohne ein tief in dasselbe gesetztes Leiden und ohne sichtbare organische Abänderung in einen solchen Zustand kommen kann, daß dadurch die Seelenfunctionen gestört werden, daß es also ein sympathisches Irreseyn gibt. Endlich scheint es auch ausgemacht, daß nicht immer das ganze Gehirn bei den Seelenfunctionen thätig sey und seyn müsse, und daß es daher wohl Localabänderungen in demselben selbst von größerer Bedeutung geben könne, welche nicht nothwendig auch die Harmonie der Seelenfunctionen stören müssen. Durch eine kurze Erläuterung dieser vier Punkte, mit welcher ich diese Abhandlung schließe, wird das, was wir früher über das Wesen des Irreseyns sagten, noch mehr Bestätigung finden.

*a.* Was die Beispiele anlangt, wo man nachweisen kann, daß Wahnsinn und andere Arten von Irreseyn wirklich von Fehlern in dem Gehirn abhingen, so wollten einige Gegner der von mir in dem Frühern ausgesprochenen Meinung die Behauptung aufstellen, daß diese Fälle nur scheinbar gegen ihre Lehre sprechen könnten, und daß die damit verbundenen Fehler des Gehirns nicht sowohl die Ursache als vielmehr die Folge des psychischen Erkrankens gewesen

seyen. Es behaupteten dies unter andern Crichton, Cox und Heinroth. Weit davon entfernt, jede etwaige organische Abänderung, die man nach dem Tode irrer Personen im Gehirn derselben fand, als die Ursache des Irreseyns selbst zu betrachten, kann ich doch eben so wenig, ja selbst viel weniger eingestehen, daß diese Fehler nur immer Folge des psychischen Erkrankens gewesen seyen und nie die Ursache desselben. Vergleichen wir die Fälle, welche uns die Schriftsteller hinsichtlich dieses Gegenstandes erzählen, so werden wir auf viele stoßen, wo uns kein Zweifel übrig bleiben kann, daß wirklich organische Hirnfehler die Veranlassung zu Wahnsinn u. s. w. wurden. Bonet, Morgagni, Höfer, Wepfer, Meckel d. ä., Greding, Haslam, Lallemand und viele andere erwähnen deren viele, und wollen wir mit Genauigkeit die uns vorkommenden Fälle, besonders in größern Irrenanstalten, untersuchen, so werden wir uns selbst mit Leichtigkeit von der Wahrheit dieser Thatsache überzeugen.

Wie häufig ereignet es sich, daß Kopfverletzungen den ersten Grund zum Irreseyn legten, daß mit dem Wachsthume der dadurch verursachten, anfangs vielleicht nur unbedeutend scheinenden Fehler sich allmählig die ersten Spuren gestörter Seelenverrichtungen entwickelten, diese mehr und mehr stiegen, und endlich organische Destruction und psychische Störung gemeinschaftlich sich bis zu einem so hohen Grade ausbildeten, daß der Tod die endliche Folge derselben ward, und die Section die Zerstörungen auf eine solche Weise nachwies, daß man sich fest davon überzeugen kann, das ganze Leiden sey von jener ersten äußern Verletzung ausgegangen. Bonet (Sepulchr. I. Sect. X. 4.) erzählt, daß ein angesehener Mann nach einer Kopfverletzung in eine gewisse Geistesschwäche verfiel, welche nach und nach in wirkliches Irreseyn überging, und als nach dieses Mannes Tode dessen Schädel

geöffnet worden, man an der Stelle der erlittenen Verletzung über dem Corpus callosum eine bedeutende fungöse Geschwulst fand, welche einen starken Druck auf das ganze Gehirn ausgeübt haben und dadurch die Ursache des Irreseyns geworden seyn mußte. Höfer erzählt (in seinem Hercul. med. I. 13), daß er einst einen jungen Mann, der nach einer Verletzung des Kopfs halb blödsinnig geworden sey, durch Fontanellen auf der Gegend der Kranznath von seiner Krankheit geheilt habe, und ganz ähnliche Fälle finden wir in andern Schriften. Ich selbst hatte im vorigen Jahre bei meinem Aufenthalte in Paris die Gelegenheit, einen Soldaten zu sehen, welcher, früher stets gesund, bei einem Gefechte mit Rapieren durch das Abspringen des Knopfes seines Rapiers in der Gegend der Vereinigung des os temporum mit dem os parietale eine leichte Verwundung erhielt, indem die äußern Bedeckungen des Schädels durchschnitten und die Verletzung zwischen der sutura squamosa hindurch 2 bis 3 Linien tief bis in die dura mater eingedrungen war, und der dadurch in einen sonderbaren Zustand von Gedächtnißschwäche versetzt worden war, vermöge welcher es ihm nicht möglich war, sich auf irgend einen Namen zu besinnen. Der Kranke, den ich später nicht mehr beobachten konnte, soll indeß allmählig mit Ausheilung der Wunde sein ordentliches Gedächtniß wieder erlangt haben. Höchst merkwürdig sind die Fälle, wo Epilepsie mit Wahnsinn verbunden sich nach Kopfverletzungen einstellt. Ich beobachtete vor mehrern Jahren in der mediz. Klinik des Herrn Hofraths Kreysig zu Dresden einen Knaben, welcher davon epileptisch geworden war, daß seine Kameraden ihm einst im Schlafe gewaltsam in die Ohren trompetet hatten, und welcher durch eine ableitende den Vegetationsproceß nach außen rufende Behandlung geheilt ward. Seine Anfälle bestanden entweder in einem wirklichen epileptischen Anfalle, oder in einem Anfalle von Wahnsinn höchst merkwürdiger Art, welcher

immer auch mit Schlaf endigte. Während der Behandlung ließen erst die Anfälle der Narrheit nach, und erst später die epileptischen, welche sich allmählig bis zu so einem geringen Grade milderten, daß sie bloß noch in einem momentanen Schlafe bestanden, der so kurz dauerte, daß der Kranke selbst ihn nicht einzusehen wollte. Fälle dieser Art sprechen zu deutlich für die Abhängigkeit der psychischen Functionen von dem Zustande des Hirns, als daß man länger an derselben zweifeln könnte. Man scheint dies auch allgemein zuzugeben, wenn man von Blödsinn, Idiotismus, Cretinismus *c. spricht. Wenn aber dies wahr ist, so liegt wohl auch darin schon der Beweis, daß auch andere Gattungen von psychischem Kranksehn, selbst Wahnsinn, Melancholie *c., ebenfalls von Krankheit des Hirns mögen abhängen können. Es ist sehr wahrscheinlich, daß Druck auf das Gehirn von innen sowohl als von außen, wie es der Hydrocephalus beweist, Dummheit und Blödsinn bedinge; andere Hirnleiden aber werden auch andere Formen von Irresehn erzeugen, und es ist selbst sehr wahrscheinlich, mit Gall und Spurzheim annehmen zu müssen, daß bestimmte sichtbare oder unsichtbare Leiden einzelner Hirntheile mit besondern Störungen der geistigen Functionen verbunden sind, welche sich ändern, je nachdem das körperliche Uebel vorwärts schreitet und sich über größere Parthien verbreitet, oder rückwärts geht, und mehrere Theile freiläßt, ohne dadurch der Gall - Spurzheimschen Lehre in dem Grade huldigen zu müßen, als es die Begründer derselben verlangen. Es mag dies zum Beispiel ein Grund sehn, daß so gar häufig das psychische Erkranken jeder Art in allgemeine Stumpfsinnigkeit endigt, als Folge des nun über das ganze Seelenorgan verbreiteten Fehlers. Hallers Versuche, welche beweisen, daß mit Zerstörung bestimmter Hirntheile bestimmte psychische Eigenschaften zerstört und vernichtet werden, sprechen noch mehr für diese Abhängigkeit der psychischen Zustände von dem Hirn, eben so wie die

neuern Beobachtungen des Schotten Home, welche wir in den Philosoph. transactions 1814, P. II. S. 469 erzählt finden, und die Resultate vieljähriger Erfahrung sind. Er vergleicht den Zustand des Hirns, wie er ihn nach dem Tode fand, mit den psychischen Eigenschaften des Individuums während des Lebens. Aehnliche höchst merkwürdige Data liefern deutsche Beobachter, und es bedarf hier nicht weiterer Beispiele, um unsere obige Behauptung durch sie besonders zu bekräftigen.

β. Es kann aber auch Irreseyn als abhängig vom Hirn statt finden, ohne daß man nothwendigerweise nach dem Tode die Spuren davon im Hirn müßte nachweisen können. Sehr oft liegt zwar wohl dies Nichtentdecktwerden solcher Spuren in dem Untersuchenden selbst. Man entdeckt sie nicht, weil man nicht genau genug untersucht, oder auch nicht genau untersuchen kann. Das Gehirn ist ein Organ, welches hinsichtlich seines innern Baues an Feinheit alle andern Organe zu übertreffen scheint; es können daher in diesem feinen Gewebe Abweichungen vorkommen, welche selbst das geübteste Auge nicht zu entdecken vermag. Je bessere Anatomen indeß die Aerzte sind, welche das Gehirn von Irren nach dem Tode untersuchen, desto häufiger werden wir von ihnen organische und oft auch nur sehr feine Abweichungen aufgezeichnet finden. Allein der Bau des Gehirns ist noch immer nicht genau genug bekannt, wir wissen noch nicht einmal, welches seine Beschaffenheit im gesunden Zustande ist und seyn muß; wie viel weniger also muß es uns bisweilen möglich seyn, die nur geringern Disproportionen und kranken Affectionen nachzuweisen, die gar häufig in ihm Statt finden mögen. Viele sind in den Fehler verfallen, daß sie den Ausspruch thaten, es sey kein Fehler in der Gehirnmasse vorhanden, weil sie keine Geschwülste, Auswüchse, Eindrücke, Verhärtungen, Eiterung, Zerreißung und andere ähnliche augenblicklich in die Sinne fal-

lenden Abnormitäten entdeckten. Es können sehr bedeutende Abnormitäten Statt finden, aber sie sind von einer Art, daß sie nur das geübte Auge entdeckt, oder nur nicht für die sichtbare Erscheinung bestehen. Nur Wenige untersuchen den innern Bau und die Beschaffenheit des Hirns mit der nöthigen Accuratesse, und Viele berauben sich mit dem ersten Schritt, mit dem sie ihre Hirnsectionen beginnen, der Möglichkeit, genaue Nachforschungen anzustellen. Wenzel und Meckel gingen mit gutem Beispiele voran, und griffen bei ihren Untersuchungen zu weniger gewöhnlichen Hülfsmitteln, zu chemischen Reagentien, zu Maaß und Gewicht, zum Mikroscop u. s. w., um tiefer in das Innere des Gehirns einzudringen; auch waren ihre Versuche nicht ohne Erfolg. Warum ist man ihnen nicht später gefolgt, und warum hat man ihre Mittel vielmehr fast ganz vergessen? Gall, Spurzheim, Reil und Andere lehrten uns bessere Methoden, das kranke Hirn sowohl als das gesunde zu untersuchen; aber man sieht doch auch ihren Weg nur selten von Andern verfolgt, und man begnügt sich in der That gewöhnlich mit sehr oberflächlichen Betrachtungen. Ich meine keineswegs, daß man durch eine sorgfältigere Untersuchung des Hirns immer eine organische Abänderung mit dem Irreseyn verbunden finden würde; ich bin vielmehr davon überzeugt, daß es immer Fälle geben wird, wo es unmöglich seyn wird, einen Fehler nachzuweisen, auch wenn unsere Kenntniß vom Hirn noch so sehr vervollkommnet werden sollte, wenn wir auch dadurch später oft zu viel bessern Resultaten gelangen werden; aber es wird dessen ohngeachtet auch behauptet werden können, daß jedes Irreseyn von Affection dieses Organs seinen wesentlichen Ursprung nehme. Es verhält sich mit den Krankheiten des Gehirns nicht anders, als mit Krankheiten irgend eines andern Theils unsers Körpers. Fast jedes Organ ist sogenannten dynamischen Krankheiten unterworfen, d. h. Affectionen, welche mit keiner sinnlich-

wahrnehmbaren Abnormität im Bau- und Mischungsverhältnisse der Theile verbunden sind. Es äußern sich dergleichen Krankheiten weder im Leben, noch nach dem Tode durch Spuren einer solchen materiellen Umwandlung, wie wir es z. B. in Nervenkrankheiten fast aller Art und folglich auch in Hirnleiden als localen Nervenleiden finden, die wir deshalb auch unter die sogenannten dynamischen Krankheiten rechnen. Es ist zwar nicht zu läugnen, daß die Benennung dynamische Krankheit sehr unbestimmt ist, und daß es ein Beweis unserer Unwissenheit ist, wenn wir uns hinter diesen Ausdruck verstecken, um uns etwas zu erklären, was wir uns an sich nicht erklären können; indeß liegt doch in dem Unterschied, den wir zwischen dynamischen, organischen und mechanischen Krankheiten machen, praktischer Werth. Es scheint, als müsse man behaupten, auch die dynamischen Krankheiten seyen nicht weniger als die organischen mit einer Abänderung in dem Innern und dem organischen Bau der Theile verbunden; denn die Kräfte dieser Theile allein leiden gewiß nicht; auch sie sind an die Materie gebunden und es gibt daher wohl, streng genommen, keine rein dynamischen Krankheiten ohne alle materielle Beziehung auf das Organische des Körpers. Was man so nennt, sind wohl nur diejenigen Krankheiten, bei denen man keine organische materielle Abnormität nachweisen kann, und welche sich scheinbar blos durch Abweichungen der Aeußerung der den Theilen zukommenden Kräfte ohne sichtbare materielle Fehler zeigen. Zu diesen dynamischen Krankheiten nun gehören ganz besonders die Nervenkrankheiten, bei denen es uns in der Regel sehr schwer wird, den Antheil anzugeben, den das materielle Substrat der Nerven daran haben mag, obgleich uns gerade bei ihnen die Störungen und Functionen der leidenden Theile am deutlichsten in die Sinne fallen. Untersuchen wir nach dem Tode die Nerven derer, welche an Krämpfen und Paralysen gelitten haben,

so entdecken wir oft keine Spur irgend eines Fehlers, und doch wird es Niemand bezweifeln, daß die Nerven bei diesen Individuen gelitten haben. Ist es aber nicht sehr wahrscheinlich, daß ganz derselbe Fall auch im Gehirn Statt finden kann? Gesetzt, es sey Paralyse eines einzelnen Theiles des Gehirns die Ursache des Irreseyns gewesen, wer will jene nach dem Tode immer sinnlich nachweisen können? Wie oft sind Störungen der Seelenfunctionen Folge von Apoplexien; ist hier die Ursache nicht im Hirn gelegen? Sey es auch, was es wolle, worin der materielle Fehler beruht, kann man erwarten, diesen immer selbst nachweisen zu können? Dasselbe beweisen die sogenannten Commotiones cerebri. Bei ihnen findet Aufgehobenseyn der Seelenfunctionen Statt, und nach dem Tode ist oft keine Spur davon zu entdecken. Aber oft entdeckt der Geübte dergleichen Spuren, die der Unbewanderte leicht übersieht. Viele, besonders Engländer, Cox, Marshall, Crichton, Mayo u. s. w. sehen z. B. eine kranke Beschaffenheit der Hirngefäße, besonders vermehrte Blutthätigkeit in dem Hirn als Hauptursache des psychischen Erkrankens an, ohne daß dadurch die Substanz des Hirns nothwendig sichtbar abnorm abgeändert seyn müsse, und sagen dies selbst von den Fällen, wo sie nach dem Tode gar keine Spur davon entdecken konnten. Daß dies nun in der That, wenn nicht immer, doch öfters sehr gegründet seyn möge, scheint mir sehr wahrscheinlich.

γ. Häufig ist Irreseyn nicht primär abhängig vom Hirn, sondern mehr sympathisches Hirnleiden, durch Leiden entfernterer, besonders der von Nasse sogenannten psychisch niedern Theile secundär entstanden, und in diesen Fällen muß es immer doppelt schwer seyn, die Abnormität nach dem Tode im Hirn selbst nachzuweisen. Ich erwähnte früher das Erkranken dieser Art, und berufe mich hier auf die dort angeführten Beispiele. Ich glaube erwiesen zu haben,

daß die Seelenfunctionen selbst durch bloßes Erkranken der äußern Sinne, des Gemeingefühls u. s. w. gestört werden können. Schwächliche Personen, besonders empfindliche Frauen, und Kinder sind öfters Delirien unterworfen, wenn sie von irgend einer Krankheit, von Fiebern, Krämpfen, Würmern u. s. f. befallen werden. Auch chronische Zustände einzelner Theile des Unterleibes, die mit dem Hirn in einer engern Wechselverbindung stehen, wie dies besonders von der Leber gilt, ziehen oft Störungen der Seelenfunctionen nach sich, wie es die Melancholiker und Hypochondristen beweisen, deren Leiden sehr oft in einem solchen Zustande allein begründet ist, oder wohl auch von Herzkrankheiten abhängt, welche wirklich gewiß öfterer den Grund psychischer Störungen enthalten, als man früher vermuthete; obgleich es wohl auch eben so oft der Fall seyn mag, daß psychische Krankheit den Grund zu Herzfehlern legt, wie besonders die Melancholie, welche, mit marternden ängstigenden Gemüthszuständen verbunden, einen steten Einfluß auf das Herz ausüben und sehr oft Herzkrankheiten auf dieselbe Weise erzeugen mag, wie wir diese so oft durch Leidenschaften und Gemüthseindrücke heftiger Art entstehen sehen. Es bedarf nicht der Anführung besonderer Beispiele, um das Gesagte zu beweisen; sie sind zu allgemein und zu häufig, als daß deren nicht fast jedem meiner Leser vorgekommen seyn sollten. Wenn nun aber diese Thatsachen anerkannt werden müssen, und wenn diese offenbar lehren, daß das Hirn afficirt und zur Erzeugung von abnormen Seelenfunctionen gestimmt werden könne, ohne daß dessen Bau und innere Beschaffenheit sichtbar destruirt wird: wie ist es dann zu verwundern, daß man so viele Sectionen an Irren macht, ohne eine Spur in dem Organe selbst zu finden, welches doch den wesentlichsten Grund des Irreseyns enthielt?

*δ.* Wunderbar kann es allerdings dem Anschein nach seyn, daß man öfters mit sehr bedeutenden Fehlern

und Verletzungen des Gehirns keine Störung der Seelenfunctionen wahrnimmt; indessen läßt sich auch aus diesen Erfahrungen nichts für die Unabhängigkeit des Wahnsinnes vom Körper schließen. Ich selbst habe einen Fall dieser Art zu beobachten Gelegenheit gehabt, welchen ich seiner Merkwürdigkeit wegen, und weil er nicht schon anderwärts zur allgemeineren Kenntniß gekommen ist, kürzlich hier erwähnen will. Er betrifft ein junges Mädchen von zwanzig Jahren, welches gegen Ende des Jahres 1819 sich in dem klinischen Institut des Herrn Geheimenraths Gräfe in Berlin befand. (M. s. Jahresbericht über das klinisch-chirurgische augenärztl. Institut d. Universität Berlin, von Gräfe, 1819.) Ihrer Aussage zufolge war ihr vor Jahresfrist ein in Folge von Kopfgrind entstandenes langwieriges bösartiges Geschwür in der Gegend des rechten os bregmatis geheilt worden, welches Caries des Knochen und oberflächliche Degeneration der Dura mater zur Folge gehabt hatte. Nach der Vernarbung des Geschwürs hatten sich allmählig heftiger werdende Anfälle von Epilepsie, complete Amaurose beider Augen, und Paralyse des linken Arms eingestellt, welche jeder Anwendung der verschiedenartigsten äußern und innern Mittel getrotzt hatten. Uebrigens schien das Mädchen gesund, und durch die Narbe in den Kopfbedeckungen konnte man deutlich Unebenheit und eine Oeffnung in den Schädelknochen fühlen, wobei die Kranke aber selbst bei einem ziemlich starken Druck in keine heftigeren Zufälle verfiel. Sie kam in diesem Zustande in das Klinikum, und da alle bisher angewandten zweckmäßigen Mittel ohne allen Erfolg geblieben waren, so ward man mit Recht auf die Vermuthung geführt, daß die Störungen nur Folge eines örtlichen Hirnfehlers seyen, und sich entweder bedeutendes Exsudat, Eiterung, Knochenwucherung oder etwas dem ähnliches an der Stelle der Narbe gebildet haben möchte. Hierdurch und durch die freiwillige Beistimmung der Kranken ge-

leitet, entblößte man zunächst die verdächtige Stelle von den äußern Bedeckungen, und sägte mittelst Gräfe's Scheibensäge, die sich hier als vortreffliches Instrument erwies, rund um die Oeffnung einen Theil des sehr verdünnten Schädelknochens her. aus und incidirte die Dura mater, worauf sich sogleich eine bedeutende Menge Serum entleerte und das Hirn nierenförmig einige Linien hoch durch die gemachte Oeffnung hervortrat, ohne einige Wirkung auf das Auge oder den Arm hervorzubringen. Das Hervortreten des Hirns nahm nach und nach mehr zu, und bildete am fünften Tage eine wirkliche Incarceratio cerebri, welche die Excision des vorgetretenen Stücks nöthig machte, die sogleich ein größeres Freiseyn des Kopfes. und mehr als vorher ein Sehen von Funken und andern Lichterscheinungen, sonst aber keine Aenderung in dem Leiden hervor brachte. Nur ein paarmal schien es, als bemerkte die Kranke es des Nachts, wenn man sich ihr mit einem Lichte näherte. Nach vier Tagen hatte sich von neuem ein Prolapsus cerebri gebildet, der ebenfalls wieder durch die Excision entfernt ward, und nach wiederum einigen Tagen ein drittesmal, worauf dieselbe Operation wiederholt ward, weil man vermuthen konnte, daß man auf einen Absceß oder eine andre möglicherweise zu entfernende Anomalie stoßen würde. Die Kranke hatte durch diese Operationen über neun Drachmen Hirnsubstanz verloren, welche theils aus Cortical-, theils aus Medullarsubstanz bestand, und zum Theil fest und ligamentös war. Nach der dritten Excision zeigte sich auf der gemachten Wundfläche eine kleine Oeffnung, welche mit dem Ventrikel in Verbindung stand, aus welcher sich von diesem Augenblicke an fortwährend eine so bedeutende Menge heller lymphatischer Flüssigkeit entleerte, daß es nöthig ward, die Kranke täglich ein paarmal umzubetten, weil Kissen und Unterbetten davon ganz durchnäßt wurden. Ein Gehirnvorfall stellte sich nicht wieder ein, aber die Kranke unterlag endlich drei Wochen nach der zuerst gemachten Operation ihrem

Leiden. Trotz dieser so bedeutenden Verletzungen des Gehirns, die außer der Zunahme der Lähmung fast gar keine Verschlimmerung der frühern körperlichen Uebel verursachten und selbst von keinem epileptischen Anfall wieder begleitet wurden, fand sich doch in dem ganzen Verlaufe dieses Falls bis zum letzten Augenblick des Lebens keine Störung der Seelenfunctionen ein; dabei lehrte die Section, daß außer einigen andern weniger bedeutenden Abnormitäten, die sich auf die Hirnbedeckungen und die Augennerven bezogen, das Cornu descendens des rechten Ventrikels ungeheuer erweitert war und Eiter und Wasser enthielt, daß dieser Ventrikel mit dem der entgegengesetzten Seite communicirte und auch ihn mit lymphatischer Feuchtigkeit angefüllt hatte, und daß fast dem ganzen rechten Hirnlappen eine außergewöhnliche Festigkeit und Härte eigen war.

Dieser und ähnliche Fälle, wie wir sie bei andern Schriftstellern in großer Zahl vorfinden, könnten allerdings geeignet seyn, die Meinung von dem Bedingtseyn des Irreseyns vom Gehirn schwankend zu machen, und doch können auch sie nur scheinbar gegen dieses sprechen, wie sich aus folgenden kurzen Bemerkungen ergeben wird.

*αα.* Kein Theil des Organismus, und folglich auch nicht das Hirn, wird sogleich durch Affectionen oder innere Mißverhältnisse im Bau zu sichtbar abnormen Functionen gestimmt. Die tägliche Erfahrung lehrt uns, daß Leber, Milz, Nieren, Lunge, Herz u. s. w. oft bei Sectionen in einem sehr abnormen und destruirten Zustande gefunden werden, ohne daß damit im Leben deutliche Störungen der Functionen dieser Organe verbunden waren; warum soll nicht dasselbe auch mit dem Gehirn der Fall seyn können?

*ββ.* Oft sind die Functionen wirklich gestört, aber diese Störungen entgehen unsern Blicken oder scheinen zu unbedeutend, als daß wir auf sie achteten. Wie oft dies der Fall sey, sehen wir ganz besonders an vielen Herzkranken, welche

oft sich sehr wohl zu befinden glauben, obgleich sie den Keim des Todes in sich tragen, den sehr wohl der erfahrne Arzt oft ahnet. Eben dies geschieht gewiß auch bei Hirnfehlern. Die Folgen dieser mögen häufig eine gewisse Vergeßlichkeit, Geistesschwäche, Verminderung an Urtheilskraft u. s. w. seyn, die man oft übersieht, und andern Umständen zuschreiben zu müssen glaubt, und doch erhält man erst nach dem Tode oft den wahren Aufschluß darüber durch die Leichenbefunde.

γγ. Wo einer und derselben Function doppelte Organe vorstehen, da kann das eine derselben oft im höchsten Grade destruirt seyn, ohne daß die Function dadurch für unsere Beobachtung gestört zu seyn scheint. Die Erfahrung lehrt, daß auf einem Auge am schwarzen Staar Leidende, so lange das andere Auge gesund ist, oft nur wenig, ja selbst bisweilen gar nicht, den Fehler ihres Auges bemerken, bis sie vielleicht einmal zufällig erst den Mangel des Gesichts des einen Auges gewahr werden. Eben dasselbe geschieht öfters mit dem Gehörorgan, so lange die Krankheit nur ein Ohr betrifft. Da nun auch die Theile des Gehirns meist doppelt vorhanden sind, und es sehr wahrscheinlich ist, daß auch sie gemeinschaftliche Functionen haben, so ist es wohl möglich, daß Destructionen der Hirntheile, so lange sie sich noch auf eine Seite beschränken, mit weniger deutlich ausgeprägten Störungen ihrer Functionen mögen bestehen können. Es ist dieser Punkt derjenige, welchem Gall und Spurzheim vorzügliches Gewicht zur Erklärung des in Rede stehenden Gegenstandes zu ertheilen pflegen.

δδ. Die meisten Verletzungen und Desorganisationen, welche man ohne Störung der höhern Seelenfunctionen, ohne Irreseyn in dem Hirn gefunden hat, beschränkten sich, wie uns angestellte Vergleiche lehren können, meist auf die äußern Theile des Hirns, oder waren nur von geringerer Bedeutung, wenn sie wirklich sich auf die innersten Theile desselben ausge-

breitet hatten. Es ist aber sehr wahrscheinlich, daß es gerade die mehr innern Theile sind, welche den höhern Seelenfunctionen vorstehen, und wenn daher Destructionen selbst bedeutender Art auch die äußere Decke, oder die Umkleidung jener innern edlern Theile betrafen, so war es sehr natürlich, daß sie eher Paralysen, Beraubung äußerer Sinnesvermögen, Convulsionen und andere Krämpfe erzeugen mußten, als daß sie das innerste Triebwerk angriffen, und wirkliche Störungen der Functionen der Seele selbst hervorriefen.

εε. Alle die erwähnten Umstände können dazu beitragen, uns die obige Beobachtung zu erklären, und sie ließen sich selbst noch um ein bedeutendes vermehren. Um indessen sich die Sache am besten zu erläutern, vergesse man nicht das Naturgesetz, welches wir in den lebenden organischen Körpern stets bestätigt finden, nach welchem sich die Formen der Krankheiten bilden, und welches darin besteht, daß bei der Bildung jeder Krankheitsform zwei Momente statt finden: nämlich Abweichung von dem Normalzustande in irgend einem Theile des Körpers, welche bald eine mechanische, bald eine dynamische, bald eine organische seyn kann, und eine bestimmte Stimmung der Lebens-Kräfte überhaupt. Beide Momente wirken zusammen, und von dem bestimmten Verhältniße, in welchem beide zu einander stehen, hängt die Form des Krankseyns ab. Aus dieser Ursache geschieht es, daß Localkrankheiten, organische Fehler und andere innere Causalmomente von Krankheitsformen, nicht an sich, sondern nur bedingungsweise und nur dann eine Krankheitsform hervorrufen, wenn sie einen sehr hohen Grad erreicht haben, wodurch denn bewirkt wird, daß sie nicht mehr von den übrigen Systemen übertragen und ihre Einwirkungen auf das Ganze verhindert werden können. Vermöge dieses Gesetzes geschieht es, daß starke gesunde Constitutionen oft sehr lange nicht von Affectionen einzelner Theile leiden, und dies erst dann geschieht, wenn ent-

weder die allgemeinen Kräfte gesunken sind, oder der örtliche Fehler ein zu großes Uebergewicht erreicht hat. Angewendet auf die örtlichen Destructionen im Gehirn lehrt nun dieses Gesetz auch, daß allerdings bis auf einen gewissen Grad dieselben müssen Statt finden können, ohne Störungen in den Seelenfunctionen erzeugen zu müssen, und daß sie dies letztere erst dann bewirken werden, wenn sie auch die übrigen Theile des Gehirns und die innerste Grundfeste des Seelenorgans erschüttert und in Mitleidenheit gezogen haben, was sehr oft nur von dem Kräftezustand des Ganzen abhängt, von welchem es bestimmt wird, ob das örtliche Leiden früher oder später einen allgemeinern Einfluß haben kann. Ein schwaches und schon an sich kränkelndes Gehirn muß früher von örtlichen Fehlern in den Zustand versetzt werden, der Irreseyn bedingt, als ein starkes und wohlbeschaffenes, das oft sehr heftigen Eindrücken zu widerstehen vermag. Wie wahr dies sey, lehrt auch der Erfolg, den wir oft von einer indirecten Heilmethode bei dergleichen örtlichen Leiden erfolgen sehen, das heißt, von einer Behandlung, zu der wir oft durch die Noth gedrungen werden, und wo wir bei Statt findenden localen Fehlern, die wir an sich selbst nicht entfernen können, durch Aufhebung und Aufrechthaltung der Kräfte des Ganzen, besonders der Kräfte des Nervensystems, jenen den größern Einfluß verwehren, und verschließen, wie es z. B. öfters mit der Wirkung von Nervenmitteln geschieht, welche einen Zustand von Torpor herbeiführen, wodurch der Einfluß jener localen Uebel abgehalten und so wenigstens für einige Zeit mehr Ruhe und vielleicht bisweilen die Möglichkeit herbeigeführt wird, durch andere Eingriffe dem Weiterschreiten vorzubeugen und einen reelleren Nutzen zu schaffen. Oft aber täuscht sich der Arzt nicht weniger als der Kranke, wenn er durch dergleichen indirect heilende, palliative Mittel etwas wirklich erhebliches ausrichten zu können sich schmeichelt. Es beruht ein solches Ver-

fahren meist nur auf einer Verhüllung, nicht auf einer Erstickung der Krankheit, die früher oder später mit neuer Kraft hervorbricht, und dann auch für jene palliativen Mittel unantastbar bleibt.

Der erbliche Wahnsinn, und die lucida intervalla beweisen dies ebenfalls. Ein geregeltes Leben, und Entfernung alles dessen, was den Ausbruch dieser Zustände beschleunigen könnte, kann viel dazu beitragen, den glimmenden Funken, wo nicht zu ersticken, doch in seinen Schranken zurückzuhalten, daß er nicht zur Flamme ausschlägt: im umgekehrten Falle aber wird er mit Leichtigkeit sich entwickeln, und das Ganze, als unkräftig sich ihm entgegenstellend, von ihm ergriffen werden. Man verhüte, daß diejenigen, welche fixe Ideen haben, auf diese zurückkommen; man beschäftige sie stets auf eine Weise, daß sie nicht dazu kommen, sich denselben Preis zu geben, und sie werden nicht leicht in ihren Wahn versinken. Fixe Ideen und partieller Wahnsinn scheinen allein ihren Grund in einem partiellen Hirnleiden zu haben. Ist es möglich, den daran Leidenden in einem Zustande zu erhalten, wo er seine verkehrten Ideen nicht aufkommen lassen kann, so wird das Ganze das örtliche Leiden übertragen und keine Störung sichtbar werden. Zum Schluße noch die Erwähnung eines Beispiels, welches das eben Gesagte erläutert. Ein rüstiger, starker Mann in den 50ger Jahren litt an einem fungus durae matris von sehr bedeutendem Umfang, der ihm außer bisweiligem Schwindel und Schwere des Kopfs keine Störung verursachte. Drückte man indeß auf diesen Hirnschwamm so, daß dadurch ein Druck auf das Gehirn verursacht ward, so verfiel der Kranke in Schwindel und in Neigung zum Schlafe oder beim fortgesetzten stärkern Druck in Bewußtlosigkeit und Delirium. Ein sicherer Beweis, daß das Gehirn nur bis auf einen gewißen Punkt dem Einfluße örtlicher Fehler widerstehen kann, in dem Grade aber, wie sich dieser Einfluß mehrt, auch die Gefahr und Störung der Seelenverrichtungen wächst.

---

# Ein Fall von Somnambulismus spontaneus;

beobachtet und erzählt von

Herrn Dr. G. Barkhausen,
praktischem Arzte in Bremen.

Die auffallendsten Erscheinungen des animalischen Lebens bietet uns unstreitig der sogenannte thierische Magnetismus in seinen Aeußerungen dar, die freilich eben so oft bestritten und gänzlich geleugnet, als auf der andern Seite sehr übertrieben dargestellt werden. Schwer ist es zwar, zu bestimmen, was und wie viel man in dieser Sache glauben darf und kann, und doch ist dies von großer Wichtigkeit, wofern unsere Untersuchungen über das noch dunkele Wesen des thierischen Magnetismus nur einige Früchte tragen sollen. Schwer ist hier die Bestimmung der Gränzlinie zwischen Wahrheit und Irrthum in objektiver, so wie in subjektiver Hinsicht; in erster, weil das Wirklich-Wahre und das Scheinbar-Wahre, das Mögliche und das Unmögliche hier in der That sehr nahe an einander gränzen; in letzter, weil Täuschen und Getäuschtwerden hier so leicht möglich ist, daß es schon einer vorzüglichen Charakterstärke bedarf, um bei so vieler Veranlassung jenes nicht zu wollen, und eines ungewöhnlichen Scharfblicks, um dieses nicht zu können.

Es ist nicht zu leugnen, daß wir die wunderbarsten, an das Unglaubliche gränzenden, Erscheinungen vom thierischen Magnetismus sehen, deren Wahrheit durchaus nicht zu bezweifeln ist, obwohl wir nicht wissen, wie dies Wunderbare möglich seyn kann. — Eben so wenig aber ist es auf der andern Seite zu leugnen, daß auch hier die Wahrheit mit Unwahrheit oft un-

termischt ist, sey es, um absichtlich zu betrügen, oder sey es, daß der Magnetiseur oder der Magnetisirte sich selbst täuschten. Man braucht nur die schwärmerische Phantasie, wie sie der größte Theil der Magnetisirten besitzt, zu kennen, um sich zu überzeugen, wie leicht dieselbe bis zur Extase gesteigert werden und wie leicht in diesem Zustande eine Selbsttäuschung von Seiten des Magnetisirten Statt finden könne. Eben so braucht man auch nur einige Untersuchungen mancher Magnetiseurs, selbst derer, welche man als die Stützen des magnetischen Lehrgebäudes, wenn ich so sagen darf, ansehen muß, zu beleuchten, um sich zu überzeugen, wie seicht, wie oberflächlich, wie leichtgläubig jene zum Theil dabei zu Werke gehen, wie leicht also auch von dieser Seite Selbsttäuschung möglich ist, selbst abgesehen davon, daß es oft das Interesse des Magnetiseurs erfordert, den absichtlichen Betrug seines Magnetisirten zu begünstigen. Man wird dies Urtheil nicht zu hart finden, wenn ich sage, daß ich selbst einmal einen bekannten Magnetiseur, der seinen Schülern einen Beweis von der Wirksamkeit des Magnetismus geben wollte, vom Lehrstuhle herab erzählen hörte, „er pflege, wenn ein Landmann z. B. zu ihm in die Stadt komme, der seit mehreren Tagen schon an Verstopfung leide, denselben einige Minuten lang zu magnetisiren und dann wieder nach Hause zu schicken, wo dann, wenn auch nicht am ersten, zweiten oder dritten Tage, so doch gewiß am vierten, fünften u. s. w. die erwünschte Wirkung reichlich erfolge." (!) Welcher mit gesundem Menschenverstande begabte Mensch wird in diesem Erfolge eine Wirkung des Magnetismus erkennen, und nicht vielmehr den ganz gewöhnlichen Gang der Natur, auch ohne alle Beihülfe des Magnetismus? Gewiß kein Anderer, wie der in seiner Einbildung und Urtheilskraft Befangene!

Geht es aber so mit den alltäglichsten und am klarsten vor den Augen liegenden Erfahrungen, was soll man dann von den wunderbaren und unbegreiflichen, fast übernatürlichen

Dingen sagen, die uns als Wirkungen des Magnetismus geschildert werden? Ich gestehe es, daß mein vorher schon nicht sehr starker Glaube an den Magnetismus, den ich aber in der Nähe einer magnetischen Schule durch Anschauung des Wunderbaren mit eigenen Augen, was ich bisher nur aus der Erzählung kannte, zu stärken hoffte, durch ähnliche Beweise wie der eben angeführte für die Wirksamkeit des Magnetismus eher ab- als zunahm. Für Unrecht würde ich es indeß halten, wenn man des Unhaltbaren wegen in der Sache dieselbe ganz verwerfen wollte; denn, wenn auch noch so viel Uebertreibung dabei Statt findet, so ist doch unleugbar auch viel Wahrheit darin.

Dieß waren die Grundsätze, die mich leiteten, als ich Gelegenheit hatte, die folgende Beobachtung zu machen. War ich nicht ganz frei von Vorurtheil, so war es eher gegen, wie für den Magnetismus; doch kann ich bestimmt versichern, daß ich höchstens nur zu Anfang, wie man aus dem Verlaufe der Beobachtung wahrnehmen wird, durch die Brille desselben sah und daß ich späterhin durchaus unpartheyisch zu Werke ging. — Uebrigens bitte ich jeden Leser, der vielleicht in der nachstehend erzählten Beobachtung manches Auffallende und Unerklärliche findet, die Sache zu deuten, wie sie ihm am natürlichsten scheint, jedoch mich mit dem gewiß unverdienten Vorwurf der Leichtgläubigkeit oder wohl gar einer bösen Absicht zu verschonen. Was ich hier erzähle, kann ich als Wahrheit verbürgen, gleichviel ob das sonderbare und auffallende Zusammentreffen mancher Umstände u. s. w. zufällig war, oder ob wirklich ein geheimes Agens dem Vereine dieser Erscheinungen zum Grunde lag.

Weshalb ich eigentlich diese Beobachtung für mittheilungswerth halte, ist besonders der Umstand, daß der somnambüle Zustand meiner Kranken ohne absichtliche Einwirkung eines Zweiten erfolgte, die man doch gewöhnlich für nothwendig hält, um jene Erscheinung hervorzurufen, obwohl die

Fälle vom spontanen Somnambulismus nicht so ganz selten sind, wie schon mehrere in medizinischen Zeitschriften mitgetheilte Beispiele beweisen und auch außer dem hier sogleich ausführlicher von mir zu beschreibenden Falle, mir noch zwei ähnliche aus eigner Erfahrung bekannt sind. Einer derselben betrifft ein ältliches, schwächliches Frauenzimmer, welches früher eine Zeitlang magnetisirt wurde und nun seit vielen Jahren täglich einige Stunden im magnetischen Schlafe zubringt, der sich verlängert, so wie sich das Frauenzimmer nicht wohl fühlt, wo man also den täglichen magnetischen Schlaf als eine Krise, durch die Naturkräfte herbeigeführt, betrachten muß. — Der andere Fall betrifft ein nunmehr acht und dreißig Jahre altes, unverheirathetes und vor zwanzig Jahren wegen täglich wiederkehrender Ohnmachten unter des verstorbenen Dr. Wienholt's Anleitung magnetisirtes und somnambül gewordenes Frauenzimmer, dessen Krankengeschichte in den hinterlassenen Schriften des Dr. Wienholt bekannt gemacht ist. *) Diese Person befindet sich seit jener Zeit fast immer sehr wohl; hat sie sich aber zufällig ja einmal eine Erkältung, ein Magenverderbniß oder eine sonstige Unpäßlichkeit zugezogen, so geräth sie auf etwa eine Viertelstunde in einen völlig hellsehenden Zustand, verordnet sich die nöthigen Arzeneimittel und die passende Diät, und erwacht unmittelbar nachher.

Noch muß ich, bevor ich meine Erzählung beginne, bemerken, daß die Kranke, welche der Gegenstand dieser Erzählung ist, gleich der eben erwähnten, schon einmal vor reichlich dreißig Jahren vollkommen hellsehend war und auch eine von

---

*) M. s. Heilkraft des thierischen Magnetismus, nach eigenen Beobachtungen von Dr. Arnold Wienholt; nach dem Tode des Verfassers aus dessen litterarischem Nachlaß herausgegeben von Dr. J. Ch. F. Scherf. III Theil. 3 Abtheilung. Lemgo 1806. S. 326 u. f.

denen ist, deren Krankengeschichte Wienholt (a. a. O. S. 230 — 335) ausführlich mitgetheilt hat. Jedoch kann ich bestimmt versichern, daß ich diese von Wienholt niedergeschriebene Krankheitsgeschichte, mit welcher die sogleich von mir zu beschreibende in vielen Stücken Aehnlichkeit hat, worauf ich im Verlaufe derselben hinweisen werde, erst dann gelesen habe, nachdem die letzte Krankheit ganz beseitigt war, damit ich durchaus nicht in Gefahr käme, meine Beobachtung mit irgend einer vorgefaßten Idee anzustellen.

Daß ich hier kein vollständiges Tagebuch über diesen Fall mittheile, sondern nur das Merkwürdigere in progressiver Ordnung aushebe, wird mir wohl kein Leser verdenken, weil sonst die Krankengeschichte unnöthigerweise zu weitläufig werden würde.

M. H., ein unverheirathetes Frauenzimmer von rechtlicher Herkunft, ein und funfzig Jahr alt, klein und etwas verwachsen von Statur, lebhaften Temperaments, schon vom eilften Lebensjahre an menstruirt und bis zum siebenzehnten stets leidlich gesund, ward nach einem starken Verdruß um diese Zeit von heftigen Krämpfen befallen, die lange Zeit allen Mitteln widerstanden, bis endlich der verstorbene Wienholt den thierischen Magnetismus mit dem erwünschten Erfolge dagegen anwandte. Die magnetische Behandlung dauerte damals neunzehn Monate, während welcher Zeit der magnetische Schlaf einen sehr hohen Grad von Vollkommenheit erreichte. Nachdem die Kranke durch den Magnetismus vollkommen hergestellt war, blieb sie die nächstfolgenden dreißig Jahre fast unausgesetzt gesund, auch nach dem Aufhören der Menstruation im acht und vierzigsten Lebensjahre, bis sie im Dezember 1820 aufs Neue von Krämpfen befallen ward, wogegen sie nun bei dem um unser Fach so hochverdienten und für dasselbe viel zu früh gestorbenen Dr. J. A. Albers Hülfe suchte. Bei heftigen Stürmen im Blutsysteme und be-

sonders starker Congestion nach dem Kopfe verordnete derselbe ihr zu wiederholten Malen allgemeine Blutentziehungen und topische am Kopfe, so wie innerlich den anhaltenden Gebrauch des Elix. acid. Hall. Dadurch legten sich zwar größtentheils die Stürme in der Circulation, besonders der Blutandrang nach dem Kopfe; die Krämpfe aber wurden um Nichts gelinder.

Am neunzehnten März 1824 übertrug der selige Albers in seiner unglücklichen letzten Krankheit mir unter mehreren andern auch diese Kranke, mit der Bemerkung, er wünsche, daß ich ihr das Cupr. ammoniac. verordnen möge. Ich fand sie jetzt in folgendem Zustande. Das rothe Aussehn des Gesichts verrieth noch deutliche Congestion nach dem Kopfe; auch klagte die Kranke abwechsend über Schwindel; der Puls war beschleunigt, hart und voll, der Appetit gering, Zunge und Geschmack rein, der Leib zur Verstopfung geneigt. Die Kranke fühlte sich sehr matt und konnte kaum einige Augenblicke außer Bett zubringen. Ihre Krämpfe waren fast epileptisch, stellten sich täglich meistens zwischen fünf und sechs Uhr *) Abends ein und endeten oft mit Schweiß und Schlaf. An schlimmen Tagen kamen sie außerdem auch wohl Mittags, oder es war ein hoher Grad von Convulsibilität, ein stetes Zucken des ganzen Körpers, verbunden mit abwechselnder Bewußtlosigkeit, den ganzen Tag über vorhanden, uud allem diesem hatte sich ein sehr lästiger, trockner, krampfhafter Husten beigesellt, so wie abwechselnd auch ein sehr quälender Blasenkrampf. **)

Nach Herrn Dr. Albers Rath verordnete ich der Kranken das Cupr. ammoniac. Abends und Morgens zu gr. β,

---

*) Zu derselben Stunde ward sie früher von Wienholt magnetisirt, wobei sich auch heftige Krämpfe einzustellen pflegten.

**) An ähnlichen Erscheinungen litt sie auch zu Wienholts Zeit. S. dessen angegebenes Werk S. 232 u. f.

mußte aber bald die Dosis auf $1/3$ Gran reduciren, weil die anfänglich gegebene Uebelkeit erregte. Doch schien die Kranke auch die verringerte Gabe nicht vertragen zu können, weswegen ich bald das Kupfer ganz wegließ und an dessen Stelle nach einander Flor. Zinci und Magist. bismuthi in steigender Dosis verordnete. Wegen mangelnder Leibesöffnung ließ ich zwischendurch das Elect. lenitivum nehmen. Auch sah ich mich einmal genöthigt, wegen Congestionen nach dem Kopfe wieder Blutigel an letztern setzen und häufig reitzende Fußbäder nehmen zu lassen, wobei sich das Befinden der Kranken langsam besserte und die Krämpfe nachzulassen schienen.

Während dieser Zeit erfuhr ich von den Angehörigen meiner Kranken, daß dieselbe früher von einer schweren Krankheit durch den thierischen Magnetismus geheilt worden sey, aber zugleich auch, daß sie jetzt Nichts von diesem Mittel wissen wolle, weil sie bei ihrer früheren magnetischen Behandlung viel Unannehmlichkeit darüber gehabt habe, obwohl sie noch ein unbegränztes Vertrauen zu demselben hegte. Letztern Umstandes wegen hätte ich die Kranke auch jetzt gern zur Anwendung des thierischen Magnetismus beredet; weil ich aber mich durchaus nicht entschliessen konnte und wollte, selbst ihn in Anwendung zu bringen und die Kranke nach unsers trefflichen Albers Tode keinen andern Arzt als mich haben wollte, so schwieg ich lieber ganz von der Sache, und um so eher, da die Kranke bei ihrer jetzigen Behandlung sich zu bessern schien.

Oefter schon hatten mir die Angehörigen der Kranken gesagt, daß selbige zuweilen nach den Krämpfen in einen Schlaf verfalle, der kein gewöhnlicher Schlaf zu seyn scheine, den ich aber bloß für Folge der heftigen Krämpfe hielt. — Am achten April 1821 Nachmittags nach vier Uhr gerieth die Kranke wieder in einen Schlaf, welchen ihre Schwester als magnetisch erkannte. Die Kranke sagte darin aus, daß sie von jetzt an fast alle Nachmittage die Stunden von fünf bis

acht Uhr im magnetischen Schlaf zubringen und dadurch ihre Gesundheit wieder erhalten werde; doch müsse sie noch eine Zeitlang mit den von mir verordneten Pulvern und Fußbädern fortfahren; auch möge man mich auf den nächsten Nachmittag zwischen 5 1/4 und 5 1/2 Uhr herbestellen, ihr selbst aber im wachenden Zustande Nichts von ihrem magnetischen Schlafe sagen *), weil dies ihr unangenehm seyn würde.

Als ich die Kranke am neunten April zur verlangten Zeit besuchte, hörte ich von ihren Angehörigen daß sie um fünf Uhr eingeschlafen sey. Sie lag jetzt mit verschlossenen Augen, heiterer und vergnügter Miene und leicht athmend. Ihr ganzes Wesen hatte den Ausdruck von großer Zufriedenheit und höherer Behaglichkeit. Sie erkannte mich sogleich beim Eintritt in das Zimmer und schien erfreut über meine Ankunft. Von selbst sprach sie fast gar nicht, sondern antwortete meistens nur auf meine Fragen, aber dies mit einer Geläufigkeit, die ich im wachen Zustande nicht von ihr gewohnt war. Außer dem, was sie schon Tags zuvor ihre Heilung betreffend ausgesagt hatte, erklärte sie, nachdem sie von mir darum befragt war, daß sie durch meine, wenn gleich unwillkührliche, Einwirkung während meiner Besuche in den somnambülen Zustand gerathen sey; daß sie in demselben täglich, den nächstfolgenden Tag ausgenommen, einige Stunden bis zu ihrer Heilung im nächsten Junius zubringen werde; daß ich nicht nöthig habe, sie weiter zu manipuliren, wenn ich nur, so oft ich sie im schlafwachenden Zustande besuchte, meine eine Hand auf ihren Kopf und die andere auf ihre Brust legte. Die Behaglichkeit und das Gefühl von Wohlbefinden in ihrem jetzigen Zustande rühmte sie sehr, wie auch in der Folge öfters. **) Meine

*) Denselben Wunsch äußerte sie auch bei ihrer frühern magnetischen Behandlung. S. Wienholt a. a. O. S. 235.

**) Dasselbe that sie auch gegen Wienholt öfters. A. a. O. S. 242 u. 244.

Frage, ob sie mit verschlossenen Augen lesen könne oder sonst Etwas von den wunderbaren Dingen verstehe, die man von andern Somnambülen erzählt, verneinte sie, wenigstens erklärte sie sich für jetzt noch nicht dazu im Stande, da ihr Schlaf, den sie eine Erhöhung des Geistes nannte, noch nicht fest genug sey. Aus dieser Ursache, sagte sie, werde sie auch den nächstfolgenden Tag nicht schlafen. Dabei ließ sie, ohne daß ich ihr die mindeste Gelegenheit dazu gegeben hätte, Besorgniß blicken, daß mir ihr somnambüler Zustand, der Nachrede wegen, unangenehm seyn möchte, was jedoch nicht der Fall seyn konnte, sobald ich mich überzeugte, daß ich nicht hintergangen werde. Auch wollte die Kranke nicht an meinem Aeußern und Benehmen, sondern an meiner magnetischen Einwirkung auf sie, bemerkt haben, daß ich zwei Tage zuvor sehr verstimmt gewesen sey, was ich freilich nicht leugnen konnte, da ich gerade gefährliche Kranke hatte, was aber auch schon öfters, während ich sie behandelte, der Fall gewesen war, ohne daß sie sich dessen jetzt zu erinnern wußte. Dabei bat sie mich, daß ich doch schon ihrentwegen jetzt immer möglichst heiter und ruhig seyn möchte, weil jede Verstimmung, jede Unannehmlichkeit von meiner Seite höchst nachtheilig auf sie wirken werde.

Dieser Hergang der Sache machte mich stutzig; unschlüssig, ob ich derselben Glauben beimessen sollte oder nicht, beschloß ich, die fernere Entwickelung abzuwarten.

Am zehnten und eilften April bei meinen Morgenbesuchen war die Kranke ganz unbefangen, übrigens aber matt, langsam im Sprechen und überhaupt ganz wie vorher im wachen Zustande. Von ihrem Hellsehen schien sie Nichts zu wissen, und weil sie es verboten hatte, erinnerte ich sie auch nicht daran. Der krampfhafte Husten und die paroxysmenweise kommenden allgemeinen Krämpfe wurden immer gelinder. Nachdem der magnetische Schlaf, wie bestimmt worden war, am zehnten ausgeblieben, erfolgte er abermals am eilften,

Nachmittags um fünf Uhr. Außer manchen Wiederholungen derselben Sachen, die sie schon während ihres letzten Schlafes ausgesagt hatte, welche ich aber, wie in der Folge immer bei Wiederholungen geschehen wird, weglasse, um nicht unnöthigerweise zu weitläufig zu werden, erklärte sie mir, daß ich so großen magnetischen Einfluß auf sie hätte, daß sie meine Annäherung schon in weiter Ferne an einer sie überlaufenden Hitze und einem unmittelbar hinterher eintretenden Schweiße bemerken könne. Ferner erklärte sie mir, es würde in der Kürze, wenn sie über ein kriebelndes Gefühl im Körper klagen werde, ein Aderlaß von zehn Unzen Blutes bei ihr anzuwenden seyn; wegen Schwäche ihrer Augen wünschte sie, daß ich letztere magnetisire; bei meinen Morgenbesuchen möge ich ihr ihren jetzigen Zustand entdecken und ihr die Nothwendigkeit desselben zu ihrer Heilung vorstellen.

Schon vorher hatte ich großen Verdacht gegen die Redlichkeit meiner Kranken gehegt, jetzt aber wuchs derselbe ganz bedeutend in mir, als sie das Magnetisiren ihrer Augen von mir verlangte, da nach ihrer früheren Aeußerung das eigentliche Magnetisiren oder das Bestreichen mit den Händen unnöthig seyn sollte, so wie daß ich ihr im Wachen ihren jetzigen, meiner Meinung nach fingirten, Zustand entdecken sollte, und zwar, wie es mir schien, auf eine Weise, als wenn der Vorschlag einer magnetischen Behandlung von mir ausginge und ich dadurch gewissermaßen gezwungen würde, die Kranke nöthigenfalls selbst zu magnetisiren, wozu ich mich bisher nicht hatte entschließen wollen.

Dieser Verdacht, der mir immer mehr gegründet schien, flößte mir einen unbesiegbaren Widerwillen gegen die Person und die Sache ein, obwohl ich mir fest vornahm, meiner Kranken und ihren Angehörigen denselben nicht im Mindesten merken zu lassen, bevor ich nicht zu völliger Gewißheit gelangt

wäre, welchem Vorsatze ich auch in meinem ganzen Benehmen gewiß treu blieb.

Am zwölften April Abends unmittelbar bei meinem Eintritte in das Zimmer der etwa vor einer Stunde eingeschlafenen Kranken fand ich dieselbe in der größten Unruhe, und als ich sie kaum gegrüßt hatte, fragte sie, was mir angekommen sey? Mir müsse, meinte sie, irgend ein Unfall begegnet oder ihr Zustand sehr unangenehm seyn. — Ich suchte sie darüber zu beruhigen, allein umsonst. Meine Nähe schien ihr nicht erfreulich, weswegen ich mich auch sehr bald entfernte. Hierbei erklärte sie, „sie werde Morgen einen recht bösen Tag haben" —, was ich, wenigstens dem Anscheine nach, am andern Morgen auch bestätigt fand. Sie klagte nämlich sehr über Eingenommenheit des Kopfes, Aengstlichkeit, Schwere der Glieder und lag oft in Krämpfen.

Dieser Vorfall brachte mich indeß doch auf den Gedanken, ob ich der Kranken in meiner Idee vielleicht auch wohl Unrecht gethan habe. Ich erkundigte mich genau nach ihrem Charakter und Betragen, und erhielt allenthalben nur die besten Zeugnisse von ihr. Ich besprach die Sache mit unserm verdienstvollen Herrn Dr. Olbers, der sich dieser Kranken als einer der rechtlichsten und glaubwürdigsten von Herrn Dr. Wienholts Somnambülen erinnerte *) und nach meiner Erzählung des Herganges meinte, daß ich wenigstens absichtlich gewiß nicht betrogen würde; ob sich die Kranke selbst täusche, lasse er dahin gestellt seyn.

Durch diese Reflexionen beruhigt, ging ich am dreizehnten April Abends mit etwas mehr Lust zu meiner Kranken, und auch sie war in ihrem schlafwachenden Zustande beruhig-

*) Wienholt selbst, der gewiß sehr umsichtig und genau prüfend zu Werke ging, ertheilt ihr das Lob der Wahrheitsliebe a. a. O. S. 165.

ter, wiederholte mir indeß, was sie Tages zuvor gesagt hatte und schloß mit der Bitte, daß ich doch ja recht vergnügt und heiter seyn möchte, weil ein entgegengesetzter Gemüthszustand von meiner Seite ihre Heilung sehr verzögern, ja vielleicht die Aussichten dazu ganz vernichten könne. — Zugleich verordnete sie sich Pillen aus Asa foetida, zu zehn Stück alle zwei Stunden; wie schwer dieselben seyn sollten, wußte sie mir, als ich sie darum befragte, nicht anzugeben. Mir schien indeß das Mittel dem jetzigen Zustande meiner Kranken, wo die arterielle Thätigkeit noch so sehr über den Normal-Grad hinaus erhöhet war, nicht angemessen, weshalb ich ihr Gegenvorstellungen machte. Freilich wollte sie hiervon nichts wissen, doch stand sie am Ende insofern von ihrer Verordnung ab, daß sie sagte, das Mittel werde ihr nicht helfen, wenn ich es für nachtheilig hielte und sie also wüßte, daß ich es ihr nicht gern gäbe. — Ein Fußbad, welches sie auch sich selbst verordnete, nahm sie im Schlafwachen mit großer Raschheit und Leichtigkeit, da sie im wirklich wachenden Zustande immer ohnmächtig ward, wenn sie so lange aufrecht sitzen mußte.

Am vierzehnten April Morgens unterrichtete ich sie von ihrem, ihr wenigstens angeblich unbekannten, Zustande des Schlafwachens zur Abendzeit, welches sie zu befremden schien; doch war sie zufrieden, als ich sie versicherte, daß ihre Genesung gewiß sehr dadurch befördert werden würde. — Abends nahm sie im Schlafwachen wieder ein Fußbad, und zwar wieder mit großer Leichtigkeit. Scherzend sagte sie mir Dank für den von mir auf sie übergegangenen Schnupfen, den ich seit dem Abend zuvor so gelinde hatte, daß er mir selbst kaum aufgefallen war; meine Kranke hatte ihn aber sehr heftig. *)

*) Wienholt erzählt in der früheren Krankengeschichte meiner Somnambüle an mehreren Stellen (z. B. S. 255, 260, 263, 273, 276, 277 u. s. w.) auffallende Beyspiele der Sympa-

Am funfzehnten April Abends besuchte mein verehrter Freund, Herr Dr. Schmidt, die Somnambüle mit mir, wo sie uns Manches aus ihrem früheren schlafwachenden Zustande erzählte, und zwar mit einer Genauigkeit, die uns über ihre Erinnerungskraft in Erstaunen setzte. Herr Dr. Schmidt war auch der Meinung, daß die Kranke wenigstens nicht absichtlich betrügen wolle.

Sie war nun, ihrer Voraussagung gemäß, täglich Nachmittags von 5 bis 8 Uhr somnambül, ohne daß sich immer viel Merkwürdiges mit ihr ereignet hätte, weshalb ich das Unwesentliche ihrer Krankheitsgeschichte übergehe und nur von einzelnen Tagen Bericht erstatte.

Am siebzehnten April konnte ich wegen Geschäfte auf dem Lande Abends meine Kranke nicht besuchen, während sie schlafwachend war. Am andern Morgen erzählte sie mir, sie sey in der vergangenen Nacht um zwölf Uhr (aus ihrem rechten Schlafe) erwacht, mit dem Gedanken, ich käme in diesem Augenblicke zu Hause, was wirklich der Fall gewesen war.

Einige Tage später wollte die Kranke wieder einen Schnupfen von mir erhalten haben. Auch dießmal hatte sie ihn viel bedeutender, wie ich.

Ihre Krämpfe waren jetzt ganz verschwunden; die Stürme im Blutsysteme hatten sich gelegt und die Congestion nach dem Kopfe war geringer. Ich glaubte ihr jetzt die Asa foetida nicht länger verweigern zu brauchen, und gab sie ihr in kleinen

---

thie zwischen ihm und seiner Magnetisirten, so wie ich auch in der Folge noch mehrere Thatsachen anführen werde, die als Beweise dieser Sympathie zwischen dem Magnetiseur (denn als solchen muß ich mich doch in meinem Verhältnisse zu der Kranken betrachten) und meiner Magnetisirten dienen können, die man aber immerhin auch als zufälliges Zusammentreffen auslegen mag, wenn man sich auf diese Weise die Sache leichter erklären zu können glaubt.

Dosen, vom 19ten April an. Auch einige Fußbäder nahm sie noch. Bei wieder zunehmender Congestion nach dem Kopfe verordnete sie sich im Schlafwachen ein Zugpflaster in den Nacken, welches sie auch am ein und zwanzigsten mit erwünschtem Erfolge nahm.

Gegen das Ende des Monats fing die Kranke an, über Kriebeln und Prickeln im ganzen Körper zu klagen, und verordnete sich ein Aderlaß von zehn Unzen, welches am 1sten May zu ihrer großen Erleichterung gemacht ward. Die Asa foetida ward nun nach ihrer Verordnung ausgesetzt.

Vom zweiten May an brachte die Kranke, wie sie schon länger vorhergesagt hatte, den Nachmittag von 4 bis 8 Uhr im Schlafwachen zu, so wie am Morgen dieses und des vorhergehenden Tages auch schon eine halbe Stunde. Innerlich verlangte sie von mir jetzt Kampher, welchen ich zwar ihrem jetzigen Zustande nicht für angemessen hielt, den ich ihr aber in der Idee, daß der Glaube viel bei ihr ausrichten könne, doch in kleinen Dosen gegeben haben würde, wenn sie ihn nicht später sich selbst verboten und statt dessen ein Abführungsmittel aus Senna, Manna und Glaubersalz sich verordnet hätte, welches sie auch am dritten May nahm. — An demselben Tage stand sie zum erstenmale eine halbe Stunde während des Schlafwachens auf und ging mit großer Fertigkeit bei verschlossenen Augen im Hause herum.

Eine sehr unruhige Nacht wollte sie kürzlich gehabt haben, weil ich in derselben zu einem etwas entfernten Kranken gerufen ward; denn nach ihrer Meinung sollte ich nicht bloß während ihres Schlafwachens, sondern auch zu jeder andern Zeit großen Einfluß auf sie haben, der sich für ihr ganzes Leben erhielte.

Am sechsten May erzählte mir die Kranke, daß, wenn ich den fremden Arzt, der vor reichlich acht Tagen sie mit mir besucht hatte, noch einmal zu ihr geführt hätte, sie aus ihrem

Schlafe geweckt und nicht wieder darin zu versetzen gewesen seyn würde, so übel habe er auf sie eingewirkt. Ja, sie würde so elend geworden seyn, daß ich an ihrem Aufkommen hätte zweifeln müssen. Dieser fremde Arzt war einer meiner achtungswerthesten Freunde, der zwar nicht gegen den Magnetismus eingenommen war, aber doch nach unserm Besuche bei der Kranken großes Mißtrauen gegen ihre Redlichkeit mir zu erkennen gab, obwohl er in Gegenwart derselben keine Spur von Mißtrauen hatte blicken lassen. Sie behauptete, seine üble Einwirkung auf sie schon bei seinem Eintritte in ihr Zimmer empfunden zu haben *)

Den neunten May war meine Kranke schon des Morgens ein eine halbe Stunde somnambül, und zwar, wie sie mir Nachmittags in demselben Zustande versicherte, so ruhig und heiter, wie noch nie. Nachmittags zwischen sechs und sieben Uhr besuchte ich sie mit einem hiesigen Freunde, einem Nichtarzte; eine Freundin der Kranken war ebenfalls zum Besuche bei ihr. Auch jetzt war ihr Schlaf sehr heiter (ein Ausdruck, dessen sich die Kranke schon zu Wienholt's Zeiten von einem leichten, nicht getrübten somnambülen Zustande bediente), und sie war so guter Laune, wie ich sie noch nicht gesehen hatte. Während sie im fröhlichsten Gespräch begriffen war, fing man unter ihrem Fenster an, ein Fuder Eisenstangen abzuladen. Das dadurch verursachte Geräusch machte augenblicklich den nachtheiligsten Eindruck auf sie. Beim jedesmaligen Hinwerfen einer Eisenstange auf die Erde fuhr sie stark zusammen; sie hörte auf zu sprechen, verstand auch meine Worte nicht und warf sich unruhig im Bette hin und her. Ihre Respiration ward ängstlich und offenbar

*) Etwas Aehnliches erzählt Wienholt a. a. O. S. 272 und 273 von der Kranken nach dem Besuche eines gegen den Magnetismus Eingenommenen.

durch Krampf erschwert; auch der Krampfhusten stellte sich wieder ein. Endlich, nachdem das Geräusch aufgehört hatte, kam sie wieder zur Besinnung und zu Worten, jedoch mit Mühe. Sie äusserte grosse Furcht, dass der Schlaf vor der gewöhnlichen Zeit, nämlich vor acht Uhr, aufhören möchte, was aber nicht geschah. Ihr krampfhafter Zustand blieb bis zum Erwachen. *) Bevor indess letzteres erfolgte, verordnete sie noch, dass ihre Angehörigen im wachen Zustande ihr Nichts von dem gehabten unruhigen Schlafe sagen sollten. Sie erwachte mit trüben Gedanken und schwerem eingenommenem Kopfe, wobei sie auch am folgenden Tage blieb.

Am zehnten Mai wollte sich der magnetische Schlaf zur gewohnten Zeit nicht einstellen; es kamen nur einzelne Blicke **) desselben, und erst gegen sechs Uhr ward die Kranke ganz von ihm überwältigt; doch war er auch jetzt noch schwach und nach Aussage der Kranken sehr geneigt, leicht wieder zu entweichen. Sie verordnete sich ein Vesicatorium in den Nacken.

Am eilften Mai war sie noch nicht viel besser gestimmt; das Zugpflaster hatte sie wenig erleichtert; es kostete ihr ebenfalls viele Mühe, in Schlaf zu gerathen, und erst um sechs Uhr gelang es. Anfangs war der Schlaf unruhig, jedoch ward er allmählig heiterer. Zugleich sagte sie aus, dass sie am nächsten Tage Nachmittags um fünf Uhr und am darauf folgenden wieder um vier Uhr einschlafen, und dass damit ihr besseres Befinden zurückkehren werde, wie auch der Fall war.

---

*) Eines ähnlichen Auftritts nach einer ähnlichen Veranlassung erwähnt Wienholt a. a. O S. 296 u. 297.

**) So nannte die Kranke schon in ihrer frühern Krankheit den wiederholt eintretenden und momentan wieder verschwindenden magnetischen Schlaf.

Um den Akt des Einschlafens und des Erwachens aus dem magnetischen Schlafe zu beobachten, ging ich an verschiedenen Tagen um die Zeit, wo dieser einzutreffen pflegte, zu der Kranken. Das Einschlafen ward durch meine Gegenwart etwas verfrühet und das Erwachen dadurch verspätet. Beide Akte waren mit einem Zwischenzustande von Bewußtlosigkeit verbunden, ähnlich dem gewöhnlichen Schlafe; beiden ging ein unruhiges Hin- und Herwerfen, tiefes Einathmen, beinahe ein Seufzen, Schwerhörigkeit und Sprachlosigkeit vorher. In beiden kam mir die Kranke vor, wie im Kampfe mit dem magnetischen Schlafe begriffen, indem sie sowohl beim Einschlafen die schweren Augenlieder erst oft gewaltsam wieder aufriß, bis sie endlich verschlossen blieben, als auch beim Erwachen mehremal fruchtlos die Augen zu öffnen sich bemühete, bis es zuletzt gelang. Nach diesem Kampfe kehrte helles Bewußtseyn zurück, welches nach beiden Akten sich gleich zu seyn schien, nur mit dem Unterschiede, daß es im Schlafwachen erhöhet war, woher es denn auch kam, daß die Kranke somnambül sich nicht nur dieses, sondern auch des wirklich wachenden Zustandes und alles dessen bewußt war, was in beiden Zuständen sich mit ihr und ihren Umgebungen ereignet hatte, während sie im wirklichen Wachen Nichts von dem wußte, was im Schlafwachen vorfiel, außer wenn sie es sich vielleicht während des letzteren aufgeschrieben hatte, was sie sehr oft that, und wenn es ihr im Wachen gesagt war.

Eines Tages erzählte sie mir, daß sie bei jedem meiner Besuche einen Schmerz mitten in der Brust bekäme, gerade an der Stelle, auf die ich meine linke Hand zu legen pflegte, während die rechte auf ihrem Kopfe ruhete. Nach ihrer Aussage sollte dieser Schmerz mit meinem längern Verweilen zunehmen und erst nach meinem Weggehen allmählig wieder verschwinden. Auf meine Frage, was sie den von diesem Schmerz halte, erklärte sie ihn für Krampf. Als ich ihr

aber erwiederte, ob sie ihn nicht vielleicht für von mir ihr mitgetheilt halte, weil ich seit Jahren oft an derselben Stelle der Brust Schmerzen hätte, antwortete sie mit sichtbarer großer Betrübniß, daß dies sehr wahrscheinlich sey, obgleich sie anfangs nicht daran gedacht habe. *) Sie blieb darauf einige Tage aus dieser Ursache niedergeschlagen, obwohl ich ihr versicherte, daß mein Brustübel nicht von Bedeutung sey. Als ich ihr nachher meine Hand nicht wieder auf die Brust legte, empfand sie auch keine Schmerzen wieder an der Stelle.

Am vier und zwanzigsten Mai, Nachts zwischen zwölf und ein Uhr, ward ich plötzlich zu einem Kranken gerufen und kam nach etwa einer halben Stunde stark durstend zurück, wovon meine Somnambüle Nichts erfahren konnte. Demungeachtet erzählte sie mir Abends ohne alle durch mich dazu gegebene Veranlassung, daß sie in der verflossenen Nacht zwischen zwölf und ein Uhr sehr unruhig gewesen sey und einen so starken Durst empfunden habe, wie noch niemals.

Den fünf und zwanzigsten Mai war die Kranke in ihrem gewöhnlichen Schlafwachen recht heiter und vergnügt, als wiederum Abends 5 ½ Uhr unter ihrem Fenster schwere Lasten, große Seetonnen nämlich, von einem Wagen auf die Erde geworfen wurden. Das hiedurch entstehende Getöse erschütterte die Kranke dermaßen, daß sie bald in Convulsionen verfiel, die noch mit großer Heftigkeit andauerten, als ich um sechs ein halb Uhr kam, welche aber durch gelindes Manipuliren vom Gesichte bis über die Brust nach einiger Zeit beseitigt wurden, so daß die bisher ganz besinnungslose Kranke nun auch wieder zu sprechen anfing. Dieser Zufall hatte die unangenehme Folge, daß die Kranke für die nächsten Tage sehr verstimmt

---

*) Ich erwähne hier absichtlich, daß die Kranke erst durch mich auf jenen Umstand aufmerksam gemacht war.

und matt war und an Blasenkrampf litt, der sich nur all mählig legte.

Die Kranke nahm in ihrem somnambülen Zustande sehr häufig Besuche an, und unter andern auch am zweiten, dritten und vierten Junius, jedesmal von verschiedenen Frauen, die nach kurzem Verweilen bei ihr, ohne alle weitere Veranlassung, zuerst Unruhe, dann Beklommenheit, Schwere in den Gliedern und stechende Schmerzen in denselben, vorzüglich aber Schwere der Augenlieder spürten, welche Erscheinungen die Somnambüle für Folgen ihrer magnetischen Einwirkung auf diese Frauen erklärte, und die sich bei wiederholten Besuchen derselben Frauen erneuerten. Auch späterhin ging es mehreren andern Frauenzimmern eben so, wovon ich selbst einmal Augenzeuge war. — Ich muß es dahin gestellt seyn lassen, wie viel Einfluß die Phantasie der Besuchenden auf diese Erscheinungen hatte.

Während dieser Zeit wollte die Kranke auch wieder einmal an ihrem plötzlichen Erwachen bei Nacht bemerkt haben, daß ich zu einem andern Patienten gerufen ward, so wie ein andremal mein spätes Zuhausekommen aus einer Gesellschaft, wobei ich aber nicht unterlassen darf, zu sagen, daß sie durch mich erst aufmerksam darauf gemacht ward, und daß sie ein andresmal, wo ich auch plötzlich bei Nacht geweckt ward, mich aber gegen die Somnambüle Nichts darüber hatte merken lassen, auch Nichts davon erwähnte.

Nach länger schon anhaltenden gelinden rheumatisch-katarrhalischen Beschwerden anderer Art bekam ich am zehnten Junius Zahnschmerzen an der linken Seite, ohne äusserliche, sichtbare Anschwellung des Zahnfleisches. So wenig von meinen früheren Beschwerden, wie von den Zahnschmerzen am genannten Tage, hatte die Kranke jemals gehört. Kaum hatte ich ihr Abends meine rechte Hand auf den Kopf gelegt, als sie anfing, über gewaltige Hitze zu klagen, die ihr meine

Hand verursache, und bald darauf über ein Stechen und Ziehen durch den Kopf, welches sich in ihrer linken Backe concentrire. Es verlor sich erst dann etwas bei ihr, als ich mich entfernt hatte, hielt aber im gelinden Grade mehrere Tage mit meinen Zahnschmerzen an.

Fast zu derselben Zeit litt ich an einer leichten Indigestion, wovon die Kranke ebenfalls nichts wußte. Als ich zu ihr kam, klagte sie sowohl im wachenden wie im schlafwachenden Zustande über starkes Aufstoßen, verbunden mit einem schlechten Geschmack, ohne daß sie mir eine Ursach der Magenverderbniß anzugeben wußte.

Von jetzt an war meine Kranke täglich nur noch drei Stunden somnambül, nämlich von fünf bis acht Uhr Abends, welches sie mir ganz zu Anfange dieses Monats genau auf den Tag, wo dieser abgekürzte Schlaf zuerst eintreten werde, vorhergesagt hatte. Zugleich bemerkte sie, daß sie späterhin nur einen Abend um den andern schlafen werde, bis sie gegen Ende des Junius ganz aufhöre, regelmäßig somnambül zu seyn: doch würde sich bis zum August einzeln noch ein leichter Schlaf einstellen.

Den eilften Junius trat ich gerade in das Zimmer, als die Kranke einschlafen wollte und schon mit verschlossenen Augen da lag. Sie erschrak und verfiel in gelinde Krämpfe, die aber nur wenige Minuten anhielten und sich von selbst wieder verloren.

Drei Tage hinter einander fuhr sie sehr häufig im magnetischen Schlafe zusammen; als Ursache davon gab sie an, daß ein Bekannter, gegen welchen sie bei jeder Gelegenheit großen Widerwillen äußerte, ihr jetzt nachrede, sie sey in ihrem Schlafe geistesverwirrt, da dies doch nicht wahr sey.

Am funfzehnten Junius sagte sie aus, daß sie am neunzehnten desselben Monats und von da an einen Tag um den andern nicht schlafen werde, welches auch eintraf. Doch war

sie den ersten Abend, wo der magnetische Schlaf ausblieb, so müde und wirklich schläfrig, daß sie in gewöhnlichen Schlaf gerieth*).

Das allgemeine Befinden der Kranken war jetzt so, daß es fast nicht besser seyn konnte. Von ihren Krämpfen hatte sich auch nicht eine Spur wieder eingestellt. Alle Funktionen gingen gut bei ihr von statten; sie ging öfters aus und war den größten Theil des Tages über mit Handarbeiten beschäftigt. Jedoch war der Mangel an Kräften ihr noch immer sehr fühlbar, und um ihm abzuhelfen, so erklärte sie schlafwachend, müsse sich der magnetische Schlaf noch öfter einstellen, wie sie Anfangs vorausgesagt habe, weshalb sich ihre Kur zu ihrem großen Mißvergnügen noch wohl etwas in die Länge ziehen werde. Späterhin bestimmte sie, daß sie vom neun und zwanzigsten Junius an immer nur den dritten Tag somnambül seyn werde, wie die Folgezeit auch lehrte. Dann pflegte sie aber bei übrigens vollkommenem Wohlbefinden besonders den letzten Tag vor dem magnetischen Schlafe sehr müde zu seyn und über Schmerz in den Augen zu klagen.

---

*) Wienholt macht a. a. O. S. 304. die Bemerkung, „daß der magnetische Schlaf den Abgang des natürlichen nicht ersetze," indem die Kranke damals im Wachen oft sehr müde war, weil der magnetische Schlaf bis tief in die Nacht anhielt, weshalb sie desto weniger Zeit im wirklichen Schlaf zubringen konnte. — Auch ich wunderte mich oft darüber, daß die Kranke nicht selten schon eine halbe Stunde nach ihrem Erwachen aus dem magnetischen Schlafe wieder in den wirklichen verfiel, was allerdings Wienholts Bemerkung zu bestätigen scheint. Demnach scheint aus der hier und späterhin noch öfters von mir gemachten Beobachtung hervorzugehen, daß der wirkliche Schlaf wenigstens einigermaßen den magnetischen ersetze, wenn auch nicht umgekehrt.

Hand verursache, und bald darauf über ein Stechen und Ziehen durch den Kopf, welches sich in ihrer linken Backe concentrire. Es verlor sich erst dann etwas bei ihr, als ich mich entfernt hatte, hielt aber im gelinden Grade mehrere Tage mit meinen Zahnschmerzen an.

Fast zu derselben Zeit litt ich an einer leichten Indigestion, wovon die Kranke ebenfalls nichts wußte. Als ich zu ihr kam, klagte sie sowohl im wachenden wie im schlafwachenden Zustande über starkes Aufstoßen, verbunden mit einem schlechten Geschmack, ohne daß sie mir eine Ursach der Magenverde[rbniß] anzugeben wußte.

Von jetzt an war meine Kranke täglich nur no[ch drei] Stunden somnambül, nämlich von fünf bis acht Uhr, welches sie mir ganz zu Anfange dieses Monats g[enau auf] den Tag, wo dieser abgekürzte Schlaf zuerst eintrete, vorhergesagt hatte. Zugleich bemerkte sie, daß sie nur einen Abend um den andern schlafen werde, b[is zu] Ende des Junius ganz aufhöre, regelmäßig somnam[bül zu sein,] doch würde sich bis zum August einzeln noch ein [lei]cht einstellen.

Den eilften Junius trat ich gerade in das [Zimmer, als] die Kranke einschlafen wollte und schon mit versch[lossenen Augen] da lag. Sie erschrak und verfiel in gelinde Krä[mpfe, die] nur wenige Minuten anhielten und sich von [selbst] verloren.

Drei Tage hinter einander fuhr sie sehr [heftig im mag]netischen Schlafe zusammen; als Ursache da[von gab sie an,] daß ein Bekannter, gegen welchen sie bei [Tage einen] großen Widerwillen äußerte, ihr jetzt nachrede, [sie sei im] Schlafe geistesverwirrt, da dies doch nicht w[ahr sei.]

Am funfzehnten Junius sagte sie aus, [daß sie am ...]zehnten desselben Monats und von da an [einen Abend um den] andern nicht schlafen werde, welches auch

elben
es ih=
nds ein
am neun
n Abend
te, außer
zu. Der

wieder einige
it und Angst,
d seyn sollten,
die bald wie=
stellt hatte, und
Zeit somnambül

erklärte sie, daß, da
grad erreicht habe,
lso zuerst wieder am
ce, was auch wahr

ie aufs Neue um den
m funfzehnten desselben
noch seltener einstellen
ren werde; jedoch müsse
nden Jahres nach einer
bei ihr erscheinen. *)
die Somnambüle mir an,
zwanzigsten desselben Mo=
il fürs Erste schlafen werde.

i erstenmale durch den Magne=
r, ward sie nach einer Pause
l, wie sie lange vorhergesagt
a. O. S. 329.

Ohne daß sich bis zum dreizehnten Julius etwas Bemerkenswerthes zugetragen hätte, erklärte mir die Somnambüle an diesem Tage, sie werde sich am funfzehnten desselben Monats schwer erkälten und dann am sechszehnten nicht zum Einschlafen kommen können, wobei sie viel werde ausstehen müssen. Ich besuchte sie an den genannten Tagen und fand ihre Aussage bestätigt. Den sechszehnten Abends, wo sie hätte schlafwachend werden müssen, lag sie in einem bewußtlosen, krampfartigen Zustande, welcher anhielt, bis ich sie etwa zehn Minuten lang magnetisirt hatte, worauf sich ein etwas ruhiger magnetischer Schlaf einstellte, in welchem sie wieder zu antworten anfing und aussagte, daß sie nun am achtzehnten schon und darauf wieder den dritten Tag schlafen werde, wie auch geschah. In diesem letzten Schlafe erklärte sie, daß sich derselbe von nun an immer den vierten Tag einstellen werde, und auch darin hielt sie Wort.

Den neun und zwanzigsten Julius erschrack die Somnambüle über einen Schuß so heftig, daß sie ihr Bewußtseyn verlor, welches sich jedoch bald nach meiner Ankunft, und nachdem ich sie einige Minuten magnetisirt hatte, wieder einstellte.

Den zweiten August verkündete sie im somnambülen Zustande, daß sie am vierten desselben Monats über die Fußmatte in ihrer Stube fallen werde, welches nicht weniger eintraf *).

Vom achtzehnten August an schlief sie immer nur den fünften Tag, wie sie an dem eben bemerkten Tage vorausgesagt hatte.

Am sieben und zwanzigsten August, Morgens, klagte sie über Seitenstiche, weswegen ich ihr ein allgemeines Aderlaß oder

---

*) Ein ähnliches Ereigniß erzählt Wienholt a. a. O. S. 284.

topische Blutentziehungen vorschlug; doch da sie denselben Abend noch somnambül werden mußte, so überließ ich dies ihrem eigenen Ausspruche, worauf sie denn auch Abends ein Aderlaß von zwölf Unzen verlangte. Dies ward erst am neun und zwanzigsten Morgens vorgenommen, und denselben Abend brachte sie, wie sie vor zwei Tagen vorausgesagt hatte, außer der Regel zwei Stunden im magnetischen Schlafe zu. Der Erfolg des Aderlasses war erwünscht.

Um die Mitte Septembers litt die Kranke wieder einige Zeit an Wallungen im Blute, an Beklommenheit und Angst, Zufällen, woran meine seltenen Besuche Schuld seyn sollten, worüber sie sehr bekümmert schien, und die bald wieder nachließen, nachdem ich mich öfter eingestellt hatte, und die Kranke einmal außer der gewöhnlichen Zeit somnambül geworden war.

Am vier und zwanzigsten September erklärte sie, daß, da auch ihr Kräftezustand jetzt den Normalgrad erreicht habe, sie von nun an alle acht Tage und also zuerst wieder am ersten October magnetisch schlafen werde, was auch wahr ward.

Am achten October befragte ich sie aufs Neue um den Eintritt des Schlafs, worauf sie mir am funfzehnten desselben Monats antwortete, daß er bald sich noch seltener einstellen und mit Ende Novembers ganz aufhören werde; jedoch müsse er in der Mitte Januars des folgenden Jahres nach einer starken Erkältung noch einmal wieder bei ihr erscheinen. *)

Am zwölften November zeigte die Somnambüle mir an, daß sie nun erst wieder am ein und zwanzigsten desselben Monats und außerdem nur noch Einmal fürs Erste schlafen werde.

*) Auch nachdem die Kranke zum erstenmale durch den Magnetismus hergestellt worden war, ward sie nach einer Pause aufs Neue wieder somnambül, wie sie lange vorhergesagt hatte. S. Wienholt a. a. O. S. 329.

Ohne daß sich bis zum dreizehnten Julius etwas kenswerthes zugetragen hätte, erklärte mir die Somn. an diesem Tage, sie werde sich am funfzehnten desselbe nats schwer erkälten und dann am sechszehnten nicht zum schlafen kommen können, wobei sie viel werde ausstehen r Ich besuchte sie an den genannten Tagen und fand ihre sage bestätigt. Den sechszehnten Abends, wo sie hätte wachend werden müssen, lag sie in einem bewußtlosen, k artigen Zustande, welcher anhielt, bis ich sie etwa zeh nuten lang magnetisirt hatte, worauf sich ein etwas magnetischer Schlaf einstellte, in welchem sie wieder worten anfing und aussagte, daß sie nun am ach schon und darauf wieder den dritten Tag schlafen wer auch geschah. In diesem letzten Schlafe erklärte sie, derselbe von nun an immer den vierten Tag einstelle und auch darin hielt sie Wort.

Den neun und zwanzigsten Julius erschrack die bule über einen Schuß so heftig, daß sie ihr Bewuß lor, welches sich jedoch bald nach meiner Ankunft, dem ich sie einige Minuten magnetisirt hatte, r stellte.

Den zweiten August verkündete sie im so Zustande, daß sie am vierten desselben Mona Fußmatte in ihrer Stube fallen werde, welches eintraf *).

Vom achtzehnten August an schlief sie imm fünften Tag, wie sie an dem eben bemerkten Ta sagt hatte.

Am sieben und zwanzigsten August, Morgens, Seitenstiche, weswegen ich ihr ein allgemeines

*) Ein ähnliches Ereigniß erzählt Wienholt a. a.

[illegible]

t hatte, obwohl sie
ht zu ahnen schien.
, ihr Zustand nicht
Sommer. Bald,
e Kranke zu ihrer
und zwanzigsten und
seyn werde, wie sie
ine Zeitlang täglich;
n, Salmiak und Al-
gefahren werden.

ends von 4 bis 7 Uhr
Zustand und ihr Brust-
somnambüler Zustand
ehender ward; denn daß
r, gestand sie selbst im
ar. — Da sich häufiges
n mit verordneten Arzney,
nung, daß letztere vielleicht
erändern; allein die Kranke
, daß das Erbrechen nicht
n von den in ihrem Körper
beigeführten Veränderungen,
durch das Erbrechen an Voll-
hrend schien die Zunahme der
ften und der Vollkommenheit
gleichmäßigen Verhältnisse und
ander zu stehen.

n Januar an ward die Arznei
Kranke bedeutend gebessert hatte
re der Meinung war, daß durch
ng unfehlbar erfolgen werde.

n Januar sagte sie aus, daß sie
einander und dann bis zum siebenten

Wie sie am ein und zwanzigsten vorausgesagt hatte, schlief sie nun am sieben und zwanzigsten zuletzt, wo ich sie eine kleine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit des magnetischen Schlafs besuchte und durch meine Gegenwart den Eintritt desselben um eine halbe Stunde verfrühete. — Nachdem sie mir noch einige Winke rücksichtlich ihrer künftighin vielleicht nöthigen ärztlichen Behandlung ertheilt hatte, daß ich z. B. bei ihrer steten Neigung zu Congestionen des Blutes nach Kopf und Brust mit Blutentziehungen nicht scheu seyn möchte, nahm sie von mir Abschied.

Meine gewesene Patientinn blieb nun bei vollkommenem Wohlseyn, bis sie, ihrer Voraussagung gemäß, gegen die Mitte Januars 1822 von einem heftigen Erkältungsfieber, verbunden mit Seitenstichen und trocknem Husten, einem harten und vollen Pulse u. s. w. befallen ward. Am funfzehnten Januar ward ich zuerst gerufen und verordnete ihr, neben einer antiphlogistisch = diaphoretischen Mixtur, ein Aderlaß von zwölf Unzen Bluts, worauf sie, wie ich wohl vermuthet hatte, Abends in magnetischen Schlaf gerieth und darin aussagte, daß sich derselbe am siebzehnten desselben Monats, Nachmittags von 4 bis 7 Uhr erneuern werde.

An diesem Tage fand ich sie auch wirklich zur bestimmten Stunde somnambül. Ihr Wesen war dießmal nicht anders wie früher in demselben Zustande. Sie verordnete sich, neben der Fortsetzung der angefangenen innerlichen Mittel, ein nochmaliges Aderlaß und erklärte, daß sie am zwei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Januar wieder somnambül werden würde, dann aber wahrscheinlich lange nicht mehr. — Auffallend war mir ihre Behauptung, es müsse mir seit einigen Tagen Etwas fehlen, wie sie sich ausdrückte; wenn ich nicht körperlich krank sey, so müsse mich sonst eine Sorge drücken. Ich hatte ihr zu dieser Idee bei meinen Morgenbesuchen gewiß nicht die entfernteste Veranlassung gegeben, und

doch konnte ich nicht leugnen, daß sie Recht hatte, obwohl sie die wahre Ursache meiner Verstimmung nicht zu ahnen schien. Ueberhaupt kam sie mir nicht so hellsehend, ihr Zustand nicht so vollkommen vor, wie im vergangenen Sommer. Bald, nachdem ich mich entfernt hatte, sagte die Kranke zu ihrer Gesellschafterinn, daß sie nicht bloß am zwei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Januar somnambül seyn werde, wie sie mir erklärt habe, sondern von jetzt an eine Zeitlang täglich; mit ihrer Mixtur (bestehend aus Brechwein, Salmiak und Althea-Abkochung), müsse, glaubte sie, fortgefahren werden.

Sie ward nun wirklich täglich Abends von 4 bis 7 Uhr somnambül, wobei sich ihr allgemeiner Zustand und ihr Brustübel in dem Maaße besserte, als ihr somnambüler Zustand vollkommener und sie in demselben hellsehender ward; denn daß sie dieß bisher nur wenig gewesen war, gestand sie selbst im Schlafwachen am neunzehnten Januar. — Da sich häufiges Erbrechen, besonders nach der von mir verordneten Arzney, einstellte, so wollte ich, in der Meinung, daß letztere vielleicht daran Schuld sey, dieselbe etwas verändern; allein die Kranke erklärte im magnetischen Schlafe, daß das Erbrechen nicht von der Arzney herrühe, sondern von den in ihrem Körper durch ihren jetzigen Zustand herbeigeführten Veränderungen, und daß der magnetische Schlaf durch das Erbrechen an Vollkommenheit gewinne. — Fortwährend schien die Zunahme der körperlichen Besserung der Kranken und der Vollkommenheit des magnetischen Schlafs im gleichmäßigen Verhältnisse und völliger Wechselwirkung zu einander zu stehen.

Vom acht und zwanzigsten Januar an ward die Arznei bei Seite gesetzt, da sich die Kranke bedeutend gebessert hatte und im magnetischen Schlafe der Meinung war, daß durch diesen allein gänzliche Genesung unfehlbar erfolgen werde.

Am neun und zwanzigsten Januar sagte sie aus, daß sie nun noch zwei Tage hinter einander und dann bis zum siebenten

Wie sie am ein und zwanzigsten vorausgesagt hatte, schlief sie nun am sieben und zwanzigsten zuletzt, wo ich sie eine kleine Stunde vor der gewöhnlichen Zeit des magnetischen Schlafs besuchte und durch meine Gegenwart den Eintritt desselben um eine halbe Stunde verfrühete. — Nachdem sie mir noch einige Winke rücksichtlich ihrer künftighin vielleicht nöthigen ärztlichen Behandlung ertheilt hatte, daß ich z. B. bei ihrer steten Neigung zu Congestionen des Blutes nach Kopf und Brust mit Blutentziehungen nicht scheu seyn möchte, nahm sie von mir Abschied.

Meine gewesene Patientinn blieb nun bei vollkommenem Wohlseyn, bis sie, ihrer Voraussagung gemäß, gegen die Mitte Januars 1822 von einem heftigen Erkältungsfieber, verbunden mit Seitenstichen und trocknem Husten, einem harten und vollen Pulse u. s. w. befallen ward. Am funfzehnten Januar ward ich zuerst gerufen und verordnete ihr, neben einer antiphlogistisch-diaphoretischen Mixtur, ein Aderlaß von zwölf Unzen Bluts, worauf sie, wie ich wohl vermuthet hatte, Abends in magnetischen Schlaf gerieth und darin aussagte, daß sich derselbe am siebzehnten desselben Monats, Nachmittags von 4 bis 7 Uhr erneuern werde.

An diesem Tage fand ich sie auch wirklich zur bestimmten Stunde somnambül. Ihr Wesen war dießmal nicht anders wie früher in demselben Zustande. Sie verordnete sich, neben der Fortsetzung der angefangenen innerlichen Mittel, ein nochmaliges Aderlaß und erklärte, daß sie am zwei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Januar wieder somnambül werden würde, dann aber wahrscheinlich lange nicht mehr. — Auffallend war mir ihre Behauptung, es müsse mir seit einigen Tagen Etwas fehlen, wie sie sich ausdrückte; wenn ich nicht körperlich krank sey, so müsse mich sonst eine Sorge drücken. Ich hatte ihr zu dieser Idee bei meinen Morgenbesuchen gewiß nicht die entfernteste Veranlassung gegeben, und

doch konnte ich nicht leugnen, daß sie Recht hatte, obwohl sie die wahre Ursache meiner Verstimmung nicht zu ahnen schien. Ueberhaupt kam sie mir nicht so hellsehend, ihr Zustand nicht so vollkommen vor, wie im vergangenen Sommer. Bald nachdem ich mich entfernt hatte, sagte die Kranke zu ihrer Gesellschafterinn, daß sie nicht bloß am zwei und zwanzigsten und vier und zwanzigsten Januar somnambül seyn werde, wie sie mir erklärt habe, sondern von jetzt an [illegible] täglich, mit ihrer Mixtur (bestehend aus [illegible] Salmiak und Al-thea-Abkochung), müsse, glaubte sie, ausgesetzt werden.

Sie ward nun wirklich täglich [illegible] Uhr somnambül, wobei sich ihr allgemeines [illegible] und ihr Nerven-übel in dem Maaße besserte, als [illegible] vollkommener und sie in demselben [illegible] denn da sie dieß bisher nur wenig gewesen [illegible] Schlafwachen am neunzehnten Januar [illegible] Erbrechen, besonders nach der [illegible] einstellte, so wollte ich, in der [illegible] daran Schuld sey, dieselbe etwas [illegible] erklärte im magnetischen Schla[illegible] von der Arzney herrühe, sondern [illegible] durch ihren jetzigen Zustand [illegible] und daß der magnetische Schl[illegible] kommenheit gewinne. — Bei [illegible] körperlichen Besserung der [illegible] des magnetischen Schlafs [illegible] völliger Wechselwirkung zu [illegible]

Vom acht und zwan[illegible] bei Seite gesetzt, da sie [illegible] und im magnetischen [illegible] diesen allein gänzliche [illegible]

Am neun und [illegible] nun noch zwei Tage [illegible]

Februar einen Tag um den andern schlafen werde, wie auch eintraf.

Am ersten Februar fand ich die Somnambüle vorzüglich aufgeweckt, und was sie nie gethan hatte, sie sprach von dem künstlichen Bau des menschlichen Körpers, von seiner Verbindung mit der Seele, von den verschiedenen Seelenkräften, dem Gedächtnisse, der Phantasie, dem Denkvermögen u. s. w., zwar mit wenig Worten, aber mit solcher Präcision, wie ich sie ihr nicht zugetraut hatte. — Beym Weggehen bat sie mich, daß ich, wo möglich, doch am fünften Februar, wenn sie magnetisch schliefe, zu ihr kommen möchte.

An dem eben genannten Tage, so wie am siebenten, wo sie zuletzt somnambül war, äußerte sie, daß sie nun für eine lange Folgezeit im Ganzen recht gesund bleiben werde und wiederholte, was sie auch im November zuvor am Schlusse ihres Schlafwachens bemerkt hatte, daß sich ihre Wallungen im Blute wohl von Zeit zu Zeit erneuern würden, wo ich dann nur nicht sparsam mit Blutlassen seyn möge. Nach Aderlässen würde sich aber doch ihr somnambüler Zustand einzeln wieder einstellen.

Von jener Zeit an bis jetzt (Ende May's 1823) ist die Person vollkommen wohl geblieben.

---

## Nachrichten über die Privat-Anstalt für Gemüthskranke zu Rokwinkel (Kirchspiel Oberneuland) im Gebiete der freien Hansestadt Bremen, nebst Bemerkungen über die Behandlung der dasigen Irren.

von

Herrn H. Engelken, Med. Dr.

---

Die hiesige Privatanstalt bestand als solche von dem Jahre 1770 bis 1817 unter der Leitung meines verstorbenen Vaters

Seit zwanzig Jahren habe ich als praktischer Arzt mit der Behandlung gemüthskranker Personen unter Anleitung meines Vaters mich ausschliesslich beschäftiget und nach dem Ableben desselben die Anstalt übernommen und ganz neu regulirt. Sie liegt zwei Stunden von Bremen in der angenehmsten Gegend des bremischen Gebiets in dem Dorfe Rokwinkel, umkränzt von Gehölzen, Wiesen und Kornfeldern. Ein grosser Garten und die Gehölze ringsum bieten angenehme Spaziergänge und die Nähe Bremens Unterhaltung dar.

Die Anstalt selbst begreift vier von einander getrennte Gebäude, von denen, um jeder Gefahr vorzubeugen, jedes nur von einem Stockwerk Höhe ist. Eines dieser Gebäude bewohnen ruhige männliche Irren nebst ihren Wärtern, das andere weibliche nebst ihren Wärterinnen; das dritte lärmende Irren, das vierte ich selbst nebst den Reconvalescenten. In jedem der drei zuerst genannten Gebäude, die ich bequem aus meinem Wohnzimmer übersehen kann, befindet sich ein grosses Wohnzimmer und für jedes Individuum ein geräumiges, hohes, helles, trocknes Schlafzimmer. In jedem der grossen Wohnzimmer ist ein Ofen, der von aussen geheizt und durch eine verschliessbare eiserne Thüre unbefugten Händen unzugänglich ist. Die Schlafzimmer, mit hölzernen Fussböden versehen, liegen nach Westen und sind ohne Oefen, die Thüren derselben durch eiserne Riegel verschliessbar, die Fenster mit eisernen Stäben versehen; jede Bettsponde ist niedrig und durch eiserne Schrauben an den Fussboden befestigt. Abends werden allen Irren, sowohl den männlichen als den weiblichen, die Kleidung abgenommen, und auf dem Gange vor den Gemächern sogenannte Böcke aufgestellt zur Schlafstätte für die Wächter, die am Morgen wieder fortgeschaft werden; ausserdem ist noch ein Wächter angestellt, Nachts die Gebäude zu umgehen und jedes Verdächtige zur Kunde zu bringen. In dem vierten der Gebäude hat jeder der Reconvalescenten sein eige-

Februar einen Tag um den andern schlafen werde, wie auch eintraf.

Am ersten Februar fand ich die Somnambüle vorzüglich aufgeweckt, und was sie nie gethan hatte, sie sprach von dem künstlichen Bau des menschlichen Körpers, von seiner Verbindung mit der Seele, von den verschiedenen Seelenkräften, dem Gedächtnisse, der Phantasie, dem Denkvermögen u. s. w., zwar mit wenig Worten, aber mit solcher Präcision, wie ich sie ihr nicht zugetraut hatte. — Beym Weggehen bat sie mich, daß ich, wo möglich, doch am fünften Februar, wenn sie magnetisch schliefe, zu ihr kommen möchte.

An dem eben genannten Tage, so wie am siebenten, wo sie zuletzt somnambül war, äußerte sie, daß sie nun für eine lange Folgezeit im Ganzen recht gesund bleiben werde und wiederholte, was sie auch im November zuvor am Schlusse ihres Schlafwachens bemerkt hatte, daß sich ihre Wallungen im Blute wohl von Zeit zu Zeit erneuern würden, wo ich dann nur nicht sparsam mit Blutlassen seyn möge. Nach Aderlässen würde sich aber doch ihr somnambüler Zustand einzeln wieder einstellen.

Von jener Zeit an bis jetzt (Ende May's 1823) ist die Person vollkommen wohl geblieben.

---

## Nachrichten über die Privat-Anstalt für Gemüthskranke zu Rokwinkel (Kirchspiel Oberneuland) im Gebiete der freien Hansestadt Bremen, nebst Bemerkungen über die Behandlung der dasigen Irren.

von

Herrn H. Engelken, Med. Dr.

---

Die hiesige Privatanstalt bestand als solche von dem Jahre 1770 bis 1817 unter der Leitung meines verstorbenen Vaters

Seit zwanzig Jahren habe ich als praktischer Arzt mit der Behandlung gemüthskranker Personen unter Anleitung meines Vaters mich ausschließlich beschäftiget und nach dem Ableben desselben die Anstalt übernommen und ganz neu regulirt. Sie liegt zwei Stunden von Bremen in der angenehmsten Gegend des bremischen Gebiets in dem Dorfe Rokwinkel, umkränzt von Gehölzen, Wiesen und Kornfeldern. Ein großer Garten und die Gehölze ringsum bieten angenehme Spaziergänge und die Nähe Bremens Unterhaltung dar.

Die Anstalt selbst begreift vier von einander getrennte Gebäude, von denen, um jeder Gefahr vorzubeugen, jedes nur von einem Stockwerk Höhe ist. Eines dieser Gebäude bewohnen ruhige männliche Irren nebst ihren Wärtern, das andere weibliche nebst ihren Wärterinnen; das dritte lärmende Irren, das vierte ich selbst nebst den Reconvalescenten. In jedem der drei zuerst genannten Gebäude, die ich bequem aus meinem Wohnzimmer übersehen kann, befindet sich ein großes Wohnzimmer und für jedes Individuum ein geräumiges, hohes, helles, trocknes Schlafzimmer. In jedem der großen Wohnzimmer ist ein Ofen, der von aussen geheizt und durch eine verschließbare eiserne Thüre unbefugten Händen unzugänglich ist. Die Schlafzimmer, mit hölzernen Fußböden versehen, liegen nach Westen und sind ohne Oefen, die Thüren derselben durch eiserne Riegel verschließbar, die Fenster mit eisernen Stäben versehen; jede Bettsponde ist niedrig und durch eiserne Schrauben an den Fußboden befestigt. Abends werden allen Irren, sowohl den männlichen als den weiblichen, die Kleidung abgenommen, und auf dem Gange vor den Gemächern sogenannte Böcke aufgestellt zur Schlafstätte für die Wächter, die am Morgen wieder fortgeschaft werden; außerdem ist noch ein Wächter angestellt, Nachts die Gebäude zu umgehen und jedes Verdächtige zur Kunde zu bringen. In dem vierten der Gebäude hat jeder der Reconvalescenten sein eige-

nes Wohn- und Schlafzimmer. Eine angemessene Bibliothek, musikalische Instrumente, Kegelschieben und erheiternde Spaziergänge tragen zur Annehmlichkeit ihres Lebens bei.

Als Zwangsapparate besitzt die Anstalt Zwangscamisöler, Zwangsstühle, gepolsterte Hand- und Fußbänder.

**Kost.**

Sie besteht des Morgens aus Kaffee und Butterbrod, Mittags aus Suppe, Gemüse und abwechselnd aus Fleisch, Wild und Fischen. Nachmittags Kaffe. Abends für Kranke aus der höhern Volksklasse Thee und Butterbrod; für die aus der niedern statt des Thees Bier.

Um den gegen jede Irrenanstalt gehegten Verdacht von grausamer Behandlung der Unglücklichen von der hiesigen zu entfernen, werde hier das Verhältniß des Arztes und der Wärter zu den ihnen anvertrauten Irren und die Art ihrer Lebensweise erwähnt. Den Wärtern ist allein die Aufsicht übertragen; die Behandlung der Irren habe ich mir vorbehalten, und der genauen Befolgung meiner Befehle in dieser Hinsicht bin ich um so eher gewiß, da ich beständig in dem Institute zugegen bin. Dem Arzte sind jene Unglücklichen anvertraut; seiner Ueberzeugung nach darf er Zwangsmittel anwenden, nie aber zugeben, daß Wärter, die vielleicht der Zorn übermannt, sie hart behandeln. Dieses zu verhüten, ist in jedem der Gebäude folgende Instruction für die Wärter angeschlagen, auf deren Befolgung ich scharf sehe:

1. Den Irrenwärtern und Wärterinnen wird hiermit bei Verlust ihres Dienstes und des rückständigen Gehaltes anbefohlen: jeden Kranken mit der größten Sanftmuth zu behandeln, keinen zu stoßen, zu schlagen oder überhaupt zu mißhandeln.

2. Wird es ihnen zur besondern Pflicht gemacht, genau darauf zu achten, daß die Kranken keine gefährliche Werkzeuge als Messer, Scheeren, Nägel, Stricke u. s. w. bei sich führen.

3. Zwangmittel dürfen nie anders, als auf Befehl und in Gegenwart des Arztes angewendet werden, und ist den Wärtern verboten, solche eigenmächtig zu gebrauchen.

4. Auch haben die Wärter genau darauf zu achten, daß männliche und weibliche Irren nie mit einander sprechen.

5. Keinem männlichen Irren ist erlaubt, sich selbst zu rasiren.

6. Die Krankenstuben und Kammern müssen stets reinlich gehalten, und die Betten, wo möglich, täglich ausgelüftet werden.

7. Den Kranken ist verboten, in die Küche zu gehen und auf den Boden zu steigen.

8. Es darf den Kranken kein Geld geliehen oder etwas geborgt werden.

9. Auch dürfen keine Briefe von den Kranken angenommen und befördert werden.

10. Den Reconvalescenten ist erlaubt, Taback zu rauchen, doch nur aus Pfeifen mit einem Deckel.

Jedem der sich in meinem Institute befindlichen Irren ist so viele persönliche Freiheit gestattet, wie möglich; der Mißbrauch derselben wird durch genaue Aufsicht zu verhüten gesucht: wenn er demohngeachtet eintritt, so werden folgende Zwangmittel angewendet: 1) Abbruch der gewöhnlichen Speisen; 2) Halbe Kost; 3) Hungerleiden; 4) Einsperren; 5) Hungerleiden mit Einsperren; 6) Bekleidung mit der Zwangsweste; Sitzen auf dem Zwangsstuhle; 7) Binden der Hände, gewöhnlich nur bei lärmenden Irren.

Alles dieses geschieht doch nur auf Befehl und in Gegenwart des Arztes, und daher die Macht, die er über die Kranken hat. Durch diese Einrichtung ist es mir gelungen, mich bei den in in meinem Institnte sich befindenden Irren dermaßen in Autorität zu setzen, daß ich durch einen Wink mehr vermag, als die Wärter durch Drohungen, und so lange ich der An-

stalt vorstehe, bin ich, was den Wärtern oftmals passirte, nie, weder von lärmenden, noch ruhigen Irren thätlich beleidigt worden. Uebrigens artet diese über sie erlangte Herrschaft nie in Despotie aus; auch werden nie Schläge oder sonstige Thätlichkeiten angewendet. Zur Abstellung von Unarten werden die oben erwähnten Zähmungsmittel angewendet; wo jene nicht sind, suchen eine möglichst gütige Behandlung und Erheiterung jeder Art ihren Zustand angenehm zu machen. Folgendes ist ihre Lebensweise.

Morgens sechs Uhr werden die Schlafzimmer von den Wärtern zum Aufstehen geöffnet; um sieben Uhr Kaffeetrinken und Frühstücken, um acht Uhr Spazierengehen mit den Wärtern bis neun Uhr; hierauf Beschäftigung: für männliche Irren Gartenarbeit, Kegelschieben, wo möglich, Lesen und Musiciren; für weibliche Haus- und Handarbeit und wo möglich Lesen und Musiciren. Um zwölf Uhr wird gegessen, von eins bis zwei Uhr geschlafen; um drei Uhr Kaffeetrinken, von vier bis sechs Uhr Beschäftigung, von sechs bis acht Uhr Spazierengehen, um neun Uhr Abendessen, um zehn Uhr Schlafengehen. Lärmende Irren sind im Sommer im Freien unter der Aufsicht der Wärter und im Winter in den ihnen angewiesenen Localen, von den Wärtern beobachtet, sich überlassen.

## Innere Mittel.

Ekelkur; Emetica und Narcotica.

Bäder werden deshalb wenig angewendet, weil die meisten Kranken solche vorher lange ohne Erfolg gebraucht haben.

Tabellarische Uebersicht

aller, seit dem 21. Nov. 1819 bis Ende Juli 1822 hieselbst verpflegten und behandelten Gemüthskranken

| Namen. | Geburtsort. | Gewerbe. | Alter. | Aufnahme. | Entlassung. | Ausgang der Krankheit. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| J. H. | F. | Landmann | 35 | 31. Nov. 1819 | 30. Dec. 1819 | geheilt |
| Soph. L. | B. | | 20 | 1. Dec. 1819 | 30. Dec. 1819 | ungeheilt |
| Johann W. | O. | Landmann | 18 | 2. Dec. 1819 | 30. Dec. 1819 | geheilt |
| Frau L. | R. | | 40 | 3. Dec. 1819 | 3. März 1820 | ungeheilt |
| Marg. B. | O. | Dienstmagd | 25 | 5. Dec. 1819 | 4. März 1820 | geheilt |
| Soph. B. | D. | Dienstmagd | 26 | 10. Dec. 1819 | 5. März 1820 | geheilt |
| Bernh. S. | L. | Uhrmacher | 30 | 22. Dec. 1819 | 6. März 1820 | geheilt |
| Frau K. | B. | | 35 | 24. Dec. 1819 | 9. März 1820 | ungeheilt |
| Friedr. C. | R. | Kaufmann | 30 | 25. Dec. 1819 | 10. Apr. 1820 | geheilt |
| Frau D. | St. | Bäuerinn | 57 | 28. Dec. 1819 | 10. Apr. 1820 | gestorben |
| Friedr. L. | B. | Pächter | 40 | 30. Dec. 1819 | 25. Mai 1820 | ungeheilt |
| Frau P. | O. | Bäuerinn | 42 | 30. Dec. 1819 | 26. Mai 1820 | geheilt |
| Herm. M. | D. | Landmann | 60 | 30. Dec. 1819 | 20. Febr. 1820 | geheilt |
| Marg. M. | O. | Bauerfrau | 25 | 2. Jan. 1820 | 2. Febr. 1820 | geheilt |
| Fried. H. | B. | Zimmermann | 30 | 2. Jan. 1820 | 2. Apr. 1820 | geheilt |
| Heinr. M. | H. | Kaufmann | 36 | 3. Jan. 1820 | 5. Mai 1820 | ungeheilt |
| Eduard S. | H. | Kaufmann | 36 | 20. Febr. 1820 | 21. Mai 1820 | geheilt |
| Carl D. | B. | Zimmermann | 24 | 10. März 1820 | 15. Mai 1820 | geheilt |
| Marg. L. | O. | Dienstmagd | 20 | 1. Apr. 1820 | 1. Juni 1820 | geheilt |
| Gesche K. | K. | Bauerntochter | 18 | 5. Apr. 1820 | 15. Mai 1820 | geheilt |
| Eduard H. | B. | Predigerssohn | 15 | 4. Mai 1820 | 4. Oct. 1820 | geheilt |
| Ferd. O. | S. | Oeconom | 50 | 15. Mai 1820 | 16. Apr. 1821 | gestorben |

| Namen. | Geburtsort | Gewerbe. | Alter. | Aufnahme. | Entlassung. | Ausgang der Krankheit. |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Heinr. W. | L. | Kaufmann | 25 | 17. Juni 1820 | 2. Dec. | geheilt |
| Heinr. B. | G. | Zimmermann | 30 | 19. Juni 1820 | 4. Aug. | geheilt |
| Joh. S. | O. | Zimmermann | 20 | 28. Juni 1820 | 1. Dec. | geheilt |
| Heinr. G. | B. | Schuster | 40 | 20. Juli 1820 | 20. Nov. | gestorben |
| H. W. | L. | Kaufmann | 50 | 20. Juli 1820 | 20. Nov. 1821 | gestorben |
| F. B. | B. | Müller | 36 | 30. Aug. 1820 | 30. Jan. 1821 | ungeheilt |
| W. M. | St. P. | Kaufmann | 36 | 10. Sept. 1820 | 10. Jan. 1821 | geheilt |
| H. D. | H. | Landmann | 34 | 13. Oct. 1820 | 15. Nov. | geheilt |
| Frau L. | T. | | 40 | 12. Jan. 1821 | 12. Mai | geheilt |
| F. S. | H. | Landmann | 50 | 25. Jan. 1821 | 25. Mai | geheilt |
| S. W. | H. | Landmann | 30 | 12. Juli 1821 | 12. Aug. | ungeheilt |
| F. R. | T. | Schmidt | 32 | 5. Aug. 1821 | 28. Oct. | geheilt |
| Herm. W. | D. | Matrose | 35 | 7. Aug. 1821 | 6. Dec. | gestorben |
| Demoisf. S. | H. | | 32 | 10. Sept. 1821 | | |
| H. W. | H. | Metzger | 22 | 3. Oct. 1821 | 6. Apr. 1822 | geheilt |
| J. P. H. | W. | Kaufmann | 22 | 12. Oct. 1821 | 12. Feb. 1822 | geheilt |
| J. D. S. | R. | Dienstmagd | 24 | 6. Nov. 1821 | 4. Dec. | geheilt |
| J. Chr. N. | L. | Candid. Theolog. | 30 | 7. Febr. 1822 | | |
| G. K. | W. | Bauerfrau | 51 | 21. März 1822 | 24. Juli | geheilt |
| Herr K. | B. | Steuereinnehmer | 36 | 29. März 1822 | | |
| Betty K. | B. | Pastorinn | 32 | 20. Apr. 1822 | | |
| H. D. | H. | Landmann | 31 | 22. Apr. 1822 | | |
| F. B. | M. | Landmann | 61 | 18. Mai 1822 | | |
| H. A. | L. | Kaufmann | 39 | 3. Juni 1822 | | |
| C. W. | H. | Landmann | 36 | 8. Juni 1822 | | |
| Frau H. | G. | | 36 | 10. Juni 1822 | | |

# Unglückliches Ende einer Künstlerinn durch Ekstase des Gefühllebens;

von

Herrn Professor Grohmann.

---

Wenn in dem gewöhnlichen Leben nicht selten Fälle vorkommen, wo das Leben sich auf eine gewaltsame Weise entscheidet, so ist dies um so trauriger und überraschender, wenn ein solches Ende ein Leben trifft, das so reich ausgestattet war mit Gemüthsgaben und das selbst durch seine ganze Haltung weit über den schroffen Abbruch einer solchen Gewalt zu stehen schien. Allein auch hier lehrt die Erfahrungsseelenkunde, daß selbst bis in das innerste und geistigste Seelenleben sich ein Faden ziehet, der, aus sinnlichem Stoffe gewebt, die Seele manchen Zufällen Preis giebt, über welche sie nicht scheint Herr oder Meisterinn werden zu können. Es nimmt uns am meisten Wunder, wenn ein schroffes Ende ein Leben trifft, welches reich an Kunstbildungen sich seine eigene schöne Welt von Idealen zu dichten und zu bauen gewohnt war.

Die äußeren Umstände dieses Lebensendes, so wie im allgemeinen die der näheren Persönlichkeit, berühre ich nicht. Sie sind auch zu bekannt, sie sind durch den Namen der Künstlerinn lebhaft genug der öffentlichen Theilnahme vorgeführt worden, als daß eine nähere Bezeichnung hier nothwendig wäre. Vielmehr mögen wir gern das unglückliche Ende, welches sich nicht gern mit Namen ausspricht, auch durch Stillschweigen des Namens und einer näheren Personificirung ehren. Wir finden in dem idealen Leben, welches sich der so grausen Wirklichkeit hingab, Stoff genug zu belehrenden psychologischen Unterhaltungen.

Das Künstlerleben hat zwei Seiten, wodurch es mehr als ein jedes andere gefährdet wird. Das Element, in welchem es schwebet, ist Gefühl und Phantasie, ist jene Idealisirung, die oft so weit von dem gewöhnlichen Leben entfernt ist. Es gehört ohnstreitig eine eigene Stärke des Gemüthes dazu, die Extreme, welche dieses Leben binden, in einer freundschaftlichen Vereinigung zu erhalten, so daß nicht die hehre Kunst in ihrer Idealität durch die Sitte des Lebens untergehe, aber auch dieses nothwendige Leben, gleichsam die Prosa des Stücks, durch die Gefühlsdichtung von seinen festen und haltbaren Formen nichts verliere. Geht die Dichtung in dem Gemüthe so zum Leben über, daß das subjektive Gebild gleichsam die lebende Person selbst wird, so kann es nicht fehlen, daß zwischen Kunst und Lebensprosa ein Kontrast entstehe, der kaum auf irgend eine Weise ausgeglichen werden kann.

Das weibliche Gemüth, welches vielleicht überhaupt schon wegen seines feinern Gewebes Dichtung weniger von der Wirklichkeit zu trennen weiß oder beides gern in Einklang zu bringen sucht, — das Gemüth, in welchem unmittelbar die Phantasie mehr mit dem Gefühl verschmilzt und die Einbildungskraft weniger Macht hat, bald die Grenzen zwischen Ideal und Wirklichkeit zusammenzuhalten, bald sie, wo es die Trennung fodert, zu scheiden, läuft doppelt große Gefahr, mitten in den schönen Gebilden, in welchen seine Kunst lebt, gestört, durch die rauhe Wirklichkeit unterzugehen, oder endlich, wie aus dem Himmel gefallen, sich dem gemeinsten Zufall, dem Schicksal, Preis zu geben. In dem poetischen Gemüth verschmelzen überhaupt die beiderseitigen Grenzen wie in einem Nebel, durch welchen die Sonne scheint. Die irdischen Gebilde nehmen den Schein des Morgenroths an, und in den Wolken spiegeln sich im zarten Umrisse die großen Gegenstände des Lebens, welche unsern Sinn und unser Herz festhalten. Es mag leicht seyn, zu einem solchen Gemüthe zu sagen, daß es

sich nicht auf der Spiegelfluth oder in dem Gewölke seiner Dichtung verlieren möge. Wie findet hier eine Scheidung statt, bei welcher entweder unmittelbar das Gemüth in seiner Kunst sinken oder zu einer höheren Kunst, die selbst mächtiger über Leben und Dichtung gebieten kann, sich erheben müßte!

Die Kunst, in welcher die Phantasie mit dem Gefühl verschmilzt, hat überhaupt ein eigenes Gepräge, welches an sich schon das Gemüth mehr oder weniger zu einer gewissen Behaglichkeit oder Unbehaglichkeit, zu einem Kontraste in sich selbst, zu stimmen pflegt, ich meine die Romantik oder Sentimentalität, welche, entweder erfreulicher oder düsterer, ihre Töne des Schmerzes nnd der Wehmuth laut werden läßt, — die Romantik, die in sich selbst einen Gegensatz von Freiheit und Sprödigkeit, von irdischer und himmlischer Form trägt, einen Gegensatz, in welchem dann so leicht auch das gewöhnliche Leben zu dem Kunstleben erscheinen kann. Für ein solches Gemüth tritt dann das gewöhnliche Leben entweder in dem Scheine der Kunst auf, alles soll jenes ritterliche, jenes magische, jenes ahndungsvolle Bild von Hingebung und Erhebung an sich tragen, oder es verfällt in jene mißmuthige, widerstrebende Stimmung, wo die höhere Resignation endlich in die Leidenheit eines schwächern Gemüthes übergehet.

Ist es das Loos ein . solchen Gemüthes, immer an das Geschick anzuringen, nur immer sehnend und wünschend das Land vor sich zu sehen, nach welchem die Erfüllung der endlichen Wünsche zusteuert; ist ihm das Loos, in den Umgebungen des Lebens sich selbst mehr anheimgegeben zu sehen: was dürfen wir uns dann wundern, wenn endlich der Blüthenkranz, von einem herben Winde getroffen, sich von seinem Stamme löset und auf Fluthen hinstreuet, — wenn die leichten Fittige des Lebens endlich in dem heftigern Strome des Lebens untersinken!

So viel ich beobachtet habe, liegt in dieser Stimmung

des Seelenlebens, in dieser Stimmung der Poesie ungemein viel Gefahr für Glück und Ruhe, mag dieses Seelenleben nun diese oder jene Richtung haben. Es liegt in dieser Stimmung eine eigene Verschmelzung von Wahrheit und Schein, von Licht und Dunkel, und das Leben gleicht hier der schwimmenden Luft zwischen Licht und Nebel. — So viel ich beobachtet habe, ist zur glücklichen Führung jeder Art des Lebens die glückliche Verbindung von äußerer Wirklichkeit und innerer Dichtung nothwendig, so daß die Seele von dem Fluge, welchen sie nimmt, ausruhe in den gewöhnlichen Geschäften des Lebens, um dann desto freier und kräftiger sich auf den Wogen der höheren Wünsche und Ideale erheben zu können. Und nicht allein ist dieses nöthig für dasjenige Leben, welches durch poetische Gefühle sich über den gewöhnlichen Gang der Dinge erhebt; die Natur hat es überhaupt zum Grundsatz gemacht, daß auch der höchste und schönste Blüthenbaum eine Stütze in den niedern Elementen der Erde und den haltbareren Formen finde, die das irdische Seyn von dem himmlischen scheiden. Es kann so leicht ein Leben durch Gefühle, durch Ideen untergehen; auch das reichste und schönste Gemüth ist nicht davor gesichert, wenn es nicht die Mitte des Stromes zwischen den zwei Ufern hält, wo Welt und Ewigkeit, Hoffnung und Wirklichkeit, sich scheiden, damit nicht die Wehmuth des lyrischen Gesangs endlich zu dem Schmerzensgefühl des endlichen Lebens herabfalle.

---

## Beitrag zur Geschichte der Todes-Ahndungen;

von

Herrn Dr. W. Krimer,

praktischem Arzte zu Aachen.

---

C. S., ein Mann von sechs und dreißig Jahren, von dauerhaftem starkem Körperbau, eine kalte verschlossene Natur,

Leidenschaftslos, ohne Liebe, ohne Haß, doch bieder, redlich und im hohen Grade wahrheitsliebend, von Vaterlandsliebe begeistert, soll, nach demjenigen, was ich von seinen Bekannten nach seinem Tode erfuhr, als Jüngling gesellig, lebhaft und hingebend gewesen seyn; doch viele traurige Ereignisse, die ihm, dem früher bemittelten, zuletzt den dürftigen Lebensunterhalt raubten, mannichfaltige Täuschungen, untreue Liebe, und der damalige traurige Zustand seines geliebten Vaterlandes gaben ihm in kurzem die nachherige ernste Stimmung. Von nun an beseelte ihn kein anderes Gefühl als die Rettung und Befreiung von Feindesfesseln. Er wurde Soldat, und zeichnete sich bei allen Gelegenheiten durch Muth, Entschlossenheit, Klugheit und Ordnungsliebe aus, so daß er nach wenigen Jahren Offizier wurde. Auch in dieser Würde änderte er unter günstigeren Aussenverhältnissen seine Denk- und Handlungsweise nicht; er behandelte seine Untergebenen mit Strenge, doch ohne Härte, die er selbst an Andern nicht dulden konnte, besuchte keine Gesellschaften, floh sie aber auch nicht; indeß konnte man ihn nie dazu bereden, an irgend einem Vergnügen Theil zu nehmen, und drang man in ihn, so gab er kurze Antworten, oder wenn es zu lange währte, so schwieg er ganz stille, rauchte eine Pfeife und schien an nichts zu denken. Er sprach von nichts lieber, als von wissenschaftlichen, besonders geschichtlichen Gegenständen, namentlich von der Geschichte und Taktik der Römer. Nie konnte man ihn in einen Streit verwickeln, er blieb immer ruhig, brachte kalt seine Gründe vor, nahm Zurechtweisungen bereitwillig an, und drang niemanden seine oft sehr gediegenen Meinungen auf. Mit der Ausübung seiner evangelischen Religionsgebräuche schien er es nicht strenge zu nehmen; doch achtete er sie, und ließ sich nie in ein Gespräch darüber ein. Eine besondere Geschlechtsneigung hatte man seit jener Epoche nie wieder an ihm bemerkt; er war zwar gegen Frauen gefällig, und in ihrem Kreise, so lange sich das Gespräch

nicht auf Persönlichkeiten, namentlich auf seine bezog, gesprächig, ja nicht selten treffend humoristisch; doch am liebsten war er unter seinen Soldaten, denen er manches Gute that, und die ihn deshalb auch innig liebten.

Es war im Jahre 1813, als ich ihn kennen lernte, und die Begierde, einen in seiner Art so sonderbaren Menschen näher zu kennen, veranlaßte mich, eine Gelegenheit zu suchen, wodurch ich mich ihm nähern konnte. Dies gelang mir auch früher, als ich es erwartet hatte. Ich führte damals einige lateinische Classiker bei mir, und dies hatte er kaum vernommen, als er mich bat, sie mit ihm gemeinschaftlich zu lesen, und so hatte ich Gelegenheit, fast unausgesetzt um ihn zu seyn. Ich fand ihn zwar, wie er oben geschildert worden; doch war er gegen mich offener und gesprächiger. Wir lagen während des Waffenstillstandes in einem Dorfe in Schlesien, als er mich eines Tages wie gewöhnlich ansprach mit ihm auf die Jagd zu gehen; es war Nachmittags, und ich fand ihn wärmer und freundlicher als je. Mehrmal versuchte ich es, ihn in dieser Stimmung über sein Verhältniß auszufragen, doch ohne Erfolg, denn er wich immer aus. Nachdem wir etwa anderthalb Stunden entfernt von einander still gestanden hatten, rief er mich plötzlich zu sich, und sagte, ohne die geringste Bewegung oder Exaltation zu zeigen, er werde binnen drei Wochen durch eine Kugel in den Kopf getroffen sterben. Ich suchte ihm die Unwahrscheinlichkeit eines solchen Ereignisses darzulegen, indem ja (wie wir dazumal alle meinten) der Friede nicht mehr ferne, und daher an eine Schlacht nicht mehr zu denken sey; auch sagte ich, ich hoffe nicht, daß er diese Voraussage an sich selbst in Erfüllung bringen werde, wobei er lächelte und äusserte, dessen bedürfe es nicht, er sey so eben zu der Erkenntniß gelangt, daß es so seyn müsse. Ich forschte nun nach, ob er ähnliche Ahndungen schon öfter gehabt, und er versicherte mich bestimmt vom Gegentheil. Seit diesem Ereigniß bemerkte man nicht die geringste

Veränderung an ihm. Um ihn vor einem muthmaßlichen Selbstmorde zu bewahren, vertraute ich jene Aussage einem seiner Obern, der ihn in dieser Absicht mit einem andern seiner Waffengefährten in eine Wohnung zusammenlegte, und durch diesen, ohne daß es jener merken sollte, beobachten ließ. Bald aber hatte er es bemerkt, und lächelte darüber.

Zwölf Tage waren bereits seit jenem Ereigniß verstrichen und kaum dachten wir noch an dasselbe, als wir ganz unvermuthet den Befehl bekamen nach Böhmen aufzubrechen. Wir rückten schnell vor und kamen am sechszehnten Tage an der sächsischen Gränze an; hier stießen wir auf den Feind, es kam zu einem kleinen aber hartnäckigen Gefechte, wobei C. S. der erste vorging. Mitten im Kugelregen zeigte er eine seltene Ruhe, und durch seine Entschlossenheit trug er nicht wenig zu einer schnellen Entscheidung des Gefechtes bei, aus dem er wohlbehalten zurückkehrte. Jetzt erst dachte ich wieder an seine Voraussage, und hielt ihm die Nichterfüllung derselben vor; doch er lächelte und sagte, seine Zeit sey noch nicht da.

Es war gerade am zwanzigsten Tage nach jenem ersteren Ereigniß, als wir, noch einige Stunden von Dresden entfernt, Kanonendonner vernahmen; wir kamen auf dem Schlachtfelde an, und es hatte allen Anschein, daß wir am andern Tage ohne besondere Mühe die Stadt würden nehmen können, da der Feind fortwährend zurückgeschlagen wurde. In dieser Hoffnung brachten wir die Nacht zu; doch bevor noch der Tag graute, kam C. S. zu mir, übergab mir eine versiegelte Brieftafel und seine Baarschaft, sagte, heute sey sein Sterbetag, bat mich, wenn er todt sey, die Brieftafel zu verbrennen, die Baarschaft an seine Verwandten zu senden und ihn zu begraben, was ich ihm mit einem Eide versprechen mußte. Die Schlacht begann vor den Thoren der Stadt, und bis Mittag nahmen wir keinen Antheil daran; kaum aber war es ein Uhr, als wir Befehl erhielten, vorzurücken, und in dem Augenblicke

schlug eine Kanonenkugel dicht hinter C. S's. Rücken in den Boden; er drehte sich nach mir um, und sagte mir leise ins Ohr: „das ist ein Zeichen Gottes" (es war das erstemal, daß ich ihn den Namen Gottes nennen hörte), verrieth aber in seinen Gesichtszügen keine Veränderung. Gleich danach schien er zu beten, sprach dann einige kräftige Worte der Aufmunterung an seine Soldaten, und stellte sich vor diese. In demselben Augenblicke, als wir eine feindliche Colonne erblickten, fällt der erste Schuß auf unsere Schaar, eine Kanonenkugel saust durch die Lüfte, und C. S sinkt mit zerschmettertem Kopfe todt zur Erde, von seinen Soldaten beweint, von seinen Waffengefährten tief betrauert, und mir die Erfüllung meiner traurigen Pflicht hinterlaßend.

L. v. F., ein wohlgebauter Mann von sechs und zwanzig Jahren, verband mit einer dauerhaften Gesundheit eine Kraft und Festigkeit des Geistes, wodurch er sich bei allen Menschen, die ihn kannten, Achtung erwarb. Sanft und gut, wie er war, schien er gar nicht für den Wirkungskreis geeignet, in dem er sich, durch mancherlei Umstände genöthigt, befand. Kurz vor der großen Periode des Befreiungskrieges des Jahrs 1813 wurde er Soldat, und nach kurzer Zeit Offizier bei einem berühmt gewordenen Corps, wo er sich mannichfaltig als Mensch und als Soldat auszeichnete, und militärische Ehrenzeichen erwarb. Ueber seine frühern Lebensverhältnisse konnte ich nichts Näheres erfahren; so lange ich ihn aber kannte, fand ich ihn heiter, fröhlich, doch nicht stürmisch, im gesellschaftlichen Leben etwas leichtsinnig, doch im Ganzen redlich und entschlossen. Nie bemerkte ich an ihm Schwärmerei oder nur Neigung zu tiefsinnigen Beschäftigungen des Geistes; seine Phantasie war bilderreich und lebhaft, schritt aber nie über die Gränzen des täglichen Lebens hinaus. Nie, selbst in den größten Gefahren nicht, zeigte er kleinliche Furcht, am allerwenigsten Furcht vor dem Tode, und er ging manchen ge-

fahrvollen Gefechten so gelassen entgegen, als wäre es zu einer Waffenübung. Fünf Schlachten hatte er schon ruhmvoll beigewohnt und nur einmal war er am Arme leicht verwundet worden, als er im Mai 1815 zu einer andern Truppengattung die an der Gränze von Frankreich lag, versetzt wurde. Im Juni kam ich wieder mit ihm zusammen, und fand ihn noch wie zuvor. Es war am vierzehnten Juni Abends, und v. F. in einer Gesellschaft von beinahe zwanzig Personen, als plötzlich die Nachricht eintraf, alle Truppen müßten sogleich aufbrechen, indem nächster Tage eine Schlacht statt finden würde; hierüber nicht im geringsten verlegen, äußerte er gegen alle Anwesenden, dies wäre eine schöne und bequeme Gelegenheit nach Paris zu kommen, allein für ihn sey es der letzte Gang, denn er werde die Schlacht nicht überleben. Bis zum siebzehnten Abends behielt er seine vorige Munterkeit, obgleich er in der Nähe der Feinde stand; aber am achtzehnten zeigte sein ganzes Benehmen einen tiefen Ernst; er nahm von allen Bekannten Abschied, schrieb noch einen Brief an seine Anverwandten und ging dann Mittags ruhig, doch ernst in die Schlacht. Schon hatte der Tod viele von seinen Waffenbrüdern hinweggerafft, der Feind war geschlagen, die Schlacht näherte sich ihrem Ende, und nur einzelne Schaaren hielten noch Stand, als beim Vorbeigehen an einem einzeln liegenden Hause ein Schuß aus den Fenstern geschah, und v. F. aus der Mitte seiner Soldaten, durch eine Kugel in die Brust getroffen, mit dem Ausrufe „o Gott du bist wahr", todt hinsank.

Einen dritten mir nicht minder beachtungswerthen Fall habe ich leider an meiner eigenen Gattin zu beobachten Gelegenheit gehabt. Es würde vielleicht einen Anschein von Partheilichkeit haben, wenn ich ihr früheres Leben recht glänzend herausheben wollte, allein mit gutem Gewissen kann ich von ihr sagen, daß sie gut, fromm, tugendhaft, und obgleich von lebhaf-

tem Temperament und gerne fröhlich, dennoch eingezogen lebte; nie kam ein unwahres Wort über ihre Lippen; an Geister oder Ahndungen glaubte sie nie, und gewiß werden alle diejenigen, welche sie kannten, über dies alles mit mir übereinstimmen. Seit ihrer frühesten Jugend war sie völlig gesund, und nur in den letzten zwei Jahren litt sie oft an nicht selten sehr heftigen Kopfschmerzen, die sie wahrscheinlich von ihrem Vater, der lange Zeit an Kopfgicht litt und an Manie starb, geerbt hatte; indeß gewöhnte sie sich nach der Zeit so an dieses Leiden, daß sie, wenn dasselbe nicht zu heftig war, es nicht achtete. Auffallend war es, daß sie, die höchst selten träumte, und wenn dies auch der Fall war, sich nie des Geträumten zu entsinnen wußte, vom siebenten November 1820 an, drei Nächte hinter einander träumte, sie sey gestorben, und sehe sich im Sarge liegen. Am zehnten November 1821, an ihrem Geburtstage, war sie fröhlicher und heiterer, als ich sie je gesehen; indeß fiel mir dies bei der Festlichkeit des Tages nicht auf; die Hrn. D. D. R. und H. waren bei mir, und als der erstere einen Glückwunsch an sie aufbrachte, sagte sie lächelnd: „ich lebe nicht lange mehr"; zugleich wandte sie sich zu mir, und lispelte mir ins Ohr: „ich fühle es, daß ich bald sterben werde." Wir alle suchten ihr diese Meinung zu wiederlegen, indem wir ihr ihr jugendliches Alter (sie war gerade fünf und zwanzig Jahre alt) und ihre dauerhafte Gesundheit so wie ihr jetziges Wohlbefinden als Einwurf entgegen stellten, worauf sie stillschwieg; indeß behauptete sie gegen mich dieselbe Meinung auch nachher standhaft. Acht Tage waren bereits seit diesem Vorfalle verstrichen, und keiner von uns dachte mehr daran, als sie plötzlich vom Scharlach befallen wurde. Der Anfang der Krankheit trat unter stürmischen Erscheinungen auf; indeß legten sich dieselben schon am anderen Tage, und die Krankheit verlief ganz regelmäßig. Obgleich unter diesen Umständen keine Lebensgefahr drohte, so rief mich dennoch die Kranke gegen Mittag plötzlich an ihr Bett und

sagte mit einiger Heftigkeit: „Siehst du jetzt, daß meine Ahndung eintrifft; es gibt eine Bestimmung, welcher der Mensch nicht entgeht,“ und im Beiseyn des Hrn H. wiederholte sie, alle Bemühung sey vergebens und ich würde sie bald in Bonn begraben lassen. Dessenohngeachtet hatte sie zu anderen Zeiten alle Hoffnung zur Wiedergenesung, sprach von ihren häuslichen Einrichtungen nach erfolgter Genesung, und erkundigte sich jeden Augenblick nach der gewöhnlichen Dauer ihrer Krankheit. Fünf Tage lang hatte bereits die Krankheit gedauert, alle Gefahr drohenden Symptome waren entfernt, die Kranke befand sich wieder mehrere Stunden außer dem Bette, das Abschuppen trat im Gesichte so wie an den Armen ein, und ich glaubte sie außer aller Gefahr, als sie am Mittage des sechsten Tages, während ich auf kurze Zeit entfernt war, durch einen häuslichen Zwist in Affekt gerieth und in diesem das Fenster aufriß, um sich von etwas, was draußen vorging, zu überzeugen, sich so einer sehr kalten Luft und einem Windzuge aussetzte, wodurch das Uebel zurücktrat. Bei meiner Zurückkunft bemerkte ich keine Veränderung an ihr ausser einer Blässe des Gesichtes, die ich der Abschuppung zuschrieb; doch bald stellten sich die traurigen Folgen jenes Vorganges ein, ein wildes Irrereden trat auf, in dem sie ausser mir niemanden erkannte. Nach einiger Dauer des letzteren sagte sie, sie gehe jetzt schlafen, fing dann an andächtig zu beten, und nachdem sie geendet, wünschte sie mir feierlich gute Nacht, darnach niemanden mehr erkennend. Alle Hülfe war vergebens, und unter Krämpfen und Zuckungen hatte sie Abends nach neun Uhr geendet. Auffallend war im Augenblicke des Todes die Veränderung ihrer Gesichtszüge; diese, durch die Zuckungen abschreckend entstellt, wurden mit dem letzten Athemzuge klar und freundlich.

In allen diesen Fällen finden wir eine solche Uebereinstimmung desjenigen, was die betreffenden Individuen bei

völlig nüchternen Sinnen und ungetrübtem Verstande voraus sagten, mit den nachherigen Erscheinungen, daß es wohl schwer fallen möchte, das Eintreten derselben einer physisch nothwendigen Folge zuzuschreiben; denn in allen drei Fällen war der vorausgesagte Tod, bei völlig ungestörter Gesundheit, in der angegebenen Zeit nicht als nothwendig vorauszusehn, und doch trafen die Ahndungen genau ein.

Diese und mehrere ähnliche, schon von früheren Schriftstellern angeführte, so wie andere Fälle, die ich, weil sie minder auffallend sind, nicht aufführen mag, dürften uns (wie ich glaube) veranlassen, einen sicherern Grund solcher Erscheinungen aufzusuchen, als den, welchen uns die gemeine Erfahrung darbietet; wir werden, wollen wir anders zu einer richtigeren Erkenntniß derselben gelangen, über die Gränzen des physiologisch-beschränkten Lebens hinausgehn und dieselbe jenseits dieses letzteren aufsuchen müssen; doch bedarf es dazu mehrerer unbefangener Beobachtungen, einer ernsthaften Untersuchung und eines guten Willens. Eine immer sich erneuernde Erfahrung bringt uns stets von Neuem den Glauben an das Daseyn solcher Blicke des Menschen in das dunkle Reich des Jenseits auf. Vielleicht rücken wir in diesem dunkeln Felde weiter vor, wenn wir erst die Gesetze des Traumes genauer erforscht haben, denn daß Träume mit Ahndungen in einer nahen Beziehung stehen, dies läßt sich, wie auch schon Schubert (die Symbolik des Traumes, Bamberg 1814. S. 10, u. fg.) gezeigt hat, nicht wohl wegleugnen; daß ferner manche Träume divinatorisch sind, nur aber nicht immer dafür erkannt werden, weil nicht jeder die Gabe hat, die Hieroglyphensprache derselben zu verstehn, ein anderer keine Erinnerung des Geträumten in den wachenden Zustand hinüberbringt, oder weil er sich eines richtigen Zusammenhanges in den Traumbildern, die bei der Lebhaftigkeit der von den Verstandesfesseln befreiten Phantasie an dem innern Auge wie die Tausende von

Fixsternen an der Sehfläche des Herschel'schen Teleskops vorbeifliegen, nicht mehr zu entsinnen weiß. Gewiß ist mancher Traum die Quelle nachheriger Ahndungen; der Mensch träumt im tiefen Schlafe künftige Ereignisse, von denen er beim Erwachen nichts weiß: jetzt kann ein beträchtlicher Zeitraum vorbeigehn, und mit einemmale springt dasselbe Bild aus der Seele hervor, geht an dem inneren Auge vorüber, ohne daß der Mensch weiß, woher es kommt, wie ich solche Beispiele aus meiner eignen Erfahrung anführen könnte. Jeder Mensch, dem der Blick seines geläutesten Innern im Traume — denn daß wir im ungetrübten Traume besser, kindlich reiner werden, ist bekannt, — mehr als ein bloßes Luftbild ist, sollte, wie dies schon achtungswerthe Männer angerathen haben, ein Traumtagebuch führen; gewiß würde er dann manchen Zusammenhang des Traumes mit der Wirklichkeit finden, und wir würden die Bedeutung desselben einer größeren Aufmerksamkeit würdigen. Es gilt hier noch eine aufmerksame unbefangne Beobachtung; mit Schlüssen aus vorgefaßten Begriffen ist hier nichts gethan.

---

# Berichte von seltenen psychischen Krankheitsfällen;
mitgetheilt von
Herrn Amtsphysikus Dr. Schneider
zu Ettenheim im Breisgau.

## I.

### Merkwürdiges Schwammgewächs auf dem Kopfe eines Mannes, das Epilepsie und Anfälle von Blödsinn zur Folge hatte. *)

Ein Bauer aus dem Münsterthale, sechzig Jahr alt, verheirathet, von niedrigem Körperbaue, und überhaupt von einer kleingliedrigen Architectur, mit einem für den Rumpf ebenfalls kleinen doch regelmäßig geformten Kopfe, von Jugend auf stets gesund, nur zuweilen von einigen übrigens geringen Unpäßlichkeiten befallen, bekam im Jahre 1816 ohne ihm im geringsten bekannte Veranlassung auf dem Scheitelpunkt seines Kopfes eine kleine balgartige Excrescenz, anfänglich von der Größe einer Linse, die unmerklich nach und nach an Größe und Umfang so zunahm, daß sie zu Anfang des Jahres 1818 so groß wie ein gewöhnlicher Apfel war.

Da nun der Kranke die allmählige mit seinen übrigen guten Gesundheits-Umständen in keinem Verhältnisse

*) Dieser merkwürdige Fall ist im ersten Bande meiner medizinisch-practischen Adversarien S. 330, Tübingen bei Laupp, 1821 bis zur Hälfte erzählt. Die Section, so wie der fernere Verlauf dieses Falls, konnte damals noch nicht mitgetheilt werden, da der Kranke erst im Februar 1822 starb.

stehende Vergrösserung dieses schwammigen Gewächses nicht ohne grosse Besorgniß wahrnahm, so gebrauchte er von dieser Zeit an einen Wust von sogenannten Hausmitteln, welche diese Geschwulst seiner Meinung nach zertheilen sollten. Als er sich aber bald in seinen frohen Erwartungen getäuscht sah, so ließ er sich von einem gar zu dienstwilligen Wundarzte operiren, d. h. die balgartige Geschwulst aufschneiden. Aber auch diese Operation setzte dem fortdaurenden Größerwerden derselben nicht die erwünschten Gränzen, weswegen er dieselbe Operation von einem andern Chirurgen im Jahre 1819 bei sich wiederholen ließ. Indeß hatten beide Operationen den unglückseligen Erfolg, daß die Geschwulst von der Stunde der Oeffnung an nach und nach und wie ein Schwamm so zunahm, daß der Kranke als Folge des zu heftigen Druckes und der mechanischen Schwere derselben allmählig von einem heftigen Kopfwehe, mit ungemein starkem Schwindel verbunden, und einem unwiderstehlichen Triebe befallen ward, so lange fortzurennen, als es ihm seine Kräfte gestatteten, bis er endlich völlig erschöpft und sinnlos, gleichviel, wo es war, wie todt zur Erde niederstürzte.

Während dieses Leidens zeigten sich bei ihm nun auch von Zeit zu Zeit Spuren von Geistesverwirrung, besonders von Blödsinn, der sich nachher mit jedem Tage immer deutlicher entfaltete. Nicht weniger beobachtete man auch zur gleichen Zeit bei ihm eine auffallende Augenschwäche und Harthörigkeit mit allgemeiner Kraftlosigkeit, ohne daß jedoch die übrigen automatischen Functionen auch nur im mindesten getrübt worden wären; denn sein Appetit, seine Verdauung, sein Schlaf, und die Ausleerungen waren vollkommen naturgemäß und geregelt.

Unter diesen Umständen suchte er bei ächt rationellen und erfahrnen Aerzten Hülfe und Rettung; allein diese

konnte ihm, wie es mir scheint, wegen des äusserst bedenklichen Ausgangs einer Operation, wenn eine solche unternommen worden wäre, zur Zeit nicht zu Theile werden.

Im May 1821 sah ich nun den Kranken zum erstenmale, und da mir sein Zustand von dem höchsten wissenschaftlichen Interesse zu seyn schien, so untersuchte ich ihn am sechszehnten Juni zum zweitenmale und mit einer solchen Aufmerksamkeit und Präcision, wie sie dieser merkwürdige Zustand nur immer erforderte.

Der Kopf des äusserst bedaurungswürdigen Mannes ist, wie gesagt, fast mehr klein, als groß zu nennen, d. h. im Verhältnisse zu seinem Rumpfe. Es hat aber das schwammige Gewächs folgende Form, Gestaltung und Ausdehnung: Von der Mitte des Stirnbeins erhebt sich in einer sanften Wölbung eine Geschwulst, die sich schief gegen den rechten obern Augenbogen herabsenkt, auf der linken Seite aber in ebenfalls schiefer Richtung aufsteigt. Alsdann geht dieses Schwammgewächs, gleichsam auf dem oberen Bogen der rechten Ohrmuschel ruhend, in schiefer Richtung über das rechte Ohr hinaus, erstreckt sich auswärts vier starke Zoll gerade hinaus, macht sodann einen großen Bogen, der in ovaler Richtung schief hinaufläuft bis fast zum Scheitelpunkt des Kopfes. Von da an wölbt sich das Gewächs neuerdings wieder, und läuft hinunter bis zur Hinterhaupts-Nath. Von dem Scheitelpunkt aus geht es aber ununterbrochen wieder in einer kugelichten Form links über das linke Seitenwandbein bis zur obern Hälfte des linken Schläfbeins herab, wo es sich, wie hinten so vorne beträchtlich, jedoch ungleich hervorragend, in die schon oben erwähnte sanfte Wölbung am Stirnbeine verliert, deren Wurzel es zu seyn scheint. Die Venae frontales, temporales, occipitales u. s. w. sind ungeheuer aufgetrieben, von der Dicke

eines starken Schwanenkiels und anastomosiren auf eine frappante Art.

Dieses schwammige Gewächs scheint aber bei näherer Betrachtung aus drei Haupt-Parthien zu bestehen:

1) aus der kugelförmigen Erhabenheit, die vom Stirnbeine der linken Seite beginnt, das linke Seitenwandbein bedeckt, und sich bis hinten zur Hinterhauptsnath erstreckt;
2) aus der aus mehreren Kugeln bestehenden Protuberanz, die auf der rechten Seite des Stirnbeins anhebt, vier Zoll weit schief auswärts über das rechte Ohr hinausragt, und sich in verschiedene höckerartige Erhabenheiten bis hinauf zu dem Scheitel des Kopfes erstreckt;
3) endlich aus der sehr ungleichen Protuberanz des fungösen Gewächses auf dem Scheitel des Kopfes, die mit den zwei vorhin genannten wie durch große Wurzeln in einer innigen Verbindung steht.

Dieses Gewächs nimmt nun ganz vorzüglich die rechte Seite des Kopfes ein, und daher wird dieser durch das zu große Gewicht desselben schief abwärts zur Erde gezogen. Die großen kugelförmigen Erhabenheiten 1 und 2 sind sehr weich und breiartig anzufühlen, so daß man glauben sollte, es sey darin eine Menge Flüssigkeit vorhanden; auch fühlt der Kranke eine Art Fluctuation darin; wenigstens beklagt er sich zuweilen über ein sehr heftiges Pulsiren in derselben. Uebrigens kann man diese Stellen hin und her bewegen, und auch drücken, ohne daß dadurch der Kranke Schmerzen empfände. Die Excrescenz No. 3 hingegen ist steinhart, und hat ganz das Ansehen und die Bildung wie Blumenkohl, nur daß ihre Farbe rosenroth und an manchen Stellen purpurbläulich ist, während die andern Erhabenheiten No. 1 und 2 ganz die natürliche Beschaffenheit und das Ansehen der Haut haben. Diese Erhabenheit No. 3 scheint der Kern des fungösen Gewächses zu seyn, in welchen jene oben angegebenen unord-

sichtigen Einschnitte gemacht wurden, die bestimmt zu dieser enormen Vergrösserung nachher den Hauptgrund gelegt haben. Bei der Oeffnung derselben soll übrigens nichts als eine geringe Quantität Blut und Blutwasser ausgeflossen seyn. Uebrigens ist in der Wölbung No. 2. eine sehr stark herausragende kugelförmige Sackgeschwulst von der Größe eines Hühnereies, die so weich ist und so dünnhäutig zu seyn scheint, und in welcher man eine so deutliche Fluctuation zu verspüren glaubt, daß man bestimmt behaupten mögte, es müsse diese Stelle mit jedem Augenblicke aufbrechen und die in ihr vermeintlich angesammelten Flüssigkeiten entleeren, obschon sich diese Stelle schon fast ein ganzes Jahr in diesem Zustande befindet.

Dieses fungöse Gewächs ist nicht gestielt, sondern sitzt mit der breiten Fläche auf der äußern Kopfschwarte auf, und läßt sich nur wenig hin und her schieben.

Der erste Anblick des Gewächses ist wahrhaft scheußlich; denn es ist gerade, als wenn drei Köpfe auf und neben einander ständen, und die lange, verzerrte Stirne, die einzelnen weit von einander zerstreuten, grauen und schwarzen Kopfhaare, die furchtbar aussehenden dunkelbläulichten Adergeflechte und die zahllosen Furchen und Wölbungen dieser monströsen Excrescenz geben dem Kranken ein furchtbares und Schrecken erregendes Ansehen.

Ich habe, um das Auffallende und Seltene dieses monströsen Gewächses noch anschaulicher zu machen, es auch noch gemessen, woraus sich folgendes Resultat ergab:

Von der Spitze des Kinns bis zur Mitte des Stirnbeins, wo eigentlich die Geschwulst anhebt, ist die Länge sechs Zoll.

Von der Spitze des Kinns bis zur höchsten Höhe des Gewächses über den Scheitelpunkt des Kopfes hinaus beträgt die Länge oder Höhe einen rheinischen Fuß, zwei Zoll und eine Linie.

Von der Mitte des Stirnbeins, wo die Geschwulst anhebt, bis zur höchsten Höhe derselben ist die Länge acht Zoll und fünf Linien.

Der äußere Umfang des Gewächses auf der rechten Seite vom rechten Ohre bis hinauf zum Scheitelpunkte des Gewächses beträgt einen Fuß, zwei Zoll und neun Linien.

Die ganze Peripherie beträgt zwei Fuß und zwei Zoll.

Die muthmaßliche Schwere des Gewächses läßt sich auf ungefähr zwanzig bis fünf und zwanzig Pfund und vielleicht noch höher schätzen.

Gegenwärtig beklagt sich der Kranke über immer mehr zunehmende Schwerhörigkeit und Verdunkelung des Gesichts, namentlich der rechten Seite; ferner über heftiges Reißen und Ziehen in den untern Gliedmassen, über allgemeine Kraftlosigkeit, mit Schwindel und Kopfweh verbunden, so daß er, um sich zu erleichtern, seinen monströsen Kopf an eine Wand anlehnen muß.

Bis hieher geht die Schilderung dieser merkwürdigen Excrescenz in dem ersten Bande meiner medizinisch-practischen Adversarien; hier folgt nun die Fortsetzung und der Beschluß.

Kurz nachher, als ich den Kranken zum letztenmale besuchte, um diese Beschreibung von ihm liefern zu können, wurden die Zeichen des Blödsinnes bei ihm immer deutlicher und es stellten sich leichte epileptische Anfälle ein, worauf er zugleich auf einige Monate alles Gehör verlor und völlig erblindete; gleichzeitig fing er auch an sehr stark zu stottern, bis er endlich auch nicht mehr deutlich sprechen konnte. Die anderen natürlichen Verrichtungen gingen übrigens ohne Störung von Statten. Das schwammichte Kopfgewächs wuchs indeß mit jedem Tage so sehr, daß sich der Kranke endlich genöthigt sah, wegen des allzuschweren Gewichtes desselben das Bett zu hüten, welches er auch nicht mehr bis zu seinem Tode verließ.

Indeß brach gegen das Neujahr 1822 jene oben unter

Nr. 2 angegebene hohe kugelförmige und weiche Stelle mitten auf dem Gewächse auf, aus welcher nun bis zum Tode des Kranken täglich wenigstens ein halber Schoppen einer mit einem unerträglichen mephitischen Geruche verbundenen Jauche fl:ß. Und erst einige Tage vor dem Tode bemerkte man ein deutliches Collabiren des Gewächses, was als eine Vorbedeutung des bald erfolgenden Todes betrachtet ward.

Ganz besonders merkwürdig ist und bleibt es aber, daß der Kranke einige Tage vor seinem Tode vollkommen wieder den freien Gebrauch seiner intellectuellen Kräfte, so wie sein Gehör und sein Gesicht erhielt, so zwar, daß er nun wieder mit voller Geistesgegenwart die Umstehenden erkannte, seine Beichte verrichtete, und das heil. Abendmahl genießen konnte. Auch von epileptischen Zufällen war in dieser Zeit bei ihm keine Spur mehr sichtbar.

Endlich verblich dieser bedauerungswürdige Mann am zwei und zwanzigsten Februar 1822 Abends halb sechs Uhr sanft und ohne auffallende Erscheinungen.

Ich schritt nun, unterstützt durch den sehr geschickten Oberwundarzt Machleid dahier, am drei und zwanzigsten Febr. Nachmittags zur Section des Kopfes.

Nachdem man den Leichnam, der sich wegen der schnell verbreiteten Fäulniß und des kaum erträglichen üblen Geruchs schon im Sarge befand, wieder herausgenommen hatte, und dessen Kopf wie mit einem vielfarbigen türkischen Bunde bedeckt schien, schälte man mit der größten Vorsicht dieses ungeheure Gewächs allmählig von dem Schädel los, wo sich dann fand, daß die Wurzeln desselben um den ganzen Kopf herum aus einer derben, hellweißen, körnichten, an mehreren Orten fast knorpelartigen Masse bestanden, die an manchen Puncten sogar einen Durchmesser von vier bis fünf Zoll hatten. Kaum wurde aber der Schnitt etwas tiefer einwärts gegen den Scheitelpunkt des Kopfes geführt, als auf einmal eine unglaubliche

Quantität einer äusserst stinkenden gelblichten Jauche aus einer grossen Zelle hervorstürzte. Je tiefer der Schnitt drang, desto häufiger quoll diese ichoröse Flüssigkeit heraus; ja wir erstaunten beide nicht wenig, als wir sahen, daß die Hälfte des Schädels, nämlich der obere Theil der beiden Seitenwandbeine, des Hinterhaupts, und Stirnbeins, völlig verschwunden war, und wir keine harte Hirnhaut erblickten, und somit das ganze steatomartige Gewächs unmittelbar mit dem Gehirne verbunden war. Ja, was noch viel interessanter war, ist, daß wir keine deutliche Spur vom großen Gehirne fanden. Dieses war mit dem Innern des Gewächses von einerlei Form und Bildung; bloß das kleine Gehirn erschien unversehrt und vollkommen normal.

Nachdem wir die Textur des nun vom Kopfe vollkommen losgetrennten Schwammgewächses zum Gegenstande unserer besondern Unter uchung gemacht haten, fanden wir, daß dasselbe nach Aussen aus einer derben, lederartigen cartilaginösen Masse, nach Innen aber theils aus einem völlig körnichten Specklumpen von glänzend hellweißer Farbe, theils aus einer knorpelartigen, unregelmäßig gestalteten, höckerigten, mit vielen Venen und venösen Verzweigungen durchflochtenen Masse, theils aus einem gräulichen aufgeblasenen derben Zellgewebe bestand, welches große Flächen bildete, die viele Aehnlichkeit mit Bienenzellen hatten, in welchen eine unglaubliche Menge jener gelblichten jauchichten Materie vorhanden war, welche die Theile corrodirt hatte und an manchen Stellen carcinomatöse Puncte darbot. Der Kern dieses merkwürdigen Gewächses war eine dem entarteten und gleichsam zerstörten Gehirne völlig analoge Masse, fächerartig gebildet, und so mürbe und aufgelößt anzufühlen, daß sie mit einer breiartigen Substanz am besten verglichen werden kann.

Untersuchte man den Scheitelpunct des von seinem fungösen Gewächse getrennten Kopfes, so zeigte es sich, daß an

jener Stelle, wo man die Knochenanfänge bemerkte, die harte Hirnhaut von einer sehr dünnen und durchsichtigen Beschaffenheit zum Vorschein kam, dann sich aber allmählig gegen die Mitte des Kopfes verlor, wobei die ganz freie Oeffnung des Scheitelpuncts des Kopfes drei starke Zoll im Durchmesser hatte, aus welcher die Wurzel dieses Gewächses seine unmittelbare und innige Verbindung mit dem Gehirne beurkundete. Nur gegen die Basis des Schädels fand man Spuren von den Windungen des großen Gehirns.

Wir wogen nun der Merkwürdigkeit wegen das vom Kopfe abgeschälte Gewächs, und fanden, daß es gerade vierzehn rheinländische Pfunde wog. Während der Oeffnung und der Lostrennung desselben vom Kopfe waren wenigstens vier Pfunde jener übelriechenden Jauche abgeflossen. Rechnen wir nun, daß von solcher Jauche seit dem ersten Januar 1822 bis zum Sterbetage, als dem zwei und zwanzigsten Febr., täglich im geringsten Falle nur ein halbes Pfund ausfloß, so kann mit vollem Rechte das ganze Gewicht dieses ungeheuern Gehirnschwammes wenigstens auf fünf und zwanzig Pfunde bei Lebzeiten geschätzt werden! — Ich glaube nicht, daß die pathologische Anatomie bis jetzt ein solches monströses Gewächs aufzuweisen hat.

Die übrigen Höhlen der Leiche wurden nicht geöffnet, weil der unausstehliche Geruch, so wie die schnelle Fäulniß derselben und die herannahende Abenddämmerung uns daran hinderten.

## Epicrisis.

Balgartige Geschwülste von der Größe einer Nuß bis zu der eines Hühnereies, die auf der Kopfschwarte aufzusitzen pflegen, sind keine große Seltenheit. Ich kenne einen Mann von etwa fünf und sechzig Jahren in Ettlingen, der mehr als acht solcher großen Balggeschwülste auf dem Kopfe hat. Aber

ein solches monströses schwammichtes Gewächs, wie das oben angegebene, ist in seiner Art einzig.

Deswegen war es anfänglich schwer zu bestimmen, ob diese merkwürdige fungöse Excrescenz wirklich ein Schwammgewächs der festen Hirnhaut oder eins des Gehirnes selbst sey. Ersteres soll nach der Behauptung von Baillie [1]), Sandifort und Voigtel [2]) immer sehr selten seyn. Es soll sich elastisch wie ein Schwamm anfühlen lassen und eine seiner Größe angemessene Vertiefung im Hirne verursacht haben, aber bisher nicht mit der Gefäßhaut des Gehirns zusammenhängend gewesen seyn. Letzteres soll eben so selten seyn. Daher versichert Baillie [3]), daß nach der Trepanation des Schädels nicht selten eine schwammichte Geschwulst aus dem Gehirn (Gehirnschwamm) wachse, welche bisweilen sehr groß werde. Diese wachse sehr schnell, dürfe aber nicht mit dem Schwamme der festen Hirnhaut verwechselt werden. Dieser zeige sich mehr nach Verletzungen oder Anbohrungen des Schädels, als bei der Anfressung desselben aus innern Ursachen, und bestehe aus einer der Hirnmasse etwas analogen Substanz, die den Hirnverlust zu ersetzen pflege. Seine äußere und innere Substanz habe keine Empfindung. Arnemann [4]), Richter [5]), Acrell [6]) Sand und Stolz [7]), Crell [8]), Pohl [9]), Louis [10]), Mosque [11]),

1) Anatomie des krankhaften Baues von einigen der wichtigsten Theile des menschl. Körpers. Aus dem Engl. u. m. Zus. von S. Th. Sömmerring. Berlin 1794. S. 246.
2) Handbuch der pathol. Anatomie. 2. B. Halle 1804. S. 19.
3) A. a. O. S. 254.
4) Versuche an lebend. Thieren. 2. B. Göttingen 1787.
5) Anfangsgründe der Chirurgie. 2. B.
6) Chirurgische Vorfälle.
7) Dissert. de fungo cerebri. Regiom. 1700.
8) Dissert. de tumore capitis fungoso post cariem exorto.
9) Dissert. de tumore capitis fungoso. Lips. 1736.
10) In den Mém. de l'academie roy. de Chir. 1774.
11) Chirurg. Novellen. Wien 1783.

Sandifort [12]), Siebold [13]), Otto [14]), u. a. m. haben hierüber schätzbare Beiträge geliefert.

Könnte es wohl nicht wahrscheinlich seyn, daß dieses monströse fungöse Gewächs vielleicht eine Folge einer ursprünglich fehlerhaften Beschaffenheit des Fettgewebes [15]) der Kopfschwarte sey? Denn aus diesem entspringen ja bekanntlich die verschiedenen Arten von Veränderung des Fettes in eine talgartige, käse-, brei- und grützenähnliche, honig-,

---

12) Exercit. acad. Lib. II. cap. 3, S. 40. in seinem Museum anat. Vol. I. Sect. IV. p. 142. n. XX. Tab. XIII. fig. 6, 7. 8. 9. usq. f.

13) In Arnemann's Magazin für die Wundarzneikunde; 1. B. St. IV. S. 389 ꝛc.

14) Handbuch der pathologischen Anatomie des Menschen und der Thiere; Breslau 1814. S. 120.

15) Meckel löste eine Fettgeschwulst (Lipoma) von einem Fuß Länge und eben so viel Breite, also drei Fuß im Umfange messend, einem zwanzigjährigen Mädchen ab. Sie erstreckte sich unter der Haut der linken Seite des Rückens und der Lendengegend dieser Seite, von der untern Ribbe bis zur Hüftbeingräthe, bedeckte die stachlichten Fortsätze der drei untern Rücken- und der vier obern Lendenwirbel, so wie die zwischen diesen Theilen liegende sehnigte Scheide der Lendenrückenmuskeln, an die sie durch ein lockeres Zellgewebe so beweglich gebunden war, daß sie mittelst ihrer Schwere, (4 Pfund) sich über die linke Backe des Gefäßes herabsenkte, und das Ansehen einer dritten Erhabenheit in dieser Gegend gab. Ihr innerster Bau zeigte deutlich den eigentlichen Sitz des Fettes in besonderen Säcken, die von den Fächern des Zellgewebes verschieden waren, und durch die Fasern dieses Gewebes nur an einander geheftet wurden, indem größere und kleinere, mit einer glatten dünnen Haut überzogene Fettklumpen, meist von runder und eiförmiger Gestalt, den großen Fettklumpen ausmachten.

speck- und knorpelartige Masse, die unter dem Namen Meliceris, Steatoma, Atheroma, u. s. f. bekannt sind, und manchmal zu ungeheuern Massen werden, die ihren Ursprung aus der Fetthaut mit breiter Fläche oder mit engen Stielen und Wurzeln nehmen, und worüber uns Purrmann [16]), Acrell [17]), Dotzauer [18]), von Littre [19]) und Gooch [20]) frappante Belege liefern. — Vielleicht liegt aber auch dieser pathologischen Veränderung der Fetthaut eine ganz besondre Verderbniß des Knochens zu Grunde, die gleichsam als eine mangelhafte Ernährung des Knochens zu betrachten ist, weil durch den Druck und das Anschlagen jener Fettgeschwulst die zurückführenden Gefäße gehindert werden, so viel Knochenmaterie abzusondern, als zur Ernährung nothwendig ist, während die aufsaugenden Gefäße ihre Verrichtungen ununterbrochen fortsetzen, oder sogar wegen des anhaltenden Reitzes steigern. Wenigstens scheint diese Erklärung jene Fälle zu bestätigen, wo man wegen des beständigen Druckes einer Fleischgeschwulst den Knochen verschwinden sah. [21]) So beschreibt Walter [22]) den Schädelknochen eines Menschen von 22 Jahren, von dessen rechtem Scheitelbeine

---

16) Chirurgia curiosa, Francof. 1716. p. 180.
17) A. a. O.
18) In Lober's Journ. für Chirurgie., 1. B.
19) Mém. de l'Academ. roy. 1709.
20) Cases and remarks in Surgery. Vol. II. p. 282.
21) Ph. v. Walther behauptet, daß der Gehirnschwamm eine üppige Vegetation des netzförmigen, zwischen beiden Platten der Schädelknochen liegenden Geflechtes sey, wobei die Knochenerde eingesogen werde und gleichsam eine Carnation des Knochens entstehe. Dessen Journ. für Chirurgie und Augenheilk. 1820. 15tes St.
22) Anat. Museum II. Bd. S. 112. N. 537 und 538.

und Stirnbeine ein großer Theil durch den Druck eines Gewächses verzehrt worden war, so daß man eine Oeffnung von drei Zoll und acht Linien Länge und drei Zoll vier Linien Breite sah; ihr Umfang war mit rauhen Knochenzacken besetzt, und neben ihr die äußere und innere Fläche des Knochens natürlich fest. An dem Cranium einer siebenzigjährigen Frau befindet sich ein ansehnlich großes Gewächs, beinahe von der Härte eines Steatoms, durch welches der größte Theil des Stirnbeins nach oben und nach der rechten Seite so verkehrt ist, daß sich dieses Gewächs nunmehr zwischen der Galea capitis aponeurotica und der harten Hirnhaut befindet; an einigen Stellen zeigen sich noch Spuren der innern Tafel des Stirnbeins. Entzündung und Eiterung verrathen weder die weichen Bedeckungen noch die Knochen; diese sind bis an den Umfang der Oeffnung gleich natürlich fest und hart.

Es ist daher höchst wahrscheinlich, daß unser oben bezeichnetes fungöses Gewächs durch eine mit der Zeit allmählig entstandene widernatürliche Oeffnung des Craniums nach dem so eben ausgesprochenen möglichen pathologischen Vorgange unmittelbar mit dem Gehirne in genaue Verbindung zu stehen kam, oder gar in dem Gehirne wurzelte, weil die vorhandene und mit jedem Tage sich deutlicher entfaltende Schwäche der höheren Geisteskräfte sowohl als der Sinnesorgane, theils als eine natürliche Folge des fortdauernden mechanischen Druckes dieser merkwürdigen Geschwulst auf das Sensorium commune, theils als allmählige Zerstörung und Abtödtung des Gehirns betrachtet werden muß, wie solches Borell [23]), Rhodius [24]), Deelincourt [25]) u. a. m. ebenfalls beobachtet

23) Cent. II. observ. 72. Dieser sah die Hirnhöhlen eines Fallsüchtigen voll von einer fettartigen Materie.

24) Observat. Cent. I. obs. 55. Er fand in dem Hirnadergange eines Fallsüchtigen eine Fleischgeschwulst.

25) Boneti sepulchr. anat. Lib. I Sect. II p. 126. Dieser sah

haben. Aber höchst merkwürdig und unbegreiflich ist und bleibt es immer, warum der Kranke einige Tage vor seinem Tode wieder zur vollkommnen Besinnung kam, sah, und hörte, und sprechen konnte. Hierüber wage ich keine Erklärung, um so weniger, da ich bei einer so gänzlichen Destruction des großen Gehirns, wie es die Leichenöffnung erwies, keine unnütze Hypothese für rathsam halte.

Was endlich die Frage betrifft, ob dieses fungöse Gewächs nicht auch Hirnbruch seyn könnte, so muß ich mich dagegen verneinend erklären. Denn Hirnbrüche sind meist angeboren, z. B. durch die Fontanellen, Suturen, durch angeborne widernatürliche Oeffnungen in einem Schädelknochen. Zuweilen entstehen sie aber auch in reiferen Jahren durch äußere Gewaltthätigkeiten oder durch Caries. Uebrigens ist der hervorgetretene mit seinen Häuten umschlossene Hirntheil leicht zu erkennen; auch verursacht besonders der Druck des Hirnbruchs auf der Stelle Schmerz oder Schwindel, Kopfweh, Betäubung u. s. w, was bei dem oben beschriebenen fungösen Gewächse aber durchaus nicht der Fall war.

---

## II.

## Einige Fälle von akuter Hysterie.

In der Mitte des heißen Sommers 1822 bekam ich nach einander und fast gleichzeitig einige junge weibliche Dienstboten, namentlich zwei Schwestern, in einem Tage in das hiesige Hospital zur Behandlung. Die Zufälle, so wie die

---

eine Speckgeschwulst zwischen dem großen und kleinen Gehirne von der Größe einer Faust, welche zuerst eine Blindheit, dann Taubheit und nach und nach den Verlust aller Sinne und aller thierischen und Lebensverrichtungen zur Folge hatte.

Krankheit selber waren damals für mich so wunderbar und auffallend, daß ich, da ich zuvor noch nie das Geringste davon gelesen oder zu Gesichte bekommen hatte, dadurch in eine nicht geringe Verlegenheit rücksichtlich der einzuleitenden Behandlung versetzt ward.

Es fielen nemlich diese Kranken, die sich wenige Augenblicke zuvor noch der besten Gesundheit erfreuten, im Zimmer, auf den Straßen, im Felde, plötzlich um; ein solcher Paroxysmus hatte dem ersten Anscheine nach die größte Aehnlichkeit mit einem epileptischen Anfalle, und nur mit vieler Anstrengung gelang es, eine solche sich völlig bewußtlose Person wieder ins Leben zurück zu rufen.

Das Auffallendste bei einem solchen Paroxysmus war, daß das Gesicht der Kranken todtenbleich, die Haut eiskalt, die Augen starr und glanzlos, die Pupillen widernatürlich erweitert waren, das Athmen und der Puls aber völlig unverändert blieben.

Nach geendigtem Paroxysmus waren die Kranken so hinfällig und kraftlos, daß sie nicht allein aufrecht stehen konnten, sondern meist zu Boden sanken, wenn sie nicht unterstützt wurden.

Als nun an einem Nachmittage drei solcher Mädchen von siebzehn bis zwanzig Jahren in den größeren Krankensaal des hiesigen Hospitals gebracht wurden, ging mit ihnen eine Katastrophe vor, die eben so sonderbar als merkwürdig war. Denn kaum waren sie, eine jede in ein eigenes Bett, aber in demselben Saale, gebracht, so fieng die erstere an, auf eine solche entsetzliche Weise zu lachen, daß ich Lähmung des Zwerchfells befürchtete. Während dieses sonderbaren Lachens sprach sie von den ausgesuchtesten und tollsten, Lachen erregenden Dingen, als wolle sie gleichsam alle Farcen und Possen hervorbringen, um sich nur Gegenstände des Lachens vorzuhalten.

Nachdem dieses Lachen bei der Kranken ungefähr zehn

Minuten angehalten hatte, verfiel sie in ein klägliches, jammervolles und herzzerreißendes Geheul, wogegen alle Trostgründe fruchtlos blieben.

Kaum verlor sich auch nach einer halben Viertel-Stunde dieses Geheul und Wimmern, als sie auf einmal in eine völlige religiöse Erstase überging, so zwar, daß ihr Gesicht wie verklärt ward, und sie in einem prophetischen Geiste und mit reiner Sprache von den unaussprechlichen Herrlichkeiten des Himmels und den Heiligen redete, gerade wie es bei den höheren Graden des Somnambulismus zu geschehen pflegt.

Hatte auch dieser Paroxysmus nach zehn Minuten geendet, so verfiel die Kranke in eine Art von Starrkrampf mit den heftigsten und fürchterlichsten, das Leben gleichsam wüthend zernichtenden Brust- und Zwerchfell-Krämpfen, wobei sich anhaltendes Schluchzen zeigte, und die Kranke durchaus nicht zu schlingen vermochte. Auch dieser Anfall hielt in der Regel acht bis zehn Minuten an.

Kaum war auch dieser stürmische Paroxysmus vorüber, so erwachten die Kranken allmählig wie aus einem langen und tiefen Schlafe mit tiefem und ängstlichem Seufzen. Sie wußten nicht, wie ihnen geschah, und fühlten sich außerordentlich entkräftet und niedergeschlagen. Indeß hielt diese anscheinende Besserung nicht lange an, denn ehe man sichs versah, kehrte der Paroxysmus des Lachens und mit diesem auch die Reihe der übrigen wieder zurück.

Während dieser Anfälle waren die Kranken völlig bewußtlos. Das Gesicht war abwechselnd roth und blaß, die natürliche Temperatur des Körper bald erhöht, bald vermindert, das Athmen bald beschleunigt, bald beengt, seufzend, bald unterbrochen, bald wieder ganz regelmäßig, während der Puls alle möglichen Varietäten zu erkennen gab. Eben so wenig wußten die Kranken die Ursache dieses sonderbaren Krankenzustandes anzugeben.

Ich vermag es nicht, den besondern Gemüthszustand zu schildern, in welchem ich mich befand, wobei zugleich viele Neugierige zugegen waren, die ihre Verwunderung über diesen auffallenden Krankenzustand nicht genug zu erkennen geben konnten. Denn in dem Augenblicke, als die erste Kranke sich in dem entsetzlichen Paroxysmus des Lachens befand, sah man die andere im furchtbarsten Starrkrampfe mit entsetzlichen Brustkrämpfen und Schluchzen und gleichsam mit dem Tode ringend, indeß die dritte im jammervollsten Geheule und in der tiefsten Traurigkeit sich befand, während die erstere schon wieder in die religiöse Ekstase übergegangen war, und ihren überirdischen Blick in die übersinnlichen Regionen des Geisterreichs mannigfaltig zu bekräftigen suchte.

So oft ich das nosologische Schema der hundertfältigen Krankheitsformen im Geiste durcheilte, fand ich nirgends ein Leiden, das mit diesem Aehnlichkeit gehabt hätte, und dies um so weniger, da diese weiblichen Subjekte gut und kräftig gebaut, regelmässig menstruirt und an harte Beschäftigungen gewöhnt, auch vorher nie krank gewesen waren.

Endlich entschloß ich mich, aufgemuntert durch Sachse's herrliches Werk *), die hier in Rede stehende Krankheit für reine Nervenentzündung zu nehmen, und dieser Ansicht gemäß zu behandeln.

Daher schritt ich nun zur antiphlogistischen Behandlung in ihrem ganzen Umfange, und verordnete jedem Mädchen auf der Stelle anderthalb Pfund Blut am Arme abzuzapfen, ließ jedem ein Vesicator drei Zoll breit vom Nacken bis an das Kreuzbein unmittelbar auf die Rückenwirbelsäule, und eben so auf beide Waden Vesikatore appliziren. Innerlich verordnete ich alle zwei Stunden zwei Gran versüßtes Queck-

*) Grundlinien zu einem natürlichen dynamischen System der pract. Medizin. 1 Th. Berlin 1821.

pulver mit anderthalb Gran Bilsenkrautextract und etwas Zucker, nebst einer Mixtur aus einer Auflösung von drei bis vier Drachmen Salpeter, welcher noch ein halber Gran Brechweinstein mit Himbeersaft beigemischt wurde, und wovon stündlich ein Löffel voll gegeben ward. Zum Getränke empfahl ich Essig mit Wasser, und dabei eine sparsame streng antiphlogistische Diät. Den Unterleib suchte ich durch reizende Klystire offen zu erhalten.

Auf den Gebrauch dieser Mittel trat augenblickliche Besserung ein. Dessen ungeachtet kehrte schon das Uebel nach einer halben Stunde wieder mit doppelter Heftigkeit zurück. Sogleich ward jeder Kranken dieselbe Portion Blut wieder abgezapft, und da der Erfolg der nämliche war, so mußte ich diesen heroischen Aderlaß drei- und viermal wiederholen, so daß ich bei zwei Kranken in einem Nachmittage zwischen sechs und sieben Pfund Blut wegnehmen ließ.

Jetzt erst trat sichtbare und dauernde Besserung ein, so daß die Kranken sämmtlich sich zusehends erhohlten, auf den fleißigen Gebrauch der oben angegebenen Mittel von ihren Anfällen befreit blieben, und auf die spätere Wiederholung kräftiger Laxantien innerhalb zehn Tagen vollkommen wiederhergestellt wurden.

Besonders merkwürdig war es, daß die Wärterinn des Hospitals, eine sonst gesunde kräftige Frau von vierzig Jahren, am andern Tage sich ebenfalls zu Bett legen mußte und von derselben Krankheit befallen ward. Sie wurde jedoch durch die schleunige Anwendung der oben erwähnten Kurart früher als die übrigen hergestellt.

Verhielten sich die Kranken nicht strenge nach den gegebenen Vorschriften, so wurden sie plötzlich recidiv, wie dies bei einer derselben wirklich der Fall war, welche jedoch auch bald wiederhergestellt ward. Dadurch aber, daß die Wärterin am andern Tage ebenfalls von dieser Krankheit befallen ward, wurde großes Aufsehen erregt, so daß ich nur

mit Mühe einen Wärter zur Besorgung der Kranken erhalten konnte. — Seit dieser Zeit befinden sich diese Mädchen so wie die Wärterin im vollkommensten und ungetrübtesten Gesundheitszustande.

## Epicrisis.

Der Erfolg der eingeleiteten antiphlogistischen Heilmethode bestätigte in den hier gegebenen Fällen die Vermuthung eines entzündlichen Leidens des Nervensystems, wenn gleichwohl das aus der Ader gelassene Blut keine deutliche Entzündungshaut beurkundete. Die Entzündung mag hier erst im Werden begriffen gewesen seyn, daher auch die Crusta inflammatoria nicht deutlich erscheinen konnte. Es dürfte daher sehr wahrscheinlich seyn, daß durch die Hitze des Sommers 1822, in Verbindung mit der unausgesetzten Anstrengung des ohnehin leicht gekleideten Körpers in einem solchen heißen Medium, wobei oft unvorsichtig genug kaltes Wasser begierig getrunken wird, um das brennende Durstgefühl zu mindern, ein allgemeiner Erethismus des Organismus hervorgebracht ward, der als praedispositio anomala den an und für sich schon mehr sensiblen weiblichen Organismus recht eigentlich für Krankheiten vorbereitete. Und so konnte allerdings unter den angegebenen Umständen ein der Entzündung analoger Zustand des Nervensystems, besonders des Stimmnerven und des Gangliensystems hervorgebracht werden, der nothwendig eine allgemeine Verstimmung, oder eine allgemeine erhöhte Reizbarkeit des gesammten Nervensystems veranlaßte, welche das Wesen der Hysterie constituirt. Dadurch mußten ferner auch nothwendig die Erscheinungen des allgemein excedirenden Nervensystems deutlicher sich entfalten, und wegen der Wichtigkeit des ursprünglich ergriffenen organischen Systems auch jene auffallenden und wunderbaren Veränderungen hervorbringen. Somit könnte man

daher nicht mit Unrecht diese sonderbare Uebelseynsform, sowohl wegen ihres schnellen Verlaufs, als wegen ihrer veranlassenden Momente, acute Hysterie nennen.

---

III.

Merkwürdige Nervenkrankheit.

Das Töchterchen des hiesigen Kupferschmidts L., neun Jahr alt, von einer sehr sensiblen und schwächlichen Konstitution, mit großen Geistesanlagen ausgerüstet und von Geburt an immer schwächlich und sehr oft kränkelnd, ohne daß es zuvor eine Hauptkrankheit überstanden hätte, verrieth frühzeitig eine sehr große Wißbegierde und Lust zum Lernen, und lernte auch wirklich in der Schule mit außerordentlichen Fortschritten. Besonders große Fertigkeit hatte es im Kopfrechnen. In dem Verhältnisse aber, in welchem sein Geist wuchs und sich immer vortheilhafter entfaltete, blieb sein schwacher Körper an Kraft und Ausbildung zurück, so daß es immer schwächlicher, magerer und endlich so hinfällig ward, daß es die Schule nicht mehr besuchen konnte.

Noch immer konnte die Kranke in der Stube herumgehen, leichte Beschäftigungen verrichten, und mit Appetit Speise und Getränke genießen, als sie auf einmal von leichten Zuckungen der Arme befallen ward, die allmählig an Heftigkeit zunahmen, sich über die Gesichtsmuskeln, ja sich endlich sogar über den ganzen Muskelbau des Körpers ausdehnten, und sich vollkommen als tonische und klonische Krämpfe aussprachen. Ich vermag es schlechterdings nicht, die unendlichen und beispiellosen Modificationen dieser Krämpfe und Zuckungen treffend zu bezeichnen, sondern bemerke nur, um ein schwaches Bild derselben darzustellen, daß diese sonderbare Nervenkrankheit eine höchst wunderbare Mischung von Epilepsie, Starrsucht, Veitstanz, sardonischem Lachen und Zuckungen

war. Das merkwürdigste dabei war, daß der Puls meist ruhig und eher langsamer als gewöhnlich sich anfühlen ließ, und die Nächte meist völlig ruhig zugebracht wurden.

Allmählig erreichte diese interessante Krankheit unter allmähligem Schwinden aller physischen Kräfte einen so hohen Grad, daß die Kranke das Bett nicht mehr verlassen, ja sogar nicht mehr allein und frei essen konnte. Auch fiel sie in dieser Zeit durch die heftigen Zuckungen aus ihrem Bette auf den Boden, auf welchem sie so lange liegen bleiben mußte, bis sie von ihrem Vater wieder in das Bett getragen ward. Nicht eine einzige Minute war sie im Stande sich auch bei dem kräftigsten Willen ruhig zu verhalten. Uebrigens blieben ihre natürlichen Verrichtungen ungestört; auch in ihren psychischen Functionen bemerkte man keine Trübung, nur zeigte sich zuweilen bei ihr eine so große Traurigkeit wegen ihres hoffnungslosen Zustandes, daß sie oft Stundenlang weinte, aus welcher herben Stimmung sie nur durch Trost und die bestimmteste Versicherung, daß sie wieder vollkommen genesen werde, wieder froh ward.

Unter diesen Umständen wurde ich am vier und zwanzigsten Mai 1823 zu ihr gerufen. Trotz meiner unausgesetzten Nachforschung über die veranlassende Ursache dieses schrecklichen Uebels, konnte ich nicht das Geringste ausmitteln. Ich wandte daher Anthelmintica an, in der Meinung, daß angesammelte Würmer die veranlassende Ursache seyen, allein vergebens. Nun blieb mir nichts übrig als empirisch zu verfahren. Daher zog ich die antagonistische Methode in Gebrauch, verordnete Köchlin's Kupfersalmiakliquor, schwefelsaures Kupferammonium, Zinkblüthe, Opium, Digitalis, China im Decoct, Tormentill, Pomeranzenblätter, Baldrian, geistige Einreibungen in das Rückgrath, Stahl- und aromatische Kräuterbäder, kräftige Diät u. s. w., allein Alles und Jedes umsonst. Das Uebel wurde immer hartnäckiger, und

gefahrdrohender, und schon schwand in mir alle Hoffnung zur möglichen Rettung dieses guten Kindes, als mir das erste Vierteljahrsheft dieser Zeitschrift von 1823 in die Hände fiel, worin ich auf die von Magendie S. 253 erzählte und geheilte merkwürdige Nervenkrankheit stieß, die mit der in meinem Falle nun auch die frappanteste Aehnlichkeit hat. Kurz, je weiter ich las, desto mehr entfaltete sich die Identität von M's Kranken mit der meinigen, und desto froher ergriff ich das Mittel, das ihm so wunderbare Heilung gewährte. Ich verordnete nämlich sogleich einen Aufguß von sechs Unzen Baldrian, ließ darin zwei Gran schwefelsaures Chinin auflösen und dieser Mischung noch drei Loth Zimmetsaft beimischen.

Anfänglich nahm die Kranke alle Stunden einen Löffel voll; da sie diese Dosis aber nicht zu vertragen schien, indem sich ihre Krankheit darauf verschlimmerte, so ließ ich ihr nachher alle zwei Stunden einen kleinen Löffel voll geben, welches nachher eine solche herrliche und auffallend vortheilhafte Wirkung hervorbrachte, daß ich darüber nicht genug erstaunen konnte. Kurz die Kleine wurde innerhalb vier Wochen, nachdem ich das Chinin allmählig bis auf vier Gran verstärkt hatte, so gut und vollkommen hergestellt, daß sie sich jetzt einer viel bessern und ungetrübteren Gesundheit als vor dem Ausbruche dieser Nervenkrankheit erfreut. Es ist jetzt Anfangs September 1823, und noch wurde sie nicht recidiv, ungeachtet sie sich vielen leichten häuslichen Geschäften unterzieht. Noch immer aber lasse ich sie alle geistigen Beschäftigungen und Anstrengungen meiden.

## Epicrisis.

Sehr wahr bemerkt Magendie in seiner vorerwähnten Erzählung, wie sehr man in solchen verzweiflungsvollen Fällen die Leerheit der medizinischen Theorieen zu erkennen Gelegenheit habe. Dessen ungeachtet soll uns

diese niederbeugende Bemerkung willkommen seyn, das Unbekannte auszumitteln, um Klarheit zu verbreiten. Jetzt erst mag die Analyse dieser Krankengeschichte, uns zu dem höchst wahrscheinlichen Schluße verleiten, daß den meisten Nervenkrankheiten dieser Art eine völlige Abynamie des Organismus zu Grunde liege, die sich bald in diesem, bald in jenem System vorzugsweise beurkundet, je nachdem die vorausgegangenen schwächenden Momente mehr die psychische oder somatische Kehrseite des Menschen affizirten.

In dem vorerzählten Falle haben wir es überhaupt mit einem von Geburt an sehr schwächlichen und sensiblen Mädchen zu thun, das vermöge seiner Jugend schon eine ganz besondere ausgezeichnete Opportunität zu convulsivischen und Nerven-Krankheiten besaß. Berücksichtigen wir ferner die vorzugsweise erhöhte Thätigkeit des Geistes der Kranken, die wohl bei einem so niedern Grade physischer Kraft und bei dem Mangel an physischer Ausbildung um so leichter den für den Gesammtorganismus gefährlichen Kulminationspunct ersteigen konnte, je schneller der geringe Vorrath physischer Kraft dadurch erschöpft werden mußte: so ist es klar, wie hier Abynamie als prädominirender Grundton des Organismus bei auch nur mäßiger intellektueller Anstrengung die Krankheits-Zufälle in den besonders nervenreichen Organen beurkunden mußte. Dieser Ansicht spricht wenigstens die erfolgte Heilung durch Chinin, als ein permanent stärkendes Mittel, das Wort. Warum aber in dem gegebenen Falle diese convulsivischen Phänomene in jenen Muskeln, die besonders dem Willen untergeordnet sind, ausbrachen, und statt deren nicht psychische Erscheinungen, z. B. Blödsinn, Melancholie u. s. f. erfolgten, dies ist der gordische Knoten, den ich nicht aufzulösen wage, dessen Auflösung ich aber gern geübteren und erfahrneren Sachkennern überlasse.

Ein ferneres Beweis für meine Ansicht über das Wesen

vieler chronischen Nervenkrankheiten liegt in der von mir realisirten Heilung eines dritthalbjährigen, sehr robust und gesund aussehenden Bauernmädchens, das vor zwei Jahren ohne bekannte Veranlassung vom Veitstanze befallen ward, und welches bei der absoluten Unmöglichkeit, ihm Arzneyen beizubringen, blos durch den vierwöchentlichen Gebrauch concentrirter Stahlbäder vollkommen und dauerhaft wiederhergestellt ward. Dieses Kind konnte vorher keine Minute ruhig stehen; es gaukelte hin und her, zitterte, gestikulirte mit den Händen und dem Kopfe, und fiel alle Augenblicke auf die Erde, ohne sich dabei zu beschädigen. Vor dem Ausbruche dieser Krankheit konnte es über drei Vierteljahre ungehindert gehen und springen. Kann man hier wohl etwas anders als reine Schwäche der Nerven, die aus dem Rückenmarke entspringen und zu den Bewegungsorganen gehen, annehmen? Wie sollte man zum wenigsten die Wirkung der Stahlbäder erklären, da die Kranke doch auch vorher aromatische Kräuterbäder erfolglos gebrauchte?

Lange noch nicht sind die Acten über die wunderbaren Nervenkrankheiten geschlossen, und sehr treffend spricht daher schon Galen: „Vieles ist aus mannigfaltigen Gründen den Sinnen verborgen, vieles dem Verstande; deswegen muß jeder aufrichtige Freund der Wahrheit wegen des Unbekannten von dem Deutlichen nicht abgehen, und wegen des Deutlichen dem Unbekannten nicht beipflichten; wer dieses nicht thut, der wird entweder wie der Skeptiker dem Unbekannten zu Liebe an dem Bekannten zweifeln, oder er gibt wie viele Dogmatiker dem Bekannten zu Lieb seinen Beifall dem Unbekannten."

---

# Beobachtung eines periodischen Irreseyns;

von
Herrn Dr. Friedrich Bird
in Rees.

---

Der Mann, dessen mir merkwürdig scheinende Krankheitsgeschichte ich hier mittheilen will, ward im Jahre 1786 geboren. Sein Vater war ein durchaus gesunder Mann, dagegen die Mutter eine höchst nervenschwache Frau, die an den heftigsten Krämpfen und hysterischen Beschwerden litt. Der Schwäche der Mutter entsprach das Kind; denn höchst schwach und abgezehrt kam es zur Welt, und in einem Alter von drei Monaten war seine Schwäche noch so groß, daß es den Kopf ohne Unterstützung durchaus nicht aufrecht halten konnte.

Indeß vegetirte es sein schwaches Leben fort und litt dabei an solchen Uebeln, die man gewöhnlich der Schwäche zuzuschreiben pflegt: ihn plagte eine stete Erzeugung von Schleim, den es in großen Quantitäten ausbrach und mit dem Stuhlgang von sich gab; auf die leiseste Veranlassung trat bei ihm ein fieberhafter Zustand ein; es war sehr zum Schwitzen geneigt und man bemerkte zeitig, daß es die heftigsten Kopfschmerzen erlitt, unter welchen Umständen die Entwickelung seines Körpers so zurückblieb, daß es bis in das fünfte Lebensjahr fast keinen Gebrauch von seinen Füßen machen konnte und beinahe stets getragen werden mußte. Sein Benehmen zeigte die größte Zurückgezogenheit und es nahm an Spielen nur wenig Antheil. Der Wachsthum seines Körpers erfolgte nicht besonders schnell; dennoch stellte sich bei ihm große Magerkeit ein, oder diese blieb vielmehr, wie sie seit der

Geburt gewesen war, so daß man das Entstehen von Schwindsucht befürchten mußte.

Mit dem achten Lebensjahre ließ das stille, in sich gekehrte Wesen des Kleinen bedeutend nach; er ward jetzt munterer und seine Gesundheit besserte sich auffallend. Die Anfälle der heftigen Kopfschmerzen, die oft beim besten Wohlseyn plötzlich sich einstellten, blieben noch zurück.

Vom neunten bis zum zwölften Jahre nahmen die Körperkräfte mehr und mehr zu, und so lebte der Knabe im Ganzen jetzt ziemlich gesund. Er zeigte eine große Aufgewecktheit des Geistes zum Lernen, daher auch seine geistigen Kräfte sich schnell entwickelten und das Versäumte bald von ihm nachgeholt war.

Im dreizehnten Lebensjahre erhielt er von seinen Eltern die Erlaubniß, mit andern Gespielen unter gehöriger Aufsicht einer Artillerie-Revüe beizuwohnen. Ein von verschiedenen wilden Knaben in der Nähe der Pulverwagen ausgeübter Unfug erregte die Aufmerksamkeit des wachthabenden Unteroffiziers; dieser ergreift einen der Knaben, welcher aber, — um sich der Strafe zu entziehen — auf unsern Patienten, als sey dieser der Urheber des Unfugs, hindeutet; worauf der Unteroffizier diesen ergreifen will, der darüber in die heftigste Angst geräth, und, ohne sich umzusehen, nach einem eine halbe Stunde entfernten Bauerhofe davon läuft, wo er sich dann erst sicher glaubte

Von Schweiß triefend und glühend von Hitze, erregt durch das heftige Laufen in der Mittagsstunde eines heißen Tages, fordert er ein Glas Buttermilch, das er zur Kühlung rasch austrinkt. Hiedurch und durch ruhiges Sitzen in dem kühlen Vorhause des Bauerhauses erquickt, verläßt er den Hof und — badet sich im nahen Fluße.

Gegen Abend kommt der Vermißte munter und wohl nach

Hause, welches Wohlseyn denn auch in den ersten vier Wochen nicht im mindesten getrübt ward.

In der fünften Woche nach diesem Vorfalle war der junge Mann eines Mittags ausser Hause gewesen, und hatte sich noch sehr wohl befunden; als er aber gegen Abend zurückkehrte, klagte er über unbehagliche Gefühle. Unter leisen fieberhaften Bewegungen dauerte dieser Zustand einige Tage bei ihm fort, wo er dann in der Nacht von einem heftigen Delirium befallen ward, wobei er sich gleich einem Rasenden benahm und so laut rief und jammerte, daß seine Angehörigen bei allem Elende sich dennoch freuen mußten, daß dieser Zufall bei der Nacht und nicht am Tage eingetreten war, weil derselbe sonst Aufsehen erregt haben würde.

Die jetzt folgende Krankheit karakterisirte sich als ein fauliges Nervenfieber. Bemerkenswerth war das ungeheuer starke Schwitzen des Kranken und seine Bewußtlosigkeit. Selten öffnete er das Auge und geschah dies, so schien er Eltern und Lehrer auf einige Augenblicke zu kennen. Am ein und zwanzigsten Tage der Krankheit befiel ihn ein zweites heftiges Delirium, das aber — wohl der Erschöpfung wegen — gegen das erste gelinde war. Er verfiel darauf in einen sanften Schlaf und erwachte munter und seiner bewußt. Die nun folgende Reconvaleszenz war sehr langsam und ward gestört, als den schwachen Patienten die zu der Zeit epidemisch waltenden Masern befielen. Der Verlauf dieser Hautkrankheit war indeß so gelinde, daß seine Genesung dadurch minder aufgehalten wurde, als zu erwarten stand.

Kaum wieder von diesen Krankheiten hergestellt und etwas zu Kräften gelangt, bekam Patient ein dreitägiges Wechselfieber, welches der Kunst lange und hartnäckig widerstand.

Es ist leicht zu ermessen, daß diese schnell sich folgenden Krankheiten höchst nachtheilig auf die Körperbeschaffenheit

eines Menschen wirken mußten, der seit früher Jugend so viel Elend erduldet hatte. Entwickelte sich der Körper dennoch, alles Elendes ohngeachtet, auf das beste, so konnte doch gewiß die körperliche Entwickelung wohl nicht so erfolgen, als es ohne Hindernisse und ohne Aufenthalt geschehen seyn würde. Das durch Erbschaft von einer nervenschwachen Mutter ohnehin sehr bewegliche Nervensystem konnte zum mindesten nicht die Festigkeit erreichen, zu deren Erlangung es sonst fähig war.

Von Juni bis Anfangs November dauerten diese verschiedenen Krankheiten. In dem jetzt folgenden Winter bemerkte man, daß der junge Mann sich oft mit den wunderlichsten Einfällen herumtrug, die er auch zuweilen mit vieler Sonderbarkeit auszuführen suchte. Da dergleichen indeß bei ihm selten kamen, er dabei fleißig und mit dem treflichsten Erfolg für seine geistige Ausbildung die Schulen besuchte, so blieben seine einzelnen Seltsamkeiten unbeachtet, oder man hielt dieselben für unbedeutende Folgen der schweren überstandenen Krankheiten. Aber man täuschte sich! — In dem jetzt folgenden Frühjahr ward er mit aufs Land genommen, um sich einen Tag zu vergnügen. Ihn, den man weder mehr für körperlich krank halten konnte, noch je für irre gehalten hatte, mußte man jetzt für letzteres halten, da er sich an diesem Tage plötzlich so verkehrt betrug, daß das Abnorme seines psychischen Zustandes durchaus nicht zu verkennen war: er benahm sich z. B. auffallend frei, da er doch sonst so eingezogen war; er stieg auf hohe Bäume und trieb dort allerlei Unfug; er entlief, und als seine Angehörigen ihn wieder erhascht hatten, entschuldigte er sein Benehmen mit der Angabe, die Menschen des Hauses, wo er jetzt sey, stellten ihm, so wie seinen Angehörigen, nach dem Leben, man wolle sie betrügen, bestehlen u. s. w. — Alles Widerreden war umsonst, und man mußte sich entschließen, auf der Stelle mit ihm in die Stadt zurückzukehren. In den folgenden Tagen nahm dies irre- und

widersinnige Betragen bedeutend zu, dauerte vier bis fünf Wochen und nahm erst dann wieder langsam ab.

Die Freude über diese Besserung war indeß nicht von Dauer, denn nach einigen Monaten stellte sich das Uebel wieder ein und verschwand dann von neuem so, wie das erstemal.

Ueber körperliches Leiden klagte Patient selten, ausser daß sich zuweilen vor dem Ausbruch des Uebels Verdauungsbeschwerden bei ihm zeigten, die indeß nicht besonders stark waren. Mehr quälten ihn Kopfschmerzen, die oft selbst unerträglich wurden.

Schon der äussere Anblick verrieth während der Anfälle des Irreseyns den alienirten Zustand seiner geistigen Thätigkeit. Sein Gesicht war blaß; seine Augen blickten starr und mit Feuer um sich; in dem Gesichtsausdruck lag große Verzerrtheit und in der Regel war eine solche Unruhe in seinem ganzen Körper, daß er nie lange Zeit an einer Stelle verweilen konnte. Er sprang zuweilen hastig vom Stuhle auf, suchte schimpfend den Teufel in den Ecken des Zimmers, und schnitt dann, auf eine Stelle zeigend, allerlei Grimassen. Seine Muskelkraft war bedeutend erhöht und es machte ihm viele Freude, wenn er etwas verderben und zerstören konnte. Schneidende und stechende Instrumente, Gewehre ꝛc. mußte man sorgfältig von ihm entfernt halten, und er aß mit einem Löffel oder mit den Fingern.

Außer daß er viel Muskelkraft zeigte, indem er neue starke Bettzeuge zerriß, als habe er Papier in der Hand, und ein großes, starkes Bierglas in der ausgestreckten Hand in kleine Stückchen zerbrach, war er auch in allen seinen Unternehmungen äusserst kühn. So stieg er auf das Hausdach, spazierte auf dem Firste desselben einher, und setzte sich dann vorn auf den spitzen Giebel des fünf Stockwerk hohen Hauses, so daß seine Füße nach der Straße herabhingen. Bei einer anderen Gelegenheit ließ er sich an einem Seile aus

der vierten Etage herabgleiten. Solche und ähnliche Dinge führte er aus, ohne dabei im mindesten Schaden zu nehmen, da er sich bei allen mit einer Kunstfertigkeit benahm, als habe er es durch Uebung eingelernt.

Gegen die meisten Menschen war er unfreundlich, und ungern ließ er sich beherrschen. In der Regel vermochte seine Mutter durch ihren Willen kräftig auf ihn einzuwirken; zuweilen ward eine solche Macht indeß auch Anderen zu Theil. Wer einmal diesen Einfluß auf ihn hatte, dem folgte er fast in allen Stücken, vorausgesetzt, daß das Benehmen seines Führers ohne solche Blößen blieb, aus denen er merken konnte, daß er auch hier seinen eigenen Willen haben könne. Aus diesem Grunde mochte es kommen, daß nur ein einzigesmal der auf ihn kräftig psychisch einwirkende viel jünger war, als er. Wer nun auch diesen Einfluß auf ihn haben mochte, fast nur durch einen solchen allein war er zu regieren.

Häufig traf es sich, daß er einem Menschen besonders feindlich gesinnt war und demselben zu schaden suchte. Man beachtete ihn indessen zu sehr, als daß es zu mehr als zu Worten hätte kommen können.

Das Wilde in seinem Benehmen nahm oft langsam, oft schnell ab. Wenn er sich entschließen konnte, dieses oder jenes zu thun z. B. im Zimmer der Eltern zu schlafen, sich etwas vorlesen zu lassen u. s. f., so besserte es sich meist schnell mit ihm. War nun das psychisch Abnorme bei ihm auch vorüber, so verging doch stets noch einige Zeit, bis er wieder munter ward; denn Niedergeschlagenheit, welche er durch Weinen ausdrückte, und äusserste Zurückgezogenheit folgten dem Anfalle. Erst dann, wenn dies alles vorbei war, wagte er es, sich dreist öffentlich zu zeigen. Erinnerung aus dem Anfalle hatte er nicht; wenigstens sagte er hierüber nie etwas von selbst, und aus Schonung fragte man ihn nicht. Die Zeitdauer, in welcher die Anfälle sich mit so großer Heftigkeit zeigten, betrug

fast vier Jahre; sie währten also bis in das achtzehnte Lebensjahr des Patienten.

Langsam hatte die Heftigkeit der einzelnen Anfälle nachgelassen, so daß dieselben im ersten, zweiten und dritten Jahre der Krankheit stärker waren, als im vierten. Von jetzt an aber minderte sich die Heftigkeit nicht nur in jedem Anfalle, sondern die Paroxysmen kehrten auch nur in immer größeren Zwischenzeiten wieder. Diese von dem achtzehnten bis zum zwei und zwanzigsten Lebensjahre dauernden Anfälle des Irreseyns trugen folgenden Karakter.

Das wilde und gefährliche Benehmen des Patienten hatte aufgehört, daher man ihn weniger bewachte. Er war still und zurückhaltend in seinem Benehmen. Oft weinte er und las in der Bibel. Er war jetzt stets mit Arbeiten beschäftigt, indem er viel Talent zu mechanischen Arbeiten besaß; aber in der Regel verdarb er alles wieder, was er machte und unter die Hände bekam. Ueberhaupt war er noch sehr unruhig und Abwechslung liebend, so wie sein Thun noch mehr oder weniger das Gepräge von Verwirrung trug. Wenn eine Arbeit, eine Zeichnung ihn ernst beschäftigte — oder wenn er angenehme Zerstreuung hatte, mochte er das Verfertigte auch wieder verderben, — dann war er am wohlsten. Es ist bemerkenswerth, daß er sich jetzt seiner nächsten und gewöhnlichen Umgebung im Benehmen am verkehrtesten zeigte; dagegen er bei Fremden zuweilen fast gar nichts Verkehrtes that. Daher kam es, daß seine genauesten Bekannten ihn schon als krank erkannten, während Fremde dies noch nicht einräumen wollten. So konnte er sich dann in den Morgen- und Abendstunden zu Hause auf das sonderbarste benehmen, während er in den Mittagsstunden, in Gesellschaft von etwas fremderen Leuten, der vernünftigste Mensch zu seyn schien. Etwas Fremdartiges bemerkte man hier oft an ihm nicht anders, als darin, daß er äusserst viel sprach, wobei oft der Zusammenhang fehlte.

Eine gefaßte Idee führte er indeß zuweilen durch, ohne Schonung gegen die Personen, welche seine Reden sehr kränken mußten. Das Gesagte war nicht selten durchaus wahr und das Sonderbare lag oft allein im Vortrag. In einem solchen Benehmen der Kranken hat ohnstreitig das alte Sprichwort: Kinder und Narren sagen oft die Wahrheit, seinen richtigen Grund.

Aeußerst selten trat jetzt noch bei ihm eine Handlung ein, deren Heftigkeit an die frühern Anfälle erinnerte. Reizte man ihn, so konnte er auf kurze Zeit noch sehr heftig und ungestüm werden; indeß brachte ein ernstes Wort ihn bald in Ruhe.

In seinen guten Perioden blieb er jetzt längere Zeit ängstlich, als früherhin; besonders da, wo er fürchtete, daß man seine Krankheit kenne, die er selbst gar sehr verabscheute.

Nachdem er in seinem zwei und zwanzigsten Lebensjahre seinen Wohnort verändert hatte, wirkte dieser Wechsel sehr vortheilhaft auf ihn ein. Wenn die Paroxysmen der ersten vier Jahre bis zu fünfmal jährlich erschienen und in den folgenden vier Jahren nur zwei bis dreimal, so kamen seit dieser Aenderung des Wohnorts im zwei und zwanzigsten Lebensjahre des Patienten, nur zwei Anfälle jährlich und in der Regel bloß einer, wovon in den ersten Jahren nur noch einer durch einige Heftigkeit sich auszeichnete, aber schnell sich endigte.

Diese Anfälle zeigten sich so gelinde, daß sie den Patienten nicht abhielten, seinen Geschäften vorzustehn. Sie waren nur Anmahnungen an das alte Uebel, nur eine hypochondrische Verstimmung, die in Melancholie überging, wo eine Idee — besonders Unglück — die Seele des Kranken fixirte. War eine solche Idee langsam entwichen, so fühlte er sich minder wohl und klagte über Körperleiden, besonders über den Magen.

Mit seinem fünf und zwanzigsten Lebensjahre, in welchem er nach den Niederlanden ging, erschienen die zuletzt beschriebenen Anfälle stets seltener, und ein bis ein und ein halb Jahre konnten vergehen, ohne daß ein Anfall eintrat.

Kam einer, so war Patient hypochondrisch, und man hörte ihn jedesmal über Körperleiden, besonders über den Magen, Klage führen. Vergaß er seinen Körper, indem er, in Verwirrung gerathen, nur mit einer Idee, z. B. der von Unglück, sich beschäftigte, so dauerte es nur Stunden bis zwei Tage. Die Berufsarbeiten unterließ er nie. Er quälte sich und seinen Arzt mit Fragen über seinen Zustand. Fremden wußte er seinen Zustand zu verbergen, daher er sich, um das so viel besser ausführen zu können, freywillig in seinem Zimmer hielt.

Diätfehler, Aerger, Erkältung, besonders die durch nasse Füße, konnten die Anfälle hervorrufen und dieselben verschlimmern, was bei der Erregbarkeit eines durch so viele Leiden verstimmten Nervensystems nicht zu verwundern ist.

---

In der ersten Periode der Krankheit stellte der Kranke fast das Bild eines Maniacus dar.

In der zweiten war die große Heftigkeit seiner Krankheit vorbei und die Geistesverwirrung oft so gelinde, daß er selbst als nicht krank erscheinen konnte. Endlich karakterisirte sich die Krankheit deutlich als Hypochondrie, die in Melancholie und nur selten und für kurze Zeit in Irreseyn überging, und, nun stets abnehmend, den Kranken fast ganz allein hypochondrisch seyn ließ; welche Erscheinungen an die Heftigkeit der früheren Anfälle fast nur noch erinnerten.

Erwägen wir nun, wie in den späteren Perioden der Krankheit nie ein Zustand eintrat, wo man eine so tiefe psychische Verstimmung, als zu Anfang der Krankheit beobachtete; erwägen wir ferner, wie die Krankheit also langsam abnahm; wie der Körper zwar spät, aber doch völlig normal sich entwickelte; wie die Geisteskräfte so gut ausgebildet wurden; wie das körperliche Wohlseyn stets sich besserte: so dürfen wir wohl mit Recht erwarten, daß das jetzige Ende der Krankheit ein

bleibendes seyn werde; wenn gleich Patient bei der Erregbarkeit seines Nervensystems den Anfällen hypochondrischer Verstimmung wohl noch oft unterliegen wird, bis, mit zunehmenden Jahren auch dieses Uebel sicher endigt.

Unter allen Krankheiten sind unstreitig die, welche in den uns unbekannten Grundkräften des Lebens ihre Ursache haben, gerade diejenigen, bei denen sich über die Fortdauer einer erfolgten Heilung am mindesten mit Sicherheit sprechen läßt, daher ich nur die Gründe angab, die mich die Krankheit als beendigt betrachten lassen.

---

Man ist darüber einverstanden, daß Krankheiten, welche zu der Zeit der Entwicklungsperioden eintreten, in aller Hinsicht die größte Beachtung verdienen, indem grade dann die Sensibilität durchaus vorherrschend ist. — Die Verkennung dieser Wahrheit und ihre Nichtbeachtung bei der Therapie einer Krankheit, wie die so eben beschriebene ist, kann und muß für einen Patienten der Art die traurigsten Folgen mit sich führen, und es ist nicht zu verkennen, daß anhaltender Wahnsinn die Ursache in einer ärztlichen Behandlung finden kann, die ohne Würdigung dieses Grundsatzes unternommen wird.

In ihren ersten Anfällen, welche sich als Irreseyn kenntlich machten, ward die Krankheit in unserm Falle der Heilkraft der Natur überlassen. Späterhin brauchte man Vesicatorien, die indeß keinen guten Einfluß zu haben schienen und deshalb entfernt wurden. Die heftigen Kopfschmerzen und die große Wildheit des Kranken indicirten Blutlassen. Der Aderlaß hatte eine auffallend gute Wirkung, und das aus der Ader gelassene Blut war stets äusserst dunkel von Farbe; es war schnell geronnen und ein großer Blutkuchen schwamm dann in einer höchst geringen Menge Blutwasser.

Als die Anfälle an Heftigkeit und Häufigkeit nachgelassen hatten, wandte man häufiger blutige Schröpfköpfe und

Blutigel an, deren man sich indeß auch schon früher bedient hatte. Acht bis zehn Blutigel, an den Hals oder an die Schläfen gesetzt, scheinen oft dem drohenden Anfalle vorgebeugt zu haben. Selbst dann, wenn man bei schon vorhandenem Anfall Blutigel applicirte, war es oft auffallend bemerkbar, wie sich der alienirte psychische Zustand schnell besserte und die Genesung dann zuweilen rasch folgte.

Innerlich nahm Patient das Bitterwasser in großen Dosen, bis er mit dem drei und zwanzigsten Lebensjahre, wo die Anfälle sich beträchtlich an Heftigkeit und Häufigkeit minderten, langsam damit aufhörte. Von der ersten Zeit der Krankheit an, fast bis zum fünf und zwanzigsten Lebensjahre, trug Patient erst auf beiden Armen, zuletzt aber nur auf einem, die Seidelbastrinde. Auch dieses Mittel scheint trefflich gewirkt zu haben, ward aber nun auch entfernt, während man außerdem das Blutlassen seit dem zwei und zwanzigsten Lebensjahre immer seltener angewandt hatte.

Man sorgte für möglichst warme Füße, und für täglichen Stuhlgang.

Auch Nervina hat der Kranke, besonders seit der zweiten Periode der Krankheit, innerlich gebraucht, womit er aber in der Folge ebenfalls aufhörte. Ich erwähne der in späteren Jahren angewandten Mittel nicht, da ihr Gebrauch gegen die eigentliche Krankheit natürlich nichts mehr ausrichtete, indem Patient nur hauptsächlich noch an Hypochondrie litt, deren Therapie nicht hierher gehört. Die von ihm genommenen Nervina waren stets in Pillenform; sie bestanden aus Asand, Baldrian und ähnlichen Mitteln.

### Schlußbemerkungen.

Das Delirium febrile ist eine Zusammensetzung des Irreseyns mit Gefäßfieber. Mit Unrecht hat man dasselbe als einen eigenen Zustand dargestellt. Die Geisteszerrüttungen haben einerley wesentliche Merkmale, sie mögen einfach oder

mit Fieber zusammengesetzt seyn, sind also auch einerley Object und die Variationen derselben sind zufällige Differenzen (Reil's Fieberlehre, Bd. 4. §. 66). Das Irrereden im Gefäßfieber ist bei sthenischer Natur mit Energie und Thatkraft verbunden, und wenn die irrigen Ideen mit vermehrter Thatkraft auf das Bewegungssystem wirken, so erscheint die Verkehrtheit als Tobsucht, die man Phrenesie (Delirium furiosum) nennt, ob sie gleich von der Manie in keinem Stücke verschieden ist. (Reil ebendas.)

Gegen diese Ansicht möchte wenig einzuwenden seyn, und so glaube ich mit Recht annehmen zu dürfen, daß die zwei Anfälle von Tobsucht mit Fieber bei unserm Kranken in directer Verbindung mit der späterhin eingetretenen, so bemerkbaren psychischen Verstimmung standen. Der Schrecken und die Erkältung, welche dem Ausbruch jener Anfälle des Delirii furiosi vorausgingen, waren heftig genug, um eine solche Folge nach sich ziehen zu können. Die so hoch gespannte Thatkraft mußte sich durch die eigenen Anstrengungen aufheben, und so ist es nicht sehr zu verwundern, wenn hier eine Febris nervosa mit Neigung der thierischen Materie zum Chemismus folgte. Der zweite Anfall des tobenden Irreseyns konnte aus Kraftmangel minder heftig seyn, als der erste, und der dann folgende Schlaf war eine Krise, welche den Kranken als Reconvalescenten erwachen ließ.

Mir ist ein Fall bekannt, wo eine Gemüthserregung durch Schrecken und Erkältung — so wie sie bei unserm Kranken statt fand, — zwar keinen akuten Wahnsinn, dem ein chronisch-periodischer folgte, erzeugte, aber wo eine Epilepsie folgte, die Jahre lang gedauert hat.

Uebrigens hat man bekanntlich Fälle, wo Verrücktheiten den regelmässigen Verlauf eines hitzigen Gefäßfiebers hielten, häufig beobachtet (m. s. z. B. Reil a. a. O. §. 65.).

Mir ist es nun wahrscheinlich, daß jene beiden Anfälle

von tobendem Irreseyn die Folgen der heftigen Eindrücke auf das Nervensystem würden ausgeglichen und dasselbe zur Gesundheit zurückgeführt haben, wenn nicht drei Ursachen die Fortdauer der Krankheit in der Gestalt von chronischem Wahnsinn veranlaßt hätten. Diese Ursachen scheinen mir diese zu seyn: 1. die von der Mutter des Patienten auf denselben vererbte Empfindlichkeit des Nervensystems; 2. die abermalige Schwächung desselben durch die zweite Krankheit; und 3. dieselbe nachtheilige Einwirkung der Febris intermittens tertiana.

Wenn nun der Verein dieser Ursachen das Irreseyn chronisch werden ließ, so scheint es mir, als ob die Periodicität der Krankheit, der dritten Ursache — der Febris intermittens tertiana — besonders zugeschrieben werden müsse.

Die Folgen der Wechselfieber sind mancherley, und wenn auch nicht häufig, so beobachtete man doch hier und da, daß Nervenkrankheiten und selbst Gemüthsübel solche Folgen waren (Richter Therapie Bd. 2. S. 654). Habituell gewordene Wechselfieber sind oft nur noch periodisches Nervenleiden und keine eigentlichen Wechselfieber mehr. Und können nun überhaupt diese und ähnliche Folgen statt finden, so glaube ich, daß meine Ansicht nicht ganz verwerflich könne befunden werden.

Zwischen dem periodischen Irreseyn und anderen periodischen Krankheiten, wie z. B. der Fallsucht, ist große Aehnlichkeit, denn in beiden ist der Leidende nur im Anfall krank und in der Zwischenzeit gesund. Höchstens kann man sagen, daß er in der Disposition sey zur Krankheit. In der Freyzeit scheint beim epileptischen Uebel ein Stoff sich anzuhäufen, dessen Explosion die Krankheit darstellt. Im periodischen Wahnsinn scheint eine Aenderung des Körpers langsam sich einzufinden, die eine bestimmte Höhe erreicht, auf der dann die Aeusserungen der Psyche wahnsinnig erscheinen, weil das sie mit der Aussenwelt verbindende Medium — der Körper — momentan verstimmt ist. Mir scheint der periodische Wahn-

sinn einen Hauptbeweis zu liefern, daß nicht die Seele es ist, die im Wahnsinn erkrankt. Unsere Seele, die wir uns als ein fortdauerndes Wesen, dessen Natur Einfachheit ist, denken, muß ohne Wechsel seyn, denn sonst wäre sie nicht Seele; sie kann also auch nicht primär erkranken, und das müßte sie doch, wenn sie sich vernünftig und dann wieder wahnsinnig zeigen könnte. Eine Annahme von primärer Krankheit der Seele würde also mit Verwerfung derselben in Eins zusammentreffen.

Die Planmässigkeit, welche man in den Handlungen verrückter Menschen findet, scheint mir insbesondere noch dafür zu sprechen, daß die Seele bei ihnen nicht primär erkranke. Eine solche Planmässigkeit finden wir in der so eben erzählten Krankengeschichte. Wem muß es nicht auffallen, daß Patient bei Fremden sich gut und bei den Seinigen sich krank zeigte, — daß er sich leiten ließ durch den, der auf ihn einwirken konnte, — daß er alles, was er unternahm, ohne sich Schaden zuzufügen, ausführte? Sollte ein solches Benehmen möglich seyn, wenn nicht eine gesunde Psyche im Hintergrunde wäre?

Ausserdem haben wir gesehn, wie in diesem Falle das periodisch eintretende Irreseyn so wenig nachtheiligen Einfluß auf die geistige Ausbildung des Kranken hatte. Wir wissen, daß Thiere fähig sind, mechanische Kunstfertigkeiten mit großer Klugheit zu fassen und auszuüben zu lernen, wobei die Mitwirkung der Geisteskräfte wohl wenig nöthig ist, indem die durch Wiederhohlung erlangte Gewohnheit hinreichen kann; aber bei der Ausbildung der Geisteskräfte selbst, da bedarf es der vernünftigen Seele. Gesetzt unn, die Seele wäre ein so wandelbares Wesen, daß sie vier bis fünf mal in Jahresfrist verrückt werden könnte, wie möchte unter solchen Umständen eine geistige Ausbildung noch statt finden können! Unstreitig müßte ein solcher Zustand so nachtheilig einwirken, daß selbst

periodischer Wahnsinn ein unmögliches Uebel, und alles Irreseyn vielmehr anhaltend seyn würde. Ich glaube beobachtet zu haben, daß die Kranken selten solche Ursachen ihres Elends angeben, die Abscheu erregen; sie wollen Mitleid haben. Sollte eine primär erkrankte Seele einen Unterschied kennen können zwischen Mitleid und Verachtung?

Erwägen wir, wie die widersinnige Behandlung einer Geisteskrankheit in den Entwickelungsperioden dieselbe so leicht bleibend machen kann da hingegen eine rationelle sie schwinden macht, so berechtigt auch das zu der Annahme, daß gerade die irrationelle Behandlung so umstimmend auf den Körper einwirke, daß fortan die Seele sich auch nur dieser Verstimmung gemäß zu äußern vermag. Das Zerstörende für den Körper kann bekanntlich sehr gut ausgehen von dem Geistigen, und es ist annehmbar, daß diejenigen Organe, deren sich die Seele zu excentrischen Aeusserungen oft und anhaltend bedient, in ihrer Struktur zuletzt eine Aenderung erleiden, der gemäß sich die Seele jetzt äußern muß, da sie anfangs bey der Freyheit, dies nicht thun zu müssen, sich nicht verkehrt, sondern nur mit Sonderbarkeit äusserte. Ist die Organen-Verstimmung dann ausgebildet, so tritt Rückwirkung derselben auf die Seele ein, und nun erscheint diese gezwungen krank und unfrey; denn jetzt hat das Vermögen der Selbstbestimmung aufgehört. In dem periodischen Wahnsinne tritt eine solche Organen-Verstimmung nur momentan ein, und deshalb steht der an Wahnsinn dieser Art leidende auf keiner so hohen Stufe von Geistesstörung, als der an permanenter Alienation der Psyche erkrankte.

---

## Zur Physiologie des Fötus;

von
Herrn Dr. J. Müller
in Berlin.

---

Die gegenwärtigen Untersuchungen ruhen zum Theil auf eigenen Beobachtungen und Versuchen, zum Theil sind sie kritische Analecten aus den neuesten Arbeiten Anderer im Gebiete der Embryologie. Viele der mir angehörigen Beobachtungen sind in einer besondern Schrift (Joh. Müller de respiratione foetus, commentatio physiologica, in Academia Borussica Rhenana praemio ornata; Lipsiae 1823, niedergelegt; sie können aber den Zusammenhang, in dem sie dort stehen, füglich verlassen. Ich theile sie hier in gedrängtem Auszuge mit, ohne sie selbst einzuleiten, oder Folgen aus ihnen zu ziehen. Die trefflichen Arbeiten von J. F. Meckel über die Bildungsgeschichte des Gehirns, des Schädels und der Wirbelsäule, des Darmkanals, der Lungen, des Herzens, der Zähne, die Untersuchungen von Serres über die Osteogenie sind zu reich an Thatsachen, um zu Auszügen zu passen; auch sind sie mehr der Morphologie als der Physiologie befreundet. Sie bleiben daher hier ausgeschlossen.

### Zur Physiologie des Eies im Eierstocke.

Schon im Jahre 1816 trug Osiander, (comment. soc. r. s. Götting. T. 3. p. 32) auf Beobachtungen gestützt, eine Ansicht von der Bedeutung der Graafischen Eierchen und der gelben Körper vor, die wir mit den spätern Untersuchungen von

Home (philos. Transact, 1817, 2. 252 u. 1819, 1, 59), in Verbindung setzen müssen. Nach Osiander sind die ovula Graafiana keine Eier. Man findet diese Gallertkugeln nämlich von ganz regelloser Form, keineswegs immer oval und in den Eierstöcken von Jungfrauen so groß, daß sie durch den engen Kanal der Trompete nicht durchgehen können. Die gelben Körper sind eben so wenig Reste und zurückgebliebene Bälge jener Eier. Auch sind sie ganz unregelmässig geformt, bald groß, bald klein, und werden in den Eierstöcken unberührter Jungfrauen gefunden. Bei der Section eines jungfräulichen Körpers, der sich durch die äusseren Zeichen als ein solcher beurkundete, fand Osiander in einem turgiden, aussen glatten, innen mit gelatinösen Bläschen gefüllten Eierstocke eine solche Menge gelber Körper, wie er sie kaum einmal in den Körper von Frauen, die oft geboren, gefunden hatte. Die Bläschen sind von der verschiedensten Gestalt, rund, oval, herzförmig, birnförmig, winklig; sie sind um so weniger Eier, da bei den eierlegenden Thieren diese immer von constanter Form sind. Die menschlichen Eier glaubt Osiander anderswo suchen zu müssen. In einer Menge von Beobachtungen hatte er schon vor sieben und zwanzig Jahren auf den Eierstöcken von Frauen, die schon geboren, eine blasige, wie frieselartige Eruption, nie aber eine solche in den Eierstöcken unberührter Jungfrauen gefunden. Ein Eierstock dieser Art zeigt auf seiner Oberfläche neun runde, durchsichtige Körperchen, mit einer klaren Flüssigkeit gefüllt, und zwar von einer solchen Größe, die mit dem Lumen der Trompete in Verhältniß steht. Nach Osiander werden diese Bläschen oder Eierchen bei den Säugthieren und dem Menschen erst durch einen fruchtbaren Beischlaf erzeugt, bleiben aber, einmal erzeugt, durch die ganze Periode der Fruchtbarkeit. Eines, zwei, höchstens sechs dieser Eierchen werden auf einmal befruchtet. Wenn die Tuben vor dem Beischlafe von Schleim verstopft oder organisch ver-

schlossen sind, so entsteht weder jene blasige Eruption von Eiern auf der Oberfläche der Eierstöcke, noch eine Unterleibsschwangerschaft. Osiander vermuthet, daß durch die erste Beiwohnung oder vielmehr durch den ersten Zeugungsact jene Bläschen entstehen, daß immer aber nur eins durch diese oder die spätere Beiwohnung befruchtet werde, und zwar nur das, was vom männlichen Saamen modificirt und von den Franzen der Trompete umfaßt wird. Nach Osiander's Beobachtungen haben die Kinder zum zweitenmal verheiratheter Frauen zuweilen Züge von dem ersten Manne. Bei dem Landmanne herrscht die Meinung, daß ein weibliches Pferd, das zuerst aus der Befruchtung eines Esels einen Hinnulus geworfen, durch spätere Befruchtung von einem Pferde Junge gebäre, die in Form und Natur, wenn gleich Pferde, doch an den Esel erinnern, was indeß von Hartmann geläugnet wird.

Die dieser Meinung zum Grunde liegenden Beobachtungen lassen sich, wie ich glaube, sehr wohl mit denen von Home vereinigen. Bei einem Mädchen, das sehr wahrscheinlich acht Tage zuvor empfangen hatte, sah Home im rechten Eierstocke am erhabensten Theile seiner Oberfläche eine kleine zerrissene Oeffnung, die zu einer mit geronnenem Blute angefüllten und von einer gelblichen organisirten Substanz umgebenen Höhle führte. Die innere Fläche der Gebärmutter war mit einer Lage ausgeschwitzter Lymphe bedeckt, und zwischen den langen Fasern derselben lag ganz frei ein Ei nahe am Halse verborgen. Der Muttermund war mit einer festen Gallert angefüllt, die Gebärmutteröffnungen der Trompeten waren ganz offen. Bei Untersuchung der Eierstöcke mehrerer jungfräulicher Leichname, in denen die Scheidenklappe vollständig verschlossen war, fand Home nicht nur deutliche gelbe Körper, sondern auch wie in dem eben erwähnten Falle längs dem Rande des Eierstocks kleine von ausgetretenen Eiern übriggebliebene Räume, so daß die Eier auch im jungfräulichen Zustand den Eierstock zu verlassen scheinen.

Da nun nach Cruikshanks Versuchen die Franzen der Tuben beim brünstigen Kaninchen die Eierstöcke ohne Zutritt des Männchens umfassen, so gehen ohne Zweifel, so oft der Geschlechtstrieb eines weiblichen Säugthieres sehr rege wird, auch ohne Begattung ein oder mehrere Eier aus dem Eierstocke in die Gebärmutter. Nach Home finden sich die gelben Körper nie vor der Mannbarkeit. Vor der Mannbarkeit ist der Eierstock bei verschiedenen Thieren ziemlich gleich, locker und enthält vorzüglich gegen den Umfang hin kleine kugelförmige „Zellchen." Von seinem ersten Entstehen an scheint der gelbe Körper eine ganz neue Substanz zu seyn, die von der des Eierstockes verschieden ist. Nie bildet er sich in den Zellen. Bei der Kuh erscheint er als eine Masse dünner Windungen, welche denen des Gehirns sehr ähnlich sind. Er ist unregelmäßig eiförmig und enthält eine Höhle in seiner Mitte. Bei einem Mädchen von zwanzig Jahren mit vollkommner Scheideklappe fand Bauer einen gelben Körper und in der Höhle desselben ein Ey von beinahe völliger Größe. Die Gefäßhaut war schon gebildet und durch sie hing das Ey mit dem gelben Körper zusammen. Die Tube dieser Seite war dicker als auf der andern, die Franzen waren ausgebreitet und sehr gefäßreich, also zur Aufnahme des Eys bereit. Home fand gelbe Körper bei Jungfrauen von vierzehn Jahren. Bei einem jungfräulichen Schweine von fast sechs Wochen sah Bauer die gelben Körper in dem Augenblicke, wo sie platzten, um die Eier auszustoßen. Hieraus ergibt sich, daß Thiere ihre Eier ohne oder mit Geschlechtsvermischung ausstoßen und dies mit solcher Heftigkeit, daß sich der gelbe Körper völlig umkehrt und das Ey dem Saamen frei ausgesetzt wird. Die bei der Durchreißung des Eierstocks erfolgende Blutergießung ist bisweilen so groß, daß etwas davon durch die Scheide abgeht. Nach Ausstoßung des Eies zieht sich der gelbe Körper wieder zusammen und tritt zurück. Nach dem Austritt des Eies füllt sich die Höhle des gelben Körpers

mit Blut an, welches gerinnt, und seine Farbe verliert und eine weiße feste Masse bildet, die von dem gelben Körper umgeben wird. Dieser verkleinert sich allmählig und verschwindet. Neun Monate nach der Befruchtung sind die Spuren des gelben Körpers fast kaum zu erkennen. Dagegen hat sich gewöhnlich auf der andern Seite ein neuer gelber Körper gebildet. Die Zellen, welche sich vor der Mannbarkeit im Eierstocke befinden, sind kugelförmig; mit Vergrösserung des Eierstockes aber werden die Seiten derselben platter und sie selbst daher eiförmig.

Vergleicht man diese Beobachtungen mit denen von Osiander, so sind Osianders ovula Graafiana = Home's Zellen des Eierstocks. Vor der Hand ist es nicht ausgemacht, in welcher Beziehung diese Zellen zur Bildung der gelben Körper stehen.*) Osianders Bläschen (ein exanthema vesiculosum) sind Home's Eyer. Bis dahin sehen wir demnach auf beiden Seiten übereinstimmende Resultate, ausser daß Home's

*) Nach Plagge's Untersuchungen bildet sich das Ey wirklich in den sogenanten Eierstockbläschen. Plagge sah auf der hellen Wand des Graafischen Eies zarte, gabelförmig getheilte, von drei Seiten kommende Blutgefäße, die anastamosirend am Rande eine kleine rundliche Area bildeten, und inmitten dieser den Keimpunkt des künftigen Eies aschgrau, bei der Kuh von der Größe eines Stecknadelkopfs. In dem wachsenden Keimpunkt unterscheidet man bald drei weißliche Kreise, Andeutungen der spätern Häute. Gleichzeitig mit dem Ey entsteht der gelbe Körper zwischen ihm und dem nächsten Graafischen Eychen. Eines jener Blutgefäße entwickelt sich mit großer Energie und füllt den ganzen Zwischenraum zwischen den beiden Eychen. Durch Auflockerung des Zellgewebes heben sich die Blutgefäße kegelförmig, die die Umkleidungshäute des Eyes zerreißen. Die zinnoberrothe kegelförmige Erhabenheit wird nachher das Corpus luteum.

[illegible] Geschlechtsvermischung bilden sollen. Seine [illegible] die gelben Körper können die Beobachtungen [illegible] bestätigen, nur vervollständigen; wohl aber [illegible] Osiander gezogenen Resultate. Home's [illegible] den Körper schon verlassen. Die verschiedenen [illegible] der gelben Körper bei Osiander sind [illegible] Entwicklungsstufen derselben nach Home. Der [illegible] nicht die Narbe des Graafischen Eies, wie [illegible] was man gewöhnlich gelbe Körper nennt, [illegible] verkümmerte Rest derselben. Nach Osiander [illegible] die Eier durch den ersten Zeugungsact und werden [illegible] oder einem spätern befruchtet. Nach Home bilden [illegible] die gelben Körper mit ihren Eiern, auch ausser der [illegible] Vermischung durch Geschlechtsreizung, durch Pu[illegible]entwicklung und werden erst durch Geschlechtsvermischung [illegible].

Home bemerkt sehr richtig, daß die Bildung der Eier in den Eierstöcken und das allmählige Erscheinen derselben in Verbindung mit dem Umstande, daß die Weibchen in der warmen Jahrszeit das Männchen einmal im Monat zulassen, zu einer Ansicht der Menstruation leite, welche der gewöhnlichen ganz zuwider ist. Er glaubt, daß wenn keine Empfängniß erfolgt, die Menstruation vielleicht zur Herstellung dieser Theile nöthig und das einzige Mittel ist, den bedeutenden Blutandrang, der vorher statt gefunden, von ihnen abzuleiten. Diese Meinung hat unstreitig sehr viel Wahrscheinlichkeit. Gerade die Menstruation scheint den Menschen vor der bei so vielen Thieren monatlich eintretenden Brunst zu [illegible]heben; und diese Lysis war um so mehr nothwendig, da die Natur ohnehin das Weib im Geschlechtsleben so sehr der Zeit und der Periodicität hingegeben hat.

Bei den Vierhändern ist schon Brunst, aber nur bei den Weibchen. Die Menstruation ist wie bei den Wiederkäuern

und Pachydermen und einigen reissenden Thieren nur in der Brunst, sie ist ausser allem in sich selbstständigen periodischen Wechsel. Bei den meisten Thieren stellt sich in der Brunstzeit Blutabgang ein. Schon Aristoteles*) sagt: καθαρσεῖς δὲ γίνονται μὲν καταμηνίων, οὐ μὲν ὅσαι γε γυναιξὶν, οὐδενὶ τῶν ἄλλων ζώων. — Trächtigkeit und Krankheit hemmen die Menstruation wie die Brunst. Auf beide folgt eine unmittelbare Erschlaffung, deren Grad sich nach dem des gereizten Zustandes richtet. Nach der Reinigung ist die Befruchtung erleichtert. Auch in der Menstruationszeit des menschlichen Weibes wird zuweilen eine geschlechtliche Aufregung bemerkt. Aristoteles**) sagt, wenn er von der Reinigung spricht: πολλαῖς δὲ καὶ διὰ τὸ δεῖσθαι τῆς συνουσίας — — — καταβαίνουσιν αἱ ὑστέραι κάτω, καὶ τὰ γυναικεῖα γίνεται πολλάκις τρὶς τοῦ μηνὸς, ἕως ἂν συλλάβωσι. In diesem Sinne bleibt die Menstruation immer eine κάθαρσις, aber freilich in einer ganz andern Bedeutung als der gewöhnlichen. Man hat den Begriff der Reinigung von den Alten willig übernommen; aber die Schulen haben ihm ihre willkührlichen Erklärungen untergeschoben. Dem Wesen nach immer derselbe hat er sich mit den Systemen verwandelt: so spricht Osiander***) von dem schnellen Faulen, dem Kohlenstoff-, Wasserstoff-, Stickstoff-Gehalt, der Alcalescenz, den electrischen Verhältnissen, den Schwefel- und Phosphortheilen des Menstruationsblutes, da doch Lavagna durch sorgfältige Versuche bewiesen hat, daß das nicht gerinnende, des Faserstoffs ermangelnde Menstruationsblut viel später als gewöhnliches Blut fault. Ich glaube, daß dem Sinne der Alten durch die obige Erklärung, die sich auf Beobachtung stützt, kein Abbruch geschehe.

*) Hist. animal. lib. VI, 18..
**) Ebend. VII. 2.
***) A. a. O. lib. III, p. 33.

## Zur Physiologie der Eihüllen.

Ich verfolge hier die Resultate der Untersuchungen von Dutrochet über die Fötushüllen, um, nach gerechter Würdigung derselben beim Menschen, eine Ansicht ihrer physiologischen Bedeutung zu geben. Schon am vierten Tage der Bebrütung des Vogeleies erscheint die Allantois als gefäßreicher Sack, als Verlängerung der Harnblase durch die Nabelöffnung aus dem Unterleib tretend. Wachsend entfaltet sie sich um das Amnion. Am zehnten Tage ist der ganze Inhalt des Eies, Amnion, Dotter und Eiweiß, von der Allantois umgeben, deren Enden sich durch diese fortschreitende und peripherische Entwickelung erreicht haben und an der Stelle ihrer Berührung für immer verwachsen. So hat nun der Fötus ausser dem Amnion zwei gefäßreiche Hüllen, zwischen welchen sich die Allantoisflüssigkeit befindet. Die äussere dieser Hüllen ist das Chorion, die gegen das Amnion gewandte die „mittlere Haut." Das Vogelchorion besteht aus drei Schichten, einer äussern und innern Oberhaut und einem gefäßreichen Zwischengewebe; eben so auch die mittlere Haut. Die Folge der Hüllen ist daher folgende:

1. Kalkschale.
2. Schalenhaut.

| | | |
|---|---|---|
| 3. Chorion, aus drei unzertrennlichen Blättern bestehend. | a. Aeussere Oberhaut.<br>b. Gefäßnetz.<br>c. Innere mit der Allantoisflüssigkeit in Verbindung stehende Oberhaut. | Allantois |
| 4. Mittlere Haut, aus drei unzertrennlichen Blättern bestehend. | a. Aeußere mit der Allantoisflüssigkeit in Berührung stehende Oberhaut.<br>b. Gefäßnetz.<br>c. Innere Oberhaut. | |

5. Amnion.

Dieselben Schichten finden sich auch in dem Chorion und der mittleren Haut des Säugthierfötus. Bei den Wiederkäuern ist die Oberhautschichte, welche die Allantoisflüssigkeit umgibt, nur locker mit dem bekleidenden Gefäßgewebe verbunden. So entsteht die Allantois der Wiederkäuer, eine gefäßlose mit einer durchsichtigen Flüssigkeit angefüllte Haut. Sie liegt zwischen dem Gefäßgewebe des Chorions und dem Gefäßgewebe der mittlern Haut. Letztere, nun noch aus dem Gefäßgewebe und der innern Oberhaut bestehend, umgibt Nabelblase und Amnion. Die gefäßlose Allantois der Säugthiere entspricht dem innern Blatt der Gefäßallantois der Vögel. Bei den Fleischfressern erscheint wie bei den Vögeln die gefäßlose Allantois nicht als eigene getrennte Haut. Bei den Nagern umgiebt nicht die Allantois, sondern die Nabelblase das Amnion von allen Seiten mit einer doppelten Hülle, zwischen welcher ihre Flüssigkeit ist. Das Amnion ist fast überall von der Nabelblase eingehüllt, und diese selbst liegt nicht unter dem Chorion, sondern unter der hinfälligen Haut, welche frühe verschwindet. Die Gefäßallantois mit ihren beiden Blättern, der mittlern Haut und dem Chorion, dringt nach aussen durch eine Lücke des Beutels der Nabelblase und verschmilzt zur Bildung der Placenta. Bei dem Menschen folgt nach der hinfälligen Haut das Chorion als dichtes Gewebe zwischen einer sehr dünnen äussern und einer ähnlichen innern Oberhaut, welche letztere das erste Blatt der gefäßlosen Allantois der Säugthiere ist. Unter dem Chorion liegt die gleichfalls gefäßreiche mittlere Haut, deren äussere Fläche eine feine, festanhängende Oberhaut, das zweite Blatt der gefäßlosen Allantois ist, deren innere Fläche, eine ähnliche Oberhaut, mit dem Amnion verwachsen ist. Eben so bei den Plantigraden. Hier sind äussere Oberhaut der mittleren Haut und innere Oberhaut des Chorion nicht durch eine Höhle und die Allantoisflüssigkeit getrennt. Aus diesen Thatsachen ergibt sich die vollkommenste

Analogie des Eies der Säugthiere und des Menschen mit dem der Vögel, der Ophibier und der Saurier. Das folgende Schema vergleicht die ältere und neuere Nomenclatur.

| Haller | Hunter | Dutrochet | | |
|---|---|---|---|---|
| Aeußere Eyhaut. | Decidua. | Decidua. (Chaussier's Epichorion) | | |
| Chorion. | Decidua reflexa. | Chorion aus drei Blättern. | Aeussere Oberhaut, Gefäßgewebe, innere Oberhaut. | Allantois. |
| Mittlere Haut. | Chorion. | Mittlere Haut aus 3 Blättern. | Aeussere Oberhaut, Gefäßgewebe, innere Oberhaut. | |
| Amnion. | Amnion. | Amnion. | | |

Die gegenwärtige Darstellung zeichnet gedrängt in wenigen kurzen Zügen, wie Dutrochet die Fötushülle ansieht. Sie schien mir um so nothwendiger, da das Studium der Originalaufsätze durch eine zersplitterte oft unklare Darstellung erschwert ist. — Dies genüge zur Einleitung einer physiologischen Betrachtung der Eyhüllen.

Betrachtet man die Eyhüllen, abgesehen von allen bisher vorgetragenen Meinungen über ihre Funktionen, rein in ihrer Contiguität, so wird deutlich, daß überall, wo am Fötuskörper Mündungen zu organischen Sy[illegible]men führen, die Hülle sich zu einem Sacke erweitert, oder vielmehr die innere Haut der in den Fötuskörper führenden Höhle nach außen zu einem Sacke sich verlängert. — Gehen wir vom Amnion aus, so erscheint dies als ein Sack, der sich in sich selbst zurückgeschlagen hat und dessen Replikatur die äußere Haut des Embryo bildet. So ist der Fötus gleichsam von aussen in das Amnion hineingebildet. Mund und Aftersöffnung verschließen frühe seinen Darmkanal dem eindringenden Schafwasser. Aber auch die innere Haut

des Darmkanals ist nur eine Fortsetzung der äussern des Fötus und also eine Fortsetzung des Amnions. In jenem in sich selbst zurückgeschlagenen Sacke haben sich Fortsätze gebildet, die von Mund und After kommend sich berühren. Denkt man sich den in der Höhle des Amnion liegenden Embryo so getheilt, daß die Theilungsfläche den Darmkanal in seiner ganzen Länge trifft, so erscheint die Durchschnittsfläche des Eies in Beziehung auf die Contiguität des Amnions und seiner Fortsätze und der dadurch gebildeten Höhlen als eine breite, stark gekrümmte, mit ihren Hörnern sich fast berührende Sichel, in deren Concavität von beiden Seiten zwei Fortsätze ausgehen, die sich zu einem Continuum (Darmkanalsdurchschnitt) verbinden. In der Mitte der Durchschnittsfläche liegen zwei mit sich selbst und dem concaven Rande der Sichel parallele längliche Streifen, Durchschnitte des Fötuskörpers, die den Darmkanalsdurchschnitt umschließen. So sind also Amnion, Haut und innere Haut des Darmkanals nur Ausbreitungen einer und derselben Membran, die von Mund- und Afteröffnung aus zu einem Sacke verlängert gedacht wird. Das Amnion kann man den Mund- und Aftersack nennen.

Außer der Mund- und Afteröffnung führt auch die Nabelöffnung zum Theil in den Darmkanal. Dieser giebt hier einen Seitenkanal ab, welcher sich ebenfalls zu einem Sacke, der Nabelblase, erweitert. Da nun die innere Haut des Darmkanals nichts anders als das fortgesetzte Amnion ist und dieses sich aus dem Darmkanal in den Nabelblasengang und die Nabelblase verlängert, so ist letztere ebenfalls als ein bloßer Anhang des Amnion zu betrachten. So verbindet der Darmkanal das Amnion mit der Nabelblase zu einem Continuum der Höhlen und der Häute. Eine vierte Mündung bildet am Nabelring der Harngang. Auch dieser hat seinen Sack ausser sich, die Allantois. — Bei den Vögeln bilden der Darmkanal, die Harnblase, der Urachus und die Allantois ein

Contiguum. Die Allantois ist also mit dem Urachus durch die innere Haut der Blase und des Darmkanals nur eine und dieselbe Ausbreitung des Amnions. Doch gilt dies blos von der innern Haut der Allantois, der sogenannten inneren Oberhaut der mittleren Haut und des Chorions oder der gefäßlosen Allantois der Säugthiere. So ist die Darmhöhle also die Mitte, von wo aus sich drei Säcke nach aussen verbreiten, nämlich vom Mund und After der des Amnions, vom Grimmdarmende des Dünndarms der Nabelblasensack, von der Blase aus der Allantoissack. So sind ferner Amnion, innere Haut der Nabelblase (nach Dutrochet hat die Nabelblase drei Häute) und innere Haut der Allantois Theile eines Gebildes, die sich aus einer ursprünglichen Membran, vielleicht dem Amnion, nach Kuhlemann aus der Allantois, herausbilden. Aus dieser Darstellung erklärt sich die besondere Entwickelung eines dieser Säcke auf Kosten des andern bei den verschiedenen Thieren. Bei den Vögeln und Wiederkäuern umhüllt der mehr entwickelte Allantoissack die Nabelblase und das Amnion; bei den Nagern umzieht die mehr entwickelte Nabelblase das Amnion und die kleinere Allantois mützenförmig. Beim Menschen scheint die Allantois zu verschwinden, verschwindet wenigstens sehr frühe und ist nur durch den Harnstrang angedeutet. Die Gefäßhaut und die äußere Oberhaut des Chorions, die Gefäßhaut und die innere Oberhaut der mittleren Haut nehmen an dem Wechsel der gefäßlosen Allantois keinen Antheil; sie überziehen immer das ganze Ey, entweder den Allantoissack zwischen sich habend, oder sich mit der leeren gefäßlosen Allantois organisch verbindend.

Die Amnionsblase als Anhang der Mund- und Afteröffnung ist demnach nach aussen getretener Darmkanal, so wohl in ihrer peripherischen Ausdehnung als den Fötus überkleidend. Oder vielmehr der Darmkanal ist nach innen getretene Amnionsblase. Eben so ist das Nabelbläschen herausgetretener Dünn-

darm, die Allantois herausgetretene Harnblase mit deren Anhängen. Das Schafwasser ist als Flüssigkeit der Amnionsblase schon Contentum des Darmkanals; eben so die Flüssigkeit der Nabelblase. Die Allantoisflüssigkeit ist als solche schon Contentum der Harnblase, der Ureteren u. s. w. wenn diese als solche noch gar nicht gebildet sind. Jeder dieser Säcke steht in der genauesten Beziehung zu dem ihm adneren, später von ihm zu begränzenden Organ.

Beim Hühnchen sind der Magentheil des Darmkanals und der Dünndarm in ihren Functionen getrennt. Da die soliden Nahrungsstoffe schon subigirt durch den Dottergang in den Darmkanal dringen, so übt der Magen nur die eine der ihm im Erwachsenen zukommenden Thätigkeiten: er saugt den flüssigen Nahrungsstoff, der ihm aus dem Schafwasser kommt, auf. Die soliden Ingesta gehen nicht durch den Magen; indem sie aus dem Dotter in den Dünndarm aufgenommen werden, sind sie gewissermaßen schon durch den Magen gegangen und bereit, aufgenommen zu werden.

Es ist nothwendig, daß jedes Organ immer mit demjenigen Stoffe getränkt sey, worin es thätig ist. Diese Reize sind für den Darmkanal im Erwachsenen seine Contenta, die atmosphärische Luft und die Ingesta. Man hat bemerkt, daß nach einem vicariirenden After, wenn die Communication des Darms unterbrochen ist, der unter dem vicariirenden After gelegene Darmtheil sich verengt und sogar verwächst. Der Embryo der Säugthiere bedarf des Dotters der Vögel nicht. Die Ernährung kommt zum großen Theil auf einem andern Wege zu Stande, durch den Nabelstrang. Der Darmkanal kann sich aber ohne Contentum nährender Bestandtheile weder extensiv noch intensiv ausbilden. Die Nabelblase hat, indem ihre Function als Dottersack zurücktritt, es übernommen, die dem Dünndarme nöthigen Darmflüssigkeiten zuzuführen. Es ist nöthig, daß der Darmkanal immer mit aufzunehmenden

Flüssigkeiten gefüllt sey. Ohne sie würde er, statt sich aus der Nabelblase immer mehr bildend zu begränzen, sehr bald in Verwachsung, Verengung und andere Bildungsabweichungen und zwar um so eher eingehen, je leichter das bildende Leben des Embryo ohnehin in abnormen Formen spielt. Bei den Fischen bestehen die Contenta des Darmkanals aus flüssigen und festen Ingestis, aber auch aus einem Antheil atmosphärischer Luft, die bei allen Wirbelthieren eine nothwendige Bedingung der Verdauung zu seyn scheint. Die atmosphärische Luft wird den Fischen durch die Schwimmblase geboten. Man hat diese sehr wichtige Function der Schwimmblase übersehen. Ein Organ ist nie um eines Zweckes willen da; wie somatisch mit andern vergesellschaftet, so ist es auch mit allen in physiologischer Berührung. Wo die Schwimmblase fehlt, da muß der Fisch sich jenen Bedarf aus der atmosphärischen Luft hohlen. Nur aus diesem Grunde ist die Schwimmblase der in der Tiefe des Meeres wohnenden Fische oxygenreicher, nicht in Beziehung auf das Athmen; denn nach Biot hat das Meer bis in die Tiefen überall denselben Oxygengehalt. Bei dem Fötus ist die atmosphärische Luft in dem obern Darmtheile nicht nöthig; er verdaut nicht, er nimmt den subigirten Nahrungsstoff nur auf. Den Raum der atmosphärischen Luft nimmt also bei ihm wieder jene indifferente Flüssigkeit ein, die ihm im obern Darmtheil von dem Schafwasser, in dem untern, wenigstens in den frühern Perioden, von der Nabelblasenflüssigkeit geboten wird. Ich glaube hier auf eine vielleicht nicht unwichtige Beziehung der Nabelblase zur Schwimmblase der Fische aufmerksam gemacht zu haben.

Der Darm bildet sich nicht aus der Nabelblase, als etwas ihm vorausgegangenem, und eben so wenig die Nabelblase aus dem Darme; die Nabelblase ist nur fortgesetzter Darm, aus ihr begränzt sich der Darm. Jene Function der Nabelblase als eines die Darmflüssigkeiten gebenden Organs verschwindet mit

der vollendeten Begränzung des Darms. Sie schwindet aber beim Menschen früher als der Dottersack der Vögel, weil sie weniger nährendes Organ ist und zu seyn braucht. Nach ihrem Verschwinden füllt das Schafwasser den obern Theil des Darms, das Abgeschiedene der Leber den untern.

Die Allantois hat bei den Vögeln sehr frühe die Function des Athmens. Am fünften Tage ist der Gefäßraum des Dotters ganz von der entwickelten Allantois bedeckt. Der Dotter hat nun nicht mehr die Respirationsfunction. Diese wird von dem an der Schalenhaut gehefteten Gruabe der Allantois übernommen. Blase, Harnstrang und Allantois sind nach Dutrochet nur ein durch den Nabel eingeschnürter Sack und der Fötus der Schlangen und Vögel athmet durch die Gefäßallantois. Erst nach dem funfzehnten Tage vermindert sich die in der Allantois enthaltene Flüssigkeit und will sich consolidiren. Bei den meisten Säugthieren hat sich die gefäßlose, innere Haut der Allantois von den beiden übrigen losgetrennt. Die äussere Oberhaut und die Gefäßhaut des Chorions, die äussere Oberhaut und die Gefäßhaut der mittleren Haut verlassen die innere gefäßlose Haut der Allantois und treten als sogenanntes Chorion nach aussen. Da nun bei den Vögeln bloß die innere Fläche der Allantois in Beziehung zu der in ihr enthaltenen Flüssigkeit steht, die Gefäßallantois aber das Athmen übernimmt, so müßte nach der Analogie bei jenen Säugthieren die von der gefäßlosen Allantois getrennte Gefäßallantois, oder das sogenannte Chorion im ältern Sinn, das Athmen übernehmen. Dieselbe Function würde bei dem Menschen und den Plantigraden, wo die gefäßlose Allantois keine Flüssigkeit mehr enthält, die Gefäßallantois oder das Chorion übernehmen. Bei den Säugthieren werden die Placenten von der Gefäßhaut der mittleren Haut, bei dem Menschen wird der Mutterkuchen durch die Gefäßhaut des Chorions, im Sinne von Dutrochet, gebildet. Bei

den Säugthieren und dem Menschen werden demnach die Placenten von der Gefäßallantois, oder dem Chorion im ältern Sinne, gebildet, welche Membran bei den Vögeln das Athmen übernimmt. Es ist also sowohl durch die Localität als durch die Analogie begründet, wenn man in der Placenta das Athmungsorgan sucht. Vom Athmen wird aber weiter unten die Rede seyn. Hier muß untersucht werden, welche Bedeutung die in der gefäßlosen Allantois (die bei den Vögeln mit der Gefäßallantois verbunden, bei den meisten Säugthieren von ihr getrennt ist), enthaltene Flüssigkeit habe.

Ich werde hier nicht die Gründe widerlegen, die man für die Ansicht angeführt hat, daß die Allantois von Anfang an Harn aufnehme. A. Meckel hat diese Meinung schon in den Beiträgen seines Bruders gerügt. Insofern diese Gründe wahrscheinlich machen, daß die Allantois später Harn enthalte, sind sie auch mir gültig. J. F. Meckel hat an mehreren Orten Gründe und Gegengründe abgewogen. Ein Gleiches hat Betschler in seiner Inauguraldissertation, versucht. Er hat sich für die erstere Ansicht ausgesprochen; allein die meisten Gründe, die sowohl er als Andere für diese Meinung angeführt haben, sind von der Art, daß man sie mit wenig Veränderung und unter anderm Gesichtspunkt gegen dieselbe erheben kann. Die Wahrheit muß solcher Krücken nicht bedürfen. Warum hat er nicht mit wenigen Versuchen über den Harnstoffgehalt der Allantoisflüssigkeit und des Fötusharns in verschiedenen Zeiten des Fötuslebens der Sache näher kommen wollen? Die letzten kann auch ich hier nicht geben, und wenn ich der Allantois dennoch ihre Stelle in der Contiguität der Fötushüllen anzugeben versuche, so thue ich dies blos darum, weil ich von der vorgetragenen Ansicht aus mit Rücksicht auf die vorhandenen Thatsachen die Streiter in einem Mittelwege versöhnen zu können glaube.

Was in der ersten Lebensperiode von den früh entwickel-

ten Nieren abgesondert wird, besitzt so wenig Harnstoff, daß die Natur keinen besondern Sack anzulegen brauchte, um das Abgesonderte zu sammeln. Der Harn durfte nun um so mehr in das Schafwasser gelassen werden, da es fast gewiß ist, daß er beym Menschen und den Plantigraden in den spätern Perioden des Fötuslebens in das Schafwasser ausgeschieden wird. Selbst in den ersten Jahren der Kindheit enthält der Harn nach Fourcroy noch sehr wenig Harnstoff. Nach Gärtner hat der Harn der Kinder keine freie Säure. Nach Cruikshank enthalten 36 Unzen Menschenharn 1 — 1 1/2 Unzen Extract. Dzondi gewann vom Harne eines neugebornen Kalbes nur 0 019 Extract. Nach ebendesselben Untersuchungen geben 1000 Theile Allantoisflüssigkeit 20 — 25 Rückstand. Nach Lassaigne besitzt die Allantoisflüssigkeit der Kühe und der Pferde keinen Harnstoff, obgleich Dulong und Labillardiere welchen fanden. Nach Lassaigne ist sogar die Allantoisflüssigkeit des Pferdes reicher an Eiweiß als das Schafwasser. Wenn die Allantois das wäre, was sie seyn soll, so müßte sie, im Anfang sehr klein, mit der Entwickelung des Fötus wachsen. So ist es wirklich bei den Vögeln, und auch bei den Säugethieren wächst sie verhältnißmäßig. Aber schon nach dem funfzehnten Tage wird sie bei dem Vogel wieder enger. Gerade dann, wenn es nöthig seyn könnte, daß der harnstoffreichere Harn nicht dem Schafwasser beigemischt würde, ist bei dem Menschen der Urachus im Nabelstrang längst verschlossen. Diejenigen also, welche früher den Harn sehr sorgfältig in einem eigenen Sacke sammeln liessen, müssen sich dennoch gefallen lassen, daß er bei dem Menschen vielleicht immer oder sehr frühe schon in das Schafwasser rinne, ohne daß er dem Embryo nachtheilig werde, gleichsam als wäre dieser nun schon so lebenskräftig geworden, jetzt den harnstoffigen Urin dulden zu können, da er früher den harnstofflosen nicht geduldet. Man hat die zu Anfang verhältnißmässig größere Menge

der Allantoisflüssigkeit aus dem Grunde erklären wollen, daß die Nieren dann nur das einzige Colatorium seyen. Mit welchem Grund wird man diesen Grund stützen? Warum ist es nicht im Anfange nur die Leber? Man hat dasselbe und noch mehr Recht zu dieser Annahme. Die Harnabsonderung verschwindet in der herabsteigenden Thierreihe lange vor der Gallenabsonderung. Meckel hat den Einwurf gemacht, daß die Allantois sehr deutlich aus dem Harnsystem herauswachse und den Eiern der Batrachier fehle. Bei den Vögeln sind Gefäßallantois und gefäßlose Allantois noch zu einem Gebilde verbunden. Die aus dem Chorion und der mittlern Haut gebildete Blase hat sehr bald eine zweite sehr wichtige Function, nämlich die des Athmens; sie muß die Berührung mit dem Luftraume des Eies suchen und die Dotterhaut als früheres Organ des Athmens verdrängen. Daß die Allantois den Batrachiern fehle, gilt nicht mehr gegen unsere Ansicht, als der Mangel derselben gegen jene zweite Meinung, daß der Harn bei vielen Thieren in die Allantois aufgenommen werde. Ich läugne keineswegs, daß später, wenn die Urinsecretion wichtiger zu werden anfängt, bei den Schlangen, Vögeln und den meisten Säugthieren, die eine ausgebildete Allantois haben, der Urin auch in diesen Sack sich entleere; ich werde selbst, wo ich von der Harnabsonderung des Fötus rede, diese Ansicht unterstützen. Die Verwandlung der anfangs krystallhellen Allantoisflüssigkeit in eine dunkelbraunrothe Flüssigkeit nach Dzondi, die Mischung des Hippomanes in der Allantoisflüssigkeit der Vögel und der Kühe, so wie die in einem Falle als Harnstoff haltend erkannte Mischung der letztern, lassen keinen Zweifel über diesen Punkt. Allein im Anfange des Fötuslebens muß die gefäßlose Allantois eine wichtigere Function haben.

Wir haben als Gesetz anerkannt, daß überall, wo sich bei dem Fötuskörper Eingänge zu organischen Systemen bilden,

die diese Höhlen umkleidende innere Haut sich zu einem Sacke verlängert. Das Amnion steht in gleicher Beziehung zur Ausbildung des Oberdarms, wie die Nabelblase zur Ausbildung des Dünndarms und Enddarms. In gleicher Beziehung steht die Allantois zur Ausbildung der Geschlechts- und Urinwege. Dies ist ihre wesentliche und im Anfange einzige Bedeutung. Sie wird erst Behälter des Harns, wenn sie von ihrer Dignität herabgesunken ist. Die Harnblase und die Ureteren bilden sich nicht aus der Allantois, sondern Urinwege und Geschlechtswege sprossen wie der Darmkanal aus Verlängerungen der Blätter des Amnions, die von der Rückenwirbelsäule kommen und durch den Harnstrang mit der Allantois zusammenhangen. Aus jenen Gebilden begränzen sich die Blase, die Ureteren, die Geschlechtswege. Zu ihrer Bildung ist das Contentum der Allantois wesentliche Bedingung.

Nach dieser Ansicht bilden sich alle Schleimkanäle des Fötuskörpers von ausser ihnen gelegenen Sackgebilden aus. Beim Fötus der Vögel und der Reptilien stehen alle diese Wege in der Verbindung, wie wir sie oben angegeben haben, sie sind mit ihren Säcken Ausbreitungen einer und derselben Haut, die als Amnion den Körper umgiebt, sich in Mund und After einsenkt, vom Dünndarm sich zur Nabelblase erweitert, vom Dickdarm durch die Cloake in den Urachus und die gefäßlose Allantois übergeht. Beim Menschen und bei fast allen Säugthieren ist die Verbindung zwischen dem Dickdarm und der Blase aufgehoben. Die Höhle der Allantois steht hier durch Urachus, Blase und Harnröhre mit der Amnionshöhle in Verbindung. Ueberdies wissen wir noch nicht, ob nicht auch bei den Säugthierembryonen die Blase früher in naher Beziehung zum Darmkanal steht. Meckel hat diese Vermuthung schon in seinen Beiträgen geäussert. Blase und Darmkanal gehen von der Rückenwirbelsäule aus. Es sind Fälle vorhanden, wo After, Scheide und Ureteren an einer Stelle sich öffneten.

Durch die dargelegte Ansicht wird keineswegs geläugnet, daß jede Blase in besonderm Verhältniß zu dem ihr adnexen Systeme stehe. Gerade dies wollen wir. Ist doch die Schleimhaut der Blase eine andere als die der Bronchien, des Darmkanals, des Gehörgangs u. s. w. und doch gehören sie alle einem und demselben Systeme an. So erscheinen die im Erwachsenen unter sich getrennten Schleimhautkanäle als Reste eines frühern Zusammenhangs und jene drei Blasengebilde sind als eine größere Blase zu betrachten, die den Fötus umgiebt und sich am Nabel zu seiner eigenen äussern und innern Haut umschlägt. Wirklich sind auch späterhin die scheinbaren Differenzen der Säcke ausgeglichen. Nabelblase und Allantois sind bei dem Menschen verschwunden, die Organe sind gebildet, denen sie angehörten. Der Fötus schwimmt nun nur noch in der ursprünglichen Blase. Durch die analoge Function aller und durch ihre Verbindung unter sich vertreten sie einander bei verschiedenen Thieren, und so verschwinden bei andern andere ungestraft. So lange der Fötus sich bildet, liegen seine Bildungsorgane nach Aussen. Ist die Bildung vollendet, ist sie in Ernährung übergegangen, so verschwinden jene Organe nach einander, Nabelblase, Allantois, Amnion, Nabelstrang und Placenta.

## Untersuchungen über das Blut des Fötus.

Meine Untersuchungen über das Blut des Fötus beschränken sich bloß auf den Unterschied des Venen- und Arterienblutes in Beziehung auf Färbung, Gerinnung und Verhalten unter gleichen Einflüssen.

### Färbung.

Die meisten neuern Untersuchungen [illegible] den Unterschied des Fötusblutes in Beziehung auf Färbung. Dahin gehören Haller, Hunter, v. Autenrieth, Schütz, Osiander,

Reuß und Emmert, und Magendie. Bichat hat kein entschiedenes Urtheil. An einer Stelle, wo er von seinen Untersuchungen an Meerschweinchen redet, spricht er dem Blute der Nabelvene alle Farbenerhöhung ab. An einer andern Stelle der allgemeinen Anatomie, wo er Baudelocque's Beobachtung für den Unterschied anführt, äussert er sich eben so bestimmt, daß ihm die Durchsichtigkeit des Nabelstranges bei den Meerschweinchen keinen „großen" Farbenunterschied in dem Blute der Nabelgefäße gezeigt habe. Die Stimmen von Reuß und Emmert gelten bloß für kleinere Thiere. Sie erklären sich nicht darüber, ob ihnen bei grösseren Thieren ein Farbenunterschied erschienen sey. v. Autenrieth und Schüz haben in einer Reihe von Versuchen nie eine Spur von Farbendifferenz im Anfange des Versuchs bemerken können.

Ehe ich meine Untersuchungen über diesen Gegenstand mittheile, muß ich einige Bemerkungen über die meiner Vorgänger vorausschicken. Man hat in neuern Zeiten viel Gewicht auf die Aussage von Osiander gelegt, daß er wohl funfzigmal keinen Farbenunterschied bemerkt habe. Ich habe Grund zu vermuthen, daß alle diese Beobachtungen nur zufällig bei Geburten gemacht worden sind. Im 4ten Bande der Comment. Götting., wo Osiander sich viele Mühe giebt, die Deglutition des Fötus im Schafwasser aus fremden Beobachtungen zu beweisen, führt er keine einzige eigene Beobachtung an lebenden Thiereiern an. Hätte er deren geöffnet, gewiß hätte er sich dann selbst von der Deglutition überzeugen wollen. Wie Schüz aus eigener Beobachtung an Kaninchen bemerkt, war das Blut der vena meseraica der Mutter etwas dunkler, als das der vena umbilicalis des Fötus. Offenbar steht ihm also das Blut der Nabelvene in Hinsicht der Farbenintensität zwischen dem venösen und arteriösen Blute des Erwachsenen. Wenn das Fötusblut des hellroth machenden Princips ermangelt, warum ist das venöse Blut des Fötus nicht eben so dunkel, ja noch

dunkler, als das der Mutter? Stark in die Augen fallend darf ohnehin der Unterschied des Fötusblutes wegen der Analogie mit den niedern Wirbelthieren nicht seyn. Bei allen Amphibien, namentlich den Schildkröten, eben so bei den Fischen bemerkt man fast keinen Unterschied des Blutes. Im Igel, im Murmelthier und in andern Winterschläfern, die wenigstens in der größten Zeit des Winterschlafs in geringem Grade athmen, bemerkte Saissy kein verschieden gefärbtes Blut. Man hat denen, die den Farbenunterschied bemerkten, den Einwurf gemacht, daß sie den Nabelstrang untersucht hätten, nachdem schon die atmosphärische Luft ihren Einfluß auf die Veränderung des Bluts geäussert, und doch darf man mit demselben Recht sich desselben Einwurfs gegen die Gegner bedienen. Was verhindert uns, sie anzuklagen, daß sie erst dann den Nabelstrang untersucht, nachdem die atmosphärische Luft die Differenz in der Farbe des Nabelblutes ausgeglichen! Die angeführten Versuche sind ferner alle an kleinen Thieren angestellt. Ich habe mich aber durch die vielfachste Erfahrung überzeugt, daß solche Untersuchungen nie etwas zur Entscheidung der Frage beitragen können. Wenn nämlich auch die Gefäße auf das schnellste eröffnet wurden, wenn die Embryonen auch noch so ausgebildet waren, so floß doch immer so wenig Blut aus den eröffneten Gefäßen, daß ich mir wenigstens nie ein bestimmtes Urtheil erlauben konnte. Ich brauche wohl nicht zu erinnern, daß ich auf die Beobachtung des Blutes durch die Gefäße gar keinen Werth lege. Bei so subtilen Untersuchungen, wie die gegenwärtigen, muß das Blut verschiedener Gefäße zu gleicher Zeit auf weissem Grunde, etwa von Papier oder Elfenbein, und auf letzterm gegen das Licht gehalten verglichen werden. Wie schwierig dies bei so geringer Menge und einer so schnellen Veränderung des Blutes ist, sieht jeder ein. Kaum hat man die Eihüllen getheilt und die Gefäße zerschnitten, so ist auch alles Blut der Nabelarterien in die Nabelvene getrieben, und man

hat nur einerlei Blut zu untersuchen. Ueberdies, wenn auch einiges Blut aufzufangen gelingt, so wechselt es doch so schnell an der Luft seine Farbe, daß die eben sicher geglaubte Beobachtung sogleich wieder verdächtig und schwankend wird. Mit solchen Schwierigkeiten mußte jeder meiner Vorgänger zu kämpfen haben, und diese würden mir viele Mühe erspart haben, wenn sie ehrlich genug gewesen wären, dies bei ihren Versuchen zu bemerken. Wenn Hoboken, Bohnius, Swammerdam, Dreß, Scheel (?), Girtanner und Baudelocque Farbenunterschied bemerkt haben, so müssen sie größere Thiere zu Objecten der Beobachtung gehabt haben. Sind ihre Untersuchungen an kleinern Thieren angestellt, so berechtigen mich meine Erfahrungen, dieselben für Täuschung zu halten. Jörg ist der einzige, der den Nabelstrang an lebenden Pferden untersuchte. Im Chorion des Pferdeeyes ist ihm der Farbenunterschied deutlich gewesen. Aus den vorgetragenen Gründen ist leicht erklärlich, warum weder mehrere meiner Vorgänger, noch ich selbst in meinen vielfachen Versuchen, an Kaninchen, Meerschweinchen und einer Katze einigen Unterschied des Nabelgefäßbluts bemerken konnten. In einem einzigen Falle bei einem Kaninchenfötus von 4'' Länge, den ich einem andern Versuche unterwarf, sah ich in den größern Gefäßen zwar keinen Farbenunterschied, wohl aber, als ich einige kleine Gefäße des Chorions genauer betrachtete. Eine Vene und Arterie liefen in einer langen Strecke parallel; sie waren ziemlich durch die Farbe unterscheidbar. Man darf nicht einwerfen, daß die Vene voller gefüllt gewesen; denn an einer beiden Gefäßen gemeinschaftlichen Stelle, wo ihr Lumen noch anschaulich war, waren die Gefäße wie abgeschnitten. Hinter diesen Stellen sah man in keinem der Gefäße mehr Blut. Vor ihr waren beide gleich strotzend. Nachdem der Embryo einige Zeit an der Luft gelegen, waren beide Gefäße in der Farbe vollkommen gleich. Allein ich lege aus den angeführten Gründen

auf diese Beobachtung eben so wenig Werth, als auf diejenigen, welche ein entgegengesetztes Resultat ergaben.

Ich war nun vollkommen vorbereitet zu einem entscheidenden Versuche an einem trächtigen Schafe, das nach Aussage des Hirten in acht Tagen würde geworfen haben.

Am sieben und zwanzigsten Februar 1821 eröffnete ich in Gesellschaft mehrerer meiner Freunde den Unterleib des Thieres. Der Uterus war nahe dem Magen gelegen. Bei dem Einschnitte in ihn und in die Eihüllen bewegte sich der Fötus lebhaft, und nachdem der liquor amnii ausgeflossen war, warf er sich hin und her und machte Versuche sich zu erheben. Die Länge des Thieres war 18", also grösser als die Länge der von Autenrieth untersuchten Mütter. Das erste, was meine Aufmerksamkeit fesselte, waren die kleinen Gefäße des Chorions. Denn die grössern Aeste und die Nabelgefäße hatten dieselbe bläuliche Farbe. Aber in den kleinen und kleinsten Gefäßen des Chorions, den parallelen Venen und Arterien, war der Farbenunterschied unverkennbar. Ich verglich diesen Unterschied mit dem des blaßröthlich durchscheinenden Arterien- und des bläulichrothen Venenbluts auf der vordern Wand des Magens der Mutter, und fand den erstern nicht so groß als den letztern. Das arterielle Blut in den Gefäßen des Chorions war nicht so hellroth als das arterielle Blut der Mutter, das venöse Blut der letztern dunkler als das venöse des Chorions.

Sogleich öffnete ich nun die eine Nabelvene. Das ausströmende Blut war nicht so hellroth wie das arterielle des Erwachsenen, aber viel heller als das venöse desselben. Ich gewann zwei Unzen und dreizehn Gran Das aufgefangene Blut wurde zur Abhaltung der atmosphärischen Luft mit abgekochtem Oele übergossen. Nun eröffnete ich die andere Nabelvene; dieselben Erscheinungen. Ich erhielt eine Unze, eine Drachme, einen Skrupel und acht Gran die ebenfalls mit Oel bedeckt wurden.

Als ich darauf die eine Nabelarterie öffnete, floß das Blut stoßweise. Sowohl ich als die Zeugen des Versuchs überzeugten uns, daß dies Blut viel dunkler als das der Nabelvene sey. In ihm bildeten sich sogleich Inseln von schwarzer Farbe, wie man sehr oft im venösen Blute der Erwachsenen bemerkt. Das Blut der Nabelvene erschien uns viel heller als das der Jugularvene der Mutter, dieses aber fast eben so dunkel als das Blut der Nabelarterien. Des Blutes aus der Nabelarterie war eine Unze, eine Drachme und dreizehn Gran. Ich that damit wie oben. Die andere Nabelarterie war unterdessen leer geworden.

Uebrigens waren sowohl Mutter als Fötus am Ende des Experiments noch lebend. Letzterer bewegte sich beständig so lebhaft, daß er von zwei Personen gehalten werden mußte. Vor dem Tode, der nach Verlauf von einer Viertelstunde vom Anfange des Versuchs erfolgte, sammelte sich unter heftigen Respirationsbeschwerden ein weisser Schaum vor seinem Munde.

Mit Absicht eröffnete ich zuerst die Nabelvene; ich begegnete dadurch einem Vorwurfe, den ich leicht erwarten konnte, daß nämlich das Blut der später geöffneten Venen an der Luft durch die Gefäße hindurch sich geröthet habe.

Wenn Hr. Lauten (m. s. dessen Dissert. de respirat. foetus, Bonnae 1822) nicht unterlassen hat, immer die Nabelvene zuerst zu öffnen, so ist nichts leichter erklärlich, als warum er keinen Farbenunterschied bemerkt hat. Das Blut der später geöffneten Nabelarterie hatte nämlich schon durch langwierigen Einfluß der atmosphärischen Luft die Farbe des Nabelvenenbluts angenommen.

## Gerinnung.

Lavagna (Meckel's Archiv, 1. 151.) fand bei Vergleichung des Nabelvenen- und Nabelarterienbluts aus dem Nabelstrang eines Neugebornen, welches beides, wie aus seiner Angabe zu erhellen scheint, zugleich ausfloß, daß das Blut der

Nabelvene fest gerann und eine ansehnliche Menge von deutlichem, wenn gleich weicherem und mehr gallertartigem Faserstoff als das gesunde Blut eines Erwachsenen gab, daß ferner das Blut der Nabelarterie nur zu einem äusserst kleinen Theile geronnen war und nur einige dünne Fäden von Faserstoff gab.

In meinen Versuchen gerann das Blut der Nabelvene erst später. Das Blut der einen Nabelarterie gerann dagegen sehr bald nach dem Ausfliessen, so daß die Oberfläche des Coagulums ungleich war, je nachdem das ausfliessende Blut an den verschiedenen Stellen des Gefässes abgesetzt worden. Die Zeit der Gerinnung genau zu bestimmen war ich bei der schnellen Succession der experimentellen Operationen nicht im Stande. Am folgenden Tage fand ich die Coagula des Nabelgefäßbluts im Vergleich zu dem Coagulum des Bluts aus der Jugularvene der Mutter viel lockerer und zitternd bei geringer Bewegung. Das Coagulum des Nabelvenenbluts schien aber immer noch dichter als das mehr gelatinöse Blut der Nabelarterie. Zwischen dem Faserstoffgehalt des beiderlei Nabelbluts fand ich keinen merklichen Unterschied. Dies ist um so auffallender, da nach Schröder's und Lavagna's eigenen Versuchen das bei gesunkener Vitalität gelassene Blut faserstoffarm ist, in meinem Versuche aber die eine Nabelarterie erst kurze Zeit nach der Nabelvene geöffnet wurde. In diesem Punkte widerspricht also meine Erfahrung derjenigen von Lavagna, nicht aber in Hinsicht der Zeit des Gerinnens, denn über diesen sehr wichtigen Punct hat sich Lavagna gar nicht ausgesprochen; sie stimmt mit Lavagna's Beobachtung in Hinsicht der Consistenz der Gerinnsel. Die Menge des Serums schien in dem verschiedenen Blute der Nabelgefässe gleich. Allein das Serum des Nabelgefäßbluts unterschied sich von dem Blutserum des Erwachsenen dadurch,

daß es blutig war. Diese Beobachtung bestätigt denn die frühere von Fourcroy.

Als ich gleiche Theile von Coagulum des Nabelgefäßbluts, die vorher in Stickstoffgas ausgetrocknet worden, mit gleichen Theilen Salpeter verbrannte, fand ich keinen Unterschied zwischen dem Verhalten des Nabelvenen- und Nabelarterien-bluts. Unter dem Mikroskope bemerkte ich ebenfalls keinen wesentlichen Unterschied zwischen beiden.

Elastische Flüssigkeiten.

Das Nabelvenenblut einer Katze bis zu 200° F. langsam erhitzt, gab eine Luft, in welcher die Flamme des Dochtes zwar erlosch, letzterer aber noch einige Zeit glühte.

Frisches Nabelvenenblut einer Katze, frisch der Luftpumpe ausgesetzt, wurde dunkler in der Färbung.

Gleiches Nabelvenenblut von einer Katze wurde in kohlensaurem Gase dunkler.

Ich füllte eine dünne, an dem einem Ende verschlossene Glasröhre mit frischem Nabelvenenblut von einer Katze und kehrte diese Röhre in ein Gefäß, das oberflächlich mit demselben Blute gefüllt war, um, so daß das Blut der Röhre mit dem des Gefässes in unmittelbarer Verbindung stand. Diesen Apparat setzte ich dem Strahle des concentrirten Lichtes aus, erwartend, ob in dem obern Theile der Röhre sich eine elastische Flüssigkeit ansammeln würde, die ich auf Sauerstoffgas prüfen könnte. Der Versuch hatte keinen Erfolg.

Resultate.

1. Das Blut der Nabelarterien ist dunkler als das der Nabelvenen, aber nicht so dunkel als das venöse des Erwachsenen; das Nabelvenenblut ist lange nicht so hellroth als das arteriöse des Erwachsenen.

2. Das Blut der Nabelvenen gerinnt später als das der Nabelarterien. — Vergleicht man die

Beobachtung mit denen am Blute des Erwachsenen angestellten, so ergibt sich, daß das Nabelvenenblut auch in dieser Beziehung dem arteriellen Blute des Erwachsenen näher steht. In Thackrah's *) Versuchen gerann das Blut der vena jugularis externa eines magern Hundes in dreißig Sekunden; das zugleich gelassene der arteria temporalis desselben Hundes in vierzig Sekunden. In einem andern Versuch gerann das Blut der vena cephalica in drei Minuten, das der arteria temporalis aber in sieben Minuten. Diese letztere Vergleichung verdient insofern eine Beschränkung, als die Nabelarterie später geöffnet wurde, später gelassenes Blut aber nach den Versuchen von Hewson, Davy, Thackrah und Schröder früher gerinnt.

3. Das Blut der Nabelvene scheint mehr Faserstoff zu besitzen, als das der Nabelarterie. Da meine Beobachtungen in dieser Beziehung nicht contradictorisch von denen Lavagna's unterschieden sind, sie diese nur limitiren, so ist es billig auf Lavagna's Resultat Gewicht zu legen. Nach Gaissy **) und Mayer ***) besitzt das Arterienblut des Erwachsenen ungleich mehr Faserstoff als das Venenblut desselben.

4. Der Faserstoff des Nabelvenenbluts ist lockerer, als der des Nabelarterienbluts. Im Erwachsenen ist der Faserstoff des Venenbluts ebenfalls lockerer.

5. Der Faserstoff des Nabelgefäßbluts ist im allgemeinen lockerer als der des Bluts der Erwachsenen.

*) An inquiry into the nature and properties of the blood in health and disease. Lond. 1819, p. 42.

**) Reil's Archiv, 12, 347.

***) Meckel's Archiv, 3, 534.

6. Das Nabelvenenblut wird in der Luftpumpe dunkler. Beccaria *) und Rosa **) sahen arterielles Blut des Erwachsenen unter der Luftpumpe ebenfalls dunkelroth werden.

7. Das Nabelvenenblut wird in kohlensaurem Gase dunkler. Gleiches gilt von dem Arterienblute des Erwachsenen.

8. Andere Beobachtungen, obgleich sie kein bestimmtes Resultat geben, sind keineswegs dem Endresultat der vorhergehenden Sätze zuwider, daß nämlich in dem Gefäßsystem und dem Blute des Fötus eine, wenn auch nur entfernt ähnliche, Trennung in Arteriosität und Venosität wie im Gefäßsystem und Blute des Erwachsenen sich beurkunde.

### Untersuchungen über das Schafwasser des Fötus.

Das Schafwasser ist auf seine nähern und entferntern Bestandtheile in neuern Zeiten vielfach untersucht worden. Alle diese zum Theil sehr sorgfältigen Arbeiten haben sehr wenig Licht über seine physiologische Bedeutung verbreitet. Seit Scheel's Versuche, welche das Vorhandenseyn von freyem Sauerstoff im Schafwasser beweisen sollten, durch die Gegenversuche von Reuß und Emmert widerlegt worden sind, hat niemand mehr dieser Frage seine Aufmerksamkeit geschenkt, und wenn auch hier und dort wiederhohlende Stimmen sich äusserten, so blieb die Sache auf dem Wege des Experiments doch unentschieden. In meiner Abhandlung über das Athmen des Fötus habe ich jene Streitfrage besonders berücksichtigt. Ich habe dort die verschiedenen Organe betrachtet, die bei wirklichem Vorhandenseyn einer respirablen Luftart im Schafwasser die Function des Athmens übernehmen könnten, nachdem ich

*) Misc. Taurin. T. 1. p. 65.
**) Lettere fisiologiche. T. 1, p. 32.

vorher die älteste Ansicht von Winslow in Beziehung auf jene Frage widerlegt. An demselben Orte habe ich eine Reihe von Versuchen erzählt die keinen Zweifel über die Unzulässigkeit einer solchen Annahme zurücklassen. Ich werde diese Untersuchungen, insofern sie experimentell sind, hier im Auszuge mittheilen. Die Betrachtungen, die ich ihnen vorausgeschickt und die Resultate, die ich aus ihnen gezogen habe, mögen in jener Schrift selbst nachgelesen werden.

Scheel stellte zur Prüfung seiner Ansicht folgenden Versuch an. Ein Stück frisches an der Luft noch nicht geröthetes Blutcoagulum übergoß er mit ganz frischem Schafwasser, letzteres aber, um den Zutritt der atmosphärischen Luft abzuhalten, mit einer Quantität Oel. Im dreifach wiederhohlten Versuch sah er immer das Coagulum an seiner Oberfläche eine hellrothe Farbe annehmen. In einem andern Versuche sah er geglättete Metallstücke, Eisen und Kupfer, die er mit Schafwasser übergossen, sich schneller als in destillirtem Wasser oxydiren, woraus er dann auf das Vorhandenseyn von Sauerstoff oder einer respirablen Luftart im Schafwasser argumentirte. Reuß und Emmert entkräfteten diesen Schluß. Bei Wiederhohlung des ersten Versuchs hatten sie nicht dieselben Resultate, und den zweiten hielten sie für nicht entscheidend, weil die schnellere Oxydation von den dem Schafwasser beigemischten Salzen herrühren könne. Meine Versuche zur Entscheidung der Streitfrage berücksichtigen zuvörderst das Vorhandenseyn irgend einer Luftart im Schafwasser, und dann erst die Existenz des Sauerstoffes oder eines respirablen Gases in demselben.

Elastische Flüssikeiten im Schafwasser?

1) In einem Versuche, wo ich ein lebendes Kaninchenev, dessen Fötus 4'' maß, der Luftpumpe ausgesetzt hatte, sah ich sehr bald das Amnion von Luftblasen anschwellen. Bei Untersuchung des Zustandes der Baucheingeweide des Embryo nach dem Tode, fand ich in dem Magen außer einer gelatinösen un-

schmackhaften Materie, die dem Liquor amnii in ihren Eigenschaften sehr ähnlich war, eine grosse Quantität ähnlicher Luftblasen. Mindere Luftentwickelung sah ich in dem Magen von zwei anderen gleich grossen Embryonen, die demselben Versuch, aber von den Eyhüllen entblößt, unterlegen waren. Nie sah ich aber etwas ähnliches bei solchen Embryonen, die ich im Uterus und in den Eyhüllen eingeschlossen sterben ließ.

2) Einhundert und vierzig Gran frisches Schafwasser aus einem Schafsey setzte ich in einem Uhrglase der Luftpumpe aus. Auf dem Boden des Gefäßes entwickelte sich eine Menge sehr kleiner perlender Luftbläschen. In einem Versuche, den ich zur Vergleichung mit einer gleichen Quantität frischem Wasser anstellte, entwickelte sich eine ungleich größere Menge Luftbläschen. Frischer Harn gab auf diese Weise gar keine elastische Flüssigkeit; wohl aber, so viel bemerkt werden konnte, in sehr geringer Quantität frische Kuhmilch und die aus der Thymusdrüse eines Schafsfötus ausgedrückte milchige Flüssigkeit. Es muß bemerkt werden, daß das zu diesen Versuchen benutzte Schafwasser vor dem Experimente durch aufgegoßnes Oel vor dem Zutritt der atmosphärischen Luft bewahrt worden war.

Respirable Gasart im Schafwasser?

3) Ich hatte mich überzeugt, daß der von Reuß und Emmert gegen Scheel's zweite Beobachtung erhobene Einwurf gegründet sey, indem ich polirte Metalle in solchem Wasser, dem ich eine geringe Quantität eines Neutral- oder Mittelsalzes beigemischt hatte, schneller als in frischem Wasser rosten sah. Um jenem Einwurfe auszuweichen, verfuhr ich folgendermassen.

Ich bereitete mir das weiße Hydrat des Manganoxyds. Ich erhitzte nämlich eine Quantität schwarzes Manganoxyd mit gleichen Theilen concentrirter Schwefelsäure bis zum Glühen und erhielt so schwefelsaures Mangan. Durch Beimischung von gereinigtem Natron und destillirtem Wasser ent-

stand ein weißes Präcipitat aus Wasser und Manganoxyd. Es ist bekannt, daß dies Hydrat durch Absorbtion des Sauerstoffs sich sehr schnell aus dem Weißen durchs Gelbe ins Braune verändert, welcher Umstand es zu unserm Versuch sehr tauglich macht. Mit diesem Präparate füllte ich gleich nach der Bereitung eine kleine Glasröhre dicht bis zur Mündung, die ich sofort luftdicht verschloß. So wurde das Gefäß zu fernerem Gebrauche aufbewahrt. Bald nachher übergoß ich 32 Gr. jenes Präparats, das schon nicht mehr ganz weiß war, mit drei Drachmen ganz frischem Schafwasser aus einem Schafsey und deckte die Oberfläche sogleich mit Oel. Zu gleicher Zeit übergoß ich eine gleiche Quantität jenes Hydrats mit drei Drachmen destillirtem Schafwasser und bedeckte ebenfalls die Oberfläche mit Oel. So oft ich die Mischungen späterhin beobachtete, fand ich in beiden die Färbung gleich stark. Wäre dem Schafwasser Sauerstoff beigemischt gewesen, so hätte es dem weißen Hydrat des Manganoxyds in dem einen Gefäße eine schnellere Farbenwandlung mitgetheilt.

4) Von drei kleinen gläsernen Phiolen, wovon jede eine Unze Wasser maß, füllte ich A mit einer Unze frischem Schafwasser, B mit einer Unze frischem Wasser, und C mit einer Unze destillirtem Wasser und setzte einer jeden Flasche 25 Gran schwefelsaures Eisenoxydul zu. Ich verschloß darauf die Gefäße luftdicht. In dem frischen Wasser verwandelte das Salz sehr bald seine grüne Farbe in eine gelbe, später in C, am spätesten in der mit Schafwasser gefüllten Flasche A. Nach zwölf Stunden hatte sich das Salz in B vollkommen aufgelöst; in A war es dagegen größtentheils noch unverändert. Am folgenden Tage, als ich das niedergeschlagene Eisenoxyd in den drei Phiolen mit der Waage verglich, hatte ich aus A 0, 5, aus B: 5, aus C: 0, 75 Gran. Da nach Hassenfratz das schwefelsaure Eisenoxydul im destillirten Wasser eine kleinere Quantität oxydirtes Eisen absetzt als im frischen oder im Schneewasser, so folgt, daß wenn das Schafwasser

Sauerstoff oder atmosphärische Luft enthielte, die Quantität des Eisenoxyds im Schafwasser hätte gröẞer seyn müssen, als im destillirten Wasser.

5) Von vier kleinen Gefäßen füllte ich A mit einer Unze frischem Schafwasser, B mit eben so viel destillirtem Schafwasser, C mit derselben Menge frischem Quellwasser, D mit einer gleichen Quantität destillirtem Wasser. In alle legte ich Stücke von Lakmuspapier und bedeckte die Oberfläche der Flüssigkeiten mit Oel. Am folgenden Tage waren die Stücke in A und B gelblich geworden, aber von gleicher Farbenintensität. Die Stücke in C und D waren noch bläulich. Nun röthet nach den Versuchen von Hassenfraz das Lakmuspapier in frischem und in Schneewasser sich schneller als in destillirtem Wasser. Der Mangel eines Farbenunterschieds zwischen den Stücken in A und B beweißt also die Abwesenheit einer respirablen Gasart im Schafwasser. Die gleiche Röthung in A und B rührt von der amniotischen Säure.

6) Vier und funfzig Drachmen Schafwasser aus einem Kuhey, dessen Fötus vom Scheitel bis zu den Fußspitzen 6 Zoll maß, setzte ich in einer gläsernen Retorte gelinder Wärme aus und empfing die entwickelte Luft vermittelst des hydro-pneumatischen Apparats in zwei Phiolen, damit die zuletzt übergehende Luft von der erstern geschieden würde. Die Luft der ersten Phiole war atmosphärisch, sie war die in der Röhre der Retorte enthaltene. In der Luft der zweiten Phiole erlosch der brennende Docht sogleich. Die in den Phiolen enthaltene und in der Retorte rückständige Luft betrug Gr. 2, 35. Vor dem Versuch waren in der Röhre der Retorte Gr. 1, 36. Also waren aus dem Schafwasser Gr. 0, 99 gasige Flüssigkeiten aufgestiegen, die der Versuch als unathembar beurkundet.

Ich füllte eine dünne an dem einen Ende verschlossene Glasröhre mit frischem Schafwasser und kehrte sie in ein Gefäß, das mit Schafwasser oberflächlich gefüllt war, so um

daß das in der Röhre enthaltene Schafwasser mit der Flüssigkeit des Gefäßes in Verbindung stand. Diesen Apparat setzte ich dem Strahle des concentrirten Lichtes aus, erwartend, ob vielleicht in dem obern Ende der Röhre sich Luft sammle, die ich auf Sauerstoffgas oder atmosphärische Luft untersuchen könnte. Der Versuch hatte keinen Erfolg.

7) Drei Unzen Schafwasser wurden mit einem brennenden Wachslichte unter den Recipienten der Luftpumpe gebracht. Ich fing sogleich an die Luft auszupumpen, aber in gemessenen Intervallen und sehr vorsichtig. Die Flamme erlosch nach zwei und zwanzig Sekunden der glühende Docht nach 98 Sek. Als ich darauf dasselbe Wachslicht mit gleichen Theilen destillirtem Wasser in demselben Gefäße der Luftpumpe aussetzte und diese in denselben Intervallen auspumpte, erlosch Flamme und Docht nicht früher als in dem erstern Versuch.

Um keinen Zweifel über den fraglichen Gegenstand übrig zu lassen, stellte ich eine Reihe von Versuchen an, worin ich Fische unter gleichen Bedingungen in Schafwasser, destillirtem Wasser, Flußwasser und Oel athmen ließ, um die respective Lebensdauer derselben in diesen Flüssigkeiten zu untersuchen. Ich habe diese Experimente in der angefügten Tabelle Nr. 1. im Auszuge mitgetheilt. Im Detail sind sie in meiner größern Schrift gegeben. Zur Vergleichung sind ihnen Versuche von Humboldt und Provençal in destillirtem Wasser an die Seite gestellt.

Ich bemerke nur noch, daß in dem Versuche I der Zugang der atmosphärischen Luft durch übergegossenes Oel verhindert, und in diesem sowohl als in VIII das Erheben der Fische an die Oberfläche durch ein Gitterwerk aus Eisendrath verhindert wurde. Die übrigen Versuche wurden in einem gläsernen Recipienten, den die Flüssigkeit ganz füllte und der mit einer ölgetränkten Schweinsblase verschlossen war, angestellt. Die Versuche V, VI und VII sind von Humboldt und Provençal.

Ueber das Athmen des Fötus.

Die ältern Beobachtungen über das geringe Athmungsbedürfniß des Neugebornen von Haller, Bohn, Senac, Buffon, Roose, Baillie und Hunter, so wie die Untersuchungen über die Blausucht, vorzüglich aber die Versuche von Legallois haben mich veranlaßt, auch den Fötus in dieser Beziehung dem Experimente zu unterwerfen. Diesen Versuchen dienen jene von Legallois sehr passend zur Einleitung.

Durch eine Reihe von Beobachtungen an jungen Kaninchen, die in verschiedenen Zeiten von der Geburt an bis zum Ende des ersten Monats von fünf zu fünf Tagen in einen asphyctischen Zustand versetzt wurden, entdeckte Legallois das Gesetz, daß die Sensibilität, das Vermögen für Muskelbewegung und alle Lebenserscheinungen um so weniger ausdauern, je mehr die Thiere im Alter sich von der Geburt entfernen. Im Neugebornen waren die Lebenserscheinungen erst nach fünf und zwanzig Min., im einmonatlichen Thiere schon nach zwei Min. erloschen. Dasselbe Gesetz beurkundete sich, wenn er jungen Thieren die Köpfe wegnahm oder das Rückenmark zerstörte. Die folgenden Tabellen Nr. 2 u. 3. geben die in dem vortrefflichen Werke zerstreuten Beobachtungen im Auszuge.

daß das in der Röhre enthaltene Schafwasser mit der Flüssigkeit des Gefässes in Verbindung stand. Diesen Apparat setzte ich dem Strahle des concentrirten Lichtes aus, erwartend, ob vielleicht in dem obern Ende der Röhre sich Luft sammle, die ich auf Sauerstoffgas oder atmosphärische Luft untersuchen könnte. Der Versuch hatte keinen Erfolg.

7) Drei Unzen Schafwasser wurden mit einem brennenden Wachslichte unter den Recipienten der Luftpumpe gebracht. Ich fing sogleich an die Luft auszupumpen, aber in gemessenen Intervallen und sehr vorsichtig. Die Flamme erlosch nach zwei und zwanzig Sekunden der glühende Docht nach 98 Sek. Als ich darauf dasselbe Wachslicht mit gleichen Theilen destillirtem Wasser in demselben Gefäße der Luftpumpe aussetzte und diese in denselben Intervallen auspumpte, erlosch Flamme und Docht nicht früher als in dem erstern Versuch.

Um keinen Zweifel über den fraglichen Gegenstand übrig zu lassen, stellte ich eine Reihe von Versuchen an, worin ich Fische unter gleichen Bedingungen in Schafwasser, destillirtem Wasser, Flußwasser und Oel athmen ließ, um die respective Lebensdauer derselben in diesen Flüssigkeiten zu untersuchen. Ich habe diese Experimente in der angefügten Tabelle Nr. 1. im Auszuge mitgetheilt. Im Detail sind sie in meiner größern Schrift gegeben. Zur Vergleichung sind ihnen Versuche von Humboldt und Provençal in destillirtem Wasser an die Seite gestellt.

Ich bemerke nur noch, daß in dem Versuche I der Zugang der atmosphärischen Luft durch übergegossenes Oel verhindert, und in diesem sowohl als in VIII das Erheben der Fische an die Oberfläche durch ein Gitterwerk aus Eisendrath verhindert wurde. Die übrigen Versuche wurden in einem gläsernen Recipienten, den die Flüssigkeit ganz füllte und der mit einer ölgetränkten Schweinsblase verschlossen war, angestellt. Die Versuche V, VI und VII sind von Humboldt und Provençal.

Ueber das Athmen des Fötus.

Die ältern Beobachtungen über das geringe Athmungsbedürfniß des Neugebornen von Haller, Bohn, Senac, Buffon, Roose, Baillie und Hunter, so wie die Untersuchungen über die Blausucht, vorzüglich aber die Versuche von Legallois haben mich veranlaßt, auch den Fötus in dieser Beziehung dem Experimente zu unterwerfen. Diesen Versuchen dienen jene von Legallois sehr passend zur Einleitung.

Durch eine Reihe von Beobachtungen an jungen Kaninchen, die in verschiedenen Zeiten von der Geburt an bis zum Ende des ersten Monats von fünf zu fünf Tagen in einen asphyctischen Zustand versetzt wurden, entdeckte Legallois das Gesetz, daß die Sensibilität, das Vermögen für Muskelbewegung und alle Lebenserscheinungen um so weniger ausdauern, je mehr die Thiere im Alter sich von der Geburt entfernen. Im Neugebornen waren die Lebenserscheinungen erst nach fünf und zwanzig Min., im einmonatlichen Thiere schon nach zwei Min. erloschen. Dasselbe Gesetz beurkundete sich, wenn er jungen Thieren die Köpfe wegnahm oder das Rückenmark zerstörte. Die folgenden Tabellen Nr. 2 u. 3. geben die in dem vortrefflichen Werke zerstreuten Beobachtungen im Auszuge.

# Tafel II.

| Versuch. | Asphyxie durch Untertauchen. | | Ausschneidung des Herzens. | | Eröffnung der Brust. | |
|---|---|---|---|---|---|---|
| Dauer der | Sensibilität. | Respirations-Bewegungen. | Sensibilität. | Respirations-Bewegungen. | Sensibilität. | Respirations-Bewegungen. |
| Tage 1. | Min. 15 | Min. 27 | Min. 14 | Min. 20 | Min. 16 | Min. 30 |
| 5. | 10 | 16 | 6 | 9 | 12 | 16 |
| 10. | $4\frac{1}{2}$ | $5\frac{1}{2}$ | $3\frac{1}{3}$ | 4 | $5\frac{1}{2}$ | $7\frac{1}{2}$ |
| 15. | 3 | 4 | $2\frac{1}{3}$ | $2\frac{3}{4}$ | $3\frac{3}{4}$ | $5\frac{1}{2}$ |
| 20. | $2\frac{2}{3}$ | $3\frac{1}{4}$ | $1\frac{1}{3}$ | $2\frac{2}{3}$ | $2\frac{3}{4}$ | $3\frac{1}{2}$ |
| 25. | 2 | $2\frac{3}{4}$ | $1\frac{1}{4}$ | $1\frac{1}{2}$ | 2 | $2\frac{1}{2}$ |
| 30. | $1\frac{1}{2}$ | $2\frac{1}{2}$ | 1 | $1\frac{1}{3}$ | $1\frac{3}{4}$ | $2\frac{1}{4}$ |

Ich bedaure sehr, daß Legallois zur Bestimmung des Athmungsbedürfnisses sich nicht auch der Luftpumpe bedient hat. Meine Versuche würden dann mit den seinigen eine fortlaufende Reihe bilden.

Am sechsten Februar 1821 unterwarf ich ein trächtiges Kaninchen den folgenden Experimenten.

Nachdem ich den Unterleib desselben geöffnet, sah ich durch die dünnen Wände des Fruchthälters vier lebende Embryonen, die gemäß späterer Messung vom Scheitel bis zu den Zehen der hintern Extremitäten alle ohngefähr 4″ maßen. Nach Eröffnung des Uterus löste ich das erste Ey, in dem sich das Thier lebhaft bewegte, vorsichtig, ohne die Eyhüllen und den Nabelstrang zu verletzen, vom Uterus los und legte es in ein mit Oel von 96° F. gefülltes Gefäß. Im Anfange blieb das Thier inmitten der Eyhüllen ruhig; später bewegte es convulsivisch den ganzen Körper, namentlich aber in der Vorwärtskrümmung. Gleich darauf löste ich das zweite Ey, nahm den lebenden Fötus aus den zerschnittenen Eyhüllen und legte ihn mit der Placenta noch verbunden in dasselbe Gefäß. Den dritten Fötus befreite ich von den Eyhäuten und der Verbindung mit dem Mutterkuchen und that mit ihm wie mit den früheren. Die Hämorrhagie aus dem durchschnittenen Nabelstrang war ganz unbedeutend. Den vierten Embryo nahm ich aus den Eyhüllen und setzte ihn mit unversehrtem Nabelstrange der Einwirkung der nicht erwärmten Stubenluft aus. Er war sehr lebhaft, öffnete die Kiefer, warf sich hin und her und zog die Wandungen des Unterleibs heftig zusammen. Auf den Reiz des Messers gab er sogar bald darauf eine Art Laut. Als ich das Messer zu einem andern Zweck in die Tiefe seines Unterleibs einsenkte, öffnete er die Kiefer öfterer und die Contractionen der Bauchwandungen wurden häufiger; die Convulsionen seines ganzen Körpers waren meist in der Vorwärtskrümmung. Er starb sehr spät und wie

es schien, zunächst in Folge der Hämorrhagie. Nach Verlauf einer halben Stunde vom Anfange des Versuchs fand ich den ersten Embryo für den Reiz des Messers noch sehr empfänglich. In den beiden andern war diese Empfänglichkeit ungleich geringer, obgleich sie erst später die Sphäre der lebenden Mutter verlassen. Doch hatten die convulsivischen Bewegungen in ihnen längst aufgehört.

Zwei Katzenfötus, die ich in einem Versuche zu anderm Zweck nackt in laues Wasser eintauchte, starben nach dreißig Minuten.

Einige Tage nach jenen Versuchen mit den Kaninchen war ich im Stande, an einem zweiten Kaninchen, das ich mit dem erstern zugleich erhalten und das mit jenem in der Schwangerschaft gleich vorgeschritten zu seyn schien, Versuche mit der Luftpumpe anzustellen. Der Recipient, den ich dazu benutzte, faßte hundert und siebzehn Drachmen Wasser. Ein brennendes Wachslicht erlosch in demselben unter Ausziehen der Luft schon nach acht und zwanzig Sekunden. Diese Vorbereitungen schienen mir nöthig, um den anzustellenden Versuchen Bestimmtheit zu geben.

In einer wenig erwärmten Stube schritt ich um drei Uhr Nachmittags zu folgenden Experimenten.

Nachdem ich den Unterleib des Kaninchens vorsichtig geöffnet, erblickte ich durch die Wandungen des Fruchthälters sieben Embryonen, die nach späterer Messung alle vom Scheitel bis zu den Zehen der hintern Extremitäten ohngefähr 4″ betrugen. Nach Eröffnung des Uterus löste ich das erste Ey von demselben und brachte es ungeöffnet in den Recipienten der Luftpumpe. Im luftleeren Raume bewegte sich das Thier immer noch sehr lebhaft. Wir bemerkten jetzt noch nichts Krampfhaftes. Ich erstaunte, nicht über das Unerwartete des Erfolges, sondern weil ich in der größten Spannung gerade nur dies erwartete. Zur Beseitigung alles Verdachtes, daß der Recipient etwa nicht fest anschließe, versuchte ich letztern zu lösen. Dies gelang trotz

der größten Anstrengung nicht. Ich fuhr nun im Auspumpen der Luft fort, bis nach Verlauf von funfzehn Minuten vom Anfange des Versuchs, fünf und zwanzig Minuten nach drei Uhr *), die Bewegungen des Thieres mehr convulsivisch wurden und es zuletzt in den Eyhüllen unbeweglich am Boden lag. Allein nachdem ich den Recipienten gelöst hatte und der atmosphärischen Luft der Zutritt gestattet war, lebte der Fötus plötzlich ohne allen Reiz von meiner Seite wieder auf, bewegte sich wieder eben so lebhaft wie früher, indem er namentlich die hintern Extremitäten immerwährend gegen den Bauch anzog, öffnete den Mund und warf sich von einer Seite zur andern. Ich legte sofort das Ey wieder in den Recipienten und pumpte diesen mit vorsichtiger und wechselnder Stellung des Hähne von Neuem aus. Dies that ich so lange, bis die Eyhüllen von Luftblasen anschwollen. Die Contractionen erloschen nicht sogleich wieder; bald aber lag der Fötus in den Eyhüllen hingestreckt und unbeweglich. Ich nahm das Ey aus dem Recipienten, löste das Thier von den Eyhüllen und versuchte es durch Lufteinblasen noch einmal ins Leben zurückzurufen. Aber keine Spuren des Lebens waren mehr sichtbar.

Die Mutter lebte noch und ich löste das zweite Ey aus dem Fruchthälter. Ich wand den Embryo, der weniger lebhaft als der frühere war, aus den Eyhüllen, ohne den Nabelstrang zu verletzen und legte ihn so unter den Recipienten der Luftpumpe. Den Mund hatte er noch nicht geöffnet. Die Uhr zeigte dreißig Min. nach drei. Je mehr ich auspumpte, um so lebhafter schien das Thier zu werden. Das Object des frühern Versuchs war zufällig auf dem Teller des Recipienten liegen geblieben. Ueber dem todten Körper warf sich der Embryo ängstlich und kriechend umher, versuchte sich

*) In meiner lateinischen Schrift ist hier ein sinnstörender Fehler stehen geblieben: Seite 76 Zeile 13 muß es statt 20 Min heissen: 10 Min.

auf die Füsse zu stützen, öffnete den Mund und stieß den Kopf immerwährend wider die gläserne Wand des Recipienten. Nach funfzehn Minuten vom Anfange des Versuchs hörte ich mit dem Auspumpen auf; der Fötus lag bewegungslos am Boden. Allein nach Eröffnung des Recipienten lebte das Thier wieder auf, gähnte, zog die Bauchwandungen zusammen, nicht anders, als wenn es convulsivische Respirationsbewegungen mache. Auf den Tisch gelegt wurde es nun nicht weiter beachtet, weil wir zu einem andern Versuch schritten.

Ich löste nun das dritte Ey; der inwohnende Fötus lebte noch, nicht aber die Mutter. Nach Durchschneidung der Eyhüllen durchschnitt ich auch den Nabelstrang und setzte den nackten Embryo wie oben der Luftpumpe aus, auf gleiche Weise mit dem Gehülfen beobachtend. Die Bewegungen des Körpers waren abgerissen und wie rhythmisch. Als ich nun mit der größten Anstrengung den Stempel der Luftpumpe bewegte, öffnete das Thier noch in gemessenen Intervallen den Mund und erhob und senkte krampfhaft die Bauchwandungen. Diese Contractionen waren nicht mit dem jedesmaligen Auspumpen gleichzeitig, sondern zunächst vom Fötus abhängig. Nach sechzehn bis neunzehn Min. vom Anfange des Versuchs lag das Thier bewegungslos und ich nahm es aus dem luftleeren Behälter. Allein sobald es die Luft berührte, wiederhohlte es, wie seine Vorgänger, die Contractionen mit derselben Energie. Es lebte noch einige Zeit.

Nach Beendigung dieser Versuche fand ich die in dem Uterus zurückgebliebenen vier Embryonen alle todt. Ich bemerkte an ihnen kein Zeichen von Irritabilität.

Zur Vergleichung und um meine Untersuchungen mit denen von Legallois an Neugebornen in nähere Verbindung zu stellen, setzte ich zu einer andern Zeit ebengeborne Katzen der Luftpumpe aus. Nach zehn Min. waren sie todt.

Schließlich muß ich bemerken, daß in meinen Versuchen

die der Luftpumpe ausgesetzten Fötuskörper selbst nie während des Auspumpens anschwollen, was an das Verhalten der Amphibien unter gleichen Umständen erinnert.

## Schlußsätze.

1. Die Lebensdauer von Kaninchenfötus von 4″ Länge und von Katzenembryonen im Zustande der Asphyxie durch Untertauchen ist = 30 Min.
2. Die Lebensdauer eintägiger Kaninchen im Zustand der Asphyxie durch Untertauchen ist = 15 Min.
3. Die Lebensdauer einmonatlicher Kaninchen im Zustande der Asphyxie durch Untertauchen ist = 1½ Min.
4. Die Lebensdauer in der Asphyxie durch Untertauchen sinkt in Kaninchen, deren Alter in einer arithmetischen Progression von 1 : 5 steigt, fast in einer geometrischen Progression von 3 : 2.
5. Die Lebensdauer von Kaninchenfötus von 4″ Länge im luftleeren Raum ist = 15 Min.
6. Der Umstand, ob man den Nabelstrang und die Eyhüllen löse, bewirkt keinen Unterschied.
7. Die Lebensdauer von eben gebornen Katzen im luftleeren Raum ist = 10 Min.
8. Untertauchen eintägiger Kaninchen und der Aufenthalt von Kaninchenfötus von 4″ Länge im luftleeren Raum geben gleiche Resultate in Beziehung auf Lebensdauer.
9. Kaninchenfötus von 4″ Länge, die im luftleeren Raum asphyktisch geworden, leben, sogleich in atmosphärische Luft gebracht, wieder auf.
10. Die Lebensdauer von Kaninchenfötus von 4″ Länge im luftleeren Raum verhält sich zur Lebensdauer von eben gebornen Katzen unter gleichen Verhältnissen wie 3 : 2.

Diese Versuche streiten so wenig gegen die Respiration des Fötus, daß sie vielmehr, verbunden mit meinen Untersuchungen über das Fötusblut, nicht allein dieselbe beurkunden,

sondern auch das Maaß des dem Fötus zukommenden Athmens oder des Athmungsbedürfnisses desselben genau bestimmen. Sie begründen ausserdem eine Analogie zwischen den niedern Thieren und dem Embryo der höheren, die mehr Beweiskraft als jede hinkende morphologische Aehnlichkeit hat.

Setzt man die hier dargelegten Thatsachen mit den an niederen Thieren angestellten Versuchen in Verbindung, und will man annehmen, daß das Athmungsbedürfniß eines Thieres im umgekehrten Verhältniß zu seiner Lebensdauer im asphyktischen Zustande stehe, was mit einiger Beschränkung auch für den Fötus gelten kann, so ergiebt sich Folgendes:

Das Athmungsbedürfniß eines Kaninchenfötus von 4″ Länge verhält sich zum Athmungsbedürfniß

mehrerer Mollusken wie 48 : 1
der Insectenlarven = 14 : 1
der entwickelten Insekten = 4 : 1
der Insekten und der Gattung Blaps und
Tenebrio = 384 : 1
der Spinnen = 1 : 2
der Fische = 1 : 2
der Frösche = 6 : 1 bis 10 : 1
der Vögel = 1 : 30

Nach v. Humboldt verhält sich das Athmungsbedürfniß des Fisches zu dem des erwachsenen Menschen, wie 1 : 50000. In meiner Schrift über das Athmen des Fötus habe ich nach dieser Angabe das Verhältniß des Fötus zum Erwachsenen anzugeben gesucht. Allein ich habe dort offenbar geirrt. Das Athmungsbedürfniß, wovon ich rede, ist nach der Lebensdauer in der Asphyxie berechnet, das von Humboldt hingegen bezeichnet den Bedarf von Sauerstoff oder atmosphärischer Luft zum Athmen ohne Rücksicht auf Größe und Lebenscharakter. Wenn also das Athmungsbedürfniß des Fötus in dieser Bedeutung sich zum Athmungsbedürfniß des Erwachsenen etwa

wie 1 : 75000 verhält (welches Verhältniß aber viel zu groß ist, da die Berechnung von Humboldt nicht dem Kaninchen gilt), so verhält sich der Fötus zum Erwachsenen in der oben geltenden Bedeutung des Athmungsbedürfnisses ohngefähr wie 1 : 30.

Ich überlasse es Jedem selbst, die Resultate dieser Untersuchungen mit denen über das Blut und Schafwasser in Verbindung zu setzen. In diesen habe ich bewiesen, daß das Nabelgefäßblut in Bezug sowohl auf Färbung, als auf Gerinnung und Faserstoffgehalt einen arteriös-venösen Gegensatz bietet, dessen Größe nach den Ergebnissen der obigen Beobachtungen beurtheilt werden kann.

Eben so habe ich, wie ich glaube, bewiesen, daß an kein Athmen aus dem Schafwasser auf irgend eine Weise zu denken sey. Ich will hier nicht entwickeln, wie der Uebergang des venösen in arterielles Blut in der Placenta gedacht werden müsse. Ich hatte hier nur Thatsachen mitzutheilen. An dem erwähnten Ort habe ich alle Organe der Blutbildung und Blutveränderung im Fötusleben betrachtet. Ich erlaube mir hier nur ganz im Allgemeinen den Gang meiner Untersuchungen zu bezeichnen. Im ersten Buche jener Schrift habe ich von der Nothwendigkeit, im zweiten von der Möglichkeit, im dritten von der Wirklichkeit des Athmens für den Fötus gehandelt. In Beziehung auf Nothwendigkeit wurde das Athmen in verschiedenen Lebenszeiten, auf verschiedenen Thierstufen, in der Lethargie, in der Asphyxie und in den Eiern der eierlegenden Thiere betrachtet. Zur Bestimmung der Nothwendigkeit des Athmens für den Fötus in der Quantität dienten eine Würdigung der Lebenserscheinungen des Embryo in Beziehung auf die gefeyerte Analogie mit den niedern Thieren und die Versuche, welche in diesem Abschnitte erzählt worden sind. Im zweiten Buche mußten die Formen des Athmens in Beziehung auf das zu Athmende und

das athmende Organ betrachtet werden. Zunächst von den Formen des Athmens in dem Thierreiche. Die Eier der eierlegenden Thiere athmen aus dem Medium der atmosphärischen Luft, aus dem Medium des Wassers. 1) Aus atmosphärischer Luft; a. durch peripherische Hautrespiration: Mollusken, Vögel, Amphibien, b. durch eigene Luftröhren: Insecten. 2) Aus dem Wasser; a. durch peripherische Hautrespiration: Mollusken, Fische, Amphibien, b. durch Athemlöcher: squalus oviparus. Die Eier der lebendig gebärenden Thiere leben frei im Körper der Mutter oder sind mit ihr durch Gefäße verbunden. Die ersten athmen a. aus dem Medium des Wassers, indem das Wasser durch Scheide oder Kiemensack zutritt: Schnecken, Muscheln, squalus viviparus, b. aus der atmosphärischen Luft, indem die Luft durch die Scheide eintritt: Beutelthiere. Die zweiten sind wieder außer dem mütterlichen Körper durch Gefäße, oder in demselben durch den Nabelstrang, mit der Mutter verbunden. Jene athmen a. aus dem Wasser: [illegible], b. aus der atmosphärischen Luft: Af-[illegible]. Diese, worunter die meisten Säugthiere und der Mensch gehören, athmen wie? Als problematische Organe des Athmens werden betrachtet die Placenta, ferner Lungen, Thymus, Haut, in wiefern sie mit dem Schafwasser in Verbindung stehen, Leber, Thymus u. s. w. als excernirende Organe. Im dritten Buche von der Wirklichkeit des Athmens beim Fötus werden die bisherigen Untersuchungen über die Natur und den Unterschied des Fötusblutes beurtheilt und gewürdigt, und sofort die eigenen über das arteriöse und venöse Blut des Fötus mitgetheilt. Apagogische Beweise für das Athmen des Embryo. Untersuchungen über den Sauerstoffgehalt des Fruchtwassers. Die Leber und Thymus des Fötus Respirationsorgane? Ueber die Lungen des Fötus. Der größte Theil des dritten Buches ist beobachtend und experimentell.

## Zur Physiologie der Lungen des Fötus.

Die Ansicht, welche ich von dem Athmen und dem Kreislauf des Fötus an seinem Orte entwickelt, und auf die ich mir, obgleich sie auch anderwärts oft genug theoretisch ausgesprochen worden, durch meine Beobachtungen ein Eigenthumsrecht erworben habe, und die nach so vielen Versuchen keine bloße Ansicht ist, vermag, verbunden mit der Beobachtung, daß das Nabelvenenblut mehr Faserstoff enthalte, allein über einen Gegenstand Licht zu verbreiten, der ohne sie vergebens eine Erklärung suchte, wenn man nicht zu den rohesten mechanischen Ansichten seine Zuflucht nehmen wollte. Es gilt der Deutung des Umstandes, daß die obern Theile des Körpers, namentlich die obern Extremitäten und der Kopf, früher zur vollkommnen Entwickelung kommen, als die untern Theile. Das Nabelvenen-Blut, mit jenem Principe geschwängert, das dem Blute den arteriellen Character giebt, und eben darum schon faserstoffreicher, tritt zum Theil in die Leber, zum Theil in die untere Hohlvene. Letztere, nachdem sie einen Theil ihres Blutes aus der Nabelvene und den hepatischen Venen erhalten, enthält ausser arteriellem Blut auch das aus dem Capillarsystem der untern Körperhälfte rückkehrende venöse, wovon aber ein ziemlich ansehnlicher Theil, das Blut der Milz- und Gekrösvene, in der Leber eine wesentliche Veränderung erlitten und seine basischen Bestandtheile beschränkt hat. Da nun die untere Hohlvene in der ersten Periode des Fötuslebens sich mehr in den linken als in den rechten Vorhof des Herzens öffnet, das Blut der obern Hohlvene aber von nur venösem Character aus dem rechten Vorhof durch die Lungenarterie und erst dann durch den Botallischen Gang in die Aorta gebracht wird, wenn schon die Arterien zu den obern Theilen von dieser ausgegangen, so folgt, daß Kopf

und [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Blut, das [illegible] [illegible] aus dem linken Herzen kommt, erhalten, [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Lungenarterien und den [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Blut, das mittel[illegible] [illegible] aus dem rechten Herzen kommt, zuführt. Die Lungen [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Körperhälfte [illegible] [illegible] [illegible] mehr [illegible] Blut [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]. Ihr Blut ist das des rechten Herzens [illegible] [illegible] des Botallischen Kanals, [illegible] in der [illegible] [illegible] [illegible] die untere Hohlvene [illegible] in den linken [illegible] [illegible] das Blut des [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] Dieser Umstand, verbunden mit dem [illegible] [illegible] [illegible] Entwicklung der Lungenpulsadern [illegible] [illegible] [illegible] und dem Mangel [illegible] [illegible] [illegible] einströmenden [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible]

[illegible]

[illegible] Blutgefäß

noch weiße Punkte. Wenn ich sie zusammendrückte, so unterschied ich zwar dasselbe Gewebe wie in jenen, aber die Linien und Anastomosen, woraus es zusammengesetzt war, waren nicht roth, sondern weiß und wie blutleer. Sie umschlossen nicht, wie in jenen, weiße Punkte, sondern ein dunkleres Gewebe, als sie selbst waren. Als ich die Lungen der letztern in die Luftpumpe brachte, veränderten sie sich auf keine Weise. Dasselbe hat Hofmann schon an den Lungen menschlicher Embryonen erfahren, wodurch sich denn die Lunge des Fötus von der des Erwachsenen unterscheidet. Wenn ich aber in die durchschnittene Trachea jener Lungen eine feine Röhre einbrachte und Luft in die Lungen blies, was mir durch die enge Stimmritze nie gelang, so wurden sie den Lungen der Embryonen, die lebend dem luftleeren Raum ausgesetzt worden waren, vollkommen ähnlich. Auch schwammen sie nun wie jene auf dem Wasser. Diese Versuche beweisen, daß der luftleere Raum dieselben Wirkungen als die Respiration auf die Lungen lebender Embryonen äußert. Man darf mir nicht einwerfen, daß auch jene Embryonen, die im luftleeren Raum gewesen waren, später noch in der atmosphärischen Luft geathmet hatten. Ich darf nur daran erinnern, daß bei einem derselben die Eyhüllen während des Lebens gar nicht geöffnet wurden.

Um die Capacität der Fötuslungen für atmosphärische Luft zu bestimmen, bediente ich mich der Lungen jenes Schafsfötus, dessen Blut ich im Leben auf Farbenunterschied untersucht hatte. Das Thier hatte wohl eine halbe Stunde die Eröffnung der Mutter überlebt. Während dieser Zeit bewegte es sich lebhaft, versuchte sich aufzurichten, öffnete die Kiefer, streckte die Zunge aus und mußte zur ungestörten Vollendung des Versuchs von zwei Personen gehalten werden. Von rhythmischer Respiration war nichts bemerkbar, obgleich das Thier sehr heftig die Bauchwandungen contrahirte. Vor dem Tode

sammelte sich ein weisser Schaum vor seinem Munde. In den Bronchien befanden sich, ausser dem Verschütteten, 26 Gran Flüssigkeit. Die Lungen, welche drei Unzen und 28 Gran wogen, sanken im Wasser zu Boden. Diese Umstände machen mich glauben, daß das Thier während seines Aufenthaltes in der atmosphärischen Luft gar nicht geathmet hat. Ein Stück Lunge, 72 Gran wiegend, das ich durch seinen Hauptluftröhrenast aufblies, wurde um 4 Gran leichter. Ein anderes Stück von 120 Gran verlor auf gleiche Weise 8 Gran. Diese Gewichtsabnahme rührt von dem durch das Lufteinblasen aus den Luftröhrenzweigen vertriebenen Wasser her.

Die nach dem Tode in den Bronchien enthaltene Menge Flüssigkeit scheint mir einen Beweisgrund gegen Scheel's Ansicht zu bieten, daß vor der ersten Respiration das Schafwasser aus den Luftröhrenzweigen von den Lungen aufgesogen werde. Durch die Hängelage des Kindes bei der Geburt treibt die in die Luftröhre aufsteigende Luft die den Gesetzen der Schwere folgende Flüssigkeit durch den geöffneten Kehldeckel aus. Allerdings mag jener Inhalt einer zu schnellen und reizenden Einwirkung der atmosphärischen Luft wehren.

Im Neugebornen erscheint nach unterbrochner Gemeinschaft mit der Placenta zweierlei zu gleicher Zeit. Auf den Reiz der in die Lungenzellen einströmenden Luft dringt das Blut, nach dem gewohnten Lebensreize dürstend, mit größerer Gewalt in die Lungengefässe, mit minderer Gewalt in den Botallischen Gang. Die arteriöse Herzkammer hört auf, gegen die Masse des ihr zugeführten, nun venösen Blutes kräftig zu reagiren, woraus eine Anhäufung im rechten Herzen erfolgt, das wiederum sein Blut mit größerem Drang den Lungengefässen zuführt, die sich, wie die kleinen Gefässe eines Gliedes nach unterbundenem Hauptstamme, regelig erweitern. So wird die Fläche, durch welche die Lungen mit der atmosphärischen Luft in Berührung stehen, vermehrt. Das durch den ersten

Contact, wozu sowohl Blut als Luft mitwirken, mit Sauerstoff geschwängerte Blut theilt dem Gehirn und Rückenmark jenen specifischen Reiz mit, die Respirationsmuskeln zur abwechselnden Contraction zu vermögen. So entspringt nicht aus der Contraction der Respirationsmuskeln die erste Respiration, sondern aus dem ersten Athmen Contraction der Respirationsmuskeln.

## Zur Physiologie der Hautgebilde.

Osiander, de homine, quomodo formetur, in den commentat. soc. Gö(t)ting. T. 4, 109.

Die Epidermis des menschlichen Fötus wird zu Ende des dritten und zu Anfang des vierten Monats der Schwangerschaft von der Haut unterschieden. Unter dem Microskope erschien die Epidermis eines viermonatlichen Fötus weder vasculös noch fibrös noch schuppig, vielmehr einer gelatinösen über die Haut verbreiteten und auf der äussern Fläche etwas trocknen Materie ähnlich, von unzähligen geordneten Oeffnungen durchbohrt. Diese feinen Oeffnungen sind von zweierlei Art: haarlose, und solche, welche dünne Haare durchlassen. Letztere bekleiden die Haare wie in einer Scheide bis zum ersten Drittheil derselben. Alle Haare durchbohren schief die Epidermis. Eben so sind auch jene andern Oeffnungen nur schief. Breitet man die Epidermis über dem Glase aus, so erscheinen die offnen Windungen eyförmig; andere decken sich vollkommen. Die das Schleimnetz durchirrenden weissen, durch das Microskop sichtbaren Gefässe sammeln sich kreisförmig um jene Oeffnungen. Diese Beobachtungen erklären die Wirkung blasenziehender Mittel. Merkwürdig ist die besondere Richtung des Haares beim Embryo. Von der Stirne aus steigen die Haare strahlenweise nach den Schläfen. Auf den Wangen und dem Kinn ist das Wollhaar concentrisch gestellt. In der Oberlippengrube begegnen sich die von beiden Seiten kommenden Haare; die übrige Haarbedeckung der Oberlippe steigt

schief abwärts nach den Mundwinkeln. Gleiche Seitenrichtung hat die Haarbedeckung auf der Unterlippe. Die Augenbraunhaare wenden sich bogenförmig nach den Schläfen. Die Augenliedhaare sind nach aussen gekehrt. Auf dem Scheitel stehen die Haare wirbelförmig, sofort in Stralen nach dem Horizont des Kopfes herabsteigend. Auf dem Rücken ist das Haar gegen die Mitte des Körpers convergirend, so daß es ober den Schultern sich von unten nach den Armen wendet, unter ihnen in der Richtung der Rippen aus einander tritt, zwischen den Schultern und im Kreuze fast wirbelförmig gestellt ist und vom Steißbeine nach dem Darmbeinkamm und den Hinterbacken ausläuft.

Vom Oberarme haben die Haare die Richtung nach der Brust. Auf der Brust selbst sind sie von den Seiten nach der Mitte gebogen, auf dem Unterleibe alle gegen die weisse Linie, in den Leisten von der Mitte des Schaamberges aus auswärts und abwärts, von den Seiten nach innen gegen das männliche Glied und die Schaamlippen. Auf dem Rücken des Beins theilen sich die Haare, auswärts und einwärts; eben so auf dem Unterschenkel. Eben so auf der innern Seite der Arme (a se invicem deflectuntur); wenige sind nach abwärts gebogen, einige nach oben nach dem Mittelhandgelenk, die meisten nach aussen. Osiander erinnert sehr treffend an die electrischen Figuren; allein die Consequenzen, die er aus seinen Beobachtungen zieht und die Ansicht, die er von dem electrischen Verhältniß des Embryo zum Schafwasser hegt, sind weder physiologisch noch physikalisch richtig. Ich übergehe sie, indem ich mir selbst einige Bemerkungen bei Gelegenheit dieser Beobachtungen erlaube. Offenbar steht die vordere und hintere Körperhälfte, wie die untere und obere, in Beziehung auf die Lagerung der Haare im Gegensatz. Von der Mittellinie, welche die Rückenwirbelsäule bildet, gehen die Haare in Stralen und Bogen nach dem Horizont des Körpers; auf

der Mittellinie des Bauches und der Brust kommen sie vom Horizont des Körpers zusammen. Die beiden Brennpunkte der auf dem Rücken gebildeten Bogen und Stralen gehören einer Ellipse an und liegen in der Nähe jener Anschwellungen des Rückenmarks für die Nerven des Arm- und Lendengeflechts. Die Rückenmarksnerven verlaufen fast in derselben Richtung, wie die Haare von der Mittellinie des Rückens, nach dem Horizont. Diese Haarlagerung, die bei dem menschlichen Embryo ephemer ist, ist bei den Säugethieren constant. Auch findet sich hier dasselbe Verhältniß der beiden Mittellinien und der Brennpunkte des Rückens. Aber auch die untere und obere Körperhälfte stehen in deutlichem Gegensatz. Kopf und Schaamgegend geben Centra für verschiedene Strömungen ab. Vom Scheitel aus strömen die Haare stralenförmig nach dem Horizont des Kopfes. In der Schaamgegend kommen sie stralenförmig vom Horizonte zusammen. Auch der Mund kann im Gegensatz gegen das Abdominalcentrum betrachtet werden, da man ohnehin schon öfter Parallelen zwischen den Geschlechtsorganen und den dem Munde adnexen Gebilden versucht hat. Eben so merkwürdig ist die Trennungslinie der Haarlagerung auf dem Rücken der untern Extremitäten, da die Haarscheibe auf den obern Extremitäten an der innern Seite ist. Da die Scheidenkanäle des Wollhaars beim Fötus später nur der Absonderung dienen, so gilt die Parallele zugleich auch dem Nervensystem und der Hautabsonderung.

Osiander ist der Meinung, daß die im letzten Monat der Schwangerschaft verschwindende lanugo zur Auffaugung nährender Bestandtheile aus dem Schafwasser diene. Er unterstützt diese Ansicht durch Beobachtungen über die Function der Haare bei den Pflanzen. An trocknen Orten wachsende Pflanzen sind gewöhnlich mit Wolle, Haaren und Borsten begabt, indem sie aus der Luft mehr Nahrungsstoff zu ziehen scheinen als aus der Erde. Dagegen sind Pflanzen, die sich aus feuch-

ter Erde ernähren, Sumpfpflanzen, glatt. Behaarte Pflanzen werden in Sümpfen glatt, unbehaarte auf trocknen Stellen behaart, wie myosotis scorpioides. Bergpflanzen, die aus Mangel an Wasser in der Erde gewöhnlich aus Wolken und Thau trinken, sind auch meist behaart, zum Theil sehr stark, wie sempervivum arachnoideum. Aus demselben Grunde werden die Blätter mehrerer Pflanzen während der Keimzeit mit Wolle bedeckt, um aus der Luft schneller Nahrung zu trinken, bis die feuchtere Erde den Aesten und Blättern durch den Stamm reichlichere Nahrung zuführt; worauf die Blätter, wie die reifenden menschlichen Embryonen, die Wolle ablegen und glatt werden. Auch kommen behaarte Pflanzen in Treibhäusern, die des freien Zugangs atmosphärischer Luft ermangeln, nicht leicht fort, da hingegen glatte, mehr aus der Erde sich nährende Pflanzen in Treibhäusern, ohne oft erneute Luft, sich gut erhalten. Diesen Gründen darf ich zusetzen, daß die Arten der Pflanzenwurzel sich in den Arten der Pflanzenhaare wiederhohlen. Aber will man sich einmal eines Beweises aus der Pflanzenwelt bedienen, so darf ja eben nicht übersehen werden, daß gerade bei den Pflanzen nichts die Entwickelung der Haare und aller Epidermoidalgebilde so sehr hemmt als das Wasser. Das Wollhaar des Embryo fällt dann ab, wenn sich die Menge der ihn umgebenden Flüssigkeit am meisten vermindert hat.

Osiander stellt sich die Frage, was mit den ausgefallenen Fötushaaren werde. Aufgelöst können sie nicht werden. Sie erhalten ihre Integrität unter Umständen, wo alle thierischen Theile sich indifferenziren. Bei einem Neugebornen, dessen Speiseröhre mit der Luftröhre in Verbindung stand, fand Osiander in dem Schleim dieser Organe eine Menge sehr feiner Haare, die den Wollhaaren des Fötus ganz ähnlich waren. Eben so fand er bei einer großen Anzahl Menschen- und Thierembryonen, die er untersuchte, dem Intestinalschleim

und dem Meconium immer Haare beigemischt. Diese Beobachtungen vereinigen sich mit jenen ältern, wo man förmliche Haarballen in den Eingeweiden der Embryonen und Neugebornen fand. Sie bestätigen die Annahme der peristaltischen Bewegung und der Verdauung des verschluckten Schafwassers. Beweise für die Deglutition des letztern werde ich aus meinen Beobachtungen nicht aufführen. Dr. Lauten in seiner Inauguraldissertation verspricht zu beweisen, daß der Embryo gar nicht verschlucken könne; ihm genügen die von Osiander an einem andern Orte mitgetheilten Beweise nicht. Wer die Litteratur dieses Gegenstandes nicht bloß aus Osiander kennt, noch mehr aber, wer Gelegenheit gehabt hat, lebende Thiereyer zu öffnen, kann an Deglutition nicht zweifeln. Nur, ob diese willkührlich sey, bedarf eines Beweises. Winslow, Scheel und neuerlich Beclard sprechen von rhythmischen Bewegungen, was sie auf die Annahme eines Athmens aus dem Schafwasser hinleitet. Ich habe nie etwas Rhythmisches in diesen Bewegungen gesehen. Aber die Contractionen des Rückengefässes der Insekten sind nicht rhythmisch und doch nicht willkührlich.



Von der Ernährung des Fötus sage ich nichts. Das meiste hieher gehörige ist in dem Abschnitte von den Enhüllen und dem vorhergehenden angegeben worden. In dem Abschnitte vom Blute und in dem von der Lunge des Fötus ist die Beobachtung gewürdigt worden, daß das Nabelvenenblut einen grössern Gehalt an Faserstoff hat. Die Beobachtungen von Utini über das Fortbringen von Flüssigkeiten im Nabelstrang sind bekannt.

## Von der Harnabsonderung des Fötus.

Betschler diss. inaug. num a foetu urina secernatur et secreta excernatur. Berol. 1820.

Meckel, im Archiv, B. 7, 4, 85. Lassaigne, ebend. B. 5. 243, B. 7. 23. Dulong und Labillarbiere, ebend. B. 5. 441.

Wir knüpfen hier an das an, was bei Gelegenheit der Fötushüllen über die Harnabsonderung des Fötus und die Allantois gesagt worden. Die Allantois ist in den ersten Perioden kein Behälter; sie wird dies erst, wenn ihre wichtige Function aufgehört hat. Aus diesem Umstande erklärt sich, warum die bisher an der Allantoisflüssigkeit angestellten chemischen Versuche so widersprechende Resultate geliefert haben. Von keinem der Experimentatoren ist das Alter des Eyes angegeben worden. Es lohnt der Mühe, diese Resultate unter sich und mit den aus der Untersuchung des Fötusharnes und des Schafwassers gewonnenen zu vergleichen. Zu diesem Zweck ist die Tabelle Nr. III entworfen.

Es ist also unsere Meinung, daß in späterer Zeit wirklich Harn in die Allantoisblase aufgenommen werde. Wenn auch Lassaigne keinen Harnstoff im Fötusharn fand, so fanden denselben doch Dulong und Labillarbiere in der Allantoisflüssigkeit. Lassaigne fand in der Allantoisflüssigkeit amnische Säure, eine Substanz, die, auf Kohlen gestreut, einen harnsauren Geruch gibt. Der Hippomanes der Kuh *enthält* kleesauren Kalk, eine Verbindung, die man fast nur in den Harnconcretionen findet. Mit dem Sichtbarwerden des Harnstrangs bei den Vögeln wird die Allantoisflüssigkeit trüber. Dies erst nach dem funfzehnten Tage. An den Wänden der Allantois setzt sich nun eine mit kohlensaurem Kalk imprägnirte schleimige Masse ab. Kohlensaurer Kalk ist der charakteristische Bestandtheil des Vogelharns. Auch der Anwesenheit der Harnblase beim Hühnchen nach Dutrochet's Beobachtung könnte sich Jemand als eines Beweises bedienen, indem dadurch ein mit der Harnexcretion des ausgebildeten Vogels im Gegensatze stehendes Verhältniß ausgedrückt zu seyn scheint.

Allein man sieht leicht ein, daß die Anwesenheit eines Blasenrudiments auch aus jener andern Beziehung der Allantois erklärt werden kann.

Beim Menschen, wo die frühe verschwundene Allantois nur die erst entwickelte Bedeutung haben kann, wird der Harn sehr wahrscheinlich vom Momente seiner Absonderung an in das Schafwasser ausgeleert. Die pathologische Anatomie kann hier den Beweis führen. Bei einem siebenmonatlichen Fötus, der sich durch andere Bildungsabweichungen auszeichnete, sah Meckel eine ausserordentliche Verengerung und fast Verschliessung der Vorhautöffnung, verbunden mit einer ungeheuren Ausdehnung der Harnblase und der Harnleiter. Harnblase und Harnleiter strotzten von Harn. Bei einem ähnlichen von Haller angeführten Falle betrug die Menge des in jenen Theilen enthaltenen Harns etwa zehnmal so viel als gewöhnlich. In einem sehr verbildeten Fötus fand Sandifort die Blase von Harn strotzend, über das Becken weit vorragend, und mit Seitenhöhlen, den Anfang des Urachus zu einem weiten mit der Blase zusammenhängenden Sacke ausgedehnt, die Harnleiter und die Kelche des Nierenbeckens erweitert. Der von Windsor beobachtete und von Meckel benutzte Fall, wo der reife Fötus perforirt werden mußte, weil er wegen einer sieben Kannen füllenden Anhäufung von Wasser im Unterleibe nicht geboren werden konnte, kann nicht hieher gehören. Meckel sagt: „Höchst wahrscheinlich war hier die ungeheure Wassermenge das Hinderniß, welches sich dem Austritte des Harns widersetzte, und alle Veränderungen entstanden von der Zurückhaltung des Harns.“ Indeß läßt sich hier kaum unterscheiden, was das Erste war. In einem dritten von Murbach erzählten und von Meckel aufgeführten Falle fehlte die Blase bei normalen Nieren; sie war, nach Meckel, durch mehrere sehr große, mit einer dünnen gelblichen Flüssigkeit angefüllte Säcke dargestellt. Wichtiger ist ein schon früher von Meckel beschriebenes Prä-

parat, wo die stark ausgedehnte Blase mit Harn und wenigem Kindspech angefüllt, die Harnröhre aber in der Mitte ihrer Länge verschlossen war. Betschler beobachtete einen hieher gehörenden Fall, der ein Seitenstück zu Meckels eignen Beobachtungen bietet. Bei einem ausgetragenen und natürlich gebornen menschlichen Fötus war die rechte Niere ganz gesund, aber Nierenbecken und Harnleiter konnten nicht unterschieden werden. Beide hatten einen grössern Umfang als der Blinddarm. Der Harnleiter war um so weiter, je näher er der Blase war. Er war wie auch in Meckel's Fall gewunden. Die linke Niere hatte einen solchen Umfang gewonnen, daß sie den ganzen Raum zwischen Zwerchfell und der innern Fläche des Darmbeins einnahm; sie war mißfarbig, uneben und mit Hydatiden besetzt. Ihr Parenchym war verhärtet und theilweise zerstört, mit leeren und gefüllten Eiterhöhlen. Nierenbecken und Harnleiter waren wie auf der andern Seite. Die Blase stieg fast zum Nabel und nahm mit ihrem grössern Theile die Unterleibshöhle ein. Der von ihrem Grunde ausgehende Harnstrang war nicht weit vom Nabel wie abgeschnitten. Aus der geöffneten Harnblase floß eine ungeheure Quantität Urin mit Eiter vermischt. In die Harnröhre injicirte Flüssigkeit drang nicht bis in die Blase. Eine Sonde fand in der Gegend des Isthmus ein Hinderniß. Injectionen in die Harnblase drangen weder durch den Harnstrang noch durch die Harnröhre. Die Sonde drang ebenfalls nicht durch den Urachus. Bei Untersuchung der Harnröhre durch das Messer fand sich ein organisches Hinderniß aus einer regellosen Lage von Fasern. Vor dem engen Blasenhalse war die Blase in ein herabsteigendes Receptaculum erweitert.

Meckel hat es wahrscheinlich gemacht, daß die Vermischung des Fötusharns mit dem Schafwasser für das Leben des Fötus von keinem nachtheiligen Einflusse seyn könne. Seine Gründe sind folgende:

1. Die wahrscheinlich sehr geringe Menge des Fötusharns in Verhältniß zu dem von den Eihäuten abgesonderten Fruchtwasser.
2. Die beständige Erneuerung und Aufsaugung des Fruchtwassers durch die Eyhäute.
3. Die Beschaffenheit des Fötusharns. Lassaigne fand im Harn eines Kuhfötus gar keinen Harnstoff. Nach Fourcroy steigt die Menge des Harnstoffs mit dem Alter der Kinder.
4. Der Schutz, welchen sowohl der Käsefirniß als die sehr frühe eintretende enge Verschliessung der Klappen gewährt, welche sich vor zarten Schleimhäuten, besonders der Sinnorgane, befinden.
5. Der Aufenthalt vieler Thiere in ähnlichen Umgebungen.

Der Schutz des Käsefirniß kann nun freilich wenig Bedeutung haben, wenn man gerade wie Meckel die Hautaufsaugung als Ernährungszweig des Embryo vertheidigt. Wenn der Harn einmal durch seinen Harnstoffgehalt schädlich werden kann, so muß die aufsaugende Thätigkeit der Haut sehr herabgestimmt seyn. Auch der fünfte Grund scheint mir weniger Gewicht zu haben, wenn man bedenkt, wie relativ bei verschiedenen Thieren der Begriff des Giftes ist. (Den Fröschen soll z. B. der Zucker Gift seyn). Der qualitativ und quantitativ abweichende Fötusharn und die beständige Veränderung des Schafwassers reichen zur Erklärung aus. Wie wenig der beigemischte Harn bei der beständigen Thätigkeit der Eyhäute zur Trübung der normalen Mischung des Schafwassers vermöge, beweisen die an letzterm angestellten Versuche.

## Leber- und Gallenabsonderung.

Die Leber hat in der Oekonomie des thierischen Lebens entschieden zwei Hauptbeziehungen, einmal zur Verdauung, dann aber zur Blutbildung; im Fötusleben scheint sie nur die

leztere zu haben. Man hat dies seit langer Zeit ausgesprochen, aber man hat, ohne sich auf Beobachtung stützen zu können, immer nur nach einem Namen für das dunkel Geahndete gesucht. Schüz nannte die Placenta das vorbereitende Organ der Leber, wie im Erwachsenen die Milz das vorbereitende Organ der Leber sey. Die Vergleichung gehört schon Quellmalz an. Sie ist in neuern Zeiten oft wiederhohlt worden und man hat die Milz wohl geradezu die Placenta des Pfortadersystems genannt. Osiander spricht von Dephlogistication, Lobstein von Reinigung des Blutes in der Leber. Wieder Andere haben die Fötusleber ein Respirationsorgan genannt. Diese Analogieen weichen der Sache aus und bezeichnen größtentheils das Bild mit dem Bilde. An genauen Beobachtungen hat es über diesen Gegenstand meist gefehlt. Versuche konnten nicht angestellt werden. Man hätte das Blut der Pfortader mit dem Blute der Lebervenen vergleichen müssen, was wohl Keinem beim Fötus gelingen möchte. Dennoch scheint es mir, daß die Leber, abgesehen von jedem theoretischen Gesichtspunkte, im Fötus fast nur Excretionsorgan ist. Die nachfolgenden Bemerkungen sind meist dieser Ansicht günstig; aber auch abgerissen und auf sich selbst beschränkt, sind sie bei einem so wenig bearbeiteten Gegenstande gewiß zu berücksichtigen.

1) Bei Embryonen, denen der Mund verschlossen war, hat man eine nicht geringere Menge gewöhnliches Meconium gefunden. Pied und Brugmans erzählen solche Fälle.

2) Regner de Graaf und Haller haben bei verschloßnem Pylorus dieselbe Menge von Meconium gesehen. In einem neuern von Murbach erzählten Falle war zwar der verbildete Darmkanal von dem verschloßnen Pylorus an nur mit einer hellgrauen Substanz von der Consistenz geronnener Lymphe angefüllt. Allein hier war die Leber sehr klein und hatte nur ein Viertel ihrer normalen Größe. Eben

so war die Gallenblase sehr klein und hing nach genauester Untersuchung durch keinen Gang weder mit der Leber noch mit dem Darmkanal zusammen.

3) Die Gallenblase ist in allen Perioden des Fötuslebens sehr klein gegen die verhältnißmäßig sehr große Leber. Schon Lobstein hat dies bemerkt, und ich habe es bei meinen Untersuchungen bestätigt gefunden. Die Gallenblase steht beim Erwachsenen in directer Beziehung zur periodischen Verdauung.

4) Nach den neuesten Untersuchungen von Lassaigne sind Fötusgalle und Meconium sich vollkommen gleich. Beide enthalten eine grüne Substanz, Schleim, salzsaures Natron, kohlensäuerliches Natron und phosphorsauren Kalk.

5) Nach Lassaigne unterscheidet sich Fötusgalle von der Galle des Erwachsenen dadurch, daß sie kein Picromel enthält. Dulong und Labillardiere fanden im Fruchtwasser der Kuh nur eine picromelähnliche Substanz.

6) Bei Embryonen von verschiedenen Thieren fand ich die in der Gallenblase enthaltene Galle eben so wie das Meconium nichts weniger als bitter, vielmehr ekelhaft süßlich. Die Farbe der Galle und die der im Dünndarm enthaltenen Substanz war grünlich. Nur das Rectum war mit einer dunkeln schwarzgrünen Masse angefüllt. In einem fast ausgetragenen Schaffötus enthielt der Dünndarm eine gelbliche, das aufsteigende und quere Colon mehr grüne, das absteigende Colon und vorzüglich das Rectum eine schwarzgrüne, consistente, resinöse Masse, letztere fast geschmacklos, kaum bitter. Der Inhalt des Rektums, ausgetrocknet über Feuer gebracht, brannte wie Harz oder Pech mit lebhafter Flamme und wenigem kohligem Rückstand. Das Meconium geht nicht in Fäulniß über und nimmt keinen faulen Geruch an.

7) In den Embryonen der eierlegenden Thiere giebt die

Nabelvene keine vena communicans hepatis ab; sie mündet ganz in die untere Hohlvene.

8) Beim Hühnchen ist am Ende der Bebrütung die Galle schon bläulich, scharf und bitter.

9) Bei den Vögeln und Reptilien ist die Menge des Meconiums nicht so beträchtlich als bei den Embryonen der Säugthiere und des Menschen.

10) Die Milzvene und die Nabelvene stehen in einem antagonistischen Verhältniß der Entwickelung. Bei der Kleinheit der Milz im Fötus erhält die Pfortader ihr meistes Blut von der Nabelvene ausser von der Darmvene. Die Milz ist verhältnißmäßig um so kleiner, je jünger der Embryo ist. Bei einem funfzehnwöchentlichen Menschenfötus verhält sich nach Meckel die Milz zum Körper wie 1:529, bei dem reifen Fötus wie 1:320.

11) Nach Osiander war die Leber bei Embryonen mit krankem und verletztem Nabelstrang immer ungewöhnlich groß.

12) Nach Meckel's Untersuchungen sind der Gallen- und Bauchspeicheldrüsengang anfänglich immer von einander getrennt und verschmelzen erst sehr allmählig.

13) Die Leber ist das erste Secretionsorgan, das bei dem Embryo der Vögel und Säugthiere erblickt wird. Sie ist verhältnißmäßig ursprünglich am größten. So viel sich mir aus Meckel's Messungen ergiebt, steigt ihr Gewicht von Woche zu Woche fast in der geometrischen Progression von 8:13. In der neunten Woche verhält sich ihr Gewicht zum Gewicht des Körpers wie 1:9, in dem reifen Fötus wie 1:27. In der Thierreihe steht die Größe der Leber im umgekehrten Verhältniß des Athmungsbedürfnisses.

13) Die vermehrte aussondernde Thätigkeit der Leber des Fötus erinnert an die vermehrten Absonderungen der sogenannten Gallengefässe der Insekten im Puppenzustande. Letztere scheinen gar keine Beziehung zur Verdauung zu haben.

Nach Rengger zeigt der Darmkanal da, wo sie einmünden, keine Spur von gerinnbarem Stoff. Bei den Wanzen und Spinnen münden sich die Gallengänge nahe am After in den Darmkanal. Die Gallengänge der Insekten scheinen Leber und Nieren zugleich zu seyn. Brugnatelli fand harnsaures Ammonium in den Excrementen des Maulbeerschmetterlings. Aehnliche Resultate hat Wurzer aus Versuchen über das Contentum der Gallengefäße gewonnen. *) Auch bei den Mollusken tritt die ungeheure Leber in ihrer aussondernden Thätigkeit hervor. Bei mehreren Dorisarten münden die Gallengänge zum Theil nahe am After in den Darmkanal.

14) Bei Acephalen verbilden sich Leber und Niere nicht selten zu einem Organ. Hierher gehört der von Rose und Henry beobachtete Mangel des Harnstoffs im Urin in der Leberentzündung und die Beobachtung, daß durch Exstirpation der Nieren sich die Secretion der Galle mehret.

## Welche Ursachen bestimmen die Sexualität des Fötus?

Eine Hypothese, aufgestellt von Herrn Dr. Friedrich Bird in Rees.

In meiner Abhandlung über die relativen Maaßverhältnisse des menschlichen Körpers (m. s. diese Zeitschrift f. 1823, Heft 2, S. 330), sprach ich meine Ansichten über den Werth der Beobachtung der materiellen oder plastischen Seite in den somatischen und psychischen Krankheiten bereits aus. Ich halte dafür, daß die Beachtung der relativen Maaßverhältnisse auch der Physiologie nicht fremd

*) Irrig ist in einem Abstecher über die Gallenblase der Insekten in meiner lateinischen Schrift, S. 126, Z. 17 als Urheber jener Beobachtungen Jacobson genannt.

[…]hung bestimmter Gestalten wahrnehmen, wo wir […] überzeugen können, daß nichts Festes, keine bestimmte […] flüssige ungebildete Materie, da war, so […] je mehr die Möglichkeit dieser Entstehung in […] Natur zugeben müssen: einen nisus formati- […] (Blum)enbach's Benennung.

[…] Theoria epigeneseos unter den vorhande- […]en nun diejenige seyn, welche der Natur […] Wirken am nächsten auf die Spur kommt, […] eine Periode in dem Fötusleben an- […] die Sexualität des Fötus keineswegs be- […] durch Ursachen bestimmt werden […] nehmen eine anfänglich voll- […] Geschlechter, das Hervorgehen […] ursprünglichen Gestalt, an, […] Entwickelung der Geschlechts, […] Uebereinkunft zwischen den […]en ausspricht. Die Gründe, […]ängliche, späterhin in ana- […] Identität beider Ge- […]folgenden in etwas durch-

[…] wie von der dritten […] des Fötus höchst unbe- […]nten Monat nimmt […] finde ich nicht, daß […] der die Sexualität […]ns bestimmt habe. […] neunten Monats […] das Geschlecht des […] keine Zwitter- […]hin ergrün- […] man die Be-

kleid[…] schließ[…] der L[…] mag, Fötus aufge[…] Fötus gestellt. Schriftst[…]

Tabelle

Al.

Wochen.

3 — 4, 3, 4, 6, 6, 7, 8, 8, 9, 10, —, 10, 11, 12, 12, —, —, —, —, —, —, —, 20

2, 3, 2, Mitte, Ende, Ende, 4, 5

4, 4, 4

achtung der relativen Maaßverhältnisse ist am besten vor Mißgriffen bewahren können.

Wäre das Geschlecht immer im Keime bestimmt, so müßte man es früher mit Gewißheit erkennen können, und es bedürfte nicht des Momentes und zu einer Zeit, wo schon zweiten Entfaltung des Ganzen vorhanden ist. Aber die Analogie ist so groß, daß schon allein hierdurch die ursprüngliche Identität beurkundet wird. Die Urgestalt der Geschlechtstheile ist bei den Thierarten und beim Embryo ist die weibliche; wodurch gleichfalls die ursprüngliche Identität der Geschlechtsorgane im Keim beider Geschlechter erwiesen. Wir finden in den Werken über die path. Anatomie so viele Verschmelzungen der Genitalien bemerkt, so viele Fälle verzeichnet, wo das Geschlecht schwer zu bestimmen war und endlich auch viele andere Fälle, wo theils zwei Geschlechter in einem vereinigt waren, theils in den einzelnen Theilen der Geschlechtsorgane das Annähern von einem Geschlechte zum andern deutlich sichtbar war, welches alles gleichfalls für die ursprüngliche Identität spricht. Diese Analogien in den Keimen machen sich im frühsten Fötusleben [illegible]: 1. Uterus und Prostata; 2. Ovarien und Hoden; 3. Schamlippen und Scrotum; 4. Clitoris und Penis; 5. Vagina und Urethra u. s. w.

So scheint die Vagina die nicht herausgetretene Urethra zu seyn, indem die Clitoris, für sich bleibend, undurchbohrt blieb; da hingegen der, der Clitoris und dem Penis gleiche Keim beim männlichen Geschlecht letzteres ward, indem er die hohle Rinne als Urethra aufnahm, während sie im ersten Falle zur Vagina ward. Diejenige Ursache, welche einwirken muß zur Sexualitätsbestimmung, wirkt ferner, z. B. auf den Keim, welcher dem Uterus und der Prostata gleich ist. Hat die Natur für das männliche Geschlecht entschieden, so wird eine Prostata, sonst aber ein Uterus gebildet.

bleiben darf und daß sie uns hier vielleicht einst wichtige Aufschlüsse geben kann. Ich will es versuchen, ob ich mit Hülfe der Lehre von den relativen Maaßverhältnissen es nicht vermag, über die Ursachen, welche die Sexualität des Fötus bestimmen, eine mit Gründen unterstützte Meinung aufzustellen.

Auch über die allmählig erfolgende Entwickelung des Fötus besitzen wir Ausmessungen in absoluter Hinsicht angestellt. Ich habe eine Anzahl solcher Ausmessungen bei den Schriftstellern gesammelt, die ich hier zuerst mittheile:

Tabelle über die Entwickelung des menschlichen Fötus.

| Alter von | | Länge des Embryo. | Namen der Schriftsteller. |
|---|---|---|---|
| Wochen. | Monaten. | | |
| 3 — 4 | — | 1/3 Zoll. | Sömmerring. |
| 3 | — | undeutliche Spur | Senf. |
| 4 | — | wie eine Ameise. | derselbe. |
| 6 | — | 16 Linien. | Sue. |
| 6 | — | 13/20 bis 13/24 Zoll. | Wrisberg. |
| 7 | — | 5/8 Zoll. | Sömmerring. |
| 8 | — | 7/8 Zoll. | derselbe. |
| 8 | — | Wie eine Biene. | Senf. |
| 9 | — | 1 1/2 Zoll. | Sömmerring. |
| 10 | — | 2 1/4 Zoll. | derselbe. |
| — | 2 1/2 | 2 Daumen 3 Lin. | Sue. |
| 10 | — | 2 1/2 Zoll. | Wrisberg. |
| 11 | — | 3 Zoll. | Sömmerring. |
| 12 | — | 3 1/2 Zoll. | derselbe. |
| 12 | — | 2 1/12 Zoll. | Senf. |
| — | 3 | 3 Daumen. | Sue. |
| — | 2 | 12 Paris. Linien. | Meckel. |
| — | 4 Mitte. | 5 Zoll. | Sömmerring. |
| — | 4 Ende. | 8 Zoll. | derselbe. |
| — | 4 Ende. | 4 Zoll. | Senf. |
| — | 4 | 4 Zoll 4 Linien. | Sue. |
| — | 5 | 10 Zoll. | Sömmerring. |
| 20 | — | 5 1/2 Zoll. | Senf. |

Tabelle über die Entwicklung des menschlichen Fötus.

| Alter von Wochen. | Alter von Monaten. | Länge des Embryo. | Namen der Schriftsteller. |
|---|---|---|---|
| — | 5 | 6 1/2 Zoll. | Sue. |
| — | 5 | 6 bis 7 Zoll. | Burns. |
| | 6 | 8 bis 9 Zoll. | derselbe. |
| — | 6 | 9 Zoll. | Sue. |
| — | 7 | 1 Fuß. | Burns. |
| — | 7 | 1 Fuß u. einige Lin. | Sue. |
| — | 8 | 1 Fuß 6 Zoll. | Burns. |
| — | 8 | 14 Zoll 9 1/2 Lin. | Sue. |
| — | 9 Ende. | 20 1/2 Zoll. | Röderer. |
| — | 9 | 18 Zoll. | Sue. |
| 38 bis 40 | — | 18 Zoll. | Senf. |

Nach Danz ist ein reifes Kind 19 bis 22 Zoll rheinländisch lang und wiegt 6 bis 8 Pfund.

So interessant es nun auch seyn mag, die absolute Größe des Fötus nach Wochen und Monaten zu wissen, so scheint es mir doch, als wenn eine Beachtung der relativen Dimensionen auch beim Embryo von grösserem Werthe seyn müßte.

---

Unter den verschiedenen Theorieen über die Zeugung scheint mir diejenige, nach welcher der neue Körper erst durch die Zeugung erweckt und belebt wird — die Theoria Epigeneseos — die zu seyn, welche den Vorzug vor den andern verdient. Es scheint allgemeines Naturgesetz zu seyn, daß jede Materie, wie sie aus dem flüssigen Zustande in den festen übergeht, ihre bestimmte Gestalt annimmt, indem nach dem Verhältnisse ihrer Elemente ihre Theilchen einander in bestimmten Richtungen anziehen, sobald der Grund ihrer Flüssigkeit aufgehoben wird. Dieses Gesetz, das plastische Gesetz, herrscht auch in der unbelebten Natur, und da wir in dieser

die Entstehung bestimmter Gestalten wahrnehmen, wo wir uns völlig überzeugen können, daß nichts Festes, keine bestimmte Gestalt, blos flüssige ungebildete Materie, da war, so werden wir um so mehr die Möglichkeit dieser Entstehung in der belebten Natur zugeben müssen: einen nisus formativus nach Blumenbach's Benennung.

Dürfte die Theoria epigeneseos unter den vorhandenen Zeugungstheorieen nun diejenige seyn, welche der Natur in ihrem geheimen Wirken am nächsten auf die Spur kommt, so scheint es, daß wir eine Periode in dem Fötusleben annehmen müssen, wo die Sexualität des Fötus keineswegs bestimmt war, sondern erst durch Ursachen bestimmt werden mußte. Neuere Physiologen nehmen eine anfänglich vollkommene Gleichheit beider Geschlechter, das Hervorgehen beider aus einer und derselben ursprünglichen Gestalt, an, welches sich auch nach vollendeter Entwickelung der Geschlechtsverschiedenheit durch die genaue Uebereinkunft zwischen den männlichen und weiblichen Genitalien ausspricht. Die Gründe, die mit Bestimmtheit für die ursprüngliche, späterhin in analogischem Verhältniß bleibende, Identität beider Geschlechter sprechen, sind in dem Folgenden in etwas durchgeführt.

Wir sehen aus der obigen Tabelle, wie von der dritten bis zu der zwölften Woche die Länge des Fötus höchst unbedeutend ist. Erst vom sechsten bis zum siebenten Monat nimmt die Größe desselben bedeutend zu; jedoch finde ich nicht, daß man irgendwo mit Bestimmtheit etwas über die Sexualität eines Fötus vor dem dritten Monat seines Lebens bestimmt habe. Es ist bekannt, daß oft selbst zu Ende des neunten Monats noch große Schwierigkeiten vorhanden sind, das Geschlecht des Neugebornen zu bestimmen, wenn auch durchaus keine Zwitterbildung vorhanden ist, was dann aber erst späterhin ergründet werden kann, in welchen Fällen von Ungewißheit denn die Be-

achtung der relativen Maaßverhältnisse oft am besten vor Mißgriffen bewahren könnte.

Wäre das Geschlecht schon im Keim bestimmt, so müßte man es früher mit Gewißheit erkennen können, und es bedürfte nicht des Wartens bis zu einer Zeit, wo schon grössere Entfaltung des Ganzen vorhanden ist. Aber die Analogie ist so groß, daß schon allein hiedurch die ursprüngliche Identität beurkundet wird. Die Urgestalt der Geschlechtstheile in der Thierreihe und beim Embryo ist die weibliche; woraus gleichfalls die ursprüngliche Identität der Geschlechtsorgane im Keim beider Geschlechter resultirt. Wir finden in den Werken über die path. Anatomie so viele Verschmelzungen der Genitalien bemerkt, so viele Fälle verzeichnet, wo das Geschlecht schwer zu bestimmen war und endlich noch viele andere Fälle, wo theils zwei Geschlechter in einem vereinigt waren, theils in den einzelnen Parthieen der Geschlechtsorgane das Annähern von einem Geschlechte zum andern deutlich sichtbar war, welches alles gleichfalls für die ursprüngliche Identität spricht. Diese Aehnlichkeit in den Keimen möchte sich im frühsten Fötusleben wohl vielleicht so aussprechen: 1. Uterus und Prostata; 2. Ovarien und Hoden; 3. Schaamlippen und Scrotum; 4. Clitoris und Penis; 5. Vagina und Urethra u. s. w.

So scheint die Vagina die nicht heraufgetretene Urethra zu seyn, indem die Clitoris, für sich bleibend, undurchbohrt blieb; da hingegen der, der Clitoris und dem Penis gleiche Keim beim männlichen Geschlecht letzteres ward, indem er die hohle Rinne als Urethra aufnahm, während sie im ersten Falle zur Vagina ward. Diejenige Ursache, welche einwirken muß zur Sexualitätsbestimmung, wirkt ferner, z. B. auf den Keim, welcher dem Uterus und der Prostata gleich ist. Hat die Natur für das männliche Geschlecht entschieden, so wird eine Prostata, sonst aber ein Uterus gebildet.

Folgende Fälle scheinen für die Gewißheit der ursprünglichen Identität im Keim beider Geschlechter eine bejahende Entschribung zu geben. So lesen wir bei Meckel (pathol. Anatomie B. 2. Abth. 1. S. 216), wie in einem Falle von Zwitterbildung, mit männlichem Totalhabitus und normaler Ruthe, und Anwesenheit aller männlichen Geschlechtstheile, Lage der Hoden im Unterleibe und eine Gebärmutter zugegen waren. Diese Lage der Hoden, das Verweilen derselben auf einer frühern Bildungsstufe, ergibt, daß diese Abweichung eine Annäherung an den weiblichen Geschlechtstypus ist. Für die große Analogie zwischen Uterus und Prostata spricht der Fall bei Meckel, S. 211. Dem weiblichen Typus noch ähnlicher wird die männliche Bildung dann, wenn sich zu einer scheidenartigen Vertiefung noch eine Umwandlung der Vorsteherdrüse in einen der Gebärmutter ähnlichen, mit einer weiten Höhle und verhältnißmäßig dünnen Wänden versehenen Körper gesellt: eine von Ackermann (Infant. Androg. historia. Jenae 1805), Malacarne (In Mém. ital. Vol. IX. 1802) und Girand (Sedillot Récueil périodique, Vol. II) beschriebene Stufe der Zwitterbildung. Für die Analogie zwischen Ovarien und Hoden spricht diese Beobachtung: In einem Fall war mit weiblichem Totalhabitus ansehnliche Größe des Kitzlers verbunden; die Gebärmutter war regelmäßig, die an der gewöhnlichen Stelle befindlichen Eierstöcke waren zu groß und also in dieser Hinsicht hodenartig. Meckel a. a. O. S. 216. Ebend. S. 202 lesen wir Enge oder Verschliessung der Scheide ist offenbar eine Annäherung an die männliche Bildung, sofern die Scheide nur die sehr erweiterte und nach innen liegende, nicht hervorragende Ruthe (Harnröhre?) ist.

Es sind Fälle beobachtet, wo von den paaren Theilen des Geschlechtssystems die der einen Seite nach dem männlichen,

die der andern nach dem weiblichen Typus entwickelt waren, von Verdier (bei Arnaud sur les hermaphrodites, Mém. de Chirurgie, T. I. London 1768; S. 293) und von Sue (ebend. S. 823) angef. bei Meckel a. a. O. S. 213, B. 1. Abtheil. 1. In einem Falle (garçon et fille hermaphrodites Paris 1777, angef. bei Meckel a. a. O. S. 219) beobachtete man die vollkommenste Vereinigung beider Geschlechter, indem vollkommen doppelte normale Geschlechtstheile so neben einander lagen, daß beide nur durch eine unbedeutende Furche getrennt waren.

Endlich bemerke ich noch, wie man beobachtet hat, daß das weibliche Geschlecht in seltenen Fällen spät noch zum Theil in das männliche überzugehen strebt. Hieher gehören die Fälle von Verlust der Menstruation mit hervorbrechendem Barte, vielleicht auch das Vordringen der Ovarien, selbst das Verschliessen der Scheide rc. (Meckel a. a. O. S. 200.)

Ich würde zu weitläufig werden, wenn ich noch mehrere Fälle aufzählen wollte, was auch übrigens unnöthig seyn möchte, indem die erwähnten schon hinlänglich die Größe der auf eine ursprüngliche Identität der Keime hindeutenden Analogie beweisen. Nur dann, wenn in der That eine solche Identität existirte, ist die große Verschmelzung und das Ineinanderfliessen der beiden Geschlechter erklärbar; denn wäre z. B. die Prostata im Keim schon bestimmt da gewesen, wie hätte ein uterusähnlicher Körper entstehen können? — Oder wie könnte ohnedem ein Uterus bei sonst männlichen Genitalien vorhanden gewesen seyn? — Wie konnten sonst die Ovarien hodenartig werden, wenn zu beiden der Keim nicht identisch wäre? Wie könnte überhaupt (wenn schon im Keim die Geschlechtsdifferenz begründet war) ein hier mehr, dort minder starkes Verschmelzen beider Geschlechter statt finden; wie noch spät das weibliche in das männliche überzugehen trachten? — Wäre das Geschlecht überhaupt schon im Keim fest bestimmt, so

müßte eine mindere Analogie zwischen dem Geschlechtssystem beider Geschlechter statt finden, und vielleicht wäre der Hermaphroditismus dann selbst unmöglich; denn was fest begründet ist, kann wohl abweichen, aber nicht in eine entgegengesetzte Natur übergehen.

Es bleibt also ausgemacht, daß im Fötusleben ein Zeitpunkt völliger Sexual-Indifferenz da gewesen seyn muß, zu dessen Ende die bildende Kraft durch Ursachen in der Wahl der Sexualität bestimmt ward.

Ich will es versuchen, ob ich mit Hülfe der Lehre von den relativen Maaßverhältnissen diese Ursachen anzudeuten vermag.

Läßt sich die Meinung, daß ein Zeitpunkt im Fötusleben da seyn muß, wo Indifferenz des Geschlechtssystems vorhanden ist, als ausgemacht betrachten, so ist es jetzt nöthig, in der Kürze die relativen Maaßverhältnisse der Organe unter sich zu vergleichen und zwar zuerst die beim Erwachsenen und dann die beim Fötus.

Bei dem Manne ist die Brust und bei dem Weibe der Unterleib der vorherrschende Theil. Der Kopf ist absolut größer beim männlichen Geschlecht; aber in relativer Hinsicht entspricht der männliche Kopf der Brust, so wie der weibliche mehr dem Unterleib. Der Schädel ist beim weiblichen und das Gesicht beim männlichen Geschlechte der größere Theil; daher das weibliche Gehirn in relativer Hinsicht zum ganzen Körper etwas größer, als das männliche, zu seyn scheint.

Unverkennbar ist der Einfluß, den die Verhältnisse des Stamms auf die Extremitäten ausüben, wie ich in meiner Abhandlung über die relativen Maaßverhältnisse des menschlichen Körpers angemerkt habe. Obgleich wir einzelne Erfahrungen haben, welche gegen dieses Verhältniß als Gesetz sprechen, so möchten dieselben jedoch wohl nur als Ausnahme von der Regel gelten.

Wir haben ferner a. a. O. gesehen, wie die durch den Totalhabitus zur Virago gestempelte Jungfrau durch die männliche Form der Brust kräftig wird, und wie die Enge der Scheide und die Größe der Clitoris sie dem Manne nahe bringt, während der durch Verhältnisse des Thorax und des Unterleibs dem Weibe sich nähernde Mann schlecht entwickelte kleine Genitalien hat und der Gefahr zum frühen Tode durch Phthisis ausgesetzt ist.

Es ist bekannt, daß erst in der Pubertätszeit Brust und Unterleib sich völlig formen, entweder nach dem männlichen, oder nach dem weiblichen Typus, so daß erst jetzt das Weib und der Mann völlig charakteristisch entfaltet werden.

Betrachten wir nun diese Verhältnisse, so ist die Wechselwirkung der Organe unter sich und ihr Einfluß auf das Geschlecht nicht zu verkennen; vielmehr gewinnt es das Ansehen, als ob von der normalen Entwicklung der Organe ganz die normale Entfaltung des Geschlechtssystems abhange. Diese Entwicklung der Organe muß tiefer eingreifen, als blos in die äussern Verhältnisse derselben; sie muß eingreifen in die Verhältnisse aller Systeme.

Nicht erst nach der Geburt, in der Pubertätszeit u. s. w., ist und wird das Verhältniß der Organe der zwei Geschlechter geschieden; schon im spätern Fötusleben ist die Organenverschiedenheit da. Der Unterschied zwischen dem männlichen und dem weiblichen Becken, so wie der zwischen dem männlichen und dem weiblichen Thorax, ist schon bei Embryonen bemerkbar. Dies sagt, ausser Andern, auch Hildebrandt in seiner Anatomie, B. 4. §. 32. 34.

Betrachten wir nun die Körperverhältnisse des Fötus in der ersten Zeit, so ergibt sich daraus das absolute Vorherrschen des Kopfes über das Ganze; wobei das Herz vom Anfang seiner Existenz an da seyn muß, wie man es auch schon in den ersten Wochen erkennt. Die Leber ist das zweite Organ,

welches sich bemerkbar darstellt, und so sind Herz und Leber die ersten sichtbar werdenden Eingeweide. Es liegt mithin das Herz zuerst zwischen Kopf und Leber, und diese beiden sind die Repräsentanten der zwei Körperhälften, derjenigen nämlich, welche über, und der, welche unter dem Diaphragma gelegen ist.

Es müssen solche Ursachen eintreten, welche den Antrieb des Bluts entweder zu dem obern, oder solche, welche ihn zu dem untern Körpertheile begünstigen. Die Vis plastica muß die Hälfte, wohin der Blutstrom vorwiegend geht, insbesondere entfalten. Geht nun der Blutstrom nach oben, so wird die Brust entwickelt und vorherrschend über den Unterleib, wobei der Kopf seine absolute Größe zum Ganzen weniger verliert und in ein relatives Verhältniß zur Brust tritt. Dies Verhältniß scheint mit dem zweiten bis gegen den dritten Monat einzutreten, denn zu dieser Zeit beginnt erst die Thymus beträchtlich zu wachsen, da sie früher unbedeutend und klein ist.

Dieser Umstand ist besonders merkwürdig, denn das starke Anwachsen der Thymus fällt mit der stärkern Entwickelung des Thorax in die nämliche Zeit, und so scheint es, daß gerade die Thymus durch ihr stärkeres Wachsen die besondere Entfaltung des Thorax begünstige. Wenn diese Entfaltung vollendet ist, so scheint die Brustdrüse ihren Zweck erreicht zu haben und ein entbehrliches Organ geworden zu seyn. Der ihr eigenthümliche Saft, dem innern Wachsthum eigends bestimmt, hört auf, abgesondert zu werden, und nach der Geburt schwindet sie mehr oder minder bald. In mehreren Fällen hat sich mir dies bestätigt, und es ist eine krankhafte Ausnahme, wenn sie nach Jahren noch groß gefunden wird. So sagt auch Meckel a. a. O. B. 1. S. 488, daß die Thymus sich gewöhnlich bei Krankheiten der Lungen oder bei Bildungsfehlern des Herzens rc. groß erhalte.

Ebend. S. 489 wird bemerkt, daß Sandifort (Obs. an. path. lib. I. c. 1. p. 27.), Caillot und Duret (Bullet. de l'éc. de medec. 1807, p. 28) bei Knaben von dreizehn Jahren, welche an der, durch Perforation der Herzscheidewand veranlaßten, blauen Krankheit gestorben waren, die Thymus ausserordentlich groß fanden, wogegen ich selbst bei einem an der blauen Krankheit gestorbenen Kinde von noch nicht einem Jahre die Thymus höchst unbedeutend sah.

Das der Thymus unstreitig eigenthümliche Geschäft der Thorax-Erweiterung konnten die Lungen nicht übernehmen; denn diese, mit hohlen, zum Respirations-Geschäfte bestimmten Röhren ausgestatteten Organe mußten in comprimirter Lage verharren, und es war nöthig, daß ein anderes Organ den Thorax erweiterte und den gegebenen Raum ausfüllte.

Das Wachsen der Thymus und die Erweiterung des Thorax fallen also in dieselbe Zeitperiode zusammen, und es ist höchst merkwürdig, daß nach den Beobachtern auch gerade zu dieser Zeit die Geschlechtstheile zuerst unterschieden werden können (m. s. Hildebrandt, §. 3311.) Jüngere männliche und weibliche Embryonen sind nicht leicht zu unterscheiden, da Kleinheit des Hodensacks und Größe der Clitoris dies in der ersten Hälfte der Schwangerschaft fast unmöglich machen.

Folgende Beobachtungen — deren sich leicht mehrere beibringen ließen, — scheinen die Annahme, daß von der normalen Entwicklung der Organe die Bestimmung des Geschlechts abhange, fast zur Gewißheit zu erheben. Man fand bei vollkommener Acephalie, keine Genitalien. (Atkinson in Bradley's phys. med. Iournal 1804. Nr. 64, angef. bei Meckel a. a. O. B. 1. S. 657). Meckel sah einen ähnlichen Fall, so wie auch einen andern, wo bei Acephalen die Thymus fehlte (a. a. O. S. 436.) Ferner fand derselbe zwei acephalische Fötus von acht Monaten, bei denen die Thymus halb so groß war, als sie natürlich ist (a. a. O.

S. 488). Diese Beobachtungen sind deshalb höchst bemerkenswerth, weil durch sie die große Wechselwirkung zwischen der obern Körperhälfte und dem Genitalsystem erwiesen wird; denn bei der Acephalie mangelte die Thymus oder sie war kleiner, als sie es sonst ist, daher die Brust gewiß unentfaltet blieb und die bildende Kraft nicht einmal die Urgestalt der Geschlechtstheile — die weibliche — zu formen, geschweige denn sich höher zu potenziren und die männliche Form darzustellen vermochte.

Ist es nun ausgemacht, daß die im normalen Verhältnisse erfolgte Entwickelung aller Organe die normale Entfaltung der Geschlechtsorgane bedinge und späterhin vollende, so steht dieser Satz fest:

> Die Entwicklung der über und unter dem Zwerchfelle gelegenen Körperhälften muß, je nachdem die bildende Kraft in ihrem normalen Wirken zu der vorherrschenden Entwicklung einer dieser Körperhälften bestimmt wird, entscheiden, welchem Geschlechte der, in Hinsicht der Sexualität anfangs indifferente, Fötus angehören soll.

---

Betrachten wir nun das hier Dargelegte, so ergibt sich daraus

1. daß da, wo Kopf und Brust vorherrschen, männliche Geschlecht gefunden wird.

Die Schilddrüse ist hier gleichfalls groß und sie scheint den kräftigeren Wuchs von Larynx und Bronchien zu fördern; so wie hier die Nebennieren gleichfalls groß sind, da sie hingegen bei Acephalie sogar fehlen (Meckel a. a. O. B. 1. S. 463), oder kleiner sind, als wie es normal ist (Hildebrandt Physiologie, §. 792. S. 459).

2. daß da, wo der Bauch vorherrscht, weibliche Bildung vorhanden ist.

Weil der Bauch hier der vorherrschende Theil ist, so erlangt das Becken seine eigne weibliche Form. Die Lehre, daß die in der Pubertätsperiode eintretende Entwickelung des Bauchs zu der normalen Entfaltung der weiblichen Genitalien nöthig sey und sie selbst zu bedingen scheine, ist wohl unstreitig als ausgemacht anzunehmen; und um so wichtiger möchte das frühere ähnliche Verhältniß im Fötusleben dem Weibe seyn. Diese Lehre erhält so viel mehr Gewißheit durch die Beobachtung, der zufolge selbst in dem spätern Leben das Weib in den männlichen Zustand überzugehen strebt. Und ist überhaupt das Weib, wenn es in das spätere Leben übergeht, nicht selbst naturgemäß dem Manne näher getreten?

Ueberhaupt scheint es, als ob das Aufhören und Absterben der Geschlechtsfunctionen bei beiden Geschlechtern in dem höhern Alter ein Zustand sey, der dem ersten Fötusleben analog ist, wo noch Indifferenz der Sexualität da ist.

3. daß da, wo völlig mangelhafte Ausbildung der obern Körperhälfte statt findet, völlige Geschlechtslosigkeit vorhanden seyn muß. So wie endlich

4. daß da, wo der Typus der Körperentfaltung nicht genau ausgedrückt ist, eine Verschmelzung beider Geschlechter, von dem Frauenmann und der Mannjungfer an bis zum kompleten Hermaphroditismus, statt finden muß.

Die Unschlüssigkeit der Natur in dem Streben zu einem festen Ziele, oder das abnorme Wirken der bildenden Kraft, müssen offenbar das Entstehen der Zwitterbildung, von deren leichtesten Grade bis zum höchsten, bestimmen. Setzen wir den Fall, daß die Natur sich für das weibliche Geschlecht bestimmt hatte, so wird der Unterleib zu prävaliren anfangen, wobei der für Prostata und Uterus identische Keim anfängt zum Uterus geformt zu werden. Jetzt lasse man aber Verhältnisse eintreten, welche das Streben zum weiblichen Typus hindern, und

es beginnt die obere Körperhälfte zu prävaliren. Die sich gern consequent bleibende Natur sucht die Prostata dem männlichen Typus zu erhalten, und so entsteht hier ein Aftergebilde zwischen einer Gebärmutter und einer Vorsteherdrüse.

Schwieriger möchten auf diese Weise die Fälle zu erklären seyn, wo zwei Geschlechter in demselben Subjecte vereinigt waren (m. s. Garçon et Fille hermaphr. Paris 1777; angef. bei Meckel); es dürfte indeß auf jene Weise gelingen, wenn wir annehmen, daß hier doppelte Keime vorhanden waren, wovon der eine dem männlichen und der andere dem weiblichen Typus analog sich entwickelte. Sind für den angeführten Fall die relativen Dimensionsverhältnisse angegeben, was ich, da mir jenes Werk nicht zur Hand ist, nicht wissen kann, so würde sich aus denselben vielleicht der Mangel des regelmäßig ausgebildeten Totalhabitus, wie ihn das Geschlecht fordert, ergeben und ein Beispiel eines besonders auffallenden Verschmelzens des männlichen und weiblichen Körperbaues daraus hervorgehen.

---

## Aus der Mittheilung eines mit Ahnungen begabten jungen Mannes.

---

Seit einigen Jahren zeigte sich in meiner Seele ein seltsames Vermögen, was mir früherhin, ehe ich anfing, Medicin zu studiren, theils wegen Zerstreuung, theils wegen Unachtsamkeit auf ein mir gering scheinendes Phänomen, gar nicht auffiel.

Erst und vorzüglich zwischen meinem zwanzigsten und ein und zwanzigsten Jahre machte ich an mir folgende Bemer-

kung. Es gab Perioden, wo sich mir unwillkührlich Scenen von oft ganz gewöhnlichen Dingen, die ich aber noch nie gesehen, oder wenigstens in dem Zusammenhang nicht gesehen hatte, aufdrangen, die sich mir sogar während des Lesens eines Buches darstellten, wenn ich mich nicht bemühete, meine Gedanken davon abzuleiten.

Dies nun würde für mich wenig Interesse gehabt haben, wenn nicht, oft vielleicht Monate nachher, sich Scenen in meinem wirklichen Leben ereignet hätten, die mit den gedachten so gleich waren, daß sie nicht nur in der Hauptsache damit übereinkamen, sondern auch in derselben Reihe erschienen, in der ich sie schon einmal vor meinem innern Sinn gesehen hatte, was häufig so weit ging, daß, wenn so ein Auftritt im wirklichen Leben sich nur erst halb zugetragen hatte, ich nun, weil ich mich eines ähnlichen Auftrittes erinnerte, nicht nur die andere Hälfte erwartete, sondern auch fühlte, was nun zunächst kommen werde. Anfangs, ehe ich näher darauf geachtet hatte, machte es mir viel Mühe, herauszufinden, wo mir der jetzige wirkliche Akt früher begegnet war, weil ich mich immer bestimmt erinnerte, daß ich denselben ganz eben so schon einmal erlebt hatte.

Jetzt hat sich bei mir, so viel ich mich erinnere, seit länger als einem halben Jahre kein ähnlicher Fall ereignet; auch bin ich jetzt nicht im Stande, einen einzigen solchen Quasi-Traum und das hernach sich zugetragne Factum genau und mit Wahrheit wieder zu erzählen. Daß es sich aber häufig in mir zugetragen hat, darüber kann ich die bestimmteste Versicherung geben.

---

## Aus der Selbstbeobachtung eines am Alp Leidenden.

Das Alpdrücken überfällt mich im Schlafe, ich werde aber allemal davon aufgeweckt, und wachend empfinde ich noch lange Zeit eine fürchterliche Angst. Ich kann mich alsdann gar nicht bewegen, keinen Laut von mir geben und es kommt mir vor, als ob eine große Last auf mir liege. Man hört mich dabei oft sehr stark schreien; das mag aber *statt* finden, wenn ich im Schlafe bin. Denn sobald ich von diesem Anfall erwache, kann ich denken, und ich versuche aufs äußerste, mich aufzurichten, und wenn ich dieses kann, so ist der Anfall vorüber. Zuweilen höre ich dicht vor meinen Ohren reden, und diese Töne sind mir so gräßlich anzuhören, daß sich eine fürchterliche Angst durch alle meine Glieder wälzt. Bei diesem Anfall, so auch am Tage, wenn ich daran denke, erschrecke ich vor mir selbst. Ich glaube in der Stunde meines Todes nicht mehr Angst auszustehen, und wenn der fürchterliche Anfall etwas länger anhielte, so müßte ich mir das Leben nehmen, es möchte daraus entstehen was da wolle. Ich habe gesagt, daß ich vor den Ohren eine gräßliche Stimme wie eine Anrede an mich höre, ich habe aber noch immer nichts verstehen können. Ist nun der Anfall vorüber, so unterstehe ich mich nicht, mich wieder hinzulegen und einzuschlafen; denn kaum wage ich's und lege mich hin, gleich viel, auf diese oder jene Seite, so ist es, als ob michs mit aller Gewalt niederdrücke; doch bisweilen gelingt mirs, mich aufrecht zu erhalten, und alsdann zieht der Anfall an mir vorüber. Doch wenn ich nun auch wieder einmal lange davon befreit gewesen bin, so ist doch in vielen Stunden bei mir an keinen Schlaf zu denken. Fürchterliche Bilder mahlen mir, so zu sagen, an jede Wand den Tod, und in solchen fürchter-

lichen Perioden wünsche ich tausendmal, daß ich nie geboren wäre. Ich bitte recht sehr, diese Erzählung nicht als eine Erdichtung anzusehen. Es ist Wahrheit, es ist für mich schreckliche Wahrheit. Solche Nächte habe ich in meinem Leben viele erlebt; wenn ich nun nicht schlafen kann, so höre ich mit Erstaunen dem starken Brausen vor den Ohren zu: kurz es ist immer, als ob etwas in mir zum Ausbruche kommen wolle, und der Himmel weiß was.

---

## Ein Fall von Stimmlosigkeit, aus Selbstbeobachtung mitgetheilt.

---

Es war in meiner ersten Schwangerschaft, einige Wochen vor meiner Entbindung, als mich eines Morgens früh meine einzige Schwester nebst mehreren Freunden verließ, die auf einige Tage bei uns zum Besuch gewesen waren. Der Abschied von meiner Schwester ward mir schwer; die Aengstlichkeit, welche jungen Frauen in meinen damaligen Umständen so natürlich ist, und welche das Wiedersehen so ungewiß machte, bewegte mein Gemüth sehr schmerzlich; die sanfte Wehmuth, auf die ich jetzt gestimmt war, machte aber einen schneidenden Contrast mit der überhäuften Arbeit, in die ich mich nun stürzen mußte. Wir erwarteten zur Mittagsmahlzeit neuen Besuch von Freunden aus der Nachbarschaft, die, da sie zu Fuß waren, früh ausgehn wollten, um der heftigen Hitze zu entgehen, und schon um neun Uhr anlangen konnten. Das Haus war in Unordnung, wie gewöhnlich nach einem langen Besuch; es mußte aufgeräumt, zur Mahlzeit mußten Anstalten getroffen werden; die Tag-

löhner stellten sich ein, und verlangten Anweisung im Garten; gekleidet mußte ich auch seyn, um die Fremden zu empfangen, denn mein Mann wurde zu einem Kranken gefordert. Ich arbeitete, daß mir der Schweiß vom Gesicht herunterlief, erhitzte mich sehr, und war kaum gekleidet, als die Fremden schon anlangten, die ich dann in unsre damalige Wohnstube einführte, die im Sommer wegen des Baumschattens einem Eiskeller ähnlich war. Natürlich wurde ich nun in der naßgeschwitzten Wäsche, die ich wegen der Eile nicht hatte wechseln können, durchaus kalt, und fühlte mich sehr unbehäglich. Ich bestrebte mich jedoch meine Freunde zu unterhalten, merkte aber bald, daß mir die Worte fehlten, und daß ich durchaus nicht im Stande war, meine Gedanken auszudrücken, obgleich das Bewußtseyn ungestört war. Meine Betroffenheit darüber wurde bald meinen Freunden sichtbar; sie traten zu mir, und fragten, was mir fehle; ich konnte aber nur durch Zeichen antworten, und ging in die Küche, um mich da vielleicht zu erhohlen, und dann der Magd einiges zu befehlen. Aber umsonst, weder Topf, noch Feuer, noch Wasser konnte ich nennen; ich mußte alles nur zeigen. Endlich kam mein Mann zu Hause, dieser schickte sogleich einen Boten zum Arzte mit mündlichen Nachrichten, nahm mich dann an seine Brust, um mich zu trösten, wo mich dann ein heftiges Weinen und Schluchzen überfiel, so daß ich mich kaum aus meinem Leben eines ähnlichen erinnere. In diesem Weinen fand ich meine Sprache wieder. Man ließ mir nun zur Ader, und ich erhohlte mich bald so ganz wieder, daß der Bote bei seiner Zurückkunft mich schon auf einem vergnügten Spaziergange mit unsern Freunden antraf. — Seitdem habe ich noch einigemal ähnliche Zufälle erlitten; sie waren aber mehr einer Ohnmacht gleich und mit Bewußtlosigkeit verbunden; auch kann ich mich nicht so genau mehr darauf besinnen; jenes Erste aber ist mir immer sehr lebhaft in der Erinnerung geblieben.



/4
/2
/2
/4
1/4
1/2
1/2
1/2

löhner stellten sich ein, und verlangten Anweisung im Garten; gekleidet mußte ich auch seyn, um die Fremden zu empfangen, denn mein Mann wurde zu einem Kranken gefordert. Ich arbeitete, daß mir der Schweiß vom Gesicht herunterlief, erhitzte mich sehr, und war kaum gekleidet, als die Fremden schon anlangten, die ich dann in unsre damalige Wohnstube einführte, die im Sommer wegen des Baumschattens einem Eiskeller ähnlich war. Natürlich wurde ich nun in der naßgeschwitzten Wäsche, die ich wegen der Eile nicht hatte wechseln können, durchaus kalt, und fühlte mich sehr unbehäglich. Ich bestrebte mich jedoch meine Freunde zu unterhalten, merkte aber bald, daß mir die Worte fehlten, und daß ich durchaus nicht im Stande war, meine Gedanken auszudrücken, obgleich das Bewußtseyn ungestört war. Meine Betroffenheit darüber wurde bald meinen Freunden sichtbar; sie traten zu mir, und fragten, was mir fehle; ich konnte aber nur durch Zeichen antworten, und ging in die Küche, um mich da vielleicht zu erhohlen, und dann der Magd einiges zu befehlen. Aber umsonst, weder Topf, noch Feuer, noch Wasser konnte ich nennen; ich mußte alles nur zeigen. Endlich kam mein Mann zu Hause, dieser schickte sogleich einen Boten zum Arzte mit mündlichen Nachrichten, nahm mich dann an seine Brust, um mich zu trösten, wo mich dann ein heftiges Weinen und Schluchzen überfiel, so daß ich mich kaum aus meinem Leben eines ähnlichen erinnere. In diesem Weinen fand ich meine Sprache wieder. Man ließ mir nun zur Ader, und ich erhohlte mich bald so ganz wieder, daß der Bote bei seiner Zurückkunft mich schon auf einem vergnügten Spaziergange mit unsern Freunden antraf. — Seitdem habe ich noch einigemal ähnliche Zufälle erlitten; sie waren aber mehr einer Ohnmacht gleich und mit Bewußtlosigkeit verbunden; auch kann ich mich nicht so genau mehr darauf besinnen; jenes Erste aber ist mir immer sehr lebhaft in der Erinnerung geblieben.


/4
/2
/2
/4
/4
1/2
1/2
1/2

| | | | |
|---|---|---|---|
| Destillirtes Wasser. | Destillirtes Wasser. | Oel. | Frisches Rheinwasser. |
| | | | 117 Dr. |
| Cyprini aurati. | Anguilla. | Cyprinus barbus. | Cyprinus rutilus. |
| gering. | gering. | 19 Dr. | 10½ Dr. |
| Ziemlich lebhaft. Nach 70 Minuten ängstlich. Sterben nach 100 Minuten. | Lebhaft. Stirbt nach 125 Min. | Lebhafte Bewegungen. Convulsivisches Athmen. Nach 40 Minuten Tod. Kein Wiederaufleben in frischem Wasser. | Sehr ruhig. Respiration vollkommen rhythmisch. Liegt auf der Seite nach 155 M. Aengstlich. Convulsivisches Athmen. Stirbt nach 185 Minuten. |

des Schafwassers.

| Lassaigne. | long. | Dulong. | Dzondi. |
|---|---|---|---|
| Harn eines Kuhfötus. | oisfl. der | Kuhharn. | Allantoisfl. der Kuh. |
| Viel Schleim. Unkrystallisirbare Substanz. Salzs. Natron. Salzs. Kali. Milchsäure. | nstoff, bdes Oel. s. Natron s. Erden alien. Natron, felf. — | Harnstoff, Färbendes Oel. Benzoes. Natron. Kohlens. Erden u. Alkalien. Salzs. Natron, Schwefels. — | Gleiches Verhalten mit dem Harn neugebornes Kälber. |

# Anthropologie des alten und neuen Testaments.

Von
Herrn Professor Grohmann.

Das religiöse Leben der Völker, die Entwickelung der Menschheit zu ihrem höchsten Grade der Veredlung, hat ohnstreitig auch für die anthropologische Betrachtung, von welchem Punkte diese Veredlung anfing, unter welchen Umständen, in welchem Zeitalter, unter welchen Völkern sie am meisten hindurch und zu einer gewissen Vollendung fortschritt, das größte und mannigfaltigste Interesse. Nicht allein, daß die Religion und das Gewissen bei einer solchen rein menschlichen Betrachtung nicht das geringste leiden oder gefährdet werden; auch die religiöse Ueberzeugung und Aufklärung gewinnen durch einen solchen weltgeschichtlichen Blick theils an Wahrheit und Innigkeit, theils aber noch mehr an jener veredelten Ansicht, wo das Mystische und Wundervolle seinen Schleier vor dem hellern Tageslichte hinwegzieht.

Mit der Geschichte der Zeiten, in welchen sich die Völker mit ihren so mannigfaltigen Darstellungen entwickeln, ist es nicht anders, als mit allem dem, was fern ist und von ferne gesehen wird. Hinter jenen Gebirgen thürmen sich die Wolken auf, Himmel und Erde scheinet eins, die Einbildungskraft, das sinnliche Auge schwelgt in diesen trügerischen Berg-

gestalten. Ist es nicht eben so mit dem fernen Horizont der Völker und Zeiten? Nebelgestalten bedecken die Urgeschichte, und mit Wündern und aus Wundern scheint ihre Entwicklung zu beginnen. Der Mythus der ersten Welt ist jener ferne mit Dunkel oder steigender Röthe erfüllte Horizont der Gebirge. Der Wanderer, der ferne von diesen Gebirgen stehet, wird viel von den Wundern, welche diese fernen Nebelgestalten umgeben, zu erzählen haben. Und so wird sich Fabel an Fabel, Mährchen an Mährchen reihen, bis jene Bildungen vor dem nähern Blicke ihren Ursprung enthüllen und das Daseyn zeigen, wie es nur auf dem festen Daseyn der Erde wurzelt. Die fernen Gestalten schwimmen in den Wolken und nun senken sich die Gebirge, ihr Fuß steht auf der Erde und die Wolkenmassen zertheilen sich in einzelne Hügel.

Wie mit der Geschichte des einzelnen Menschen, so ist es auch mit ganzen Geschlechtern und der ganzen Menschheit. Einzelne Fäden spinnen sich anfangs an, sie breiten sich zu einem weitern Gespinnste aus, bis das Ganze sich endlich wieder in sich selbst zusammenziehet und seinen Lebenslauf zur Fortsetzung und Veredlung einem verjüngten Geschlechte übergiebt. Geschlechter und ganze Völker müssen, wie der einzelne Mensch, nach und nach dem Strome der Zeit weichen, denn sie sind nur die Träger des Unendlichen. Das Unendliche erscheint aber auf dieser Erde in immer mehr verschwindenden und immer mehr enthüllenden Zeitformen. Das Individuum geht unter, aber seine Blüthe, sein geistiges Reich dauert bis in Ewigkeit. Das ist die Lösung des Räthsels der Geschichte der Menschheit; einzelne Menschen stehen auf und übergeben ihr Erbtheil von Erfindung und Kraft den Völkern; Völker stehen auf und bilden die Menschheit in ihren grösseren Fortschreitungen des Guten und Vollkommenern fort. Aber auch diese Völker sterben und ihr Erbtheil empfängt das Menschengeschlecht, das auf dem von tausend Geschlechtern gehäuften

und gesegneten Erdboden seine edleren und reiferen Blüthen treibt.

Wer mag alle die Menschen, Geschlechter und Völker zählen, die da gewesen sind! Wie viele Geschlechter, ganze Völker sind dahin; kaum ruht ihr Gedächtniß noch in irgend einem Namen der Geschichte. Ihre Spuren sind wie in dem Sande eines fluthenden Meers verloren. Aber andere Völker sind da, welche die Geschichte gleichsam zum Gedächtniß vieler Jahrtausende aufbehalten hat; Völker, welche die periodenmäßigen Fortschreitungen der Geschichte der Menschheit bezeichnen. Ihr Name ist wie mit ehernem Griffel auf steinerne Gesetztafeln geschrieben. Eine solche perennirende Dauer feiert die Geschichte in dem Namen des hebräischen Volks, aus dessen Daseyn sich die längere und edlere Zeitrechnung der edelsten aller Religionen, die moralische Veredlung der Menschheit entwickelte.

Das Epos des hebräischen Völkerlebens ist zwar dahin und spricht nur noch in Urkunden zu den spätern und spätesten Geschlechtern. Aber es war der Anfang zu einer größeren epischen Darstellung, wo aus dem Völkergedränge der christliche Friede — aus dem Mosaismus das Christenthum, das über alle endliche Reiche siegende Gottesreich von höheren und friedsamen Bestrebungen der menschlichen Natur hervorging. Zählen wir die Geschichte des religiösen Lebens eines so großen Theils des Menschengeschlechts von ihrem ersten Stamm an, wie wir es in den Lebensregistern Mosis finden, so haben wir gleichsam eine Geschichte von dem Anfange der Welt — ein großes Drama, wie es sich von einzelnen Fäden entwickelt, in immer längeren Fäden verschlingt und die Auflösung oder die vollkommenste Gestaltung endlich in dem Ende des Hebräismus — mit einer neu beginnenden Zeitperiode vorhanden ist. Der Umfang, der Kreis dieser geschichtlichen moralischen Wirksamkeit nimmt ja von dem jetzigen Augenblicke bis auf

jenen ersten Stammvater des israelitischen Volks eine Zeitlänge von fast viertausend Jahren ein. Eine Zeitlänge, wie wir sie in keinem andern Theile der menschlichen Geschichte finden! Von Punkt zu Punkt schlingt sich dort der Anfang der Weltgeschichte in dem abrahamitischen Stamm bis zu der neuesten Zeit fort, und die religiöse Entwickelung des Christenthums feiert so eine größere Zeitdauer als irgend ein anderer Theil des weltgeschichtlichen Völkerlebens. Sind denn auch in dieser Geschichte der religiösen Entwickelung Völker untergegangen, die Geschichte zieht sich doch in ihrer ewigen Verjüngung und Veredlung über alle diese untergegangenen Geschlechter hin und wir haben gleichsam eine ewige Idee, welche ihr unversiegbares Leben über alle vergängliche Formen des Zeitlebens fortsetzt.

Die mosaische Geschichte fängt ihre Sage mit einem Mythus an, wie der Dichter sein Epos mit einer Weihe an die Götter oder mit einer gesammten Enthüllung seines zu singenden Stoffs, wo die Enthüllung unverständlich ist, weil sie in der Offenbarung der künftigen Zeiten liegt. Der Anfang der Welt liegt wie der Anfang der dichterischen Weihe in jenen dunkeln Anklängen eines Bewußtseyns, die um so weniger enträthselt werden können, weil sie in das Nichts, mit dem Nichtdaseyn gleichsam zusammenfliessen. Was vor der mosaischen Sage vorhanden gewesen sey, geht selbst über alle Vermuthung, wenn es nicht die Vermuthung ist, daß die Geschichte eine frühere Geschichte gehabt habe, die in den Fluthen des Erdballs unterging. In jenem Mythus sind kaum einige andere Ueberreste als die der unmittelbaren Erfahrung zu erkennen. Der Mensch trägt seine Tagesgeschichte auf den Weltschöpfer über, seine Ruhe und seine Arbeit auf die Tagesschöpfungen. Der religiöse Ritus des Lebens ist auch der Ritus des Anfanges der Welt. Wie die Schöpfung in ihrem Gebrauch und ihren Bedürfnissen sich

darlegt, so hat der ewige Weltschöpfer alle die Kreise und Ringe der Natur bis zum Menschen hinauf geschaffen. Und welches die wahren Fortschreitungen oder Entwicklungen des Menschengeschlechts sind: das sind nun auch die Sagen der paradisischen Lust und des aus diesem Lande vertriebenen Menschen. Der Mensch ging zuerst nackt, dann bekleidete ihn der Herr mit Blättern, dann mit Fellen. Das ist das Gesetz aller Kultur-Entwicklung in ihren ersten Bedürfnissen und Nothwendigkeiten, wenn kältere und härtere Zonen den auf der übervölkerten Erde wandernden Menschen aufnehmen. Der ganze Mythus scheint fast nur die Schilderung eines Koloniallebens in sich zu fassen. Die Kolonie wanderte ein; sie wanderte wieder aus; sie fand neue gottesdienstliche Gebräuche, sie brachte die ihrigen mit. Durch den Opferdienst der Schlange wurde die friedlichere hirtliche Verehrung der geheiligten Bäume des guten und bösen Genius verletzt. Die kleine Kolonie, die in den paradisischen Wohnsitzen eines glücklicheren Himmels ihren Aufenthalt und allda auch nach und nach ihre spätere Vermählung mit den Bekanntschaften ihres Stammes gefunden hatte, mußte wieder auswandern. Der Cherub mit flammendem Schwerdte verwehrte ihnen die Rückkehr, sie mußten in unwirthlichere Gegenden ziehen. Alles in diesem Mythus trägt die Form der Einzelheit, der religiösen Gebräuche und Gewohnheiten des in den damaligen Zeiten umherziehenden Nomadenlebens. Der historische Sänger faßte die Mitwelt in ihren Zügen und Sagen auf und bildete so das Epos der Weltschöpfung, welche ausser diesen Sagen über alle Sagen hinausliegt. Je kindlicher, unbefangener aber hier erzählt wird, desto mehr ergreift uns das Wundersame der Dichtung. Dichtung und Natur verschmelzen hier zu einem wunderbaren Gemälde, wie die irdische Ansicht, wenn sie mit dem Wolkenhimmel zerfließt, über welchem der Tag der Wirklichkeit sich röthet, ein wunderbares Zauberlicht von Seyn und

[illegible]. Es gibt vielleicht in dem ganzen Bezirke der Dichtkunst kein so romantisch schönes und erhabenes Gemälde, als diese Schöpfungsgeschichte. Wo das Natürliche unmittelbar mit dem Uebersinnlichen verbunden wird, da haben wir das Epos höherer Gattung, in welchem sich die Offenbarung als Wirklichkeit und diese sich als Offenbarung zeigt. Die einander entferntesten Urkunden werden verbunden und die Dichtung streift an das Glaubensreich, wo Entferntes und Nahes, Unmöglichkeit und Möglichkeit sich gattet. Das Romantische springt in diesen verbundenen Weltenden zu dem Riesenhaften und Abentheuerlichen, das aber so leicht mit dem menschlichen Herzen sich versöhnt und als Wahrheit einer früheren besseren Welt aufgenommen wird, wenn in dieser Dichtung oder Bewahrheitung der himmlische Vater unmittelbar zu seinen Kindern, den Menschen, spricht oder sich in der Fabel die Dichtung mit der Unschuld gattet. Die gewöhnliche Tages- und Lebensgeschichte trägt in sich auch den höchsten poetischen Stoff. Die Erde ist der Fußschemel des Ewigen, sein Haupt thronet in den Wolken, Feuer und Morgenröthe sind seine Fittige. „Der Herr machte den Menschen Kleider“ —: so sehr wir auch diesen Ausspruch von der hebräischen Form entkleiden, er bleibt an sich der menschlichste und dichterischste Ausspruch des menschlichen Herzens. Da war der erste Tag und dann der andere Tag: — welche Poesie kann sinnlicher und wahrer dichten als diese, wo der Himmel selbst seine Tage so nach Ordnung von Licht und Schatten eingesetzt oder — so gedichtet hat.

Die kindliche Unschuld, die Unwissenheit der Geschichte reihet gerne die entferntesten Zeit- und Welträume zur unmittelbaren Berührung an einander. Die Erzählung geht hier mit Ueberspringung aller Mittelursachen von einem Ende zum andern. So häufen sich Wunder an Wunder, die Wirklichkeit geht über sich selbst hinaus und alles bekommt einen Anstrich

Bildung, bis zu jenen Weltgestaden Roms und von da immer weiter in unabsehbare Fernen! Das sind gleichsam die drei Weltströme, auf welchen die Geschichte der ältern und neuern Welt fluthet. Die Geschichte des Hebräismus, Griechenlands und Roms; die Geschichte religiöser, ästhetischer und wissenschaftlicher Bildung, welche von jenem Schooße aus weit und breit ihre Blüthen verbreitet und noch schönere erzeugt haben. Fast in gleichen nicht sehr entfernten Zeiträumen entwickelten sich diese Stufen der höheren moralischen, ästhetischen und wissenschaftlichen Kultur, aber auf *getrennten* Stämmen oder Völkern, als wenn ein und derselbe Stamm nicht die Blüthen der grösseren Weltepochen hätte tragen können. Es liegt ja aber auch in der Natur der Sache und in anderweitigen Gründen, daß die ästhetische Kultur einen freieren und jugendlicheren Boden erfordert, als die moralische Bildung, welche durch einen Blick aufwärts von dem Lande der Noth und des Sterblichen nach dem Unsterblichen, scheint gefördert werden zu können; und als die politische und zugleich wissenschaftliche Kultur, welche sich zu der moralischen und religiösen wie das Land erdwärts zu dem Lande des Uebersinnlichen, des ewigen Friedens, verhält.

Die Kultur des Menschengeschlechts und aller Geschichte kann sich nur um die drei Zweige des menschlichen Geistes schlingen: es ist entweder die Kultur des äussern oder innern Sinns, der auf seiner weiten Sphäre die höchste mögliche Ausbildung des Schönen in sich trägt; oder es ist die Kultur der Erkenntniß, welche die höchsten Principien des Lebens und alles Seyns aufzufinden strebt; oder es ist endlich die Kultur des religiösen Gemüths, welches auf die Freiheit des moralischen Handelns fußend, zwei Welten mit einander verknüpft, die sonst in unabsehbarer Trennung neben oder unter einander bestehen würden. Aber welche verschiedenen Bedingnisse der weltgeschichtlichen Aeusserung erfordert nicht diese oder jene Blüthe

der Ausbildung! Der Mensch wird schon mannigfaltige Erfahrungen über die Nichtigkeit der Menschengröße gemacht, die Geschichte schon mannigfaltige große Weltreiche gestürzt haben, ehe aus dem Koloß von Ruinen zusammengestürzter Reiche die Hoffnung, der sichere Hafen einer höhern Rettung sich eröffnen und die moralische Kultur ihr höheres und stilleres Reich beginnen kann. Verschieden sind die Bedingnisse, wie die Staaten sich bilden und zu welchem Grade der weltgeschichtlichen Förderung sie auserlesen sind. Es kommt hier so viel auf den Zeitpunkt, auf die Periode der Weltgeschichte an. Das Kind kann nicht sogleich groß seyn und das reifere Menschengeschlecht nicht wieder in den Schooß der Mutter zurückkehren. Es kommt darauf an, wie sich die Staaten ansetzen, ob sie eine immer vom Meere umflutete Insel bilden werden, die sich bald in mehrere Inseln theilt, bald vom Sande überschwemmt oder von Fluthen verschlungen wird. Denn auf dem Erdboden bildet ja die Staatengeschichte mehrere Lagerstäten, wo eine über der anderen sich gehäuft und über untergegangene Völker sich neue Staaten gebildet haben. Einem jeden Staate ist es von dem Schicksal bestimmt, in einer von jenen drei Richtungen sich zu entwickeln und durch seine Ausbildung einen Beitrag entweder des wissenschaftlichen oder religiösen oder des ästhetischen Werths an künftige Jahrhunderte abzugeben. In der Anlage, in dem Anfangspunkt eines jeden Staats ist es aber bestimmt, bis zu welchem Punkte er sich ausbilden und welchen Beitrag er den künftigen Zeitgenossen darreichen wird. Ein Staat, der gleich im Anfange seiner Bildung eine politische oder mehr religiöse oder wissenschaftliche Richtung nimmt, wird diesem Anfange gemäß weiter bauen und unter theokratischen oder weltlich-königlichen Insignien oder endlich unter den Bestrebungen einer jugendlichen Humanität sein Lebensziel erreichen. In der Mitte dieser Staatenbildungen ist es so vielen Völkern nicht vergönnt, ein solches Ziel zu

erstreben. Sie sterben, wie so oft das Individuum, auf der Mitte der Laufbahn hin und machen gleichsam die Zwischenstufen aus, auf welchen künftige Völker ihr Haupt erheben können.

Die Geschichte der Menschheit scheint mitten in ihrem Laufe eben das Schicksal zu haben, unter welchem sich die Erde zu dem festen und sichern Wohnplatze ausgebildet hat. Die Geschichte der Menschheit zählt zwei besondere Perioden ihres Daseyns: die der Ansiedlung und der vereinzelten, immer weiter um sich greifenden Ausbreitung, und die der festeren und zusammenhängenderen Bildung, wo die Staaten und Völker ein permanenteres, historisches Daseyn gewinnen. Nur in dieser Hinsicht ist das magische Bild der Vorzeit, wo so viele wandelnde Figuren vor uns vorübergehen, zu erklären, das Bild, wo Völker und Völker sich drängen und das historische Gemälde zugleich Anfang und Ende ist, wo besonders unter jenem Himmelsstriche, der die Wiege des Menschengeschlechts ist, eine Lebendigkeit und Vermischung von Zügen erscheint, die mit dem freudigen und beständigen Daseyn der Staaten nichts ähnliches zu haben scheint. Die Geschichte der Menschheit theilt sich in die migratorische von Heereszügen und in die konstantere, wo der Erdboden angebauet und das Staatensystem in dem Vernunftrechte einen sichern Platz gewonnen hat.

Nur aus diesem Gesichtspunkte erhält auch die ältere Geschichte ihr Licht. Sie tritt aus dem Nebel, der sie umgibt, aus den mysteriösen Veranstaltungen, wo aus dem einzelnen Familienleben sich bald grössere Staaten erheben, wo hie und da fast ohne alle scheinbare Veranlassung mitten unter andern Völkern ein Volk auftritt, das, wie von einem unbekannten Schicksal auserlesen, sich einen historischen Namen erwirbt und eine der größten Weltepochen herbeiführt, das in seinen Anfängen so klein und bald so mächtig wird und dies alles in

dem Scheine eines wandernden Zuges —: nur unter diesem Gesichtspunkte der älteren Geschichte wird uns auch der Anfang, die Entwickelung des Hebräervolks deutlich und ordnet sich in die Reihe der zwar von Gott herbeigeführten aber doch sehr naturgemäßen und begreiflichen Erscheinungen.

In der Geschichte eines solchen Volks, das in dem Hintergrunde der Zeiten auftritt, wo die entfernteren Enden sich nähern, große Zwischenräume zusammentreten und Jahrhunderte in den Lücken dieser Geschichte nur den Zeitpunkt eines Jahres auszumachen scheinen, ist es kein Wunder, wenn Wunder erscheinen und die Geschichte jenen Glanz des Himmels annimmt, daß sie vom Himmel eingegeben und von Gott unmittelbar offenbaret sey. Indem die Geschichte ihren Anfang feiert, wohin sieht man denn anders, als in das Unendliche! Das ferne Meer nähert sich vor dem Blicke einem begränztern Ufer. Von Gott und Göttern fängt so alle Geschichte an, mögen wir sie in sybillinischen Bibelsprüchen oder auf jenem vom Himmel gefallenen Schilde Roms lesen. Ueberall erglänzen Wunder und Anfänge ohne Anfänge sind in einer Geschichte, welche die Geschichte eines kindlichen Volks, die Wiege, der Stammbaum eines aus dem rohen Zustande sich entwickelnden Urgeschlechts ist. Die wandernden Züge, mögen sie nach dem goldnen Vließ oder nach dem gelobten Lande geschehen, erhalten da überall die Farbe einer feierlichen Romantik. Großes und Kleines paart sich und aus Widersprüchen setzt sich eine Geschichte zusammen, die bei näherer Beschauung so viel köstlichen Inhalt, so viel Einheit und Natureinfalt hat.

Nach jenem Mythus der Schöpfung und der paradiesischen Unschuld und der über den Erdboden hereingebrochenen Sündfluth, fängt die Geschichte an, ein treueres Gewand anzunehmen und historischer zu sprechen. So viel Wahrheit auch jener Mythus haben mag: er ist doch nur die allgemeine Darstellung, wie das Kind der Natur sich für das ganze Menschengeschlecht, seinen

kleinen Bezirk für die ganze Erde und die ein- und auswandernde Kolonie für die Tagesgeschichte der Schöpfung hält. Die Geschichte geht von dem Allgemeinen bald mehr zu dem Einzelnen, und die Geschichte des hebräischen Volks eröffnet sich mit dem aus seinem Vaterlande, Chaldäa, wandernden Abraham. Der Strom bezeichnet hier seine kleinsten Züge und Schritte, ehe er sich in das allgemeinere Meer der Geschichte ergießt. Wir haben es anfangs nur mit Stammvätern, mit einzelnen Familiengliedern, mit Chroniken einzelner Tagesbegebenheiten zu thun. Die Geschichte ist anfangs Portraitmalerei. Abraham wandert von Chaldäa nach Kanaan, von Kanaan nach Aegypten, von da zurück als an Geld und Heerden reicher Emir nach der vormaligen kanaanitischen Sitzen. Die Emirschaften Arabiens, der wandernden Züge der Hirten, die Milianiter, welche auf ihrer Reise nach Aegypten Joseph als Stammvater des sich weiter verbreitenden Volks mitnahmen, erklären zur Genüge diesen Anfang des hebräischen Lebens, der, wenn wir ihn nicht mit dem damaligen Völkerleben vergleichen, ein Deus ex machina, die wunderbare Eröffnung einer wunderbaren Geschichte ist. Und so geht es auch gewöhnlich, wenn wir die Sitten, die Geschichte eines Landes von ferne schauen! Das Fremde hat den Schein des Wunderbaren, das ganz Natürliche den Anstrich von sonderbaren, unerklärbaren Umrissen.

Das Göttliche in diesen ersten Veranstaltungen einer Begebenheit, welche sich weiter entwickelnd zu einer der größten Weltepochen wird, ist das Natürliche und Reinmenschliche, welches überall auf dem Grunde dieser Zeichnungen zu Tage kommt. Die unbefangenste Kindereinfalt mit allem Guten und Bösen, was der Menschennatur eigenthümlich ist, der reine Zustand der Natur in dem gesegneten Familienleben, dies sind die Ranken, welche aus dem Schooße des ungebildeten Zustandes sich um diesen ersten Anfang der Geschichte schlingen. Mag

auch auf diesem Gemälde hie und da ein Zug erscheinen, der mit der Sittlichkeit nicht im Einklange steht: immer mögen wir uns dann erinnern, daß hier der Naturmensch auftritt, der seine Fehler offner zur Schau trägt als der gebildete, und daß die rohe Natur, aus der die Geschichte freiere Blüthen treiben will, hier nur allein oder doch gröstentheils herrschen kann. In kindlicher Einfalt tritt daher auch jene Weise auf, wo Rachel die entwendeten Götzen unter ihren Kleidern verbirgt. Je offner sich hier die Naturgeheimnisse darlegen, desto mehr verbindet sich mit der Erhabenheit der übrigen Schilderungen auch die Theilnahme an der schwachen menschlichen Natur, die unmittelbar in sich die Keime des sinnlichen Lebens trägt. Die Offenheit, mit welcher dieser Theil der biblischen Geschichte auch nicht das Kleinere und Kleinliche menschlicher Unart zu bemerken verschmäht, ist der größte Beweis für die Treue der Erzählung. Einzelne Fehler und Laster tragen noch jetzt ihren Namen von ihrer ersten offenen Darlegung. Und doch, was dort nur eine Sünde gegen politische Gesetzgebung war, mit seines verstorbenen Bruders Weibe Kinder zu zeugen, ist vielleicht seitdem eine noch größere Natursünde in den Verhältnissen der Ehe geworden. So bleibt sich immer das Menschengeschlecht in seinen Erbfehlern gleich und auch auf dem fremdesten Gemälde erkennen wir den Menschen. Die einfachen Naturzüge, welche vor dem ersten abrahamitischen Hirtenleben erschienen, erwähnen wir hier nicht weiter. Das Epos, welches mit der Weltschöpfung anfing, geht zu den einzelnen Zügen des häuslichen Lebens über. Das Naturgemälde erhält sein größtes Interesse durch die überall sprechenden Beziehungen des häuslichen und nationalen Lebens.

Der Zeitabschnitt von Abraham bis auf Moses bildet einen wesentlichen Theil der Geschichte. Er ist die erste Zeitperiode des hebräischen Lebens. Von Moses an nimmt die Geschichte an Umfang und Größe zu. Sie tritt aus der

Häuslichkeit und Patriarchalität auf den grössern Schauplatz. Aber in jenen Anfängen liegen schon die Andeutungen der künftigen Geschichte. Der Umriß derselben ist durch den Bund Gottes mit Abraham, durch die gleich in ihren Anfängen theokratische Heiligung vorgezeichnet.

Der Polytheismus wuchert auf den großen und weiten Verzweigungen eines Staates, auf den vielartigen Schwärmen, aus denen er bei seiner Entstehung und seinem allmählichen Zuwachs zusammengesetzt wurde, auf einer Vermischung und Coalition der Sprachen, auf vielseitigen Bedürfnissen des nationalen Lebens. Nicht so war es bei dem Hebräervolke, das aus seiner Wurzel aufgestanden sich vor vielseitigen Vermischungen mit andern Völkern zu sichern wußte; auf seinem langen Heereszuge von Aegypten nach Kanaan und an den Ufern des Jordans in der Stiftshütte und der dem Heere vorangehenden Feuer- und Wolkensäule nur denselben Gott aus Sinai und Horeb sah, und selbst in seiner zwar bilderreichen, aber wort- und begriffsarmen Sprache die Einheit und Einfachheit der Gottheit hatte. Wo auch irgendwo, auf die natürlichste Weise konnte und mußte sich aus dem Familienleben eines auf sich beschränkten Volks der Monotheismus entwickeln, und ohne Offenbarung die Offenbarung selbst in dem naturgemäßen Gange der menschlichen Geschichte liegen. Wenn auf jener Wanderung Abrahams aus Chaldäa überall nur der Eine Gott erscheint, dem jener auf seinen Lagerstäten und in seiner wandernden Heimath einfache Altäre errichtet, so mögen wir mit dieser Einfachheit der Gottesverehrung nicht die gereinigte Vernunft verwechseln; denn auch der Monotheismus kann arm und armselig genug seyn, um andere Völker von dem Besitzthume des heiligen Landes auszuschliessen und sich für das allein geliebte Kind des Höchsten zu halten.

Der Gottesdienst der Abrahamiten bis auf Moses, wo

dann die Religion sich mehr in Bilder der Historie einkleidet, war, möchten wir sagen, ein Naturaltar. Wo der Abrahamite hinkam, baute er seinen Altar, brachte er sein Opferlamm. Wie überall gegenwärtig die Natur, so war ihm auch überall gegenwärtig und sichtbar Gott. Dieser wandelte auf Meeresfluthen, in dem Sturme der Blitze, in dem Getöne des Donners. Die großen weiten Naturbilder brannten noch, wie auf den indianischen Opferaltären der Sakontala, auf den geweihten Stäten des Herrn. Die morgenländische Phantasie verlebendigte und veranschaulichte alles unter den ihr verwandten Bildern der vergänglichen dahin eilenden Erscheinungen. Gott sprach und das Wort verklang in dem Donner. Aber das Wort des Herrn kam wieder, der Herr leuchtete wieder mit seinem Angesichte. Die orientalische Natur des Himmels und des Gemüths war der große Faltenwurf, der das fliessende Gewand dieser gottesdienstlichen Verehrung umgab.

So klein und beschränkt auch der Kreis war, aus dem sich der abrahamitische religiöse Glaube entwickelte, so war er doch der Natur so nahe und daher mit eben jenen Sinnbildern und Beziehungen bezeichnet, welche das Naturleben der Hirten so wahr und ungekünstelt machen. Es mahlte sich in dem israelitischen Glauben das Naturleben ab mit allen seinen Wünschen auf gesegnete Fruchtbarkeit des Landes und des Familienkreises, mit allen den Bildern der roheren vegetativen Natur, die nach Fortpflanzung und Vermehrung des Familienstammes strebet. Je näher der Mensch der Natur steht, desto mehr bekommen die niedern Bedingungen eine höhere Bedeutung. Der religiöse Dienst umfängt dann auch diese treibende und fruchtbringende Natur. Der Seegen der Ehe ist der Seegen der fruchttragenden Rebe, diese ein Seegen des Himmels und eine Bürgschaft für die Einnahme des gelobten Kanaans. Religion, Sitte und Natur sind hier noch

ein und das nämliche Band. Das Leben, das auf dem Boden wurzelt, gefällt sich desto mehr in den Seegen von Kindern und Kindeskindern. Das Leben, welches der so reichlich sich ausbreitenden thierischen Natur des Heerden- und Hirtenstandes am nächsten ist, gefällt sich am meisten in dem Reichthum, wodurch Länder in Besitz genommen und das väterliche Erbe auf sichere Nachkommen fortgesetzt wird.

Es eröffnet sich in den Berichten dieser alttestamentischen Urkunden ein reichhaltiger Blick in die Geschichte der Menschheit, in ihr anfängliches Leben, in ihren der Erde und der fruchtbringenden Natur so nahen Zustand. „Mehret euch und setzt euer Geschlecht fort": dieses ist fast die erste Zusprache des Himmels an die Menschen, als wenn es nicht schon an der natürlichen Lust genug seyn würde, um das Menschengeschlecht fortzupflanzen. Diese Zusprache wird in den heiligen Gebräuchen des israelitischen Volks so oft wiederholt, und es war nicht sowohl ein eheliches oder häusliches Unglück, keine Kinder zu haben, als vielmehr ein Zeichen des Zorns des Himmels, der den weiblichen Schooß unfruchtbar seyn ließ. Es erscheinen daher so oft in den heiligen Urkunden die Boten des Himmels, welche dem verlangenden Herzen Fruchtbarkeit und dem opfernden Priester den nicht mehr erwarteten Seegen der Ehe ankündigen. Und wollten wir dies nicht geradezu als eine damalige unmittelbare Zusage himmlischer Mächte ansehen, so steht uns auch hier ein Blick in die Geschichte der Menschheit frei, welche anfangs von einem heiligen Ritus umgeben ihre religiösen Geheimnisse am meisten auf dem Boden der fortpflanzenden vegetativen Natur feiert.

Der südliche Himmel, jene morgenländische Natur, wo besonders die thierischen Kräfte so üppig und schwelgerisch hervortreten, hat gewiß eine andere Ordnung und andere Erscheinungen, als in den andern Urstämmen des Menschengeschlechts, wo die Natur eine gleichmäßigere und kältere Be-

friedigung der thierischen Gelüste hat. Die üppige Phantasie, das heissere Blut, der prägnantere Charakter, besonders aber jene wandelnde, herumschweifende Lebensart des Hirtenvolks befördert den Hang und die vorzügliche Neigung, auch in der Vermehrung des Stamm- und Familienlebens ein so besonderes Glück zu suchen. Fortpflanzung, möchte man sagen, gattet sich hier an Fortpflanzung, und das müssige Leben des Hirten erzeugt jene grössere vegetative Sphäre, die das Leben des Kriegers und Jägers nicht in diesem so naturgemäßen Drange fühlen kann. Man lese in dem ersten Theile der mosaischen Urkunden die häuslichen Scenen, wo die üppigen Bilder des Fortpflanzungstriebes so deutlich hervorspringen. Die ganze Geschichte des Familienvolks ist voll von solchen Spielen der Geschlechtslust. Die Töchter machen ihren Vater trunken, um Kinder von ihm zu haben; die Fruchtbarkeit wird gesucht auf allen möglichen Wegen, und die lüsterne Natur springt nicht allein auf diese naturgemäße Weise, sondern auch in unnatürlicheren Gelüsten und unter Ausartungen hervor, die das vegetative Leben eines an Sinnen- und Geschlechtslust gewöhnten Geschlechts noch entschiedener bezeichnen. In den Verboten Mosis ist so oft die Rede von Knaben- und Thierliebe. — Fern sey es, daß wir hier die Unarten der Natur strenger rügen wollen, als sie es nach der damaligen Lage des Volks, nach der damaligen Sittenkultur verdienen. Aber es gehört doch zur anthropologischen Zeichnung des damaligen Volks, auch diesen Zug, wodurch die Geschlechtsliebe gleichsam einen religiösen Anklang eines göttlichen Segens bekam, nicht unerwähnt zu lassen. Das Land, der, wie man damals meinte, fruchtbarmachende Nil, die Lebensart der Israeliten unter den Aegyptern, alles dieses, die unmittelbare Nähe des früheren Menschenlebens mit der vegetativen Seite des Pflanzen- und Thierlebens macht die Fruchtbarkeit, mit der sich das Stammvolk in Aegypten

vermehrte, nicht gerade zu einer auffallenden Erscheinung. Uebrigens ist ja besonders auch hier, wo das Gesetz der Propagation eine solche Sanktion erhalten hatte, die gesetzliche Erlaubniß der Polygamie nicht zu vergessen, wo aus dem Schooße der Sklavin Kinder hervorgingen, die das Eheweib nicht gebären konnte. Ueberall erblicken wir in der damaligen Welt, besonders des Orientalismus und angrenzender Völker, eleusinische Freudenfeste, welche dem geheimen luxuriösen Naturtriebe geheiligt waren. Wenn auch nicht in einer solchen frevelnden Vermischung, immer zeigte sich doch auch unter den damaligen Abrahamiten eine sonderbare Verbindung der Fruchtbarkeit mit religiösen Ceremonien und Einrichtungen, wodurch sie sollte vermehrt oder gestärkt werden.

Vielleicht steht selbst der so sonderbare religiöse Ritus, der von der höheren Beziehung der Religion so entfernt zu seyn scheint, die Beschneidung, in einem nicht entfernten Zusammenhange mit der wirklichen oder scheinbaren Fruchtbarmachung des Geschlechtstriebes. Gott stiftet mit Abraham den Bund der Beschneidung als Zeichen der Erhaltung und Vermehrung des Volks. Abraham läßt sich nach dieser Weise des Himmels noch in seinem höheren Alter beschneiden, und nach diesem Bunde wird noch die Verheissung erfüllt, daß er einen Sohn empfangen soll. Früh schon war in dem Orientalismus der Gebrauch bekannt, das männliche Zeugungsvermögen zu nehmen. Es werden mehrere Arten der Castration selbst in den mosaischen Verboten erwähnt: Zerstoßen, Quetschen und Zerschneiden. Wenn nun in jenen haremssüchtigen Zeiten ein solcher Gebrauch herrschte und die List schon früh den schändlichen Weg gefunden hatte, das männliche Zeugungsvermögen zu vermindern, so konnte auf der andern Seite die lüsterne Begier eben so bedacht gewesen seyn, diese Zeugungskräfte durch unnatürliche Reize, durch eine andere Art der Castration zu erhöhen, wo

vielleicht Säfte, die auf natürliche Weise abgesetzt werden sollten, durch die Beschneidung gezwungen wurden, auf andere benachbarte Theile zur Reizung und Vervielfältigung des Zeugungsvermögens zu wirken. Die Gründe, wodurch zur Verhütung einzelner Krankheiten die Beschneidung in den heissen Ländern nöthig, wenigstens dienlich seyn soll, sind bekannt. Allein sie scheinen nicht zur Erkärung eines solchen religiösen Ritus hinzureichen. In mehreren Religionen finden sich solche sonderbare Beziehungen auf Vermehrung des Geschlechtstriebes, auf Erhöhung des Zeugungsprincips. In Aegypten war der Lingamsdienst, in einer andern Mythologie der riesenmäßige Gott der Gärten. Es waren eigene Feste angeordnet, wo die unfruchtbaren Weiber die Schutzgöttin um ehelichen Segen anflehten. Was aber auch die Gründe dieses israelitischen Gebrauchs seyn mochten, er steht mit dem anfänglichen Naturdienste der Religionen, wo diese sich nach der vegetativen Natur zuwenden, in genauer Verbindung. Die Propagation des Geschlechts steht mit dem religiösen Principe in genauer Beziehung. Die Stärke oder Schwäche des Zeugungsvermögens erzeugt eigene Glaubensansichten, das Feuer der Einbildungskraft entzündet sich auf dem sinnlichen Heerde. Abraham lernte erst später diese Beschneidung von den Kanaanitern oder Aegyptern kennen. Wenigstens ließ er erst spät in einem hohen Alter diesen Bund an sich verrichten. Gott machte diesen Gebrauch zum ausdrücklichen Bund zwischen sich und Abrahams Geschlecht. Drei Beziehungen treten besonders hervor in der Gründung und Stiftung des israelitischen Glaubens: die Vermehrung des Geschlechts, das Feuer der Religion, und die träumerische Welt von Bildern und Wahrzeichen; alles Anzeichen in dieser Verbindung von luxuriöser Sinnes- und Körperstärke.

Ein jedes Volk ohne Ausnahme, wenn es nämlich in seiner Bildung sich selbst überlassen bleibt und ihm die Kultur

nicht aufgedrungen wird, geht von einer solchen Welt des vegetativen Systems aus. Der Saame der höheren Welt liegt auch in dem Saamen der niederen Sphären. Die Geschichte der Menschheit zählt drei Perioden ihrer Bildung,

erstlich: wo Sinnenwelt, Verstand und Religion ein und dasselbe Gebild ausmachen;

zweitens, wo sich diese drei Sprossen theilen und der Verstand, die Erkenntniß anfängt sich über die Einmlichkeit zu erheben; und

drittens, wo diese drei Sphären aus einander treten und die Blüthe der Religion in freierer und geistigerer Gestaltung ihr Reich auszubreiten beginnt.

Ein jedes Volk, wie die ganze Geschichte der Menschheit, stehet unter diesen drei Perioden der Bildung. Einen andern Culminationspunkt wie einen andern Anfang gibt es nicht. Aber eben dieser Periodenwechsel, die mannigfaltigen Formen, wie sich diese Perioden ausbilden, machen das sonderbare Spiel der Menschheit. Die geistige Lebenssphäre des Menschen bildet sich unter den mannigfaltigsten Formen und Spielarten, wie die Pflanzenwelt, aus, unter der obigen gesetzlichen Bestimmung der Lebensperioden.

Einer jeden Bildung geht das träumende, träumerische Zeitalter voraus. Was sind Träume anders, als die bildlichen vor- oder nachbildenden Darstellungen der Lebenskraft! Alles ist vorher in einem Keime vorhanden. Auch das freieste und thätigste Bewußtseyn bildet sich aus dem dunkeln, leidenden Zustande der Seele hervor. Manche Kräfte der Seele wie z. B. Einbildungskraft, Phantasie, haben ja auf dieser Schlummerstätte ihr ganz eigenthümliches Ruhebett. Sie spielen mit Farben und Hoffnungen, zeichnen die Contoure dem Leben vor und bilden ein Daseyn von Ahndung und Weissagen, von Seherblick und — Aberglauben. Es ist die träumerische Welt, mit welcher eine jede Bildung des menschlichen Da-

seyns anfängt! Diese Träume und Ahndungen verschmelzen, je nachdem die Anlage des Volks, der Zeitpunkt der Bildung, die Zone des Himmels ist, mit sinnlichen, religiösen oder ästhetischen Formen. Man sehe die Mythologie des Nordens, wo Helden und ossianische Stimmen, das Gefilde des Sternenhimmels beleben; die Mythologie Griechenlands, die sich um freie göttliche Gestalten einer himmlischen Jugend schlingt; die Religion des Hebräervolks, wo Sinnbilder der Religion, Nebelgestalten des religiösen Glaubens, die Himmelsleiter auf- und absteigen. Das Feenmäßige ist überhaupt der Anfang einer jeden Geschichte, mag es der Orakelspruch der Griechen, das weisse Roß, die Velleda der Deutschen oder das Urim und Thummim der Hebräer seyn.

Es ist mit der anfangenden Bildung eines Volks — und ist diese nicht meistens eine Leidensgeschichte, ein Kampf des unsichern Zustandes mit der Besitznahme des sicheren? — wie mit jeder andern beginnenden Zeichnung. Vogelflug und Wolkengebilde, die zarten, unsicheren Wünsche aller Unternehmungen, hängen sich an solche Vorbedeutungen und wir würden der Geschichte einen falschen Maasstab geben, wenn wir sie darum verhöhnen wollten, indem sie, ehe sie zur historischen Wahrheit fortschreitet, mit solchen Nebelgestalten des religiösen Sinns, mit solchen Phantasiestücken der Politik und Kunst ihr weites Reich eröffnet.

Anders konnte es ja also auch nicht mit der kindlichen Geschichte des Judenthums seyn. Es spielt seine anfängliche Rolle auf dem tiefern schwächern Grunde des religiösen Glaubens; erhitzt von dem Feuer des morgenländischen Bluts; belebt durch die herumschweifenden Schwärme des Nomadenlebens; zur höchsten Lebhaftigkeit gesteigert durch die großen weiten Naturbilder, in deren Umfang das Hirtenvolk lebte, mehr ans Herz gelegt durch die Lebensart selbst, welche dem Hirten Anhänglichkeit an seine Heerden, Wünsche und Bitten für das

Gedeihen derselben gab und dieses alles erhöhet zur innigsten Inbrunst durch den unsichern Besitzstand, mit welchem ein kleines Volk ein grosses Volk zu werden strebt, und auf einer Fahrt, gleich der nach Kolchis, das goldne Vlies des gelobten Landes zu erobern gedenkt. Dieses Gemälde löset sich in jener beginnenden Geschichte bald als Traum, bald als Weissagung, bald als Befehl Gottes, bald als ein besonders auserwähltes Zeichen des Himmels auf. In bald hellern bald dunklern Farben spielt Glaube und Aberglaube, Frömmigkeit und Gottesfurcht. Bald ergießt sich die Hoffnung in Segen, bald die Furcht in Fluch. Ueberall treten hier die Contraste auf, mit welchen jeder Anfang des Lebens seine Laufbahn bezeichnet.

Sind dies nicht die charakteristischen Züge der Hebräer, der Glaube, das auserlesene Erbtheil von Gott: die Vermehrung der Geschlechter durch Gottes Segen, durch reiche und reichlich propagirende Natur, und Traum- und Ahndungsleben in den Erzählungen und Unternehmungen des Volks, welches auf die manigfaltigste Art seinen mystischen Sinn in der Umgebung ungewohnter Naturbilder, in der Beobachtung erhabener Naturscenen, in dem Kampfe eines bald ärmern, bald reichern Lebens ausspann? Dunklere und hellere Blicke strahlen hier aus dem tieferen Naturleben hervor. Abraham war ausgewandert aus seinem väterlichen Besitze: sein Geschlecht hatte sich bald vermehrt zu einem Familienleben; Brüder trennen sich, Familienstämme entstehen und bilden sich von neuem. Die Zelte werden weiter gerückt, die Viehheerden vergrössern sich. Der grössere Emir zieht bald als kleiner Fürst umher. Und über dieser ganzen Chronik schwebt wie über den Bildern des Alterhums das Düstere der Vorzeit. Magie des Naturlebens, der Unbekanntschaft mit den Naturgesetzen, glühende Naturkraft, unzweifelhafter und nie zweifelnder Glaube mit der Gabe der Verheissung und des brennenden Eifers treten in dieser Naturscene, in dieser biblischen Geschichte auf, deren

Stammvater und Held — bis sich die Geschichte weiter schlingt, — Abraham ist. Die Scene spielt um das Familienleben einzelner Stämme, wie sie sich befreunden und befeinden, in Liebe und Haß auseinander gehen. Was das Herz verheißt, sprechen unsichtbare Mächte aus, und wie in jeder Religionslehre liegt der Himmel dicht auf der Erde. Der Mensch muß höher stehn, wenn er die Trennung zwischen dem Himmels- und Erdhorizont wahrnehmen soll. Die Wahrheit der Natur ist gezeichnet durch die erinnernde Kraft der Aufzeichnung. Manches tritt hier näher zusammen oder entfernt sich auch mehr als es in der Wirklichkeit war. Der Saum der Historie ist nun jene Dämmerung, welche lang vergangene Zeiten, — den Horizont des fernen Himmels umgibt.

Die biblische Geschichte erhebt sich zu einem höhern Schauplatz, nimmt weitere Umkreise, das Familienleben bildet sich nach und nach, indem es lange Zeit im Verborgenen und unter dem Drucke des ägyptischen Jochs geschmachtet hat, zu einer volksthümlichen, nationalen Wirksamkeit aus. Ein zweiter Zeitabschnitt der ebräischen Geschichte beginnt. Sie wird durch den zufälligen Umstand des Verkaufs Josephs an die Midianiter, welche nach Aegypten ziehen, eingeleitet. Wie in der Historie oft so vieles zufällig ist oder scheint und aus dem kleinern Bache sich ein großer, reissender Strom fortwindet:, so ist auch in dieser Entwickelung der Geschichte zu einem Weltdrama eine so sonderbare Verbindung von kleinen und zufälligen Umständen. Aber dies ist ja auch der charakteristische Lebenslauf der Geschichte, aus dem Kleinen zum Großen zu werden und durch Verknüpfung kleiner Umstände große allgemeine Begebenheiten einzuleiten. Ein anderer Charakter tritt also auf. Aus dem Familienvater Abraham wird der Heerführer und Befehlshaber Moses. Die Magie spielte in dem häuslichen Familienleben zwischen Stämmen und Befreundeten und Gott. Jetzt nimmt Moses die Schlange und schwingt sie über Aegyp-

ten. Ein ganzes Land, ein weites Reich zittert bald unter seinen zornerfüllten Drohungen.

Moses, von einer Fürstentochter am Hofe Pharaos erzogen, eingeweiht, wie es wahrscheinlich ist, nah oder fern in die Geheimnisse, in die bildlichen Darstellungen des ägyptischen Tempeldienstes, bekannt mit den grösseren Formen der Welt und des Lebens, bildet sich zu jenem Helden aus, der nun die Geschichte trägt und sein Volk aus der trägen und lästigen Vormundschaft herausführt. Von Mitleid ergriffen über die Bedrängnisse seines Volks, wo die männlichen Geburten der ebräischen Weiber, damit nicht das Volk auf die Gefahr Aegyptens zu groß werde und sich vielleicht mit andern Völkern gegen das stiefmütterliche Mutterland verbinde, auf Befehl Pharaos getödtet werden, und nur durch die zartere Fürstentochter als ein am Nil ausgesetztes Kind gerettet und der ebräischen Mutter zur ersten Pflege zurückgegeben, hatte er schon früher, ehe seine grössere Lebens- und Weltperiode begann und er sich im brennenden Busch, wo Gottes Stimme erscholl, zur Rettung seines Volks entschloß, in Aegypten einen ägyptischen Hauptmann erschlagen, der unter den so grossen Bedrängnissen der Israeliten diese immer mehr bedrängte und drückte. Er mußte fliehen und er floh heimwärts in die Wüste, zu einem Hirtenvolk, wo die hülfreiche Hand, die er bei dem Wasserschöpfen und beim Tränken der Schaafe leistete, ihm Eingang zur sichern Frei- und Hausstäte bei Jethro erwarb. Es vollenden sich in Moses die nationalen Züge Abrahams. Voll Eifer für Religion und zugleich voll Eifer für die Erlösung seines Volks tritt er nicht allein als Glaubensheros auf, sondern vollendet auch seine Rolle als großer geschichtlicher Mann, der Reiche gründet und stürzt. Voll Eifer und heiligen Entschlusses, gemahnt durch die Stimme seiner väterlichen Religion und ausersehen von der Gottheit, ein neues Reich der religiösen Weltbeför-

derung zu stiften, belehrt gleichsam durch jenen kleinern Vordienst, den er im Haine Mamre dem Gott seiner Väter errichtete, kehrt er nach der Regierungsveränderung des königlichen Stuhls nach Aegypten zurück und beginnt nun weise und mächtig, weiser und mächtiger als die Priester und Zauberer des Aegyptenlandes, mit seinem Volke den Auszug aus der fast vierhundertjährigen Gefangenschaft.

Der Charakter des jüdischen Volks, welches binnen dem obigen Zeitraum aus dem Familienstamme Josephs zu der fast unglaublichen Menge von drei bis vier Millionen angewachsen war, konnte sich unter den Bedrückungen Aegyptens, welches überhaupt den Hirtenstand als ein sehr verächtliches Gewerbe ansahe, nicht anders als verschlimmert haben. Die Niedrigkeit der Lebensart bringt gewöhnlich auch mancherlei Auswüchse des Charakters zum Vorschein, besonders der Stamm des Hirtenvolkes, wenn er mehr zum Dienst als für sich arbeitet: halsstarrigen Sinn verbunden mit abergläubischen Gebräuchen des Unmuths und Kleinmuths. So traf Moses sein Volk und das verhärtete Herz Pharaos konnte nicht erweicht werden, um in Ruhe die von einem frühern Königsstamme so gütig aufgenommenen Verwandten Josephs mit dieser so reichlich und überreich ausgebreiteten Nachkommenschaft gleichsam als eingebürgerte Einwohner wieder mit Schätzen und Gütern von hinnen ziehen zu lassen.

Moses, vereint mit Aaron, jener der Held, dieser der Redner, drohen mit göttlichen Strafen. Moses beurkundet seinen göttlichen Auftrag. Sind wir gerecht in den Anfoderungen, welche gemacht und nicht erfüllt wurden, wie könnten wir Pharaos augenblickliche Weigerung und Mosis strengeres Drängen tadeln! Wahrscheinlich mochte das Volk, welches das Land Gosen inne hatte, vielen Anlaß zu Beschwerden gegeben haben; sie mochten die härtere Bedrückung nicht unverdient tragen. Aber jedes Volk, das in Bedrängnissen der

Unterdrückung schmachtet, wird auch zu immer neuen Versuchen des weniger willigen Gehorsams gezwungen. Jedes Volk, das unfrei von aussen ist, wird auch endlich unfrei von Gemüth und strebt durch Widerrede und Eigensinn die Fesseln seiner Gefangennehmung zu sprengen. Moses tritt vor Pharao, läßt seinen Stab sich verwandeln zur Schlange, das Wasser sich ergiessen als Blut, alle sieben Plagen Aegyptens über Aegypten kommen. Pharao bewilliget und verweigert, wie es bei eigensinnigen despotischen Herrschern natürlich ist. Moses endiget seine Gesandschaft, die Erstgeburt Aegyptens wird geschlagen, und fast ausgestossen oder ausgetrieben wandert das ebräische Volk nach mehr als dreihundertjähriger Dienstbarkeit unter dem Heerführer Moses übers rothe Meer durch die Wüste nach dem gewünschten Lande der Eroberung.

Mögen uns die Wunder, welche Moses zur Beglaubigung seiner Gesandschaft, zur Erweichung des königlichen Herzens verrichtete, Wunder scheinen. Sie sind anthropologisch so menschlich und natürlich als möglich. Der sich bisweilen roth wie Blut ergiessende Nil, die indische Kunst, Schlangen wie Stöcke aufzuheben, das Klima Aegyptens mit Pest und Aussatz und den Landplagen bisweiliger Jahrszeit lösen alle diese Wunder. Und wenn sie auch nicht ganz oder alle gelöset werden, wie können wir zweifeln, daß, wo das eine Wunder so natürlich war, das zweite und dritte nicht eben so der Natur gemäß gewesen sey! Der Nil, der Jordan mit seinen zurücktretenden Fluthen hemmen nicht den wundervollen Uebergang. Das Manna, die wandernden Heereszüge von Vögeln, das aus den Bergen schlagende Quellwasser, machen die göttlichen Veranstaltungen zu den natürlichsten, aber eben deshalb um so zweckmäßigeren und würdevollern Vorrichtungen zur Rettung und Erhaltung der heimsüchtigen, ein Vaterland suchenden Israeliten.

Sollten wir unter diesen menschlichen Veranstaltungen ein Wunder wahrnehmen, so wäre es der Würgengel, der

Tod der ägyptischen Erstgeburt. Die Israeliten sind im Begriff auszuziehen, Moses gebietet die Rüstung, alle Thüren und Pfosten müssen mit Blut des zum Pascha geopferten Lammes bestrichen werden, damit der Würgengel vorüber gehe und nur die Aegypter schlage. Die natürlichere Erklärung ist nicht die gewünschte, so wie wir auch nicht die Belastung des israelitischen Zugs mit ägyptischem erborgtem Silber gerecht und zweckmäßig finden. Doch die Geschichte der Vorzeit geht ihren eigenen Gang, sie bekümmert sich wenig um unsere Ansichten. Unter göttlichen Veranstaltungen können sich ja wohl auch oft menschliche und natürliche finden.

So erblicken wir den wandernden Zug von fast vier Millionen Menschen mit Vieh und Habe aus dem Lande der sieben vollen und der sieben magern Aehren in das verheissene Land Kanaan. Die Vergangenheit mit ihrem träumerischen Blumenkranze verbindet sich hier mit den zu erhoffenden Früchten der Verheissung. Joseph hatte die Träume Pharaos ausgelegt und die Auslegung war erfüllt. Oft ist zwischen dem Traume, der sich aus der politischen Ueberlegung erzeugt, und der Erfüllung die naturgemäßeste Wirklichkeit und zwischen dem Auslegen und dem vorgelegten Traume eine natürliche Verbindung der Gegenwart, wo diese oder ihre unausbleibliche Folge die Lösung des Traumes ist. Was dieses aber auch sey, wir erblicken hier in diesem prophetischen Zustande der Traumwelt, wie Joseph die Träume Pharaos und die Träume der Gefangenen löset, manchen wahren Zug der Vorwelt und der Menschheit, die, wo der hellere Blick fehlt, sich an das Errathen der Zukunft hält, das oft gewisser ist als die politische Berechnung des Plans der Vorsehung nach Jahrzahlen.

Kanaan war den Abrahamiten verheissen worden. Eine andere anthropologische Erklärung findet hier nicht statt, als welche die allgemeine Geschichte der Mit- und Vorwelt gibt.

Das wandernde Volk sucht sich einen Besitz und dies ist Verheissung. Wo das Volk vielleicht einmal gewesen ist, da wünschet es immer zu seyn. Das Land, wo Milch und Honig fleußt, ist die schönste Verheissung. Unter streifenden Hirtenzügen ist jeder Besitz momentan und permanent, wie man will. Der erste Besitz und der Wiederbesitz, sollten sie auch durch Eroberung erlangt seyn, sind der Rechtstitel. In den Zeiten, wo die Staaten sich gründen und festsetzen oder wo wandernde Züge sie gefährden, ist jede Grenze zwischen Gegenwart und Zukunft sehr unsicher. Es heißt hier nur: „wollen und haben wollen". Amerika wurde auch den ersten Findern oder Erfindern verheissen. Columbus nach Amerika; Moses nach Kanaan: beide Finder und Erfinder großer Welten: der einen, die auf den Besitz des Kontinents fußet, der anderen, die sich zur Welt der Religion und Moral erhebt.

Beide Entdecker neuer Welten haben es mit dem Sturm der Sandes- und Meeresfluthen und mit den noch ungestümern Wellen der so oft empörten widerspenstigen Herzen zu thun gehabt. Der israelitische Zug sehnt sich aus der armen Wüste in die Sklaverei nach Aegypten, zu dem ruhigen Genuß der Bedürfnisse zurück; die Gefährten des Columbus, auf der Fahrt nach dem nie erscheinenden Lande, in die ruhige Heimath. Beide kämpfen mit dem Umgestüm der Gefahren und mit Unsicherheit: aber beide siegen in dem Vertrauen zu Gott und zu ihrer eigenen Größe. Moses wirft Flammenworte von Sinai und Horeb, sein Antlitz ist umleuchtet, Blitze verkündigen die Gegenwart des Allgegenwärtigen. Er wandelt durch das Lager umher, stillt den Sturm der empörten Menge, das gegossene Kalb des Götzendienstes wird zertrümmert, die vom Berge Gottes herabgebrachten Gesetztafeln werden im Zorn des Edlen zernichtet, die Rotte Korah wird mit Schwefel und Feuer zerstört, das Schwerdt der Auserwählten geht durch die

murrende Menge und frißt dreissig tausend Mann. Es ist so schwer, eine wilde Menge im Zaum zu halten: aber noch schwerer eine verwilderte, die in halber Civilisation und halber Zügellosigkeit und Niedrigkeit gelebt hat, wie das Volk der Ebräer in Aegypten. Sie zagen vor dem Antlitze des Höchsten, bitten Moses, daß er für ihre Sünden bei Gott bete, und doch, wie der Herr des Himmels sein Angesicht gewandt hat, kehren sie zu der alten Klage und Ordnung, Recht und Heiligkeit ist vergessen.

Heiliges Gesetzbuch, das du vom Himmel kamst, du warst der erste und heiligste Gründer der Staaten, du bist das Heiligthum der Völker, ohne dich bestehet die Menschheit nicht. Und mag auch dieses Gesetzbuch tief in des Menschen Herz eingegraben seyn, es bedurfte doch eines Rufs von Sinai, um dich zu wecken, dich als lebendige Stimme Gottes in die Heerden der Völker einzuführen. Ohne dich geht die gesellschaftliche Ordnung dahin, und was noch mehr ist, ohne dich ist auch kein Weg nach dem Himmel, zu unserer seeligen Heimath! Du sprichst, so wenig auch oft Völker deine Stimme hören wollen, so laut und vernehmlich, so unabläßig wie die Ewigkeit! Deine Stimme ist geschrieben in jenen Geboten, die Moses — der Große vor dem Größten, der nur auf Erden gefunden ward, vom Himmel, von Sinai brachte, nicht nur in den Gränz- und Grundsäulen nicht allein der Staaten, sondern auch der Tugend und alles Menschenwohls!

Was ihr auch waret, Griechenland und Rom, mit aller eurer äusseren Größe vernichtet ihr die Himmelhoheit Mosis nicht. Wenigstens war es hier eine heilige Zeit, die gleichsam den Auftrag von der Ewigkeit hatte, gesetzlich und göttlich das Buch aller Völker, die Sitten- und Tugendlehre in das Leben und Weben der Völker, in das Heiligthum der Geschichte einzuführen!

Es war eine göttliche Veranstaltung, wodurch das Reich Gottes näher herbeigeführt werden, die Vernunft über die Sinnlichkeit siegen und nicht bloß der einzelne Mensch, sondern die ganze Geschichte einer höheren Ansicht unterwürfig werden sollte; eine von jenen göttlichen Veranstaltungen, deren Zweck und Nothwendigkeit in der Geschichte der Menschheit selbst liegt, sich immer weiter fortzubilden, auf daß die Wahrheit herrsche über den Wahn und die wahre Gottesfurcht über die Scheinbilder einer leeren Anbetung. Die Geschichte ist das eigenthümliche Gewebe, die eigenthümliche Pflanzungsschule des Menschen, in welcher die Ideen reifen und ihren Saamen von Geschlecht zu Geschlecht, von Jahrhunderten zu Jahrhunderten in bald langsamerem, bald geschwinderem Fortschritt ausbreiten. Die Geschichte ist ein großes Ganzes, wo sich jeder Theil in entferntern oder nähern Absätzen an den andern füget und die Menschheit, ohne daß sie es selbst weiß, ja ohne daß sie es selbst so oft will, zu dem guten, zu dem großen Plan der Vorsehung in der Verherrlichung der unsichtbaren geistigen Mächte fortgeführt wird.

Die Sprache Mosis ist so mächtig, so stark, eindringend, gleichsam entflammt von dem Geiste Gottes! Seine Worte sind der Flug der Blitze, seine Gebote der Ausdruck der göttlichen Rede. Welche Dichtung könnte dieser Kraft der Gedanken, dieser Heiligkeit der Rede, dieser Kühnheit und Wahrheit gleich kommen! Alles ist stark, mächtig in diesem Heros! Sein Bild ist den Bergen gleich, auf welchen er den Fluch und den Segen über die Kinder Israels, wenn sie den Geboten Gottes nicht folgten oder denselben folgten, aussprechen ließ, gleich den großen Bildern, mit welchen er von Horeb und Sinai zu seinem geliebten und doch so oft unwilligen Volke sprach. Seine Moral ist der einfachste und göttlichste Satz, zu dem sich die Vernunft nur erheben kann: „Seyd vollkommen und heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist“.

Seine Darstellung so rührend, so vernunftrein: „Das Gebot, das ich dir gebiete, ist dir nicht verborgen, noch zu ferne, noch im Himmel, daß du möchtest sagen: Wer will uns in den Himmel fahren und uns holen, daß wirs hören und thun? Es ist auch nicht jenseit des Meers, daß du möchtest sagen: Wer will uns über das Meer fahren und uns holen, daß wirs hören und thun? Denn es ist das Wort fast nahe bei dir in deinem Munde und in deinem Herzen, daß du es thust. Siehe, ich habe dir heute vorgelegt das Leben und das Gute, den Tod und das Böse". Lesen wir auch nur diese einzige Stelle (und wie viele derselben finden sich in dem großen Gesetzbuche), so dürfte man sich wundern: warum noch kein messianischer Sionit aufgestanden, Moses zu singen, dieses große Epos der Weltgeschichte in ein Epos zu bringen. Aber der Gegenstand ist zu groß, er umfaßt die Welt und welches Dichterepos könnte dem Weltepos des Moses gleich kommen! Das alte Testament von der Schöpfungsurkunde an bis auf die Zerstörung Jerusalems ist ein Weltgericht, das an Größe und Umfassung kein gleiches hat. Die Dichter und Sänger dieser Welt waren Männer, die mitten im Drama selbst lebten und so großartig und kindlich, menschlich und göttlich waren, wie der weltgeschichtliche Stoff, der sich um sie und aus ihnen im mosaischen Geiste entfaltete.

Vierzig Jahre brachten die Israeliten auf der Wanderung durch die Wüste von Aegypten bis in das Land Kanaan auf einer Weite von ohngefähr achtzig bis neunzig Meilen zu. Es war keine Reise, es war ein Zug eines großen, zu Millionen angewachsenen Nomadenvolks, das von Tage zu Tage, von Jahr zu Jahr inne halten mußte, um das Lager aufzuschlagen, in dem Lager zu leben und es weiter fortzubewegen. Von den Millionen kamen nur zwei, Josua und der Priester Kaleb, ins gelobte Land, die übrigen starben auf dem langen Heereszuge. Moses selbst konnte das verheiß-

sene Land ob des Volkes Herzenshärtigkeit nicht sehen. Eine ganz neue Generation drang in das gelobte Land ein. Die Wunder, die auf der Reise geschahen, erklären die Beschwerden der Wanderung. Der Zug mußte in den langen Sandsteppen Wasser und Nahrung suchen. Moses schlug mit seinem Stabe das Wasser aus dem Felsen, er verhieß Himmels-Brod, Fleisch; und Manna und Wachteln kamen, das Volk zu sättigen. Krankheiten — wie konnten diese ausbleiben in einem heißen Himmelsstriche, das in seinen Naturscenen so üppig und veränderlich ist — verheerten das Heer. Die eherne Schlange wurde aufgerichtet. Arabische Züge von Räuberhorden mußten besiegt, angränzende Völker bekämpft werden. Und dies alles von einem krieg- und siegentwöhnten Volke. Es war das größte Unternehmen, — größer als das des Hannibal, eine an Krieg gewohnte Armee über Pyrenäen und Alpen nach Italien zu führen. Der sieggewohnte Soldat freuet sich der Beute: „Sehet da den blauen Himmel Italiens!". Das Volk der Israeliten sehnte sich so oft nach Aegypten zurück und hatte den Wunsch des Friedens mehr als den des Krieges.

Mit welcher Umsicht und Sorgfalt Moses das Heer führte, berichten die Urkunden selbst. Und hier ist es, wo die reichere Erziehung, die er genossen, das pharaonische Leben, die genauere Bekanntschaft mit der Staatsform Aegyptens bis auf jenen Rath des weisen Jethros, die nähere Weihe, die er von dem Isistempel und den priesterlichen Ceremonien Aegyptens erhalten hatte, noch mehr aber seine eigene gesetzgebende Klugheit, sein Vertrauen zu Gott, die Kenntniß seines Volks und des menschlichen Herzens, in der ganzen Einrichtung und Führung dieses weiten Heereszuges ihm zu Hülfe kamen. Seine Maaßregeln scheinen bisweilen hart und denen der weltlichen Führer gleich, seine Entschließungen bisweilen unentschieden, er ließ so oft bei kleineren und grösseren Entscheidungen die Orakelstimme des Urim und Thummim, der heiligen Steine

fragen. Aber man versetze sich in die Jahrhunderte der damaligen Zeit, in die damalige Denkart, und man wird weise und räthlich finden, was in dem ersten Augenblick der Beschauung befremdend und weniger der Menschheit würdig scheint. Selbst bei aller anthropologischen Betrachtung, wo wir menschliche Zwecke mit menschlichen Mitteln messen, finden wir in jener ganzen Geschichte keine einzige Thatsache, für die nicht eine entschuldigende nothwendige Maasregel erscheint. Es ist sehr natürlich und menschlich, wie Moses, als die beiden opfernden Söhne Aarons sich unvorsichtig dem heiligen Feuer nahen und von demselben verzehrt werden, das Gesetz gibt, daß sich keiner mit gesalbtem Haupte und noch weniger nach dem Genuß des Weins der brennenden Opferstätte nahen solle. Es erscheint weniger theilnehmend, daß der Mann, der am Sabbath Holz gesammelt, nach dem Ausspruche des Orakels zur Steinigung verurtheilt wird: — aber was mögen wir uns weiter bei diesen dunklern Farben der Geschichte aufhalten! Muß diese doch selbst ihrem Gemälde dunklere Farbe geben, ehe Licht und helle Farbe aufgesetzt werden kann. Betrachten wir diese Geschichte des Hebräismus, wie sich das Ganze aus Theilen zusammensetzt, nach einem menschlichen Standpunkte, so finden wir mehr Versöhnung und Ausgleichung, als wenn wir überall den höchsten Maasstab der Göttlichkeit in der Berechnung von Mitteln und Zwecken anwenden.

Die hebräische Geschichte tritt von dem Augenblicke, wie Moses mit den Israeliten dem hohen Ziele entgegen, das verheissene Land einzunehmen, aus Aegypten wandert, aus der Verborgenheit und dem Patriarchenleben in die Oeffentlichkeit, in die offene Staatsform ein. Gesetz, Sitte und Religion sind die Hebel des Staats. Moses sorgt, seinem Volke durch Gesetze, Form der Sitten und besonders durch theokratische Regierungsform Einheit und Beständigkeit zu geben. Von nun an laufen leitende Ideen durch die Geschichte, und die

oberste dieser Ideen, welche noch Jahrtausende hinaus gewirkt und im Guten und Bösen ein ganz neues Reich gebildet, Europa und die Welt in zwei Hälften getheilt hat, ist die Theokratie des Hohenpriesterthums. „Ihr sollt ein priesterliches Königreich und ein heiliges Volk seyn": diese Idee, nach welcher nun die ganze israelitische Staatsform eingeleitet wird, fand vielleicht ihre Entstehung in Aegyptens Priesterthum, unter dessen Umgebung, in dessen halb königlicher, halb priesterlicher Nähe Moses erwachsen war. Manche von ihm angeordnete theokratische Einrichtungen athmen ganz den Geist Aegyptens; die Cherubim, die Sphinxe breiten sich über die Bundeslade aus, der Priesterstand ist theils ein königlicher, theils ein abgesonderter Stand, er umgibt das Heiligthum des geweihten Tempels, wie Aegyptens Priester die Mysterien des Nildienstes. Und konnte und wollte auch wohl Moses, in Rücksicht auf sein zu leitendes Volk, das an die heiligen Gebräuche des Nils gewöhnt war, anders, als dasjenige näher und entfernter beibehalten, was für sein Volk schon von Aegypten aus eine mysteriöse und göttliche Weise erhalten hatte?

Schon von älteren Zeiten an waren ja die Ideen von König- und Priesterthum im Einklang gewesen. Es sind die zwei Grundpfeiler der menschlichen Gesellschaft, königliche und priesterliche Gewalt. Wie sie sich neben einander ordnen, friedlich oder feindselig neben einander bestehen, hängt von der Art der Kultur, von Zeitverhältnissen, von moderner und antiker Bildung ab. Die frühesten Staatsgewalten Asiens, die eisernen Bilder des Despotismus waren entweder Despotien des König- oder des Priesterthums. Bald kämpften Priester um das königliche, bald Könige um das priesterliche Gewand. Je höher wir in der Staatengeschichte aufsteigen, desto mehr finden wir eine Vereinigung dieser Gewalten, die sich friedlich mit einander aussöhnten, wenn es Einen Zweck der gegenseitigen Beförderung und Unterstützung galt. Thro-

nen werden gestürzt durch Priester und Priester durch Könige entsetzt. Das Salbungsöl und der königliche Steigbügel lößten sich immer wechselweise ab, damit das Priesterthum seine machtgebende Gewalt gegen den König und der König seine oberhauptliche Krone gegen das Priesterthum beweise. In Aegypten war das Reich der Pharaone so mächtig, aber auch das Heiligthum der Priester so fest gegründet. Könige ruhten in den heiligen Gräbern, gebauet und eingerichtet durch Priestershand. Die Idee pflanzte sich ebenmäßig fort und wir finden sie als höhere Gestaltung der Theokratie auf dem Heereszuge der Israeliten nach Kanaan.

Moses konnte sein Volk nicht besser als durch diese königlich priesterliche Gewalt leiten und zum Gehorsam bringen. Gott der König sprach im Donner; in Blitzen vom Berge Sinai gab er die ersten Fundamentalgesetze der Ordnung, des Rechts, der Billigkeit. „Ihr sollt ein heiliges Volk seyn": damit war die Idee des Priesterthums und des Versöhnungswerkes gegeben. Durch die ganze Geschichte Israels ziehen sich nun mit der Stiftshütte und Bundeslade drei vorzügliche Ideen. Gott als König, vor dessen Antlitz nur der geweihte Oberpriester treten durfte, denn das Angesicht des Herrlichen ist schrecklich und tödtend; der Demüthige muß niederfallen und darf das Antlitz des Herrn nicht sehen. Die zweite Idee ist die Darstellung des Opferdienstes als eines Versöhnungswerks, die Sünden müssen auf eine priesterliche Art getilgt und gebüßt werden. Und der heilige Stand der Priester als ein vom Volke abgesonderter und abzusondernder Stand, der in näherer Gemeinschaft mit dem Himmel lebt und dem unmittelbar mit Gott zu reden erlaubt ist. Die Gränzen des Berges Sinai wurden abgesteckt, damit das Volk nicht hinaufdringen könne; dem obersten Priester war es nur erlaubt, in das innerste Heiligthum der Stiftshütte zu treten und den Höchsten um Rath und Beistand zu bitten. Moses war

Heerführer, der unmittelbare Vermittler zwischen Gott und den Menschen. Aaron war es, der die Befehle Mosis und Gottes in hohepriesterlicher Weise vollbrachte und vor dem Altare des Herrn heiligte.

Mit welcher Sorgfalt und Verständlichkeit Moses das ganze Geräthe der Stiftshütte, den Bau der Bundeslade, das feierliche Gepräge des priesterlichen Gewandes mit den zwölf Steinen der zwölf Stämme Israels, mit den zwei Steinen des geheimen Orakels und mit dem Licht, Recht und der Heiligkeit des Hohenpriesters anordnete, erhellt aus der Urkunde. Heiligkeit und Feierlichkeit umgab die Hütte. Bis auf die genauesten Gränzen war abgemessen, was alles die priesterlichen Geschäfte waren. Der religiöse Naturdienst der Abrahamiten ging nun in eine öffentliche Form und Ceremonie über und Ort und Zeit waren für die Hebe-, Schuld- und Versöhnungsopfer auf das gewissenhafteste bestimmt. Es macht einen eignen Eindruck auf das Gemüth, wenn man mit dieser Pünktlichkeit die kleinsten Ausführungen der Stiftshütte, der Bundeslade, der priesterlichen Opfer in den mosaischen Urkunden bestimmt, und, wie es bei der historischen Treue und Auffassung der Nachrichten nothwendig war, so oft dem Volke zur genauesten Befolgung vorgeschrieben findet.

Die Stiftshütte, das versöhnende Pascha, die Gewinnung des Landes Kanaan waren nun die Centralpunkte aller Bewegungen. Sie sind von nun an, wie sich nun die Geschichte nach dem Auszug aus Aegypten weiter fortbildete, die Haupteinfassungen aller weitern Entwicklung, die hauptsächlichsten Gründe, auf welchen selbst die künftige Historie, wie auf großen Strebepfeilern nach dem Himmel, strebet. Die Bundeslade geleitete das Volk unter allen Gefahren; sie war der Cherub, der voranschritt; die Wolken- und Feuersäule schützte das Heer, selbst bei dem Uebergang über den Jordan war sie der Leitstern in den künftigen Kriegen

des israelitischen Volks, die Unglück oder Glück weissagende Urne, aus der die schwarzen oder bunten Loose der Zeit und der Unternehmung gezogen wurden. Um diesen Bilderdienst versammelte sich die ganze Religion der Hebräer. Sie enthielt in ihrem Beschlusse die heiligen Gesetztafeln, die Dokumente aller Zukunft. Wo diese Bundeslade war, da war heilige Stätte; wo sie wandelte, da war Segen. Sie war das sichtbare Zeichen, das Symbol, das alle Theilungen und Stämme Israels zusammenhielt. Freilich ruhte nun auf eben diesem Zeichen, wenn es sich künftig von dem israelitischen Volke entfremdete oder die Fortbildung der Zeit dieses sichtbare und sehr einfache Zeichen weniger nothwendig machte, auch eine Möglichkeit des Verdrusses und der Entzweiung. Israel war in zwölf Stämme getheilt: gut für die beginnende Ordnung, aber ein gefährliches Zeichen auch für die Dauer. Wo ein Volk sich in Stämme und Kasten theilt, da ist selten fortdauernder Bestand. Aus der äussern Entzweiung gebiert sich der innere Unfriede, aus der Gleichheit der anfänglichen Stämme die darauf folgende Ungleichheit, welche eben so, wie äussere Kriege, die Veste und die geistige Burg Zions zerstörte.

Ein anderer Centralpunkt, um welchem sich die religiöse Denkart der Hebräer bildete, war das Pascha, das allgemeine Erinnerungs- und Versöhnungsfest, gleichsam das eigenthümliche Denkmal der israelitischen Feier; auf dem Opferaltare der Stiftshütte durch dargebrachte Opfer oder vielmehr durch Ein Opfer, welches der Oberpriester statt aller andern Symbole darbrachte, das Volk zu entsündigen. Eine feierliche Veranstaltung war freilich nothwendig, den wandernden Zug nicht allein an die ewige Wohlthat des Himmels, das Volk von Aegypten erlöset zu haben, dankbar und dankend zu erinnern, sondern auch auf diese religiöse eigenthümliche Weise ihn durch ein solches allgemeines Symbol der Göttlichkeit vor den

sorgen konnte. Und doch war er genug. Die Natur hatte hier einen von jenen großen Charakteren aufgestellt, welche Gott, Menschheit und Natur in sich faßen. Mit Seherblick sah er auf die künftigen Zeiten, und in seinen prophetischen Worten liegt auch das ganze Schicksal seines Volkes. „Werdet ihr folgsam seyn, so wird euch Gott segnen, werdet ihr mit fremden Göttern huren, so wird er euch vertilgen". Ist der große Mann von dem Schauplatz abgetreten, was wird aus dem Volke werden! Er der starke Mann, der alle Bande, alle Vereinzelungen zusammenhielt! Das Bestehen und das Ende des großen Mannes ist gewöhnlich auch der Wendepunkt der Weltgeschichte. Josua und alle künftigen Könige konnten nicht seyn, was Moses war.

Aber auch der größte Mann der Geschichte steht unter den Anforderungen der Zeit, die jedesmal ein Maaß für sich selbst hat, und unter den Ansprüchen der Umgebung, was diese zu ertragen und zu erlangen vermag. Die Geschichte selbst kann sich mit allen ihren Ansprüchen und Fortbildungen nur in der Form der Sinnlichkeit offenbaren. Und finden sich so nicht selbst bei aller Einheit auch die Keime der Entzweiung, liegen nicht in dem früheren raschen Fluge die kommenden Verzögerungen, die den Flug der Geschichte hemmen und den Aar auf die Berge der Erde zurücksinken lassen?

In der Geschichte des Hebräismus offenbaret sich von dem ersten Augenblick, wie sie auf die Welt tritt, eine Hinneigung zum Kosmopolitismus. Aber er ist beschränkt durch die Formen selbst, unter denen er sich bildet. Das wandernde Leben Abrahams und seiner Nachkommen; das einstweilige, obschon vierhundertjährige Leben der Israeliten unter dem Drucke der Aegyptier, bei denen sie es doch nie zur Nationalität würden haben bringen können; die vierzigjährige Wanderschaft durch die Wüste, um ein heimathliches Land zu gewinnen; der innere Charakter des Staats, der Religion,

zu welchen sich das Volk heraufbildete, wo zwar beide Gränzen so enge abgeschlossen waren, aber doch nur insoferne, als das Volk nicht zu dem despotischen Frevelsdienste des Götzenbildes und seiner heidnischen Verehrer herabsinken sollte: alles dieses hielt theils den Keim des freiern Kosmopolitismus, theils aber zugleich seine bedingenden Zeitformen in sich, Formen, die eben auf jenem Kosmopolitismus, wenn er in eine falsche Deutung überging, um desto mehr ihr ehernes Fußgestell aufstellen konnten. In keiner religiösen Begründung des Staats findet sich das Princip, daß Gott der Gott aller Völker, Jehova nicht bloß die nationale Bezeichnung eines auf ein Volk beschränkten höchsten Wesens sey, so deutlich ausgedrückt als in der Anlage und Ausbildung des Hebräismus. Freilich war diese Bezeichnung, die Verehrung dieses höchsten Wesens, an gewisse Formen gebunden, die den wahren Gottesdienst von dem Götzendienste unterschieden und eben dadurch die Abrahamiten als ein auserwähltes Volk von den Götzendienern und Heiden absondern sollten. Aber anders konnte ja doch der Saame des Guten sich nicht ausbreiten und festere Wurzeln schlagen, als dadurch, daß das Feld des Weizens von dem Acker des wuchernden Unkrauts durch tiefe Furchen getrennt wurde. Der Mosaismus hält zwei streng geschiedene und doch nothwendig vereinte Principien in sich; die Verehrung des Einen Gottes und die Hinaufbildung des israelitischen Volks zu dieser moralischen und religiösen Gottesverehrung. Wie und inwiefern es mit der Bildung des Volks gelang, das lag in der Schaale der Zeit und der endlich alles versöhnenden Geschichte.

Werfen wir hier einen entfernten Blick auf die griechische und römische Zeit, um das Princip, welches sich dort zur Verherrlichung der Welt durch reineren Gottesdienst und unbeschränktere Begriffe des Volksthums hervorbildete, genauer zu fassen! Griechenland in seiner ganzen Anlage zum Re-

publikanismus, zur Volksherrschaft in schwankenden Kämpfen zwischen Despotie und Anarchie, nur zum sinnlichen Genuß, zur Blüthe der äusseren Kultur sich hinneigend; Rom fest und unerbittlich in seinem despotischen Principe nach Staatengröße und eiserner Weltherrschaft. Hier ein Gewebe von Schlauheit und Barbarei, wie dort ein freies und allzufreies Spiel von momentaner Lust und Neigung. Wie konnte auf diesem strengen und jenem weichen Boden die Frucht der moralischen Gottesfurcht, der Menschengleichheit, der Sittenreinheit, wie hier oder dort der wahre Begriff einer kosmopolitischen Gleichheit der Menschheit unter dem Namen und der Verehrung Gottes, des Einzigen, gedeihen! Dieses Princip konnte nur in dem Hebräismus Wurzel schlagen, der eben hierin einen der höchsten Erleuchtungspunkte der Geschichte der Menschheit bildet. Durch den Mosaismus scheidet sich die neuere Welt von der ältern. Es fängt mit ihm eine neue Weltperiode an. Die griechische und römische Blüthe war eine Frucht der kolossalen Reiche Asiens, die früher gleichsam aus der Wiege in die Welt stürmten. Ein höheres Gottesreich aber beginnt mit dem Hebräismus, welcher freilich auch mehrere Perioden hat und endlich altern mußte, damit die reinere Blüthe desselben unter einem zartern und ewigen Tugendreiche zum Vorschein kam. Wandernde Hirten gründen das stille, sinnende und beachtende Reich der Gottesfurcht; wilde Jäger, eroberungssüchtige Krieger, Schiffer, nach goldnen Schätzen suchend, gründen Griechenlands und Roms Weltreiche. So gebiert Stille Nachdenken, fromme Betrachtung der Natur und einfältige Sitte das Bessere. Die Noth, die Armuth ist — so lehrt es die ganze Welt, — immer der rohe Anklang des Metalls, aus dem sich schönere Töne emporschwingen.

Die große Weltlehre, daß alles Irdische eitel sey und nur das Himmlische gewiß: dies ist ja der Gesang und Weltgesang aller hebräischen Dichter, dies gleichsam das Wiegen-

lich der neuen Lehre, die eine reine, auf Glauben und Erkenntniß gegründete Religion stiftete. Aber auch diese Lehre wurde nur durch Noth und Trübsal zur Welt gebracht und erzogen.

Es lag in dem Geiste der hebräischen Religion, daß, je mehr diese das Unsichtbare umfaßte und darzustellen suchte, desto mehr entweder alle Formen der Darstellung schwinden oder mit der Zeit überflüssig und wenig anpassend scheinen mußten. Es gibt hier nur Eine Form der Versinnlichung, welche würdig und groß ist: die große allgemeine Natur selbst, welche mit Blitz und Sturm, Frühlingssäuseln und Blüthenfarben zu uns spricht. Die Malerei der Natur ist auch die größte und natürlichste Feier des Höchsten. Von diesem großen, würdigen Darstellungsbegriffe ging die hebräische Religion aus. Welche Feier der Natur in derselben! Aber es bedurfte auch einer andern Versinnlichung, es mußte ein anderer Centralpunkt für sinnliche Form und Anschauung gebildet werden. Die Geschichte selbst sollte und wollte dieses Symbol liefern. So ging die große hehre Naturdichtung zugleich in historische nachgebildete Zeichen über. Die Geschichte liefert nun die Formen und veranschaulichenden Mittel der Stiftshütte, der Bundeslade, des Pascha, des Opferthiers, welches die Sünden des Volks auf sich nimmt und damit in die Wüste geht. Es liegt in der Natur der Sache, daß nur auf eine dreifache Art Gott sich für den Menschen offenbaren kann: entweder durch die Naturbilder, welche er schuf, durch sein Sternen- und Weltenheer; oder durch die Bildungen, Ansätze, Trümmern und Erzeugungen der Geschichte, durch die Elemente der weltgeschichtlichen Wogen; oder durch die Moral, durch die einige und einzige Vernunftreligion. So hat jede religiöse Denkart auch drei solche Mittel ihrer Darstellung. Die Weltgeschichte nimmt die göttliche Verehrung gleichsam aus der Hand der Natur und übergibt den Naturdienst zur Erziehung weltgeschichtlicher Formen und Ansichten,

oder die Vernunft nimmt das Kind der Weltgeschichte und erziehet es zum Geiste und zur Wahrheit. Die Weltgeschichte selbst ist ja nur eine darstellende Form geistiger Gebilde, das sich in den Leib von Geschehen und Begebenheiten einhüllende ewige Ideenreich.

Mögen wir es nie vergessen, wie der Anfang der Bildung ist, so ist auch das Ende! Der Anfang der weltgeschichtlichen Kultur eines Volks leuchtet in allen spätern Momenten hindurch. Und so gibt es eine gewisse Freiheit und Nothwendigkeit von leitenden Ideen in der Geschichte, die immer wieder zu Tage kommen, weil sie die Einleitung der Geschichte sind; Ideen, die den tiefern Grund, auf welchem sie gestaltet sind, entweder geistiger hervorrufen, oder auch veraltet und alternd die gröberen Fäden zeigen, mit welchen sie durchzogen sind. Die Ideen in sich bleiben freilich immer rein und klar, sie tragen ihr Bild ewig ungetrübt in sich fort. Aber die Darstellung durch Sprache und Handlung, durch Wort und geschichtliche Einkleidung, dieses sind die trübenden Wogen, welche so oft statt des reinen Lichtes die Dunstgestalt sehen lassen.

Das am Pascha darzubringende Opferlamm, die Versöhnung durch Opferceremonien, das bei diesen Opfern zu vergiessende Blut als die Seele oder das Leben des Leibes, wie die alten Hebräer sich dieses Lebenselement dachten, das Brod der Wüste, welches vom Himmel kam, der Trank, welcher die Durstenden in der Wüste tränkte — welche unvergängliche dunklere oder hellere Farben haben alle diese Erinnerungsmomente in der Geschichte des Hebräismus und, wie wir sehen werden, weiterhin gebildet! Die Allegorie wurde Fabel, die Fabel Wahrheit. Das Zeichen kleidete sich in Wort, das Wort in Begriff. Und hat rückwärts oder vorwärts das Zeichen erst einen solchen Begriff gewonnen, dann ist auch eine verwegene Geschichtsdichtung vorhanden und die Zeit hat sich mit dem Mantel der Finsterniß verhüllt. Der [illegible] Geist

oder der Natursinn, welcher anfangs als Gefühlspoesie und Gefühlswahrheit spricht, wird, wenn die Zeit die hebräischen Formen in ein anderes Volk oder in andere Jahrhunderte umgepflanzt hat, leicht höhere Bezeichnung und Symbol, das so leicht aus dem Gebiete der Verständlichkeit in das Unverständliche hinüberschweift. Moses sprach auf dem heiligen Berge mit Gott; der Geist Gottes lebte in den Künstlern, die an der Bundeslade der Stiftshütte arbeiteten; der Geist der Weissagung war in den Männern, die in dem Lager umhergingen und die Unruhe der Unzufriedenen stillten. Alles hatte eine unmittelbare Beziehung zu Gott, alles hauchte den Geist des Himmels. Verkündigen hieß Offenbaren und Sprache des Herzens Offenbarung. Mit der hebräischen, orientalischen Poesie eröffnet sich ein neues Feld der Dichtung. Die Bilder, die Dichtung fliegt himmelwärts, berührt kaum die Erde, sie ist raum- und zeitlos. Nicht menschliche Angelegenheiten hat sie zum Gegenstande, nicht den Landbau besingt sie, nicht die heldenmüthige Eroberung oder Vertheidigung Trojas. Ihre Trommete schmettert vom Himmel her, ihre Harfe ist das Lied von Sion. Gilt es Naturpoesie, wie die heiligen Dichter wohl auch oft den Sturm der Natur, die großen Elemente alles Bestehens singen, oder wie wir sie in den andern indischen Lobgesängen und Feierliedern vernehmen, so erklärt die Natur, die ewig Bestehende und Seyende, auch für den entferntesten Bewohner diese Dichtung. Die Berge, die Himmelswolken, das blühende oder sterbende Gewand des Frühlings, das Sternengezelt sind ja eben so viele Funken der dichterischen Auslegung. Aber in das Geheimniß des Höheren und Göttlichen treten jene Bilder zurück, wo der Sänger entweder in dem Himmel ruhet oder die himmlischen Anschauungen auf die Erde bringt. Die Erde, die ganze Geschichte bekommt dann ein Morgenkleid, das in Nebel und Duft schwimmt, die

Morgenstralen des Jenseits, einer heiligen Phantasie, bestreuen das Gemälde mit Blüthen, die mehr gedacht als gesehen werden, mit jener Inbrunst und dem salbungsreichen Geiste, der auf dem ganzen Gebilde der morgenländischen, der hebräischen Gesänge und historischen Darstellungen schwebet. In einer größeren Nähe, glaubt man dann, haben diese Menschen mit Gott gelebt, sie haben unmittelbar ihre Offenbarungen von Gott erhalten; Historie, Dichtung und himmlisches Reich sind dann eins und das nämliche. Ein prophetischer Geist schwingt sich über das Ganze hin; wir glauben den Schlüssel verloren zu haben, es zu erklären und ergeben uns in das Wort Offenbarung.

Aber noch mehr Geheimniß erscheint, wenn die Geschichte selbst die Bilder und Darstellungen für das Höhere leistet und nicht Bild der Phantasie, sondern Wirklichkeit, Wahrheit die Sprache zu führen scheint. Die Offenbarung ruht dann auf dem geschichtlichen Hergange selbst, sie bekommt geschichtliche Data und Ereignisse, historische Feste und Erinnerungen. Und je disparater nun das Einzukleidende und die Einkleidung, das Bild und die Sache ist: desto mehr ruhet selbst auf der unbegreiflichen Romantik der Zauber der Sinnenwahrheit. Die Vernunft staunt, und wagt kaum das Geheimniß zu enthüllen.

Dies sind die anthropologischen Geheimnisse der Offenbarung! Das idyllische Epos der mosaischen Urkunde mußte entweder, wie auf dem Heereszuge der Israeliten, immer in seiner lebendigen Bewegung bleiben; oder es sank, indem es eine feste Stäte bekam, zu jener Wandelbarkeit und Unstätheit herab, wo die Bundeslade bald als nicht mehr brauchbare Antike dahingestellt, bald zum erneuten heiligen Gebrauche hervorgerufen wird, oder es mußte zu jenem Prosaismus, wo man die Geschichte nicht mehr vor den Emblemen erkennt und die Offenbarung nur stehende Lettern unverständlicher Worte

bekommt, mit der Länge der Zeit in der Fortsetzung des religiösen Kultus herabsinken. So lange die Stiftshütte und die Bundeslade mitten auf jenem beweglichen Gemälde durch die Wüste weilten, wo sie als Centralpunkt des Volks die ganze Geschichte in sich vereinigten und durch die Züge des wandernden Heers tausendfache Bedeutung erhielten, so lange war ihr Werth, ihr Geist, ihre emblematische Vorstellung gesichert. Sie waren das große bewegliche Panorama der sich bildenden Geschichte. Aber wie das Heer nun Ruhe bekam und sie nun in Tempel-Mauern hingestellt wurden, die Flügel des Cherubs gelähmt waren durch die öde Ruhe und Stille: da konnten sie nur insoferne noch Werth und Beziehung behalten, als eine feierliche Erinnerung mit ihnen verknüpft war; an sich sanken sie als Ruinen der Vergangenheit zurück, oder sie mußten, falls sie noch feierliches Symbol bleiben sollten und mehr vielleicht noch als Symbol, zu der Kälte und Unbrauchbarkeit eines todten Gebildes übergehen, das nun mit Götzenverehrung erfüllt wurde, weil der Geist des Lebens, der Dichtung, auf ihren Schildern wie ein ehernes Meer zur sinnenleeren Anschauung verhärtet war. Die Bilder des Hebräismus hatten überhaupt nichts für malerische Anschauung geeignetes. Sie sanken hier zur nutzlosen Spielerei und mechanischen Kunstfertigkeit herab, dagegen war die Religion der Griechen und Römer für malerische, bildende Darstellung gegeben, denn sie hielt sich innerhalb der Begränzung und Sinnlichkeit. Die Geschichte dieser beiden Völker war der verschönerte Sensualismus. Aber wo die Einbildungskraft und das Herz einen höhern Flug zu dem Uebersinnlichen nimmt und das Vernunftreich seine Ideen entfaltet, da muß die Versinnlichung schweigen, und die dichterische Einbildungskraft ist zwar mächtig genug, unbegränzte Bilder für das unbegränzte Reich der Wahrheit zu finden; aber das in Holz, Stein und Erz gegossene Bild wird stumme Geberde, unberedte, nichtssagende, ja kleinliche Dar-

stellung. So groß und hehr der Mosaismus in diesen seinen unbegränzten Umrissen der Gedanken und der mächtigsten Ideen erscheint, so ärmlich und dürftig ist er in seiner Versinnlichung durch Opfergebräuche und Ceremonien. Nur der hülfsbedürftige Glaube nach Versöhnung oder Entsündigung konnte diesen Bildern, welche so nahe an das Menschliche gränzten und welche in ihrer Zahl und Mannigfaltigkeit etwas Großes und Sinnvolles annehmen, eine Ehre oder gewisse Achtung geben. Aber dieser Sinn mußte doch sogleich wieder schwinden, wenn jene mit Gebräuchen einer freien Religion, mit Ceremonien mythischer Bildungen verglichen wurden.

Welche Mühe gab sich Moses, um durch kleinere Anstalten und Verzierungen des äussern Gottesdienstes die Unmöglichkeit einer würdevollern und angemessenern Darstellung zu ersetzen! Der priesterliche Ornat mit den Schildlein, mit den Glöckchen verziert, die blinckenden Steine der zwölf Volksstämme — was konnte dieses alles thun, die Einbildungskraft zu heben und ihr einen höhern Schwung zu geben! Nur die Verschwiegenheit, die Absonderung des innersten Heiligthums konnte dem suchenden und ahnenden Blicke mehr Feier geben, als die Opferfeuer, als das dampfende Blut, die Weihrauchwolken, welche die heilige Stäte erfüllten, es vermochten. Die Sage der Meinung und der willkührlichen fabelhaften Vorstellung mußte mehr thun, als der in so viele einzelne Theile sich spaltende Dienst des Priesterthums zu wirken im Stande war. So lange der Gottesdienst noch von der Geschichte der Zeit eingefaßt wurde, so lange noch die Stiftshütte bei Tag und Nacht die leitende Wolken- und Feuersäule des heiligen Volks war: so lange konnte und mußte sie die Blicke fesseln; hatte das Volk und die Stiftshütte aber eine Heimath gefunden, was konnte dann das Zelt, die ruhende Bundeslade noch Erweckliches haben oder für Interesse gewähren! Das Volk mußte entweder auf der Stufe seiner

Bildung stehen bleiben oder vorwärts oder rückwärts schreiten. In beiden letztern Fällen antiquirte sich die Bundeslade, weil das in ihr eingeschlossene Gesetz nicht beobachtet wurde oder dasselbe schon in dem Herzen, in dem Andenken des Volks war.

Doch wir scheiden von diesen Bemerkungen, die sich bei der Betrachtung dieses Hebräismus, dieser grossen Geschichte, welche Moses leitete, darbieten. In der mosaischen Urkunde ist alles Wunder an Wunder. Jahrhunderte zählen sich hier als Jahre, die größten Begebenheiten stellen sich nur in ihren Endpunkten dar. Wir sehen die grossen Erfolge ohne die Mittel. Berge und Meere werden versetzt und wir sehen nicht die Hebel. So klein auch der Weg durch die Wüste war, so sehen wir doch aus ihr eine große, mächtige Geschichte sich vollführen. Mit Moses scheidet sich eine Weltperiode und eine ganz neue fängt mit ihm an. Das Kind, welches in dem kleinen Körbchen dicht am Ufer gefunden wurde, wer hätte glauben sollen, daß von ihm die Zeit einen neuen Lauf beginnen und sich zu einem Weltstrom ergiessen würde! Moses ist der große Mann der Geschichte, größer und sein Name dauernder, als ägyptische Pyramide. Er sah das heilige verheissene Land nicht; er starb auf dem Berge Nebo. Man begrub ihn im Thale, im Lande der Moabiter. Niemand hat die Stäte erfahren, wo er liegt. So decken leicht die Gräber die Ueberreste der Großen, während auf den Fittigen der Zeit ihr Name sich ewig fortschwingt und Moses Name in die steinernen Tafeln, die er von Sinai brachte, bis zum Tage der Auferstehung eingegraben ist!

Eine kleine Anzahl Abrahamiten war nach Aegypten gezogen, in diesem Lande während eines bedeutenden Zeitraums von dreihundert Jahren zu einer grossen Volksmenge angewachsen. Moses führte sie aus der Dienstbarkeit durch

mancherlei Leidsfale einer langwierigen Wanderung von vierzig Jahren bis an den Jordan. Hier scheidet sich nun die Geschichte, welche uns zu einer Betrachtung des merkwürdigen Völkerlebens Veranlassung gibt, wie nämlich die meisten Staaten aus einem solchen kleinen Anfange hervorgingen, und in diesem ersten Anfange schon der Keim des künftigen Völkerschicksals lag. Besonders merkwürdig und von vorzüglichem Interesse ist aber die Betrachtung eines so kleinen und immer mehr anwachsenden Völkervereins, wie auf ihm eine der größten Epochen der Weltgeschichte ruhet, die Epoche eines sich bildenden Reiches, welches weit über alle Erdenreiche hinausreicht. Es ist die Geschichte der Religion, wie sie sich noch jetzt auf jenem Stamm fortgepflanzt und zu immer neuen Verjüngungen und Vergeistigungen Anlaß gegeben hat. Reich an anthropologischen Bemerkungen ist diese Uebersicht einer der merkwürdigsten Weltperioden. Wir haben nur eine allgemeine Darstellung geliefert, wiefern diese ein charakteristisches Gemälde des religiösen Völkerlebens, der Fortbildung der Religion unter den Einflüssen der Zeit darbieten kann. Die Geschichte, welche wir auf dem Zuge des israelitischen Volks bis an die Gestade des Jordans unter jener besondern Ansicht der religiösen Bildung begleiteten, beginnt nun, in ihrem Charakter sich weiter zu entfalten, sie eilet ihrem Gränzpunkte näher. Denn der Einzug in das gelobte Land war das versprochene Ziel. Moses endet die erste Periode des Volks oder vielmehr seiner eigenen Geschichte. Denn Er handelte, nicht das Volk, Er war der Leitstern der Geschichte, die sich wie auf Wogen der Ideen dahinbewegt. Moses ruhet an den Ufern des Jordans. Im prophetischen Geiste hatte er seinem Volke den Propheten, der sie weiter leiten sollte, verkündet. „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, dein Gott, dir erwecken, aus dir und deinen

Brüdern, dem sollt ihr gehorchen." Josua, der Sohn Nun, geleitete weiter über den Jordan.

Von nun an beginnt ein leidensvollerer Zug von Kämpfen und Kriegen zur Besitznahme des verheissenen Kanaan. Der Jordan wird die Gränze zwischen dem Heereszuge und der sich nun enthüllenden Offenbarung. Eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten, wo das israelitische Volk im Kampfe lag und seines ihm versprochenen und von ihm erhaltenen Segens kaum geniessen konnte. Es ist in dem Tagebuche der Geschichte geschrieben, daß sie, wie sie anfängt, so auch endet. Ihr blutiges Beginnen ist auch ihr blutiges Ende. Die Israeliten bereiteten so vielen Völkern, die das Land Kanaan im Besitz hatten, den Untergang. So mußten sie auch selbst wieder untergehen und in Gefangenschaft und in dem endlichen Schicksal Jerusalems die leidensvollen Thränen, die sie andern Völkern ausgepreßt haben, büßen. Moses hatte geboten: „So sollt ihr kein Volk des Landes Kanaan leben lassen, denn es würde euch verführen; ihr würdet versuchet werden, mit seinen Weibern und Göttern zu huren". Der weise Rathschlag freilich eines Heerführers, der ein Volk nicht allein zum Besitz eines Landes, sondern auch zur Aufrechterhaltung der ihm mitgetheilten Religion fortführen will. Aber auch ein Rathschlag, der sich nicht mit den Ansprüchen der Humanität und den Anforderungen dieser Religion zu reimen scheint, daß Gott nicht bloß der Gott des einen auserwählten Volks, sondern Vater aller Menschen sey. Doch die Geschichte und selbst dieser Mosaismus, wie er sich nun entwickelt, feiert einmal auf dem Untergange, auf den Trümmern so vieler bekämpften Völker und Städte die Freiheit des Menschengeschlechts. Mit diesem Resultate müssen wir auch in diesem Theile der Geschichte, die doch über allen Unfrieden der Welt hinausliegen sollte, zufrieden seyn. Anderthalb Jahrtausend feiert die israelitische Geschichte von dem

mancherlei Trübsale einer langwierigen Wanderung von vierzig Jahren bis an den Jordan. Hier scheidet sich nun die Geschichte, welche uns zu einer Betrachtung des merkwürdigen Völkerlebens Veranlassung gibt, wie nämlich die meisten Staaten aus einem solchen kleinen Anfange hervorgingen, und in diesem ersten Anfange schon der Keim des künftigen Völkerschicksals lag. Besonders merkwürdig und von vorzüglichem Interesse ist aber die Betrachtung eines so kleinen und immer mehr anwachsenden Völkervereins, wie auf ihm eine der größten Epochen der Weltgeschichte ruhet, die Epoche eines sich bildenden Reiches, welches weit über alle Erdenreiche hinausreicht. Es ist die Geschichte der Religion, wie sie sich noch jetzt auf jenem Stamm fortgepflanzt und zu immer neuen Verjüngungen und Vergeistigungen Anlaß gegeben hat. Reich an anthropologischen Bemerkungen ist diese Uebersicht einer der merkwürdigsten Weltperioden. Wir haben nur eine allgemeine Darstellung geliefert, wiefern diese ein charakteristisches Gemälde des religiösen Völkerlebens, der Fortbildung der Religion unter den Einflüssen der Zeit darbieten kann. Die Geschichte, welche wir auf dem Zuge des israelitischen Volks bis an die Gestade des Jordans unter jener besondern Ansicht der religiösen Bildung begleiteten, beginnt nun, in ihrem Charakter sich weiter zu entfalten, sie eilet ihrem Gränzpunkte näher. Denn der Einzug in das gelobte Land war das versprochene Ziel. Moses endet die erste Periode des Volks oder vielmehr seiner eigenen Geschichte. Denn Er handelte, nicht das Volk, Er war der Leitstern der Geschichte, die sich wieauf Wogen der Ideen dahinbewegt. Moses ruhet an den Ufern des Jordans. Im prophetischen Geiste hatte er seinem Volke den Propheten, der sie weiter leiten sollte, verkündet. „Einen Propheten, wie mich, wird der Herr, dein Gott, dir erwecken, aus dir und deinen

Brüdern, dem sollt ihr gehorchen.“ Josua, der Sohn Nun, geleitete weiter über den Jordan.

Von nun an beginnt ein leidensvollerer Zug von Kämpfen und Kriegen zur Besitznahme des verheissenen Kanaan. Der Jordan wird die Gränze zwischen dem Heereszuge und der sich nun enthüllenden Offenbarung. Eine lange Reihe von Jahren und Jahrhunderten, wo das israelitische Volk im Kampfe lag und seines ihm versprochenen und von ihm erhaltenen Segens kaum geniessen konnte. Es ist in dem Tagebuche der Geschichte geschrieben, daß sie, wie sie anfängt, so auch endet. Ihr blutiges Beginnen ist auch ihr blutiges Ende. Die Israeliten bereiteten so vielen Völkern, die das Land Kanaan im Besitz hatten, den Untergang. So mußten sie auch selbst wieder untergehen und in Gefangenschaft und in dem endlichen Schicksal Jerusalems die leidensvollen Thränen, die sie andern Völkern ausgepreßt haben, büssen. Moses hatte geboten: „So sollt ihr kein Volk des Landes Kanaan leben lassen, denn es würde euch verführen; ihr würdet versuchet werden, mit seinen Weibern und Göttern zu huren“. Der weise Rathschlag freilich eines Heerführers, der ein Volk nicht allein zum Besitz eines Landes, sondern auch zur Aufrechterhaltung der ihm mitgetheilten Religion fortführen will. Aber auch ein Rathschlag, der sich nicht mit den Ansprüchen der Humanität und den Anforderungen dieser Religion zu reimen scheint, daß Gott nicht bloß der Gott des einen auserwählten Volks, sondern Vater aller Menschen sey. Doch die Geschichte und selbst dieser Mosaismus, wie er sich nun entwickelt, feiert einmal auf dem Untergange, auf den Trümmern so vieler bekämpften Völker und Städte die Freiheit des Menschengeschlechts. Mit diesem Resultate müssen wir auch in diesem Theile der Geschichte, die doch über allen Unfrieden der Welt hinausliegen sollte, zufrieden seyn. Anderthalb Jahrtausend feiert die israelitische Geschichte von dem

Auszuge aus Aegypten bis auf Christi Geburt. Eine lange Zeit bis zur Erlösung der Welt, eine große lange Zeit, meist angefüllt mit blutigen Kämpfen, mit dem Untergange und den bittersten Schicksalen der Völker! Welchen bunten Schauplatz von Schicksalen stellt in dieser Hinsicht die siegende und untergehende Geschichte des israelitischen Volks selbst dar! Ankämpfend gegen alle Völker Kanaans mußte es endlich selbst alle Weltstürme und Welteroberungen erfahren. Von Hand zu Hand wurde es gleichsam unter die Sklaverei von allen damaligen Völkern fortgeführt. Assyrer, Babylonier, Perser, Griechen, Römer, alle feiern auf der jüdischen Geschichte ihre Siege. Und wie mußte es dem auserwählten Volke Gottes leid thun, in diesen Siegen doch nur der kleinste und unberühmteste Theil zu seyn, der das Joch übermüthiger Völker trug! So mächtig und groß das israelitische Reich gegen die anderen kleineren Völkerschaften, die es zu bekämpfen hatte, war, so sehr verschwindet es an Macht und äusserer Größe gegen die andern Weltreiche, die sich zugleich mit ihm obschon in entfernteren Regionen, ausbildeten oder schon früher ausgebildet hatten. Der Koloß der weltlichen Macht und Geschichte kämpfte hier gleichsam mit der Heiligkeit eines zu bildenden Reichs. Israel, welches neben allen weltlichen Ansichten seinen Thron auf Sion oder auf der Bundeslade hatte; andere Völker, welche in weltlicher Klugheit und Größe an äusserem Glanz und Sitten Israel weit übertrafen. Denn was war das kleine Israel gegen Assyrien, gegen die babylonische Macht, gegen Cyrus, gegen Roms Weltyrannei! Es verschwand wie ein kleiner Punkt der Erde gegen den Ocean.

Es bewährt sich in diesen Kriegen Israels, was sich leider aus allen Kriegen der Religionsgeschichte zu erkennen gibt, daß keine Thränen bitterer sind, als die hier vergossen werden; keine Schicksale und Begegnisse drückender, als die dieses Elend mit sich führet. Glaubensmeinungen, wenn

sie die Waffen in der Hand führen, unterjochen nicht nur, sondern vertilgen; sättigen sich nicht an dem Blute der Feinde, sondern erst an deren gänzlichem Untergange. Eine solche Beobachtung kann uns nicht entgehen auch in der Geschichte, welche Israel theils bereitete, theils selbst erfuhr. Rechnen wir auch alles ab, was dem damaligen Zeitgeiste anheimfällt: gelindert kann doch nicht ganz der Schmerz werden, daß Offenbarungs- und Religionskriege die feindseeligsten und menschenfeindlichsten sind. Selbst noch auf den Leichen der Erschlagenen suchen sie ihre Triumphe. Denn hier streitet nicht blos der Mensch gegen den Menschen, sondern Glaubenslehre gegen Glaubenslehre, die mit den Zeichen der blutigen Ceremonien des Opfers durchwebt sind.

Eine ganz andere anthropologische Gestaltung nimmt also nun Israels Geschichte an, wie sie über den Jordan tritt. Sie wird Kriegsheldin, bald Besiegte, bald Siegerin, bald ungetheilt in sich, bald sich theilend; kämpfend gegen alle Völker in Kanaan und welche um dasselbe herliegen. Die Geschichte theilt sich nun in zwei große Perioden, wo sie das Schlachtschwerdt führte und wo es gegen sie geführt wurde. Auf eine mannigfaltige Weise werden diese beiden Perioden wieder getheilt, wie größere oder kleinere Fluthen gegen einander stürmen. Der Charakter des israelitischen Volks bildet sich nun mehr zu einer herrschenden und kriegerischen Nationalität aus. Die Züge des Gemüths, der Verzagtheit und des Uebermuths, der Verzweiflung und des Trotzes auf den Namen eines auserwählten Gottesvolkes — der Charakter des aus einem langen Ungemach drückenden innern und äussern Elends aufgestiegenen Volks, getüncht mit der Leidenschaft und dem Feuer des Orients, kommt immer mehr zum Vorschein. Das Gepräge des Charakters, welches vorher danieder gehalten wurde, tritt immer mehr hervor und bildet ein Hautrelief von schneidenden, excentrischen Zügen. Das königliche Priesterthum, welches Moses einsetzte, breitet sich

immer mehr in seinem Gewande aus, wird bald glänzender, verliert sich endlich, wenigstens scheinbar in dem civilen Königthum. Die Theokratie bekommt nun mehrere Hülfen und Gehülfen. Propheten, Seher, Priester weissagen, der Weissagungsgeist geht bald in mehrere, theils künstliche, theils geheime nicht ganz unverdächtige Formen über. So reich für das Menschenherz an Bemerkungen, wie wenig und klein der Mensch ist in seinen höchsten Entwürfen, wie sich der menschliche Charakter im Glück und Noth, besonders in dem wahren oder falschen Glauben mannigfaltiger gestaltet, ist keine Geschichte als diese israelitische, die auch den übrig gebliebenen Urkunden nach in diesem Theile so einfach und wahr ist. Die theokratische Form, welche, so lange Moses mit Gott sprach, so verbindend und bindend durch alle Theile war und auch übrigens auf diesem Heereszuge bis an den Jordan sich nicht zu einer andern menschlichen Form umbilden konnte, ging unter den Richtern mehr in den Republikanismus über, verschmolz endlich mit dem Königthum und bekam in dem Priesterthum einen Repräsentanten, den sie anfangs nicht hatte, wohl gar mehr als eine solche Repräsentation — eine wirklich stellvertretente Oberherrschaft. Moses hatte in seinem Gesetzbuche den Königen aller Zeit das Gesetz vorgeschrieben, daß sie weise und gut, daß sie milde regieren möchten und sich das Gesetzbuch sollten abschreiben lassen, so daß es zur Richtschnur gleichsam auf ihrem Throne läge. Der Richter Samuel hatte die Gefahr, einen König zu haben, mit den lebhaftesten Farben, wie sie den Königen nicht lieb seyn können, geschildert: „sie werden eure Söhne und Töchter zu Knechten nehmen", und welches weiter dieses Unglücksweissagenden Urtheil ist. Eine schöne Fabel — die schönste die jemals gedichtet worden ist über gute und böse Könige, über Blumen- und Dornenstöcke, findet sich in der Stimme Jothams auf der Höhe des Berges

Schofim. Ein Zeitraum von vierhundert Jahren floß unter den Richtern dahin. Leicht die glücklichste Zeit, die Israel lebte! Die Verfassung gränzte noch an das Familienleben; zwischen den Richtern und dem Volke bestand ein näheres Einverständniß, das Reich hatte sich in sich selbst noch nicht so befestiget, um zu einem höhern Ruhm emporsteigen zu können. Aber das Volk verlangte Könige; die demokratische Verfassung ging in Königthum über. Es erlebte unter David und Salomo seine glänzendste Periode. Von da an sank immer mehr der israelitische Staat, theils durch böse Regenten, theils durch Verderbniß der Sitten, die dem Wohlleben und der Ausdehnung des Staats folget, theils durch die innern Partheiungen der Stämme selbst, die den Keim des gegenseitigen Ehrgeizes, der Befeindung, der Theilung in sich trugen. Israel und Juda war endlich die Theilung, und Israel büßte es durch die Gefangenschaft in Assyrien, Juda durch die Wegführung nach Babylonien. Nach dieser Zeit war ja das ganze Reich, das sich gleichsam in einzelnen zurückkehrenden Kolonien zusammensetzte, ein kränkelnder Stamm, der unter der Oberherrschaft anderer Völker seufzte. Es hatte sein Völkerleben ausgelebt und auf dem untergegangenen Stamm sollte eine neue und höhere Blüthe aufsteigen.

Wir bemerken in der Geschichte der Völker, daß ein jedes Volk seine Weltperiode mit Anfang, Blüthe und Ende hat, daß selten ein Volk die Früchte seines Lebens und Strebens selbst genießt, sondern, indem es untergeht oder in die Masse anderer Völker verschmilzt, seinen Tribut an Bildung der kommenden fortbildenden Zeit übergibt. Jedes Volk geht größtentheils durch seine eigene Schuld unter. Aber auch diese Schuld, daß es so seyn muß, kommt doch auf Rechnung der Geschichte, die in ihrem großen Reiche neue Generationen, welche die Erziehung der Welt immer weiter führen, haben will. Griechenland, Rom mußten untergehen und ihre Blü-

then auf neue kräftigere Stämme fortpflanzen. Israel konnte nicht bleiben, es konnte auf seinen einheimischen Stämmen kaum die edlen und besten Früchte, welche den Geist fördern sollten, tragen. Es war zu sehr an eine einheimische Kultur, an seine alten Volksbegriffe gewöhnt, als daß auf dem ältern Priesterthum, auf der so sehr gesunkenen Theokratie, ein höherer Religionsgeist zum bessern Frieden der Welt sich entwickeln konnte.

Die Bildung des israelitischen Staates trug auch schon vor seinem ersten Beginn das Schicksal, welches er in dem Völkergedränge haben mußte, in sich. Es war und sollte eine Theokratie, ein königliches Priesterthum seyn. Stritten hier nicht zwei kaum vereinbare Elemente, die, wie die Geschichte zeigt, wie Feuer und Feuer sich verzehren! Königliche und priesterliche Gewalt, deren jede aus dem anfangs vereinten Elemente sich herausbildete und das andere zu verdrängen suchte! Und so zeigt es sich auch in der israelitischen Geschichte, wo in der Folge, wenn auch nicht offenbar, doch heimlich, Priester- und Königsgewalt einen Kontrast bildete, der theils bisweilen durch den sprechenden Prophetengeist auf Kosten der königlichen Machthabung vertilgt, bald aber auch wieder eben dadurch um so mehr auf Kosten der Sicherheit und Einheit des Staates empor gehoben wurde. Je mehr der israelitische Staat an Größe und Einfluß wuchs, Kirche und Staat, daß wir es so nennen, sich gegenseitig ausbildeten, Könige und Priester sich in einer selbstständigen Gewalt theilten bald durch böses, bald durch gutes Princip: desto mehr mußte die anfängliche Idee der theokratischen Herrschaft und Einheit verloren gehen und der Friede des Staats in eine höchste Entzweiung sich auflösen. In dem Verfolge der israelitischen Geschichte, wie auch leider weiter in der Welt, wo auf dem israelitischen Untergang sich mehr nach Westen hin ein ähnlicher Lebensbaum entfaltete, spielen diese beiden Theilungen des Staats eine wichtige Rolle.

Wir wollen es nicht offenbare Befehdungen nennen: aber geheime Triebwerke lagen genug in dem Prophetengeiste, der die israelitische Geschichte bindet und in der getheilten Königsgewalt tyrannischer eifersüchtiger Könige, deren Israel leider nicht weniger hatte, wie die neuere Geschichte. Die Prophetenschulen waren die schönen Anklänge einer frommen alten Zeit, die erhalten, fortgepflanzt und vergeistiget werden sollte; aber auch die Stiftungen mancher Partheigänge, wo im dunkeln schlich, was nicht füglich an den Tag kommen konnte. Ein weiser Richter hatte diese Prophetenschulen angelegt — aber bald sehen wir, wie schon Saul unter den Propheten war, und Volksgeist und Regierung von der aus der Tiefe oder von der Höhe kommenden Stimme im wechselnden Schicksal des israelitischen Staates abhing. Die israelitische Geschichte hat in sich selbst mehrere solcher Spuren, wie mächtig der Priesterstand wurde, wie die Salbung und Wahl des Königsthums von ihm abhing, obschon der Geist eines Jesaias, jener würdigen Propheten, jenes Nathan — des Sokrates der Juden, so viel wir aus seiner einfachen Rede und Fabel abnehmen können, den Stand der Propheten zu der Würde erhob, wodurch Religion, Moral, Aufklärung verbreitet wurden.

Die Theokratie hatte aber noch einen andern Keim ihres Untergangs oder ihrer endlichen Verlöschung in sich selbst. Sie ist die reinste höchste Staatsverfassung, wenn sie im Geiste Mosis rein erhalten wird. Es gründet sich ihre Idee auf die vor dem Höchsten zu führende moralische Weltordnung, unter der auch Staaten und Völker stehen. Gott ist der höchste und einzige Regent; alle menschliche Individuen sind nur Vollstrecker seines Willens. Allein Moses mußte selbst einsehen, wie in dem weltlichen Regiment, wenn nicht das Gewissen und die Vernunft des Menschen wieder zum Ausleger und Inhaber des göttlichen Gesetzes gemacht wird, jene theokratische Idee nicht immer ausführbar ist. Mußte er nicht das Urim und

Thummim fragen, wenn es diese oder jene Entscheidung unentschiedener Fälle oder solcher Urtheile galt, die er nicht von sich wollte abhängen lassen und die durch den Orakelspruch eine höhere Sanktion erhalten sollten? Es lag in der Unausführbarkeit der Idee selbst, daß sie mit der Zeit von ihrer Höhe immer mehr zu einer menschlichen Anstalt, zur Priestergewalt und zu einem äussern Gotteswerke, wo gottesdienstliche Gebräuche den Inhalt der Idee ersetzen sollten, herabsinken mußte. Und so ging es auch in dem Verlaufe der Zeit. Das Gesetzbuch Mosis, welches unter jener Theokratie gegeben worden war, wurde bald vergessen und verunreinigt. Die Theokratie schwankte unter dem äussern Unglücke des Staates bald zwischen Abfall zum Götzendienst, bald zwischen dem Dienste des Aberglaubens.

Noch mehr aber mußte die theokratische Verfassung Israels, die auf die Idee des Einen höchsten Wesens gegründet war, mit den Nachbarstaaten, in welche sie einwanderte oder mit welchen sie umgeben war, in eine sehr feindseelige Stellung kommen. Moses hatte es ja bei der Einwanderung nach Kanaan den Israeliten zum Gesetz gemacht, keines von den Völkern, die sie würden zu bekriegen haben, leben zu lassen, sondern dieselben gänzlich zu zerstören, damit alle fernere Gemeinschaft, jede mögliche künftige Reibung und auch die Möglichkeit, in den Götzendienst dieser Völker zu fallen, sogleich, wie es nothwendig war, mit der Wurzel abgeschnitten würde. Der Rath war leichter als die Ausführung. Auch siegte die Menschlichkeit über die Ausführung. Es blieben einzelne Nachbarvölker stehen, es reihten sich daran so viele Verbindungen, es entwickelten sich daraus mannigfaltige Kämpfe, die das wieder erringen sollten, was jenen Völkern durch den Besuch und die ungewünschte Einwanderung der Israeliten mit Gewalt der Waffen genommen worden war. So entstand die Agonie selbst, unter der endlich Israel ro

Tag. Die Völker, die bekämpft worden waren, bekämpften wieder. Ein langwieriger Streit von Einfällen und Plünderungen, von verschiedener Besitznahme, wo immer die Israeliten bereuen mußten, nicht das Unmögliche selbst auf Kosten der Gerechtigkeit und Menschlichkeit versucht zu haben: ganz Kanaan zu verheeren und erst dann als das gelobte Land es in Besitz zu nehmen.

Jede theokratische Verfassung muß und wird mit weltlichen Staaten in feindselige Stellung kommen. Wo ist der Glaube so einfach und so eins, daß er nicht angefacht werden sollte, wo so rein und unverfälscht, daß er nicht entweder selbst zum Stolze geneigt, andere, die nicht dieses Glaubens sind, zum Widerstande aufreizen, oder nicht die, welche eines fremden und liberalern Glaubens sind, schon von selbst gegen die eine und vielleicht allzugebietende Glaubensart aufsetzig werden sollten? Die theokratische Verfassung Israels, welche an sich schon so gebietend und auf andere Völker herabsehend sprach, zudem aber noch in einer spätern Zeit so drückend und mißhellig wurde, konnte nicht anders als nach und nach selbst den Zunder auf den Holzstoß tragen, wodurch entweder sie selbst oder mit ihr andere Staaten und Einrichtungen untergehen und eine lichte Flamme des Krieges des streitenden Glaubens zum Himmel schlagen mußte. Der menschliche Charakter — dies bleibt nicht aus — spielt endlich auch in der Fortsetzung der Theokratie eine sehr menschliche Rolle. Und die menschlichste, aber auch unerträglichste Rolle ist, daß die Theokratie intolerant, absprechend, blitzeschleudernd und päbstlich wird. Zu allen diesen Ursachen gesellen sich ja aber noch die allgemeinen Bewegungen des damaligen Völkergedränges von Asien her, die alles, was ihnen im Wege lag, mit ihren Fluthen überschwemmten und in kleinere und größere Reiche dahinrissen. Es konnte nicht fehlen, daß der reiche Tempel in Jerusalem, der von Schätzen besiegter Feinde prangte,

andere Gäste in seine Mitte lockte, die des Goldes nicht weniger begierig waren, um ihre Tempel zu schmücken. Die heilige Kapelle zu St. Loretto reizt ja in den neueren Zeiten nicht weniger solche unheilige Besuche, wie jener Tempel die asiatischen, babylonischen Eroberer.

Vielseitig bildete sich das Hebräervolk, wie es nicht anders möglich war, auf diesem grössern Weltschauplatze der Thätigkeit aus. Der prophetische Geist wendete sich zu jenen Dichtergesängen, die eine vorzügliche Zierde der hebräischen Kultur sind. Unter David und Salomo erreichte diese Kultur den höchsten Grad ihrer möglichen Empfänglichkeit. Jetzt ging sie in den schwelgerischen Gesängen der Liebe, welche eine wunderbare Auslegung auf die Reinheit der unsichtbaren Kirche angewendet hat, zur Weichlichkeit und Wollust über. Ueber Israel wehten unter Salomo die reifern und weicheren Düfte des sabanischen Indiens her. Salomo hatte manche Gelegenheit, mit den Blüthen irdischer und geistiger Schönheit entfernterer Himmelsstriche, gesangreicher idyllischer Gegenden, bekannt zu werden. Seine Lieder tönen von einer solchen Liebe und Weisheit, und wir finden in allen seinen Gesängen und Reden, in jenem Liede, mit welchem er den heiligen Tempel einweihte, einen Flug der Gedanken, eine Begeisterung, und eine Milde der Gesinnung, wie sie nur mit der höchsten ästhetischen und religiösen Kultur vereinbar ist. In manchen Zeiten oder Stellen dieser hebräischen Kultur ertönen ossianische Anklänge, wie in dem Klageliede Davids über Jonathan, in mehreren andern Liedern, wie dem der Debora „Warum verzeucht sein Wagen, daß er nicht kommt? Wie bleiben die Räder seiner Wagen so dahinten?" Ossianische Töne in tiefer Trauer und Wehmuth, wie es ja auch wohl in solchen Zeiten, wo so viele Helden fielen und ihre Geister über die Nebelgefilde der Gedanken schweiften, nicht anders seyn konnte! Hoher poetischer Geist, Flammenworte

des Eifers, der Religion erklingen in den Straf- und Weihgesängen der grösseren und kleineren Propheten und manches idyllische Epos webet sich ein, wie eine zarte häusliche Blume, in jenen Kranz des öffentlichen Lebens. Das Büchlein Ruth, Tobias, Esther sind schöne Fabeln, mögen sie wirklich oder erdichtet seyn. Im Hiob ist eine Stärke der Phantasie, wie sie nur die höhere Dichtung erzeugt und, ein früheres oder späteres Erzeugniß eines von Gefühlen ergriffenen Dichters ist er theils ein Erweis von Nationalelend oder von aller Art häuslichen Ungemachs, unter dem der Mensch seufzet, zugleich aber auch von jener Glaubensstärke, mit der das Herz, das festere Vertrauen über Gebirge von Elend sieget. Es ist die schönste Gabe, welche die Zeit uns hinterlassen hat, dieser Blüthenkranz von heiligen und dichterischen Gesängen über Religion, Menschenwohl, Vergangenheit und Zukunft. Jede Gegenwart, das Leben der Völker, spiegelt sich in diesen nationalen Gesängen ab. Es ist der beste Richterspruch, welchen die Geschichte in diesen Sprüchwörtern, in diesen Büchern der Weisheit niederlegte. Moses hat uns einen Festgesang geliefert, wie ihn vielleicht keine Zeit wieder zur Feier religiöser Weihe liefern kann und Davids Harfe tönet Himmelslaute göttlichen Zuspruchs.

Doch ist allem diesen Phantasie- und Bilderleben des Hebräer das etwas eigenes, daß sie die Trauerblumen nicht immer fröhlicher Herzen, nicht immer guter Zeiten gewesen zu seyn scheinen. Es sind meistens Klage- und Trostlieder einer stürmischen Zeit. Das nationale Leben in seinem Ringen und ungewissen Schwanken zwischen Noth und Glück spiegelt sich in ihnen ab. Die tragische Verknüpfung und Lösung der Fabel, welche das Schicksal des israelitischen Lebens darstellt, ist auch die Form und Farbe dieser Dichtungen. Mitten vor der glühenden Sonne gehen Wolken auf und der glühende Strahl ist der durch die Wolken geröthete Nebel.

Dem hebräischen Volke gelang es selten, auf eine längere Zeit glücklich zu seyn. Furcht und Hoffnung spiegeln sich in diesen Gesängen und der prophetische Geist von Vergangenheit und Zukunft schwingt seine Fackel, die über alle diese Lichter der Phantasie einen unheitern Schein ausgießt. Die heitere Menschlichkeit kam bei den Hebräern nie zum Vorschein und die Religion in ihren Kämpfen gegen häusliches und nationales Unglück nie zum Frieden. Die Fahrt nach dem gelobten Lande mußte sich erst in den unruhigen Gebilden der Romantik zeigen, ehe später aus der unruhigen Zeit ein göttlicher Friede der christlichen Religion alles zur Eintracht und zum Einklang bringen konnte. Denn die Religion hat nicht minder ihre bestimmten Stufen der Bildung, wie die ästhetische Kultur. Ein ägyptischer Stil gehet voraus; er gehet über in grössere und groteske Formen, und aus diesen Formen löset sich endlich die Freiheit und Gleichheit der höchsten ästhetischen und religiösen Bildungen ab, die ein ewiger Geist in stets jugendlicher Blüthe erhält.

Die Theokratie, unter welcher die israelitische Verfassung geboren war und nach deren Erhaltung sie beständig strebte, konnte das Volk und das Volksleben nie zur Ruhe kommen lassen. Eine solche Verfassung schwebt zwischen Himmel und Erde und wo ist das Fundament, auf welchem sie fußen könnte, wenn nicht die irdischen Kräfte selbst so gehoben sind, daß sie ohne Symbol und sinnliche Spannung sich in der reinen Luft erhalten kann! Entweder wird hier ein unaufhörliches Streben nach dem Unerreichbaren seyn oder die Theokratie wird in träger Ruhe dahin schmachten und durch sinnliche Symbole, durch einen Afterdienst das Uebersinnliche zu ersetzen suchen, oder auch sie wird in jene reine Theokratie, wo alle bildliche Beschauung aufhört und nur Gesetz und Wahrheit gilt, sich auflösen müssen, in ein Reich der moralischen, religiösen Verehrung. Die Natur hatte aber, wie überhaupt in dem Menschen,

so besonders in dem Hebräer zwei Elemente angebracht, die sich so selten vereinigen lassen, Einbildungskraft und Vernunft: beschauliches und nichtbeschauliches Leben. Die Phantasie schwebte immer zwischen diesen beiden Endpunkten der Welt. Ungezügelt überließ sie sich dem, was zu hoffen, dem, was zu fürchten war. Ohne ruhigen Genuß der Gegenwart schwebte sie beständig zwischen Vergangenheit und Zukunft, und auf keiner Geschichte ruhet so der sinnlich ideale Zug, als auf der hebräischen, nämlich, gestützt auf die Vergangenheit, die Hoffnung des Messias, welcher erscheinen sollte, nicht aufzugeben. Es ist der anthropologischen Kenntniß gleich, ob sich diese Einbildungskraft in jenen arabischen Mährchen und auf jenen Ritterzügen in Spanien zeigt oder in dem religiösen Lande des Glaubens, ob jene Ritterfahrten mehr nach dem sinnlich Unerreichbaren hinstreben oder nach jenem Ufer, wo das Jenseits für die sinnliche Besitznahme und Anschauung ewig abgeschlossen ist. Das israelitische Volk hatte, obgleich in einer Reihe von Jahrhunderten, doch geschwind genug und vielleicht zu geschwind nach jener Sklaverei in Aegypten eine Kultur erstiegen, deren es nicht mächtig war und nie mächtig werden konnte. Die Blüthe wucherte zugleich im Unkraut. Sinnliche Mittel sollten ersetzen, was die moralische Kraft des Volkes zu erreichen weder ganz fähig, noch geneigt war. Das Feuer des Orientalismus trieb sie beständig in der Irre entweder des Lebens, oder der Politik, oder der Wissenschaft umher, und dieser Orientalismus war — dichterische glaubens- und verzweiflungsvolle Mystik. Was in diesen Zeiten bessere Perioden wie unter David und Salomon läuterten, das verdunkelte bald wieder theils der Götzendienst, theils der Verfall des Staats, theils das Priesterthum, welchem gleiche Propheten der Heiden gegenüber standen.

Der hebräische Staat hatte von einem Culminationspunkt der religiösen Kultur angefangen, der schon von selbst den

Keim des Unerreichbaren in sich trug. Es war der höchste und reinste Grundsatz des Mosaismus': „Seid heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist." Von diesem Kulminationspunkte aus konnte der Staat nur beständig in einem scheinbaren Sinken seyn und er konnte nie zu der Blüthe gelangen, die er nach der Verheissung jenes Grundsatzes als Keim in sich trug. Fragen wir die Weltgeschichte, von welchem Punkte die Staaten und Reiche ausgingen, so müssen wir immer jenen Zeitpunkt als eine besondere Erleuchtung und Verklärung der Menschheit preisen. Denn was auch nie erreicht werden kann, bleibt doch das ewige Heil der Menschheit. Und es drückt sich daher in jenem Grundsatze die Idee eines Vernunftstaates aus, den wir auf Erden zu stiften suchen sollen. Nach jenen Weltreichen Asiens, die in Luxus und despotischer Härte regierten, wo der Mensch nur als Mittel galt und keine andere Majestät als die des irdischen Königs war; nach diesen Zeiten eines eitlen Kampfes und Wahns hatte sich in der Einsamkeit, in dem Geiste Mosis jener Grundsatz ausgebildet und er schlug tiefe Wurzel in einem Staate, wo keiner König als der Herr des Himmels war und kein anderes Gesetzbuch, als das des heiligen Vaters im Himmel. Die mosaische Gesetzgebung war von allem dem, was die frühere weltliche Macht, der Götzendienst, die menschliche Meinung, feierte, ein Gegensatz; mit ihr gestaltete sich jenes unsichtbare Reich, dem wir alle nachstreben sollen. Es war freilich in der damaligen Zeit nicht möglich, diesem Grundsatze anders als durch sinnliche Mittel Eingang zu verschaffen. Aber eben diese Mittel waren mit den Umgebungen der damaligen Welt auch die Ursachen, daß der hebräische Staat theils durch sich selbst, theils in Befeindung der weltlichen Macht, sein höchstes Ziel nie erreichen, sondern nur das Ideal der menschlichen Bestrebungen durch Beispiel und That als ein großes historisches Ereigniß aufstellen konnte. Alle Richtungen der Staaten sind

dreifach. Entweder streben sie nach politischer oder nach ästhetischer oder nach religiöser Hoheit. Welches Ideal, so reich auch seine Sonne ist, stirbt leichter dahin unter den Mitteln der Sinnenwelt, als jenes religiöse Reich, das im immerwährenden Kampfe mit der irdischen Macht ist! Ein solcher Kampf ergibt sich nun auch in der hebräischen Geschichte. Wie die Mittel der Sinnenwelt sich häuften, wie das auserwählte Volk in das gelobte Land wanderte und zur Ausführung seiner Idee selbst Waffen und Gewalt anwenden mußte, erwuchs auch jene sinnliche Macht gegen die theokratische Verfassung. Die Flammen des Götzendienstes und des einzigen wahren Gottes brannten gleichsam auf Einem Altare. Der Staat hatte mit sich selbst einen Riesenstreit begonnen, um zu bestehen oder unterzugehen. Was wir hier nach den innern Mitteln der Möglichkeit und Unmöglichkeit in Ueberlegung nehmen, war ja besonders in jenen Zeiten, in jenen Umgebungen, unter solchen Mitteln nie zu erreichen. Der einwandernde Staat der Hebräer befeindete alle Staaten und inwohnenden Völker Kanaans; die einwandernde Theokratie alle andere Arten der weltlichen Regierung und der göttlichen Verehrung; der einwandernde Staat war so klein, die anderen Nachbarstaaten waren im Verein oder einzeln so groß. Doch die Weltgeschichte zeigt, daß auch das, was nicht auf sinnliche Weise ausführbar ist, als Ideenreich ewig seine Stelle unter den edelsten Bestrebungen des menschlichen Geistes behaupten soll. Das göttliche Reich kann nicht anders als auch seine Anfänge, Entwicklungen und verschiedenen Perioden der Waltung in der Geschichte der Menschheit haben.

Es ergibt sich daher auch, daß die Kultur der Hebräer, wie wir sie oben in den Dichter- und Weihegesängen ihrer Urkunden betrachten, immer von dem Höchsten zum Niedrigsten schweben mußte und nie zur Selbstständigkeit, zur Einheit mit sich selbst kommen konnte. Der Geist der Unruhe,

der argwohnenden Furcht lag in ihr selbst. Was ergriffen werden sollte, mußte entweder mit allen Kräften der Seele erfaßt werden, oder es sank zu dem Gemeinsten herab und der Gottesdienst wurde Götzendienst. Die religiöse Kultur hat das Eigene, daß sie immer wie zwischen Sonnenschein und Dunkel wandelt. So leicht vereinigt sich in ihr die menschliche Leidenschaft mit dem reinen Feuer der Andacht. Welches Bild stellt das hebräische Leben dar in Hinsicht seines höchsten Aufschwungs des prophetischen Geistes und seines übrigen Liberalismus, während die Menge des Volkes dem Götzendienst und fremder Dienstbarkeit huldigte!

Die Feuer- und Wolkensäule des Herrn wandelte schon in jener Wüste dem Heere voran. Gott wandelte im Lager; Gott hatte zu Israel vom heiligen Berge gesprochen. Ueberall trug die Sprache die Kraft der höchsten Weihe und des Religiosismus, der keine andere Beziehung zwischen Gott und Menschen als die unmittelbare kennt, an sich. Was ist es Wunder, daß sich aus diesem prophetischen Geiste ein späterer entwickelte, der in den begeisterten Männern der heiligen Urkunden spricht, — was Wunder, wenn die Zeit nun diese weissagende, mahnende göttliche Stimme beibehielt! Es traten daher bald unter den Hebräern Propheten, wie in keinem andern Volke, auf. In den Mythologieen der Heiden sind Wahrsager, augurische Stimmen und Vorbedeutungen. In der mosaischen Religion sprach überall unmittelbar Gott. Eine besondere Verherrlichung dieser Zeit findet sich daher in diesen göttlich begeisterten Lehrern und Dichtern, in diesen Lehrern und Gesandten der Menschheit. Denn so war jeder Prophet vom Himmel berufen; seine Gesandtschaft war die des ewigen Himmelreiches. Jeremias, Jesaias, die übrigen Propheten, wie stark, strafend, tröstend, ermunternd sind ihre Stimmen! Die Religion vereinigt sich hier mit der höchsten Dichterkraft, die reinste menschliche Ansprache mit der

höchsten göttlichen Kraft. Sehen wir selbst auf diejenigen Propheten, die, möchten wir sagen, als wandernde Bilder unter dem Volke umhergingen, auf Elisa, Elias, — welche Wundergestalten, welche Dichtungen, welche große Darstellungen des Herzens vereinigen sich in diesen prophetischen Anmahnungen! Wie Elia vor Isabel floh, sich in eine Höhle bei dem Gottesberg Horeb verbergend, spricht eine Stimme zu ihm: Gehe heraus und tritt auf dem Berg vor den Herrn! Und siehe, der Herr ging vorüber und ein großer starker Wind, der die Berge zerriß und die Felsen zerbrach, vor dem Herrn her; der Herr war aber nicht im Winde. Nach dem Winde aber kam ein Erdbeben; aber der Herr war nicht im Erdbeben. Und nach dem Erdbeben kam ein Feuer; aber der Herr war nicht im Feuer. Und nach dem Feuer kam ein still sanftes Sausen. Da das Elia hörte, verhüllete er sein Antlitz mit seinem Mantel und ging heraus und trat in die Thür der Höhle. Elia bekommt die Weissagung. Und was ist nun schöner und göttlicher — die Weissagung oder die weissagende Art — jene Poesie oder der Befehl an Elia, nach Damaskon zu gehen und Hasael zum Könige über Syrien, Jehu zum König über Israel und Elisa zum Propheten an dessen statt zu salben? — Der prophetische Geist, die weissagende Stimme erscheint in so vielen Stellen der Bibel! Selbst jener Held, der Richter Simson, wird unter folgender prophetischen Weihe geboren. „Und die Kinder Israel thäten förder übel vor dem Herrn; und der Herr gab sie in die Hände der Philister vierzig Jahr. Es war aber ein Mann von Zarea, von einem Geschlecht der Daniter mit Namen Manoah; und sein Weib war unfruchtbar und gebar nichts. Und der Engel des Herrn erschien dem Weibe und sprach zu ihr: Siehe, du bist unfruchtbar und gebierest nichts; aber du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären. So hüte dich nun, daß du nicht Wein noch starke

Getränke trinkest und nichts Unreines essest. Denn du wirst schwanger werden und einen Sohn gebären, dem kein Scheermesser soll aufs Haupt kommen: denn der Knabe wird ein Verlobter Gottes seyn von Mutterleibe; und er wird anfahen, Israel zu erlösen aus der Philister Hand. Da kam das Weib und sagte es ihrem Manne an und sprach: Es kam ein Mann Gottes zu mir und seine Gestalt war anzusehen wie ein Engel Gottes". Ueberall ist der Geist Gottes, der Heilande erweckt: „Da schrien die Kinder Israel zu dem Herrn und der Herr erweckte ihnen einen Heiland, der sie erlösete, Athiel, den Sohn Kenas, Kalebs jüngsten Bruder. Und der Geist des Herrn war in ihm und ward Richter in Israel". Oder in jener prophetischen — weit hin wirkenden Stelle, wo Nathan, abmahnend, dem Herrn ein Haus zu bauen, zu David redet: „Wenn nun deine Zeit hin ist, daß du mit deinen Vätern schlafen liegest, will ich deinen Saamen nach dir erwecken, der von deinem Leibe kommen soll, dem will ich sein Reich bestätigen. Der soll meinem Namen ein Haus bauen, und ich will den Stuhl seines Königreichs bestätigen ewiglich". Und: „Ich will sein Vater und er soll mein Sohn seyn". Welche wichtige Deutung für Bibelauslegung, für Anthropologie und Menschenkunde! — Oder in jener Stelle, wo Samuel zum Richter berufen wird: „Und der Herr erschien hinfort zu Silo: denn der Herr war Samuel offenbaret worden zu Silo durchs Wort des Herrn. Und Samuel fing an zu predigen dem ganzen Israel". Die unmittelbar nahen Heiden zogen sich als ferne hin; die Gegenwart war Zeuge der Zukunft; die schon von Aegypten aus gefaßte Hoffnung die Bürgschaft für die Erfüllung. Das Begränzte wurde in das Allgemeine gekleidet; sinnliche Mittel und Andeutungen wurden für Verkündigungen des Höchsten genommen. Alles schwamm unter prophetischer Gabe und Einbildungskraft in das geheimnißvolle Licht und Dunkel einer Offen-

barung. Und so haben wir eine Offenbarung, wie sie die Zeit nie wieder geben wird! — Sie war der Erguß der reinsten und sinnlichsten Ergebung, des an sinnliche Mittel gefesselten Glaubens, der vom Orientalismus, von Dichterkraft und Hoffnung und Unglück gehobenen religiösen Andacht. Was Nathan dem Könige David verkündiget: lag es nicht in der Nähe des Davidschen Familienkreises? Er selbst salbte Salomo zum Könige; ja er, der zu David die mahnende, schöne Rede von dem armen Mann und dem Schäflein hielt, wußte zum Beßten des Reiches Salomo mit Hülfe der Bathseba zum König zu wählen und das Antlitz Davids auf diesen geliebten Sohn zu neigen. Was so ganz in der Nähe lag, was Geburtsort und Geburtsstadt Davids war, wurde nun Emblem eines lange zu hoffenden Königshauses. Der Helfer und Heiland erscheint aus Bethlehem.

Finden sich nicht die Anzeigen und Bestätigungen dieser emblematischen Sprache in der Versinnbildung, an welche der so lebendige hebräische Geist gewohnt war? Saul zerlegt zwei Rinder und läßt die zwölf Stücke unter Israel austheilen zum Aufruf des gegen die Ammoniter beschlossenen Krieges. Der Prophet Ahia zerreißt seinen Mantel in zwölf Stücke und läßt Jerobeam zehn davon nehmen zum unglücklichen Anfang jener Theilung des Reiches in Juda und Israel. Der Levit theilet sein von den Gibeanitern ermordetes Kebsweib in zwölf Theile und sendet die Theile unter die zwölf Stämme Israel zur Aufforderung der Rache gegen die Männer von Gibea. Gideon legt das Fell auf die Tenne, zum wahrsagenden Zeichen des glücklichen oder unglücklichen Krieges, wenn das Fell von dem Thau naß werden oder trocken bleiben würde. Und Gideon sprach zu Gott: Willst du Israel durch meine Hand erlösen wie du geredet hast, so will ich ein Fell mit Wolle auf die Tenne legen u. s. w. Der Mond stehet stille im Thale Ajalon, die Sonne zu Gibeon. „Sonne

stehe stille zu Gibeon und Mond im Thale Ajalon". Der Schatten geht am Sonnenzeiger Ahas auf das Gebet Jesaias zehn Stufen hinter sich zurück. Ueberall emblematische Sprache; die höchste Stufe und zugleich die lebendigste Regung des Natursinns! Die höchste Stufe der Begeisterung und des kindlich sich entwickelnden Naturgeistes ist Wahrsagung und Ausdruck in Bildern und versinnlichenden Zeichen.

Der mit der Religion und Naturdichtung genau verwandte Geist der Propheten, der Lehrweisheit, der Anmahnung enthüllte sich unter den Juden immer mehr, je mehr die Zeiten den Seherblick zur Weite und Ferne auffoderten. Was begünstiget mehr den Geist der Weissagung und treibt mehr zu der Zauberei nach Endor, wo Samuels abgeschiedener Geist aufschwebt, als die Seele voll Unglücks, als Unglück und Krieg drohende Zeit. Verfall der Staaten ist immer mit hoffnungsvollem oder Unglückmahnendem Sinn der Weissagung verbunden. Prophetische Stimmen ertönen dann, der Himmel verkündiget seine Beschlüsse. Was der Mensch nicht auf der Erde findet, sucht er entweder unter der Erde oder im Himmel. Der abergläubige Sinn ist so oft ein Kind des Glaubens und der Skepsis in unglücksschwangeren, Unheil brütenden Zeiten. Die Propheten des alten Testaments waren theils Lehrer und Dichter, theils Priester, welche in höherer Gabe der Religion den Königen zur Seite standen, um das Gesetz Mosis, welches mit der Bundeslade nach und nach verschwunden war, zu ersetzen und vollkräftig zu erhalten, theils jene geheimen Zauberer, welche für ihre vermeinte Zauberei sich Geld zahlen liessen und gegen welche besonders der Wahlspruch galt, daß wenn die Weissagung nicht eintrifft, sie falsche Propheten seyen. Ein Wahlspruch, der weniger von jenen Propheten des wahren Worts Gottes gelten konnte, wenn diese sich innerhalb der Gränze der moralischen Weissagung hielten und nicht in das trügerische Feld der Politik

schweiften, wo die Prophezeiung selten anders als auf dem natürlichen Wege der Auskundschaftung, wie es auch so oft in jenen Prophezeiungen der Fall war, zu bewahrheiten war. Elias, das Sinnbild des von der höchsten Religiösität beseelten Geistes, beruft die Propheten des Götzendienstes um sich, um ihre Prophezeiungen gegen die seinigen oder die Abgötterei gegen die Hülfe des Höchsten zu messen. Das heilige Feuer, welches nach der babylonischen Gefangenschaft der Juden unter der Erde als Wasser wiedergefunden wurde, entbrannte schneller auf seinem Altare, als die angerufenen Götter der Heiden es auf ihren Altären zu entzünden vermochten. Und Elias schlachtet die vierhundert und funfzig Propheten des Baaldienstes an dem Bache Kison, so daß wir ungewiß bleiben, ob diese Handlung nicht mehr dem Geiste des Götzendienstes, als der Verehrung des gütigen und gnädigen Jehova angemessen war. Elias verschwindet im Sturm, im Feuer des Herrn: „Sithe da Israels Wagen und Reuter", als wenn sein Tod dem Sturm und Wetter seiner Prophetieen gleich seyn sollte. Was sich auch in andern anthropologischen Gemälden einer vom Glauben zu sehr entbrannten Seele zeiget, das finden wir auch hier, ohne die genauere Nachfrage von der Richtigkeit der Anwendung bestätiget, daß Religiosismus so oft mit einer Excentricität sich vereinige, die sich dem freien Spiele des Sturmes hingibt, um zu scheitern und Andere mit in dem Schiffbruch zu begraben.

Es ist ja kein Wunder, daß diese Propheten auch Handlungen verrichten, die Wunder sind oder scheinen. Elisa sendet seinen Zauberstab, den gestorbenen Knaben der Wittwe wieder ins Leben zu bringen. Er kommt selbst und erweckt den Todten. Wasser, was nicht trinkbar ist, verwandelt er in gesundes. Der Wittwe Oelfaß wird durch seinen Rath gefüllt und des gefüllten Oelfasses ist kein Ende. Elias verkündiget Theurung und dann bessere Zeiten. Und wie die Wolke

des Regens gleich einer Hand über dem Meere aufschwebt, läßt er dem Könige Ahab rathen, heimzukehren. Prophetie, Naturkenntniß, ärztliche Hülfe war ja damals in einer und derselben Person größtentheils vereinigt. Eine Kenntniß bot der andern die Hand, und wo keine Kenntniß ausreichte, da waltete der Zufall — und die Geschichte schweigt. —

Doch wir wenden uns von diesen Zeichnungen einer Volksbildung ab, die in ihrer allgemeinen Uebersicht so viel Erhebendes und Großartiges hat. In welcher Geschichte finden sich nicht ungefällige Licht- und Schattenpartheien? Jede Geschichte, so sehr auch auf ihr die Entwicklung des Menschengeschlechts beruhet, enthält Mahnungen des Menschlichen. In jeder Geschichte verbindet sich mit der Wahrheit auch Schein und Irthum. Wie konnte dies auch anders seyn in demjenigen Religiosismus, der, von der untersten Volksbildung anfangend, sich bis zu der Idee des Jehova erhob und bei allen größeren Beziehungen sich doch auch in so viele kleine Theile des einzelnen Lebens theilet. Fassen wir diese Geschichte nach den Urkunden auf, in welchen sie überliefert ist, so zeigt sich uns um so mehr die gegenseitige größere und kleinere Gestaltung der damaligen Zeit, je mehr diese Chroniken zufällig und einzeln nach individuellen Beobachtungen und Stammregistern aufgezeichnet sind. Keine Geschichte zeigt sy einen allgemeinen kosmischen Zusammenhang in und mit sich selbst, als die hebräische; aber auch keine zeigt auf diesem Gemälde, auf dem Vorder- und Hintergrunde desselben, so viele kleine Partheien des Herzens, des häuslichen Lebens, welche die allgemeine Geschichte nicht zu berühren scheinen. Dies ist der anthropologische Charakter jeder anfänglichen Geschichtschreibung und der Stammbildung eines Volks. Die kindliche einzelne Anschauung spielt in das große Lebensgemälde hinüber.

Es konnte mit der Fortbildung der Geschichte nicht anders seyn, als daß die Fäden, welche das nationale Leben

bezeichneten, endlich in zwar ähnliche, aber doch höhere Farben und Zeichnungen übergingen. Dies war der Fall mit jenen Centralpunkten des volksthümlichen und religiösen Lebens, welche die Hebräer bis Kanaan und von da nach Jerusalem und von da ins babylonische Exil und auf der Rückkehr aus demselben geleiteten. Es war die Stiftshütte, die nun als Tempelbau Jerusalems sich zeigte, die Bundeslade, die in den Propheten und ihren prophetischen Worten ihre Repräsentanten fand, und das große Werk der Versöhnung und versöhnende Feste, welche so oft durch Krieg und Götzendienst unterbrochen wurden, aber eben durch diese Kriege und öfteren Baaldienste die Ansprüche auf eine höhere Versöhnung anregten. Die hebräische Geschichte zerfällt, wie jede andere Volks- und Staatenbildung, in drei vorzügliche Perioden. Das Volk sammelt sich zu einem Staate; der Staat bildet sich zu einer gewissen Höhe aus: der Staat sinkt von seiner Höhe und neigt sich zu seinem Ende. Lebensperioden der Staaten und Völker, wie einzelner Menschen! Der größere Umfang, zu welchem sich der israelitische Staat ausbildete, mußte dem Volksleben, den Begriffen und Ideen des väterlichen Glaubens nach und nach theils mehr Wahrheit, theils aber auch mehr Allgemeinheit und Unbestimmtheit geben. Die religiösen Symbole nahmen eine andere Bedeutung an. Das wiedergefundene Gesetzbuch erinnerte zwar an die erste Heiligkeit des Heiligthums, in welchem es aufbewahrt und nach Kanaan und bis auf die Höhe Jerusalems gebracht worden war. Aber Erinnerung konnte doch nicht wieder ins Leben rufen, wofür das männliche Alter nicht mehr geneigt war und alle Gedanken, welche das Unglück aus der früheren glücklicheren Zeit hervorzog, konnten nur dazu dienen, die sehnenden Gefühle und Messiasworte zu wecken, welche wir in den Propheten über die oft so überraschenden Schicksale der Menschen und Völker lesen. Denn das ist eben das große Wort, die

Eröffnung gleichsam der Geschichte zu einem höhern Gesichtspunkte, daß sich mit dem Hebräismus der Kosmopolitismus religiöser wie moralischer Art entwickelte, nach welchem der geordnete Gang, die höhere Weltordnung der geschichtlichen Erscheinungen, offenbar wird. Nicht blos einzelne Menschen stehen unter dem Sinnspruche: „der Sünde folgt Strafe und der Befolgung von Gottes Geboten ewiger Segen“, sondern — und dies ist das Emblem des ganzen Prophetengeistes — auch Völker stehen unter diesem mahnenden und strafenden Geiste, welcher durch die Welt ziehet und züchtiget oder belohnt, Völker schlägt oder zum Segen bringt.

Der israelitische Staat kam unter David und Salomo zu seiner höchsten Blüthe. Aber wie vieles hatte er bis dahin zu kämpfen gehabt! Er hatte erst alle Völker Kanaans unterjochen müssen und wie mannigfaltig waren hier die wechselnden Schicksale! Nach dieser Blüthe kamen wieder mancherlei Kämpfe unter bösen oder schwachen Königen; Glück und Unglück wechselte in tausendfachen Gestalten. Die babylonische Gefangenschaft machte der Hoheit, dem Glanze Jerusalems ein Ende. Und selbst nach der Rückkehr aus dieser Gefangenschaft kümmerte der Staat nun als Ruine fort, auf der die Erinnerung der blühenden Vergangenheit wehmüthige Cypressen trug. Das Reich war dahin, obwohl, nach der Verfassung des menschlichen Herzens, nicht die um so stolzere und vertrauungsvollere Erwartung der wiederblühenden alten Zeit, daß Israels Reich wieder sein Haupt erheben, Zions Theokratie wieder die höchste Stelle einnehmen, und nach der, dem David von Nathan geschehenen Verheissung, aus seinem Hause wieder ein königlicher Stamm aufstehen werde. Die anthopologische Geschichte der Menschheit beweiset es, daß, je mehr äussere Hoffnungen sinken, desto mehr die Segenswünsche des Herzens sich entflammen, und daß noch kein Volk so tief gefallen ist, welches nicht mitten im Fall an Auferstehung und Rettung gedacht hätte. Die Zö-

gerung der Rettung erhöhet nur noch mehr das Verlangen in seinem Glauben, und es wird nun Segens- und Glaubenslied, daß ein Retter von Juda kommen und das zerstossene Land zu Ehren bringen werde. Begleiten wir die israelitische Geschichte von dem Zeitpunkte an, wo sich die Blüthe zu Ende neigt, wo die stolzen Hoffnungen des Staats in dem allmähligen Untergange ihr Grab finden: so bewährt sich, wie das Verlangen der Rettung immer lebendiger, der Glaube bis zur prophetischen gewissen Erwartung zuversichtlich wurde. Ein Staat auf Theokratie, auf den unmittelbaren Schutz Gottes gegründet, konnte seine Hoffnungen, seine gleichsam auf jenen ewigen Tafeln Sinais eingegrabene Verheissung nicht so leicht aufgeben. Die Stärke dieses Glaubens in den Momenten des sterbenden Staats lag schon in der ersten Entwicklung, mit welcher sich die Passionsblume des Heils — und des auserwählten Volkes Gottes dargestellt hatte.

Was auch immer die Endschaft einer solchen theokratischen Verfassung und eines solchen volksthümlichen Glaubens der Religion und der unmittelbaren Verbindung mit Gott seyn mag: die Endschaft muß von der eines jeden andern Volks abweichen. Gehet dieses unter in dem Strome anderer Völker oder behauptet es seine Selbstständigkeit in seinem Freiheitskampfe, so wird jenes, selbst erstorben in dem Strome der Völker oder zerstreut in viele Theile der Welt, seine Nationalität noch immer in der Individualität behaupten und als einzelne Person in dem Glauben jener theokratischen Auserwähltheit fortleben. Die Nationalität wird sich als Emigration oder Personalität bestimmen, — was sich auch in so vielen Theilen der menschlichen Geschichte, in allen Religionskriegen und anderen Scenen der kirchlichen Ausbreitung beweiset. Dadurch ist aber das Reich, welches auf Macht des Despotismus oder auf die Macht des weltlichen Ansehens gegründet ist, von jenem theokratischen System unterschieden, daß

dieses, wenn auch nur in Individuen, einen perennirenden Stamm hat, welcher, wenn auch fast ohne Boden, seine Zweige und Blätter zerstreut über mehrere Generationen und Welttheile, wie Inseln in dem] Weltmeere oder als einzelne Trümmer eines weiland großen Reiches verbreitet. Sehen wir es also nicht als eine besondere Erscheinung an, wenn die Geschichte solche zerstreute Individuen aller Völker aufstellt. Das sporadische Vereinzeln theokratischer Individuen ist zu fest gegründet in der Natur dieser Staatsverfassungen selbst. Ein politisches System kann veralten; die Blüthe der Humanität kann untergehen: aber Religionsmeinung, die auf altem Stamme sprosset, verbreitet ewig ihre Wurzeln und lebt un- auslöschlich als ein heiliges Sinnbild alter Zeiten fort. So ist es mit dem Hebräismus, mit jener israelitischen Theokratie! Was auf dem Grunde der Zeiten oft in so wunderbaren Gestalten einherschreitet, löset die Anthropologie auf eine natürliche, Weise. Die größten Geheimnisse und Räthsel sind doch nur solche, deren Schlüssel wir in den Kräften und der Natur des Menschen finden, in welchem sich Jahrhunderte und alle vergangene Generationen abspiegeln.

Halten wir die Punkte, welche sich aus dieser Erörterung, aus unsrer allgemeinen Uebersicht der hebräischen Geschichte ergeben, fest! Wir haben diese Erörterung mit unbefangenem Sinn, mit Liebe für die Geschichte der Menschheit und für die Kenntniß des menschlichen Herzens unternommen. Offner Sinn, treue redliche Forschung und der Wunsch, Licht zu haben, wo andere ein so tiefes Geheimniß finden, begleiteten uns auf dem Wege der Hingebung an eine so großartige und doch so menschlich natürliche Geschichte. Die Urkunde der alten Offenbarung liegt vor uns so offen da! Aber hatte diese Zeit der Offenbarung keine weitere Blüthe — was entwickelte sich weiter aus diesen großen Umrissen der weltgeschichtlichen Begebenheit? Indem wir so fragen, ent-

faltet sich die Zeit und die Offenbarung, welche wir die Urkunde des neuen Testaments nennen.

Der Anfang des religiösen Weltepos, welches bisher vor unsern Augen seine Blätter aufschlug, ging von einem kleinen Familienkreise eines wandernden Stammvolkes aus. Es entfaltete gleich der Lebensblume Aegyptens in einem breiten Schirme seine Blätter. Es gründete daselbst den Boden seiner Kultur. Moses, der große Heerführer, führte das Volk von dem Nil nach Kanaan. Und so haben wir da die weiteren Verbreitungen eines nationalen Lebens in seiner höchsten Beziehung und Bedeutung wahrgenommen. Welche Blüthe der Erziehung der Menschheit kann edler und erhabener seyn, als die sich von dem irdischen Boden nach dem Himmel wendet! Der zweite Theil dieses religiösen Weltepos, welches unmittelbar, wie Fortsetzung und Anfang, mit jenem Drama verbunden ist, ist nun die Entwicklung, welche auf den Mosaismus in der christlichen Religion folget. Moses und Christus sind ja die Träger und Helden, welche die ganze neuere religiöse Kultur gleichsam auf ihren Häuptern tragen. Wir wagen vielleicht zu viel, wenn wir auch auf diesen neuern Theil der Geschichte, der mit dem erstern auf das genaueste verschlungen ist, eine anthropologische Rücksicht nehmen. Und doch ist kein Theil menschlicher, liebevoller, anziehender, als eben dieser! Er verschließt seine Deutung, wenn wir ihn nicht mit jenem ersten Theile der Offenbarung in Verschwisterung bringen. Seine göttliche Deukung ist so rein und faßlich, wenn wir uns auf jenes Anfangs-Gebirge hinstellen, um die weiteren Entwicklungen auswärts zu betrachten. Die menschliche Rücksicht, welche wir hier zu nehmen wagen, kann ja auch keine andere und höhere Betrachtung überflüssig machen. Denn, wenn Christus so unmittelbar sich dem Volke kund thut, seine Lehre ungebildeten aber empfänglichen Herzen anempfiehlt, so muß in dieser hehren Geschichte des zwei-

ten epischen Stoffe doch auch genug Beherzigung und Beachtung für anthropologische Kenntniß liegen.

Die Typen des alten Testaments ziehen sich in das neue herüber. Sprache, Bild, Urtypus sind überall das nämliche nur dort und hier in einer veränderten Richtung. Nach dieser veränderten Richtung nehmen auch diese und jene Bilder einen andern Ausdruck, eine niedere und höhere Deutung an. Das Emblem der alten Offenbarung wird nun Symbol und das Symbol wird allgemeines Zeichen idealer moralischer Bezeichnung. Die Stiftshütte, die Bundeslade wandelt nicht mehr vor uns vorüber; wir haben es nicht mehr mit hohenpriesterlichen Geschäften des Opferns, nicht mehr mit dem Tempel Zions oder Jerusalems zu thun. Andere Ideen, ein höherer Aufschwung des Geistes tritt ein, obschon unter verwandten Symbolen und Bezeichnungen. Denn die Ursprache, der ursprüngliche Typus und Ritus bleibt. Aber die höhere Bedeutung soll in derselben gewonnen und erreicht werden. Halten wir, wie wir oben sagten, die Centralpunkte der mosaischen Urkunde fest. Sie sind Opferlamm oder Versöhnung, allgemeines Paschafest; Manna und Himmelstrank, mit welchen Gott das auserwählte Volk in der Wüste tränkte und sättigte; sie sind der Bund, welchen Gott mit diesem auserwählten Volke als Kindern Abrahams auf ewige Zeiten schloß. Mehrere andere Bilder reihen sich an diese an. Allein sie sind die ursprünglichen. Sie laufen durch das ganze alte Testament und gehen auch in das neue hinüber. Die Deutung des neuen Testaments beruhet also auf der geschichtlichen Form der vorausgegangenen Urkunde. Ist dort eine andere Richtung, gleichsam von dem äußern nach dem innern Menschen, von dem äussern feierlichen Religiosismus der Ceremonieen und Gebräuche nach der innern Göttlichkeit des sich offenbarenden Wortes, so ist doch der Typus, die Sprache, die Darstellung die nämliche. Es würde aber mehr als eine Hieroglyphe, mehr als dunkles und dunkelndes Wort

werden, wenn wir nicht die Form von dem Geiste, die Geschichte von dem Inhalte, den Zeichen und der Bezeichnung absondern wollten.

Was war der Mosaismus am Ende des Zeitraums, den wir beobachtet haben, geworden! Eine sehr veraltete, steife Ruine der Vorzeit. Steine hatten sich in Steine eingesenkt; das Ganze war desto fester und haltbarer, aber auch ärmlich und geringfügig. Der Geist war entflohen, bloß das Gerippe, in welchem er gelebt hatte, war noch da, und kaum das noch. Alle jene Klagelieder des Jeremias, des Jesaias, aller der hohen Propheten, welche den reinen Geist des Mosaismus zurückzurufen suchten, waren nicht im Stande, ihn wieder zu beleben. Er war aus der Gefangenschaft nicht zurückgekehrt, ja nicht einmal mit dahin gewandelt. Die Geschichte beurkundet so oft, daß, wenn der große Mann, der die Weltepoche herbeiführte, dahin ist, diese Weltepoche selbst immer mehr zum zeitlichen Daseyn und Dienst herabsinkt. Der Mosaismus hatte sich in einen leeren und trockenen Ceremoniendienst verwandelt. Das Gesetz war nur Buchstabe und Formel. Die Verehrung Jehovas gründete sich nur auf jenen Tribut, welchen man eingeführten Gebräuchen zollte und die man um so bedeutender und feierlicher hielt, je mehr der Salomonische Geist der Tempelweihe aus dem Tempel gewichen war. Die Feierlichkeit, die Bedeutsamkeit und hohe Würde des Mosaismus, der ernste Geist: „Seyd heilig wie euer Vater im Himmel heilig ist", hatte sich verwandelt in strikte Observanz gebräuchlicher äusserer Formen, — verwandelt in Ablaß, den man von seiner Sünde durch Opfer und Gebet, durch Verehrung eines äussern Heiligthums suchte. Das auserwählte Volk Gottes, je mehr es durch seine Sünden und Strafen geprüft worden war, hielt sich nun um desto mehr für gebessert und auserwählt, es umklammerte desto mehr die Steine des Tempelbaues und versäumte das Nothwendige.

Ein Gegensatz zeigte sich so am Ende dieser weltgeschichtlichen Begebenheit; — Hoffnung und vollkommner Glaube an eine vorhandene Erfüllung standen einander über. Die Althebräer, daß wir sie so nennen, zweifelten nie an der geschehenen Erfüllung des Priesterthums. Andere, von der Zeit, von dem Sturze des Staates, welcher vormals so hoch stand, bedräuet, sahen von der verwitterten Zinne des Jerusalemischen Tempels und Königthums auf einen Helfer und Retter hin, der, wie die ewige Verheissung hieß, das auserwählte Volk nie sollte zu Schanden werden lassen. So leitete sich auf den Schwingen dieser Hoffnungen eine neue Zeit ein. Aber das eine religiöse Weltreich war zu Ende. Ein Geistreich, ein moralisches Reich sollte beginnen. Das Epos der ersten Welt mußte sich verjüngen und vergeistigen.

Und das ist eben die anthropologische Rücksicht, die wir hier in der Erklärung der geschichtlichen Erscheinungen zu nehmen wagen. Diejenigen Begebenheiten, deren Stoff und Gehalt irdisch ist, gehen zu Ende mit den Blüthen der Zeit, die Jahre und Jahrhunderte in ihr allgemeines Grab nimmt. Die weltberühmtesten Städte und Völker — wo sind ihre Spuren? Sie sind im Sande begraben. Aber diejenigen Begebenheiten, welche durch Ideen geleitet und eingeleitet werden, besonders die geschichtlichen Darstellungen moralischer religiöser Ideen gehen nie unter, sondern pflanzen sich fort von Volk zu Volk zu immer veredelteren Gestaltungen. Wir finden eine sehr angemessene anthropologische Erklärung, welche diese Art der geschichtlichen Erscheinungen an die Hand gibt, daß eine zweite Offenbarung nach der ersten unter menschlichen Kräften und Anstrengungen sich entwickelte und auf Moses ein zweiter und grösserer Weltheiland — Christus folgte.

Alles stehet freilich in dieser Welt und in allen Welten unter Gottes unmittelbarer Vorsehung. Aber der Gott, in dessen Macht alle die unendlichen Welten liegen, die nur

nicht zu übersehen und mit keinem Blick zu umfassen vermögen, hat auch in dieses endlose Weltgebäude alle sich selbst entwickelnde Kräfte gelegt. Und es ist keine Ursache in diesem Weltenraum, die unmittelbar von sich zu dem unendlichen Weltwesen überspringt. Tausend Ringe fassen in einander ein, und ein endloser Ring von Ursachen und Wirkungen läuft hin zur Ewigkeit. Es gibt keinen höheren Standpunkt in dieser Welt, wo eine neue Verknüpfung und Ordnung anfängt, als die moralische. Dies ist das Gottesreich, das von allen Sünden zu erlösen vermögend ist und welches jene höchste Erscheinung in der Geschichte der Menschheit herbeiführte.

Das Reich, welches Moses stiftete, war zwar seiner ersten und höchsten Andeutung nach ein moralisches und religiöses. Aber welche Weltkämpfe hatte es zu bestehen und veranlaßte es nicht selbst! Es eroberte Kanaan, es zog mit Waffen gegen andere Völker, es gründete ein weltliches Reich, einen weltlichen Staat. Sind dies die Waffen, die Mittel und der Endzweck des Gottesreichs? Jenes ging nach und nach, durch weltliche Kräfte angezogen, immer mehr über in das Besitzthum der Welt und wurde ein Königreich der Erde. Nicht so kann und darf das Friedensreich Gottes bestehen! Ewig wandelt es seine Bahnen über den Sternen oder unsichtbar in den Herzen der Menschen, sich wegwendend vom dem Glanze der Welt, ewig hassend den Egoismus, welcher der sinnlichen Lust beigegeben ist, allein verziehend und weilend in jenem Reiche, wo es heißt: „Trachtet allein nach dem Himmel und nach eurem himmlischen Vater.“ Der Mosaismus, so sehr es auch in seinen veredelten Grundsätzen, in jenem Abglanz der Gottesgedanken, welche sich durch Moses offenbarten, ein solches reines, weit über alle Weltreiche erhabenes Gottesreich war, war doch zugleich gebunden und band an Formen und Darstellungen, welche das sinnliche

Gepräge hatten. Denn er hatte mit einem sinnlichen Volke, mit einer noch an Kinderbegriffe gewöhnten Zeit zu thun. Ein höheres Reich konnte nur nach ihm sich gestalten oder das seinige nur nach mannigfaltigen Prüfungen und Läuterungen, welche das Sinnliche hinwegnahmen, in einer neuen Offenbarung zu einer schöneren und erhebenderen Form aufblühen. Dies sind die Momente, wie sie sich naturgemäß in einer Anthropologie zusammenreihen. Denn die Geschichte der höheren Begebenheiten hat einen inneren idealen Grund, der von Geschlecht zu Geschlecht fortwirkt und die Begebenheiten in ihrer Entwickelung nie zur Endschaft oder Ruhe kommen läßt.

Freilich scheint die Anthropologie ausser allem Bereiche der höheren, idealen Untersuchungen zu liegen. Die Reinheit der christlichen Moral, der von Christus gepredigten Religion, das innere Leben des Hochheiligen — wie entfernt scheint dies von allem anthropologischen Rückblick und Standpunkt! Aber fällt es nicht der Geschichte anheim, daß eine solche Erscheinung geoffenbaret war? War es nicht eine Zeit, in welcher und an welcher die Offenbarung geschah? Hatte die Offenbarung nicht eine Sprache, einen bildlichen, typenmäßigen Ausdruck? Dies ist Sache der anthropologischen Forschung. Und die Anthropologie ist nicht blos die Beschauerin einzelner Menschen, sondern auch ganzer Zeitalter. Und welche reichhaltige anthropologische Kenntniß und Erfahrung findet sich nicht in jenen Zeiten der alten und neuen Offenbarung!

---

Wir fahren in unserer Untersuchung fort, die anthropologischen Momente auszuheben, welche eine der merkwürdigsten Weltepochen unserer Geschichte zu erklären fähig sind. Sie fieng an von einem kleinen Familienkreise, der aus Chaldäa nach Kanaan, von da nach Aegypten und wieder nach Kanaan wanderte. Unter mancherlei Verbindungen ei-

nes nomadenmäßigen Lebens breitete sich der Familienkreis aus. An dem Nilgestade Aegyptens sehen wir dann, wie dieser Familien- und Volksstamm als eingewanderte Kolonie tiefere Wurzel faßt, da gleichsam den Boden zu der künftigen Geschichte, die einen so großen Weltraum einnehmen soll, vorbereitend. Moses, der Gesandte Gottes, berufen durch die göttliche Stimme in dem Hain am Berge Horeb, wo er den Befehl vernimmt: „ziehe die Schuhe von deinen Füssen, denn hier ist heilige Stätte", und berufen durch seine eigene Größe, aufgefodert durch das drückende Elend, in welchem sein Volk unter der Frohnherrschaft Aegyptens schmachtete, führte nach mannigfaltigen Vermittlungen das zu einer höheren weltgeschichtlichen Bildung bestimmte Volk Gottes aus der Dienstbarkeit über das rothe Meer durch die lange Wüste dem Lande Kanaan zu. Und hier war es nun, wo der Staat, das Reich Israel, seine Epoche entwickelte und eine der wichtigsten Weltbegebenheiten, auf welche sich die fernere Entwicklung des Reiches Gottes gründete, einleitete. Dieses anfänglich so kleine und dann immer mehr sich ausbreitende Volk Israel war bestimmt, in der Geschichte der Völker diejenige Stelle einzunehmen, wo die religiöse Kultur einen höhern Aufschwung nimmt, aus der roheren Sinnlichkeit zu einem reineren geschichtlichen Daseyn kommt und wo die Reiche Asiens sich gleichsam von den neueren Welttheilen scheiden. Es trat in die Geschichte der Völker eine Kultur ein, welche zeigt, daß auf dieser Erde nicht alles auf irdische Größe, auf Throne von Königen durch Welteroberungen gebauet, ankommt, sondern daß der Mensch und die Geschichte bestimmt sind, in einer höheren Erhabenheit ein neues Reich, welches über alle Sinnenwelt hinausliegt, zu feiern.

Es entwickelten sich mit jener geschichtlichen Einleitung einer der größten Weltepochen auch gewisse historische Momente,

gewisse Embleme, welche den Weg, die Art der religiösen Geschichte bezeichnen. Sobald die Geschichte ihr Reich zu Wesen beginnt, erfordert sie auch andere Bilder und Bezeichnungen, als die, welche der Naturstand oder die bloß sinnliche Anschauung der Naturzeichnungen liefert. Sie geht nun gleichsam in das Andenken über, sie kleidet sich in geschichtliche Momente und Thatsachen ein. Und diese Thatsachen werden nun die Zeichen und Bezeichnungen der Geschichte. Aus dem Raum tritt sie gleichsam in die Zeit ein und die schwebenden Bilder der menschlichen Verbindung und Handlung werden nun ihr Kleid oder ihre Einfassung. Es zeigen sich in der hebräischen Geschichte gewisse eigenthümliche Grundlinien, eigenthümliche Bezeichnungen und Embleme. Sie gingen hervor aus der geschichtlichen Bildung der Lebensmomente selbst, wie das Pascha als allgemeines Freuden- und Versöhnungsfest an die Erlösung aus der ägyptischen Dienstbarkeit erinnerte; wie das königliche Priesterthum die moralische göttliche Ordnung, zu welcher sich das Volk heraufbilden sollte, bezeichnete; wie das auf dem Altar zu schlachtende Opferthier an die allgemeine Entsündigung durch Tugend und Gerechtigkeit mahnte, und das Mannabrod und der Lebenstrank, welche in der Wüste der Himmel gab, eben so bedeutende Symbole der großen Wohlthätigkeit Gottes wurden, sein auserwähltes Volk zu erhalten. Um das Pascha und das allgemeine Versöhnungsfest schlingen sich alle andere Bilder der hebräischen Geschichte. Es ist der Centralpunkt von allen andern Punkten, welche dieser Geschichte ein so eigenthümlich sinnlich-geistiges, ein religiös-mystisches Gepräge geben.

Die Geschichte Israels hatte von ihrem ersten Anfange an so viele und mancherlei Schicksale gehabt. Sie sollte sich durchkämpfen, sie sollte durch Selbstthätigkeit ihr weltliches und geistiges Reich begründen. Bald war sie Siegerin, bald

Besiegte, bald, wie unter David und Salomo, eine Blüthe der schönsten und freisten Entwicklung, bald wieder Gefangene, die theils nach Assyrien, theils in das Exil nach Babylonien von den übermüthigen Herrschern Asiens geführt wurde. Aber eben durch diesen Drang der Umstände, des Glückes und der Noth läuterte sich die Geschichte. Denn auch sie bedarf, um zu belehren, einer großen und weisen Belehrung. Was tritt denn in der Geschichte anders auf, als der Mensch, der Jahrhunderte lang suchen muß, um das Rechte zu finden und von dem äussern Weltgedränge, welches so leicht blendet, zu der Weisheit und dem wahren Gottesfrieden aufzusteigen.

Die Geschichte ist die ewig wandelbare und wandelnde. Sie verändert immer ihr Kleid, ihre Embleme. Und so fest auch in jener hebräischen Geschichte die Bilder des Mosaismus, die Stiftshütte, der Opferaltar, die priesterliche Heiligkeit, die Feier des Versöhnungsfestes, als die Träger und Inhaber der historischen Lebensmomente gezeichnet waren: die Momente und Insignien veralteten, sie mußten mit der höheren Kultur, wenn diese beginnen sollte, durch neue ersetzt werden. Eine neue Historie mußte die alte verdrängen. Und so finden wir nun den Wendepunkt der Geschichte, wo auf dem früher so kräftigen, aber jetzt bald veralteten Lebensbaume sich ein neuer und geistigerer Stamm erzeugte, der, von jenen alterthümlichen Ranken umschlungen, neue Blüthen und Knospen trug und die Weltepoche herbeiführte, welche wir die christliche nennen. Die Geschichte beginnt einen Wendepunkt, der nichts mit einem irdischen Reiche zu thun hat, vielmehr der vollkommne Gegensatz desselben ist. Der Mosaismus konnte sich nur als eine irdische Gestaltung des himmlischen Reiches zeigen; er ging so bald mit der Eroberung des Landes Kanaan in weltliche Gesinnung und Herrschaft über. Anders zeigt sich uns die Geschichte des Christenthums und seiner Einführung. Die frühere sinnliche Offenbarung sollte zur unmit-

telbaren geistigen und moralischen führen. So gewiß auch in dieser Ordnung der weltlichen Dinge alles von einer obersten übersinnlichen Ursache abhängt und so gewiß sich mit dieser religiösen Weltansicht auch der religiöse Glaube verbindet, so hat doch eben diese oberste Leitung alles so veranstaltet, daß in dem Gange der Dinge sich jede Entwicklung naturgemäß zeigen, aus natürlichen Ursachen und Gründen sich ergeben muß. Wir haben in der Geschichte der Völker und der Erziehung der Menschheit keine Veranlassung, unmittelbar die Gränze der Wirklichkeit zu überschreiten und zu übernatürlichen Einwirkungen unsere Zuflucht zu nehmen. Vielmehr erscheint der geordnete Gang der Dinge desto wunderbarer und desto sichtbarer leuchtet aus ihm die göttliche Allmacht hervor, je mehr alles auf eine naturgemäße Weise vollendet wird. Es liegt unmittelbar in der Geschichte des menschlichen Geistes auch die Geschichte des Menschengeschlechts, daß von Periode zu Periode sich die Kultur erzeugen, verjüngen, höher steigen muß, daß über die höchste Stufe der sinnlichen Bildung eine höhere und geistigere hinaus liegt, zu welcher einzelne Völker so selten gelangen, welche aber in jener Zeit als der höchsten Verklärung der Geschichte der Menschheit sich gezeigt hat. Es ist die Offenbarung oder der Anfang, der Wegweiser der höchsten moralischen Kultur, zu welcher als dem göttlichen Frieden auf Erden, als dem ewigen Gottesreiche, die Menschheit gelangen soll.

Wir müssen uns wohl hüten, in einer solchen sich offenbarenden Zeit die äussere Hülle, die Einkleidung nicht für den wesentlichen Inhalt, die Form der Erscheinung nicht für das Heil der Menschheit zu halten. Denn darauf beruhet eben das Idol und alle Idololatrie, die sich fast ohne Ausnahme durch alle Zeiten, nur in verschiedener Art und Gestaltung, hindurchzieht. Die Stiftshütte, welche dem israelitischen Volke als Zeichen Gottes und des Gesetzbuches voranschritt, war doch gewiß der Inhalt des heiligen Gesetzes nicht. Das Opferlamm,

welches an dem grossen Versöhnungsfeste auf dem Altare des Volkes brannte, war doch die Entsündigung durch Tugend und Religion gewiß nicht. Die Insignien des Manna und des Wassers, welche Gott den Israeliten in der Wüste gab, konnten doch nicht die einzigen und höchsten Insignien der Wohlthat Gottes für die Führung und Erhaltung des menschlichen Lebens seyn. Es waren nur historische Dokumente, nur geschichtliche Typen und Erinnerungen; es waren nur die äussern Symbole, welche zur Erhaltung und Vergeistigung eines höhern Glaubens an Gott und der Gottesverehrung hinführen sollten.

Einen ähnlichen Unterschied müssen wir also auch in der anthropologischen Geschichte des neuen Testaments, der neueren grossen Weltepoche, zu bewahren suchen, indem wir nicht die Erscheinung für den Inhalt, die Form nicht für die Sache nehmen. Es würde uns sonst eine ähnliche Idololatrie begegnen, wie wenn wir den Stein, den Baum, die Pflanze, für den unmittelbaren Leib göttlichen Orakelspruchs halten. Die Insignien und Erinnerungszeichen der alten Offenbarung sind auch die Erläuterung des neuen Testaments. Auf ihren Schwingen liegt der Geist der Erklärung; der prophetische Geist des alten Testaments wendet sich nun mehr dem Himmel zu. An die Stelle der älteren geschichtlichen Momente treten neue inhaltsschwere und von dem ewigen Gottesreiche lauter und vernehmlicher redende Typen.

Das neue Testament erwuchs aus dem Boden der alten Offenbarung. Kein Wunder also, daß die Zeit die nämliche und doch eine andere zu seyn scheint. Kein Wunder, daß wir hier und dort einen fast gleichen und doch auch wieder entgegengesetzten Parallelismus von Wundern, Geheimnissen, Enthüllungen, Ankündigungen und geschichtlichen Zeichen finden, die alle an einer und der nämlichen Kette fortzulaufen und doch auch wieder im Gegensatze eine Richtung hin-

niederen und eine Himmelsbraut zu erheben scheinen oder wirklich erheben. Denn anders kann man ja wohl nicht die Offenbarung des neuen Testaments bezeichnen, als daß sie den Bund sey zwischen Gott und Menschen, wo die Gottheit sich von ihrer irdischen Gewalt habe erlösen und die Menschheit zu einem höheren Punkte der moralischen und religiösen Veredlung habe hinführen wollen, daß sie die Offenbarung eines durchaus von der Sinnenwelt und allem irdischen Glanz abgewendeten Gottes- und Vernunftreiches sey.

Dahin reicht unsere anthropologische Kenntniß nicht, den Charakter zu zeichnen, auf den hier alles ankommt, der im Mittelpunkt der ganzen sich nun offenbarenden Geschichte, zur Herbeiführung des höheren Friedensreiches ist. Es vereinigt sich in ihm so viel, was über alle menschliche Individualität, über alle Einzelheit hinausliegt und der Ausdruck des reinsten Gottesreiches ist. Die Geschichte hat noch kein Ideal aufgestellt, was höher und erhabener ist, als dieses! In der menschlichen Gestaltung geht es ohne alle menschliche leidenschaftlichere Regungen, ohne jenen Antheil der schwachen menschlichen Natur einher, welcher den höheren Gottesfrieden so oft störet und hemmet. Es ist der Charakter der reinsten himmlischen Unschuld, jener Reinheit des Willens und Charakters, die nur als Ideal und als Muster aller Tugendbestrebung unter dem Bilde eines Reiches Gottes, der reinsten und vollgültigsten Liebe zum Guten und Gottähnlichen zu denken ist. Das Bild der höchsten Erhabenheit, verbunden mit der größten Gabe der Menschenfreundlichkeit, Sanftmuth und Milde, einzig hingerichtet auf die Stiftung und Gründung eines Gottesreiches unter Menschen, und doch so theilnehmend, versöhnend und Frieden sprechend über menschliche Schwächen! Er der Einsame, der nur mit seinem Gott sprach, der Andachterfüllte, doch zugleich so hingewendet zu allem dem, was menschliche Noth lindern und mildern, was

mitten in den täglichen Geschäften des Lebens, welche den Blick zerstreuen und ihn erdwärts wenden, den Geist zugleich aufrichten und zu Gott, dem Vater aller Menschen, hinrichten kann. Er der Menschgeborne, der doch zugleich alles das verschmähte, was nur menschliche Größe, äussere Zier und Hoheit bezeichnen kann. Er der höchste Lehrer der Menschheit, der Welterlöser, welcher der Menschheit zeigte, was zum Frieden Gottes gehöre, der da lehrte, es gehöre dazu die Gesinnung der Tugend, die Menschenliebe, die Furcht Gottes, die Aufrechterhaltung und Heiligung der göttlichen Gebote: die Bitte und die Erfüllung der Bitte: „das Reich Gottes komme zu uns auf Erden". In der Einsamkeit, in einem von der äussern Welt zurückgezogenen Leben, hatte er sich vorbereitet, dies Reich Gottes zu predigen und herbeizuführen. Wir wissen wenig von den ersten Anklängen seines Herzens, von der ersten Heiligung seines Willens, wie der Plan reifte, wie er in seinem erhabenen, ruheerfüllten Geiste die ersten Keime trieb! Nur von jener Reise des zwölfjährigen Knaben mit seinen Aeltern nach dem Tempel zu Jerusalem sagt die Geschichte, schweigend hierauf, um aus dem heiligen Schweigen dann desto mehr den hochheiligen zu preisen und ihn aus seiner gereiften und vollendeten Vorbereitung zur Stiftung des Friedensreiches in die Geschichte der Welt einzuführen. Vergleichen wir diesen Charakter mit Moses, welcher Unterschied bei aller Aehnlichkeit der Richtung, der Erhabenheit und Gottesergebung! Hier menschliche Züge, die wir nicht immer vertreten und lobpreisen möchten, gemischt mit dem großen Bilde von Sinai, umglänzt von den Blitzen des Ewigen, in die Wolken erhoben durch die Stimme Gottes, welche im Donner zu Moses erscholl. Moses, der so oft unter der murrenden sündigen Menschheit einherschreitet mit Zorn und Schwert, der ein menschliches, weltliches Reich stiftete unter den Völkern, weltlichen Glanz vereinte

und vereinen wollte mit dem Reiche der Tugend. Der andere Charakter, nicht weltliche Größe und Hoheit suchend, in Geduld und Frieden wandelnd unter den Menschen, Er, dessen Haupt, nach den Worten der Schrift selbst, so oft keine andere Stätte fand als den Stein, um auszuruhen. Er, der — statt daß Moses sein Heer führete, um Kanaan zu erobern und die Völker der Heiden zu vertreiben, — seine Jünger aussandte, mit dem Gebote: — kehret freundlich ein bei dem, der euch freundlich aufnimmt, reiset und wandelt nur mit der einzigen aber reichen Begleitung von Gott — der seine Schüler aussandte um die Heiden in Ruhe und Frieden zum ewigen Gottesfrieden zu bekehren, — Er, der die liebreiche Lehre und das Evangelium:, jener, welcher das Gesetz und die Strafe des Gesetzes predigte. Beide gottgesandte und gotterfüllte Männer! Aber bei welchem verweilt lieber das Herz? Bei welchem finden wir mehr die Heiligkeit des reinsten und liebevollsten menschlichen Willens! Wir erkennen Gottes Vorsehung in der Sendung beider: Mosis, der die große Weltepoche eines rohen und zu einer großen Bestimmung berufenen Volkes einleiten, Christi, welcher das angefangene Werk fortsetzen und Mosis Gesetze durch Tugend und Gottesfurcht erneuern und erfüllen und in höherer Majestät des moralischen Willens den Völkern predigen sollte. Moses hatte schon das höchste aller Gebote: „seyd heilig und vollkommen, wie euer Vater im Himmel heilig ist“, er hatte schon die höchste aller Menschenpflichten: „liebet euern Nächsten wie euch selbst“, er hatte schon so oft vom Berge Sinai in jenem Himmelsbrode, in jenem Segenstranke, welcher die Israeliten in der Wüste labten, das unerschütterliche Vertrauen des Menschen zu Gott gelehrt. Aber erneuert, befestigt, erfüllt mußten diese Gebote werden in beständiger Kraft und Anwendung; und nicht allein dieses, auch die Gottesverehrung mußte von ihrem früheren und späteren

Bilderdienste befreiet; der Mosaismus von seinen frühern Emblemen der historischen Bezeichnung gereiniget werden. Das Pascha konnte ja nicht das einzige und wahre Versöhnungsfest der Menschheit, der Tempel zu Jerusalem nicht die alleinige Tempelshöhe, wo der Ewige wohnet, die Opfer und Ceremonieen konnten nicht die wahren Tribute seyn und bleiben, die eine edlere Menschheit dem gütigen und gnädigen Gott, dem Vater im Himmel zollte.

Das moralische Reich, welches Christus ausbreitete, gründet sich auf drei Fundamentalsätze: „Liebet auch selbst eure Feinde"; „seyd reinen, schuldlosen milden Herzens"; „sorget für das Reich Gottes, lasset Tugend und Gottesfurcht eure einzige und höchste Bestrebung seyn". „Das irdische Reich vergehet, das Reich Gottes ist unvergänglich" „Grabet nicht nach Schätzen der Erde, sondern suchet den ewigen Schatz im Himmel." Und diese und andere Sätze, welche die Sittenlehre und das Christenthum heiliget, predigte er nicht im strengen Lehrerton, nicht als Schriftgelehrter, sondern als Vater und Freund des Volks durch Umgang und Gespräch, durch jene Volksversammlungen, wo der Arme sich an den Armen, der Niedrige sich an den Niedrigen anschloß, in jenen gewöhnlichen Geschäften und Verbindungen des Lebens, wo gerade so oft die Gelegenheit der beste Saame für die edelsten und schönsten Früchte ist. Die Moral, das Gute, sagte er so oft, ist ja nicht ausser euch, sondern in euch; ihr müsset den Saamen, der in eurem Herzen ist, gedeihen und keimen lassen, daß er wie auf einem guten Acker Früchte bringe in Geduld und Frieden. — So lange die Welt stehet, werden wir die Moral, die Jesus lehret, nie auslernen, nie genug seine Worte, seine Lehren, sein Beispiel beherzigen können! Denn er lebte und starb nur für das Gute. Wir haben kein einziges Beispiel in der Geschichte, dem seinen gleich Es durchaus vollendet, rein und heilig ist Er, der Heilige!

Welchen Plan in der Beseeligung der Welt Christus hatte, erhellt aus seinen eignen Worten: „Nicht auf diesem oder jenem Berge werdet ihr Gott anbeten, sondern im Geist und in der Wahrheit; das Reich Gottes ist nicht ferne, es ist nicht ausser euch, sondern in euch". Er lehrte besonders unter seinem Volke. Denn sein Plan war, erst die Gläubigen seines Volks zu sammeln und sie von dem Pharisäismus zu der ächten Gottesverehrung zu belehren. Er fand unter den Heiden oft nicht weniger Glauben, ja hie oder da weit größern und kindlichern, als unter seinem Volke, hier begeistert und in Entzückung ausrufend: „Solchen Glauben habe ich in Israel nicht gefunden". Sein Plan war Reinigung der Sitten, Läuterung des Gemüths zur wahren Gottesfurcht, ächte Tugend und Religion, — jenes moralische Gottesreich, welches sich nicht um die Schätze der Erde, nicht um Satzungen und Opferceremonien, nicht um die äussern Gebräuche des Tempels kümmert, sondern um denjenigen Tempel, den wir Gott in uns errichten sollen durch Tugend und Reinheit der Sitten, durch Hinwendung unserer Seele zu dem himmlischen Reiche unsers Vaters. So einfach und allgemein verständlich diese Lehre war, so war sie doch eben zu seiner Zeit, wo der Judaismus gleichsam nur an den äussern Gebräuchen des Gesetzes haftete, wo der innre Geist der Religion erloschen war, wo, wie es so gewöhnlich ist, das menschliche Herz nur auf den äussern Glanz der Tugendwerke, nur auf die Aufrechterhaltung pharisäischer Tempelformen hingerichtet war und wo also Scheinheiligkeit statt Tugend, äusseres Versöhnungswerk für das Werk der Religion galt, so gut wie aus dem Mosaismus, aus der väterlichen Religion der Abrahamiten verschwunden. Das auserwählte Volk Gottes rühmte sich seiner Abstammung von Abraham, Isaak und Jakob; aber es war der Lehre, dem Glauben seiner Väter nicht mehr treu. Es opferte auf dem Altare der äussern gottesdienstlichen Gebräuche,

ohne dem Herrn auf dem wahren Altare des Herrn, im Herzen durch Tugend und Aufrichtigkeit zu dienen. Wie weit das Volk, die Schriftgelehrten, die Priester in allem dem, was Tugend und Gottesfurcht heißt, gesunken waren, beweisen ja die Reden des Heiligen, wo er das Volk um sich versammelt und ihnen Tugend und das ewige Leben predigt: „Seelig die Armen, die im Geiste den Herrn sehen" wo er die Schriftgelehrten und Pharisäer mit den Worten entflammter Rede straft: „Ihr seyd Todtenhäusern gleich, auswendig getüncht und inwendig voll Todtengebeine:" ihr lehret die Gabe auf dem Altar zu opfern und das kindliche Herz zu der Mutter, zu dem Vater sagen, ich habe nicht, was ich dir geben kann, ich muß es den Priestern weihen". Diesen Verfall der Religion bezeugen ja die heuchlerischen Priester selbst, wenn sie die Jünger des Herrn strafen, daß sie so wenig fasten, daß sie am Sabbath Aehren auflesen, bezeugen alle ihre Reden, wo es nur auf die Heiligachtung eines äussern Sabbathdienstes abgesehen war.

Suchen wir in allen Reden, welche Christus hielt, in allen seinen Worten, in der ganzen Darstellung seiner Lehre nach, welchen Plan er hatte, um die Welt zu beglücken und die väterliche Religion unter seinem Volke herzustellen, so war es nur die Idee eines ewigen Vernunft- und Friedensreiches, einer Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit; so war es nur die Erhebung zur reinen Tugend, zur wahren Gottesfurcht, zur ächten Menschenliebe. Wie Christus zu dieser Lehre, zu diesem göttlichen Geiste der Wahrheit kam, das darf ja wohl am wenigsten die Frage seyn, wo das Wort Vernunftreich selbst nur angeregt und ausgesprochen ist. Es liegt in dem Plan der göttlichen Vorsehung, in den Kräften der menschlichen Vernunft, in der Ordnung der Geschichte selbst, daß das Gute nicht untergehen, sondern das Gottesreich endlich über alle Weltreiche, der ewige

Friede über die Kämpfe und Wogen der zeitlichen Welt siegen soll. Es würde eine historische Forschung seyn, wie, unter welchen Umständen, durch welche göttliche Fügungen sich dieser Plan in dem Geiste Jesus entwickelte. Aber welches auch diese Forschung und ihr Resultat seyn möge, immer wird sie keinen andern Endpunkt haben, als den, daß diese Ideen ewig sind und ihr Licht endlich durch die Geschichte leuchten mußte, ihr Licht endlich durch die Finsternisse von Jahrhunderten und Jahrtausenden brechen mußte. Die Geschichte selbst ist das große Erlösungswerk, die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie enthält einen großen Plan, das Menschengeschlecht nach und nach zu läutern und zum bessern zu erziehen. Der in der christlichen Religion niedergelegte oder geoffenbarte Plan ist der ewige, der schon vom Anbeginn der Welt begonnen hat und der durch alle Welten und Jahrhunderte hinläuft, um sich zu verwirklichen. So sahen wir selbst einen so genauen Zusammenhang zwischen der Kundmachung des alten und neuen Testaments. Was stellt sich hier eben dar, als die Fortbildung der Menschheit zur wahren Religion! Wir sehen die alte Offenbarung beständig im Kampfe mit sich, um nur Boden zu gewinnen, um den Acker zu bereiten, auf welchem sie blühen könne. Die asiatischen Reiche sind gleichsam der Hohn und Spott, welcher wie Xerxes die Meeresfluthen peitscht, die sich seinen eitlen Unternehmungen entgegensetzen. Eine neue Zeit, eine bessere Periode sollte beginnen. Gott führt sein dazu auserlesenes Volk nach Kanaan. Der Tempel des Jehova wird gebauet; es zündet sich auf den Altären des Ewigen die einfache, menschliche Gottesverehrung an. Aber die Sinnlichkeit trübt wieder das angezündete reine Licht. Völker kämpfen mit Völkern, die wahre Gottesverehrung mischt sich mit Baalsdiensten; die Gottesverehrung wird endlich mehr äussere als innere Religion, mehr Gedächtniß- als Heiligungswerk. Und so geht aus diesen Kämpfen, indem

die Welt durch die Unbeständigkeit der Welt selbst über das Ewige und Unwandelbare belehrt ward, in dem Kreise jenes Hebräismus, aber in stiller, gleichsam häuslicher Weihe durch Lehre und milde mahnende Worte des Lehrers die ewig beseeligende Religion als Gottesreich, welches sich auf Erden stiften soll, hervor. Und die Geschichte hat nun durch ihren eigenen Gang, durch die Macht der Ideen und der Vernunft eine neue Epoche gewonnen, die immer als ewige Weltperiode allen Geschlechtsaltern und kommenden Jahrhunderten vorleuchten wird. Die Geschichte des hebräischen Volks trägt, indem sie von einem so kleinen Punkte anfing, und sich nach und nach zu einer solchen Höhe und Breite sich ausdehnte, so am Ende noch die schönsten Blüthen ihres Seyns; belehrt durch ihre eigenen Kämpfe steigt sie zu dem Gottesfrieden, zu dem religiösen Reiche auf, das durch Liebe und Tugend, durch Gottesfurcht und Fügung in die höhere Weltordnung, zu gewinnen ist.

In der Betrachtung der Urkunden des neuen Testaments ergreift uns ein eigenes Gefühl der verschiedensten Art und Mischung. Ueber die Darstellung, über die Offenbarung derselben zieht sich ein so heiliges Dunkel von Mysterien hin. Fremde Sitten, ein eigener Sprachtypus, Wunder und wundervolle Veranlassungen kommen uns entgegen; wir befinden uns gleichsam in einem andern Gebiete der Welt. Und doch finden wir ausser dem Kreise dieser scheinbaren Geheimnisse nur das klare Licht der Vernunft, die überall verständliche Sprache des Herzens. Das Vernunftreich, die Sittenlehre sind der wesentliche Inhalt dieser Offenbarung. Aber jene Geheimnisse, jenes scheinbare Dunkel von Wundern gewinnt auch seine Erläuterung, wenn wir die Zeit der neuen Offenbarung mit der älteren in Verbindung bringen, und die Symbolik nicht vergessen, die sich aus dem alten Testamente auch in das neue hinüberziehet. Das ist eben der anthropologische Gesichtspunkt,

Friede über die Kämpfe und Wogen der zeitlichen Welt siegen soll. Es würde eine historische Forschung seyn, wie, unter welchen Umständen, durch welche göttliche Fügungen sich dieser Plan in dem Geiste Jesus entwickelte. Aber welches auch diese Forschung und ihr Resultat seyn möge, immer wird sie keinen andern Endpunkt haben, als den, daß diese Ideen ewig sind und ihr Licht endlich durch die Geschichte leuchten mußte, ihr Licht endlich durch die Finsternisse von Jahrhunderten und Jahrtausenden brechen mußte. Die Geschichte selbst ist das große Erlösungswerk, die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie enthält einen großen Plan, das Menschengeschlecht nach und nach zu läutern und zum bessern zu erziehen. Der in der christlichen Religion niedergelegte oder geoffenbarte Plan ist der ewige, der schon vom Anbeginn der Welt begonnen hat und der durch alle Welten und Jahrhunderte hinläuft, um sich zu verwirklichen. So sahen wir selbst einen so genauen Zusammenhang zwischen der Kundmachung des alten und neuen Testaments. Was stellt sich hier eben dar, als die Fortbildung der Menschheit zur wahren Religion! Wir sehen die alte Offenbarung beständig im Kampfe mit sich, um nur Boden zu gewinnen, um den Acker zu bereiten, auf welchem sie blühen könne. Die asiatischen Reiche sind gleichsam der Hohn und Spott, welcher wie Xerxes die Meeresfluthen peitscht, die sich seinen eitlen Unternehmungen entgegensetzen. Eine neue Zeit, eine bessere Periode sollte beginnen. Gott führt sein dazu auserlesenes Volk nach Kanaan. Der Tempel des Jehova wird gebauet; es zündet sich auf den Altären des Ewigen die einfache, menschliche Gottesverehrung an. Aber die Sinnlichkeit trübt wieder das angezündete reine Licht. Völker kämpfen mit Völkern, die wahre Gottesverehrung mischt sich mit Baalsdiensten; die Gottesverehrung wird endlich mehr äussere als innere Religion, mehr Gedächtniß- als Heiligungswerk. Und so geht aus diesen Kämpfen, indem

die Welt durch die Unbeständigkeit der Welt selbst über das Ewige und Unwandelbare belehrt ward, in dem Kreise jenes Hebräismus, aber in stiller, gleichsam häuslicher Weihe durch Lehre und milde mahnende Worte des Lehrers die ewig beseeligende Religion als Gottesreich, welches sich auf Erden stiften soll, hervor. Und die Geschichte hat nun durch ihren eigenen Gang, durch die Macht der Ideen und der Vernunft eine neue Epoche gewonnen, die immer als ewige Weltperiode allen Geschlechtsaltern und kommenden Jahrhunderten vorleuchten wird. Die Geschichte des hebräischen Volks trägt, indem sie von einem so kleinen Punkte anfing, und sich nach und nach zu einer solchen Höhe und Breite sich ausdehnte, so am Ende noch die schönsten Blüthen ihres Seyns; bekehrt durch ihre eigenen Kämpfe steigt sie zu dem Gottesfrieden, zu dem religiösen Reiche auf, das durch Liebe und Tugend, durch Gottesfurcht und Fügung in die höhere Weltordnung, zu gewinnen ist.

In der Betrachtung der Urkunden des neuen Testaments ergreift uns ein eigenes Gefühl der verschiedensten Art und Mischung. Ueber die Darstellung, über die Offenbarung derselben zieht sich ein so heiliges Dunkel von Mysterien hin. Fremde Sitten, ein eigener Sprachtypus, Wunder und wundervolle Veranlassungen kommen uns entgegen; wir befinden uns gleichsam in einem andern Gebiete der Welt. Und doch finden wir ausser dem Kreise dieser scheinbaren Geheimnisse nur das klare Licht der Vernunft, die überall verständliche Sprache des Herzens. Das Vernunftreich, die Sittenlehre sind der wesentliche Inhalt dieser Offenbarung. Aber jene Geheimnisse, jenes scheinbare Dunkel von Wundern gewinnt auch seine Erläuterung, wenn wir die Zeit der neuen Offenbarung mit der älteren in Verbindung bringen, und die Symbolik nicht vergessen, die sich aus dem alten Testamente auch in das neue hinüberziehet. Das ist eben der anthropologische Gesichtspunkt,

Friede über die Kämpfe und Wogen der zeitlichen Welt siegen soll. Es würde eine historische Forschung seyn, wie, unter welchen Umständen, durch welche göttliche Fügungen sich dieser Plan in dem Geiste Jesus entwickelte. Aber welches auch diese Forschung und ihr Resultat seyn möge, immer wird sie keinen andern Endpunkt haben, als den, daß diese Ideen ewig sind und ihr Licht endlich durch die Geschichte leuchten mußte, ihr Licht endlich durch die Finsternisse von Jahrhunderten und Jahrtausenden brechen mußte. Die Geschichte selbst ist das große Erlösungswerk, die Erziehung des Menschengeschlechts. Sie enthält einen großen Plan, das Menschengeschlecht nach und nach zu läutern und zum bessern zu erziehen. Der in der christlichen Religion niedergelegte oder geoffenbarte Plan ist der ewige, der schon vom Anbeginn der Welt begonnen hat und der durch alle Welten und Jahrhunderte hinläuft, um sich zu verwirklichen. So sahen wir selbst einen so genauen Zusammenhang zwischen der Kundmachung des alten und neuen Testaments. Was stellt sich hier eben dar, als die Fortbildung der Menschheit zur wahren Religion! Wir sehen die alte Offenbarung beständig im Kampfe mit sich, um nur Boden zu gewinnen, um den Acker zu bereiten, auf welchem sie blühen könne. Die asiatischen Reiche sind gleichsam der Hohn und Spott, welcher wie Xerxes die Meeresfluthen peitscht, die sich seinen eitlen Unternehmungen entgegensetzen. Eine neue Zeit, eine bessere Periode sollte beginnen. Gott führt sein dazu auserlesenes Volk nach Kanaan. Der Tempel des Jehova wird gebauet; es zündet sich auf den Altären des Ewigen die einfache, menschliche Gottesverehrung an. Aber die Sinnlichkeit trübt wieder das angezündete reine Licht. Völker kämpfen mit Völkern, die wahre Gottesverehrung mischt sich mit Baalsdiensten; die Gottesverehrung wird endlich mehr äussere als innere Religion, mehr Gedächtniß- als Heiligungswerk. Und so geht aus diesen Kämpfen, indem

die Welt durch die Unbeständigkeit der Welt selbst über das Ewige und Unwandelbare belehrt ward, in dem Kreise jenes Hebräismus, aber in stiller, gleichsam häuslicher Weihe durch Lehre und milde mahnende Worte des Lehrers die ewig beseeligende Religion als Gottesreich, welches sich auf Erden stiften soll, hervor. Und die Geschichte hat nun durch ihren eigenen Gang, durch die Macht der Ideen und der Vernunft eine neue Epoche gewonnen, die immer als ewige Weltperiode allen Geschlechtsaltern und kommenden Jahrhunderten vorleuchten wird. Die Geschichte des hebräischen Volks trägt, indem sie von einem so kleinen Punkte anfing, und sich nach und nach zu einer solchen Höhe und Breite sich ausdehnte, so am Ende noch die schönsten Blüthen ihres Seyns; belehrt durch ihre eigenen Kämpfe steigt sie zu dem Gottesfrieden, zu dem religiösen Reiche auf, das durch Liebe und Tugend, durch Gottesfurcht und Fügung in die höhere Weltordnung, zu gewinnen ist.

In der Betrachtung der Urkunden des neuen Testaments ergreift uns ein eigenes Gefühl der verschiedensten Art und Mischung. Ueber die Darstellung, über die Offenbarung derselben zieht sich ein so heiliges Dunkel von Mysterien hin. Fremde Sitten, ein eigener Sprachtypus, Wunder und wundervolle Veranlassungen kommen uns entgegen; wir befinden uns gleichsam in einem andern Gebiete der Welt. Und doch finden wir ausser dem Kreise dieser scheinbaren Geheimnisse nur das klare Licht der Vernunft, die überall verständliche Sprache des Herzens. Das Vernunftreich, die Sittenlehre sind der wesentliche Inhalt dieser Offenbarung. Aber jene Geheimnisse, jenes scheinbare Dunkel von Wundern gewinnt auch seine Erläuterung, wenn wir die Zeit der neuen Offenbarung mit der älteren in Verbindung bringen, und die Symbolik nicht vergessen, die sich aus dem alten Testamente auch in das neue hinüberziehet. Das ist eben der anthropologische Gesichtspunkt,

daß wir das Geschichtliche aus der Form der Zeit zu erläutern suchen und den Hebräismus, den Typus bemerken, in welchem alle jene Offenbarungen des so reinen und klaren Vernunftreiches sich darlegen. Hat die Auslegungskunst einen andern Standpunkt, so wissen wir kaum, wie er angemessener und höher seyn könne, als der unsrige, wo wir die Historie aus dem geschichtlichen Zusammenhange der Thatsachen und die Geschichte des Christenthums aus den Worten und Lehren Christi zu erklären suchen. Der historische anthropologische Standpunkt ist der allein richtige in der Bezeichnung der Thatsachen, die innerhalb dem Umfange geschichtlicher, menschlicher Entwicklungen liegen, und der moralisch religiöse der einzig richtige, um den Inhalt, den Geist der Geschichte zu deuten, der sich überdieß auch so unverkennbar durch das Wort der Verkündigung des Reiches Gottes darlegt.

Die Geburt Christi ist bezeichnet mit mancherlei wunderbaren Erscheinungen und Vorhersagungen. Allein wir wollen es nicht verkennen, daß wir in dem alten Testamente ähnliche, ja ganz gleiche finden. Lesen wir die prophetische Weihe vor und bei der Geburt jenes Richters, den wir doch unmöglich unter den Gesandten des Himmels eine Stelle anweisen können, so haben wir hier einen Parallelismus, der sich durch sich selbst erläutert und wo wenigstens das Unerklärbare und Mystische von dem so klaren Evangelium der Lehre Christi hinwegfällt. Das alte Testament erklärt uns durchaus auch die Sprache, die Einkleidung des neuen Testaments. Denn beide sind ja nur Beziehungen eines und desselben Volkes, eines und desselben religiösen Geistes, einer und derselben sich entwickelnden Geschichte.

Der prophetische Geist, der Glaube, die Weissagung zieht sich auch von den älteren Urkunden in die Verfassung des neuen Testaments herüber. Wie war die Sprache jener älteren Urkunden? Schon hier finden wir die ankündigende

Stelle zwischen Gott und David, wie sie Nathan, der menschliche und menschlich geborene Weise, giebt: „Ich will sein Vater und er soll mein Sohn seyn". Das auserwählte Volk Gottes ließ ja eine solche Deutung wohl zu, ja sie forderte dieselbe. Denn, wenn das Volk Israel das geliebte Kind des Vaters ist, warum soll nicht auch der König der auserwählte Sohn Gottes seyn!

Wenn in dem alten Testamente der Geist Gottes weissaget, wenn er in dem verständigen Künstler, in dem weisen Redner und Gesetzgeber ist; wenn dieser Geist Gottes durch alle die Zeichen der Natur, welche das Erstaunen wecken, die Ehrfurcht vor dem unendlichen Urheber beleben, wenn er im Blitz und Donner spricht: Warum nicht auch in den neueren Urkunden, in der Verkündigung und Einweihung des Christenthums? — Warum nicht auch in jener Taufe, wo der Geist Gottes herabkommt? Warum nicht in jener verkündigenden Stimme des Himmels: „Das ist mein geliebter Sohn"? (wo Christus selbst sagt, die Stimme ist nicht um meinet-, sondern euretwillen geschehen, und ein Evangelist erläuternd hinzusetzt „es donnert").

Wenn Moses vierzig Tage und Nächte auf dem Berge in der Unterredung mit Gott verweilt, — warum ist nicht ein Parallelismus, nicht ein gleicher Ausdruck von Sinn und Deutung in dem neuen Testamente, in der Volkssprache, die so alttestamentalisch war, wo das Volk immer noch in dem Gesetz Mosis, in den Typen der israelitischen Geschichte lebte, wo das Gesetz Mosis, diese Buchrolle, in den Tempeln vorgelesen und gelehret wurde? Das Antlitz Mosis leuchtete: das Gesicht Christi war verklärt, er war mit hellglänzenden Kleidern angethan. Die Schüler wollen Mosis, Elias und ihrem Meister Hütten bauen. Suchen und finden wir hier nicht eine historische Erläuterung in dem Essenischen Bunde, so setzt doch selbst ein Evangelist hinzu: „Die Schüler

terer Beziehung eine anderweitige Prophetie werden. Ein Sinnbild paßt hier auf das andere. Und eine Prophezeiung wird und muß die andere erfüllen. Denn der Grund ist einfach; die Natur bleibt sich auch in ihren Entwicklungen analog und die geistige Sprache entlehnt ihre Bilder nur aus der natürlichen Auffassung. Die Berge, Hügel, Thäler der Natur sind gleichsam auch die Höhen und Tiefen der sprachmäßigen Bezeichnung. Der Typus des alten Testaments ist die Grundlage des neuen, das hohe Gebirge, der Horeb, Sinai, auf welchen sich dann die Aethergestalten des Himmels in ähnlichen Gebilden und Bezeichnungen abmalen. Der Typus des alten Testaments ist der sinnliche; der Typus des neuen Testaments der übersinnliche. Aber es schreitet in den älteren Typen fort; die alttestamentalische Sprache, das alttestamentalische Bild sind gleichsam auch das verkündigende Priesterthum des neuern. Der Begriff — denn sein Reich ist das Unendliche, — kann verschiedene Beziehungen bekommen, aber sein Ausdruck bleibt; er ist in die Form der Sprache gegossen. Und so viele Dialekte und Sprachfügungen wir auch haben, das Gesetz bleibt immer das nämliche; „das sinnliche Wort ist die Bezeichnung des geistigen". Sehr leicht mußte daher auch das neue Testament ohne alle Mystik und geheime Vorbedeutung in dem alten seinen Vortypus finden; denn was sich hier in mehr irdischer Gestalt entwickelt, wird dort nun die Bezeichnung des geistigen. Der Stifter der christlichen Religion hat für seine Lehre nur einen dreifachen Ausdruck, entweder die sinnbildende Natur, wie von dem Saamen und dem Acker, dem steinigen und sandigen Boden; oder die sinnbildende Geschichte des alten Testaments in seinen geheiligten Ausdrücken und erinnernden Momenten, wie von dem Manna und dem Lebenstranke, dem Blute der Versöhnung und der Versöhnung durch Tugend und Wahrheit; oder endlich die abstrakte, moralische Wahrheit. Wie diese Bezeichnungen und Fortbildungen in einer

gegenseitigen Beziehung stehen: so auch die fortschreitende Kultur des Menschengeschlechts von der sinnbildlichen Bezeichnung zu der reinen, klaren Erkenntniß. In der ganzen Geschichte zeigt sich, wie genau sich diese Perioden an einander anschliessen und wie die geistige, moralische Kultur nur erst nach mannigfaltigen Spielen und Uebungen des sinnlichen Charakters entstehen kann. Christus mahnte so oft seine Schüler: „Wenn ihr diese sinnbildliche Rede nicht fasset, wie wollt ihr die reine Wahrheit verstehen!“ Es heißt so oft in den Evangelisten: was Christus vorher in Bildern zu dem Volke gesprochen hatte, das deutete er nun seinen Schülern in Geist und Wahrheit. Die Geschichte der Hebräer hatte sich so durchaus in religiösen Emblemen fortgebildet, daß eine andere Eröffnung der moralischen Lehre gar nicht möglich war, als im Gebrauch und Verfolge jener Embleme, indem ihr Sinn, ihre Bedeutung gezeigt, ihr verloschener Charakter aufgefrischt oder ihnen andere und höhere Lebensbilder untergelegt wurden, bis sich der Sinn und der Geist an die reinere Erkenntniß der Wahrheit gewöhnt hatte. Keine Sprache, keine Darstellung ist klarer, als die des neuen Testaments. Aber wir müssen die Symbolik von der innern Bezeichnung, die geschichtliche Emblematik von der reineren Offenbarung der moralischen Lehre trennen. Und zu dieser Absonderung bedarf der menschliche Geist keiner weitern Kenntniß, als seiner selbst und der Beachtung des geschichtlichen Gangs, wie sich Kultur entwickelt, wie das Stammregister der sinnbildlichen Beschauung, des sinnbildlichen Wortes und des reinen Begriffs ist. Die Poesie geht überall von Naturpoesie aus. Aber auch die höchste Erkenntniß ist in ihrer ersten Entwickelung an eine Welt des bildlichen Ausdrucks gebunden. Kein Objekt: und keine Sprache; keine Sprache: und kein reiner Begriff. Es entwickelt sich hier alles so, wie in der übrigen Natur. Kein Boden: kein Stamm; kein Stamm: und auch keine reine oder höhere

Blüthe. Die Nothwendigkeit der zweiten Offenbarung war in der ersten Offenbarung gegeben; die Bildung des Menschengeschlechts kann nicht stehen bleiben. Unmöglich, daß jenes Pascha der Juden, das Oberpriesterthum, die leiblichen Insignien des orientalichen Jehovadienstes, der höheren Bildung, dem höhern Anspruch der reineren Gottesverehrung genügen konnte. — Eine solche anthropologische Erklärung und Ansicht kann aber auch nimmermehr der Wahrheit, dem moralischen Gefühl, den Anforderungen der Frömmigkeit zuwider seyn, denn wo ist Gott größer, als in seinen Werken, in dem geschichtlichen freien und nothwendigen Gange aller Bildungen!

Die historische Nothwendigkeit, an welcher sich die Sprache und Darstellung des neuen Testaments entwickelte, waren eben die Grundzüge, die historischen Bezeichnungen des alten Testaments. Die Centralpunkte der früheren geschichtlichen Einkleidung werden nun auch die Centralpunkte der Vergleichung, der weiteren Fortbildung. Diese früheren Centralpunkte, wie wir oben schon gesehen haben, sind das versöhnende Pascha, das Opferblut, welches von dem Opfer zur Entsündigung auf dem Altare floß, das Manna und das Wasser, welches Gott dem Israelitischen Volke als auserwählte Zeichen seiner Gnade in der wundervollen Sendung dieser Lebensgüter gegeben hatte. Dies waren die feierlichen Momente der israelitischen Geschichte. Auf und aus ihnen geht die Bildung weiter. Die Embleme und Bilder vergeistigen sich. Die ewige Wahrheit bekommt ein anderes und unmittelbareres Substrat ihrer Kundmachung.

Der höchste Lehrer des Menschengeschlechts erklärt selbst, wie er seine Bezeichnungen, seine Bilder, seine geschichtliche Darstellung nach den Grundzügen des alten Testaments, von dem auch kein Titel hinwegfallen soll, genommen wissen will. Er erklärt es selbst auf die verständlichste und deutlichste Weise. Die Symbole, unter welchen er das neue Testament einsetzt, sind Erinnerungsmittel der heiligen, alttestamentalischen Zeit,

mit welchen sie einen fortbildenden Parallelismus bilden; sie sind Gesetztafeln und Erinnerungsmittel einer neuen, besseren Zeit, welche Belehrung und Aufklärung über die wichtigsten Angelegenheiten des Menschen herbeibringen soll; sie sind die Zeichen oder Anzeichen einer höheren Interpretation, einer höheren Erleuchtung über den Inhalt und das Wesen des Reiches Gottes. Aus der Vorzeit des Hebräismus schimmerte das Blut des Opferlamms, der heiligen Gebräuche des Opferdienstes hervor. Ein anderes Denkmal mußte gegeben werden, welches theils mit jenem geheiligten Andenken, theils mit der reineren Religion in Beziehung stand. Neue geschichtliche Denkmale mußten sich zwischen die alterthümliche, sinnlichere Vorwelt und dasjenige, was zu erringen war, was im Geist und in der Wahrheit erfaßt werden sollte, in die Gegenwart oder in die geschichtliche Welt einweben. Dadurch wurde ganz eigenthümlich der Plan des heiligen Lebens Jesu bezeichnet, was er that, jenen sinnlicheren Gebrauch der versöhnenden Werke zu verdrängen und die Menschheit zu einer höheren Ansicht der Versöhnung und Erlösung fortzuführen. Es ist ein so ganz eigenthümlicher Plan dieses Lebens Jesu, daß er an dem Pascha, an dem heiligsten und allgemeinsten Feste der Juden, sein Leben zum Opfer gab. Die Zeit erforderte neue und höhere Versöhnungsmittel. Der alte Glaube an äussere verdienstliche Werke konnte nur durch eine neue Belehrung, durch das Kennzeichen, wie der Mensch nur durch Tugend und Rechtschaffenheit sich entsündigen könne und das Leben für Gott höher sey, denn alles Leben für die Erde, verdrängt werden. Christus sagte seinen Jüngern: „Wenn ich nicht hingehe, so kommt der Tröster nicht zu euch.“ Er entzog sich nicht dem Einzuge auf das Fest zu Jerusalem; aber bedeutend sagte er auch früher zu seinen Brüdern, die ihn an Jerusalem mahnten: „Eure Zeit ist immer da, aber meine ist noch nicht herbeikommen“. Ahndend und weihend

opferte er sich dem Kreuzestode. Das Osterlamm der Juden, das fleischliche Entsündigungsfest sollte verdrängt, ein neues großes Opfer für Tugend und Wahrheit, das höchste Versöhnungsfest aller Menschen und eines jeden Menschen, was ein jeglicher für sich, für das Reich Gottes zu leisten hat, sollte in der nächsten Beziehung auf Pflichterfüllung, auf das, was das Reich Gottes foderte, gebracht werden. Jesus setzte wenige Tage vor diesem Hingange das Abendmahl ein. Welche große, feierliche Scene! Zum letztenmale war er mit seinen Jüngern versammelt: „es hat mich sehr verlangt, dies Abendmahl mit euch zu feiern". Er gürtete seine Lenden, wusch seinen Jüngern die Füsse und gab das so belehrende Beispiel der Demuth und gegenseitigen Liebe. Er deutete hier auf seinen Verräther hin: „das ist er, dem ich den Bissen eintauche". Der Satan hatte den Sinn des schwachen Judas eingenommen; der Verführte, der von den Pharisäern Ueberlistete, büßte die Sünde, die Schwachheit gegen seinen Meister durch den Tod. Jesus gab hier die feierlichsten Zeichen zum beständigen Andenken seines Lebens, oder vielmehr in diesen Zeichen lag die deutlichste Erklärung seines Plans, warum er gelebt, warum er gelehrt habe. „Ich stifte mit Euch und mit der Welt einen neuen Bund; nicht mehr jene Opferceremonien der heiligen Gebräuche — jenes Blut des Opferlams sollen gelten. Ich reiche euch himmlische Gaben, untrügliche Mittel der Versöhnung und Entsündigung. Sie liegen in meiner Lehre, in Tugend und Wahrheit, in Liebe und Gottesfurcht. Dies ist der wahre Trank vom Himmel, den ich euch reiche, dies das wahre Brod, welches ich breche. Darinnen, in dieser Lehre, besteht mein Blut und Leben; für sie habe ich einzig gelebt, für sie werde ich auch sterben." Wie deutlich, verständlich sind die Einsetzungsworte des Herrn! Er, der Hochheilige, wie hätte er an Mysterien denken können, die man nicht verstand, wie etwas einsetzen

können, was nicht mit dem Reiche Gottes, mit Wahrheit und Religion, in Beziehung stände! Er erklärt es früher so liebreich und zugleich so strafend seinen Jüngern. Wie er vor den Pharisäern von dem Essen seines Leibes und dem Trinken seines Blutes gesprochen hatte und die Zuhörer, ja selbst mehrere seiner Schüler daran Anstoß nahmen, („wie kann man denn seinen Leib essen und sein Blut trinken"), eröffnete er deutend das durch ein Symbol der historischen, alttestamentalischen Bezeichnung bedeutsame Geheimniß, welches so klar und verständlich ist: „Der Geist ist es, der da lebendig machet, das Fleisch ist kein nütze. Die Worte, die ich rede die sind Geist und Leben". *) „Eure Väter in der Wüste haben Manna gegessen und das Wasser, welches der Himmel durch ein Wunder gab, getrunken, und doch sind sie gestorben. Das ist nicht das Brod und der Trank, welcher unsterblich macht, sondern meine Lehre ist es, diese ist das wahre Himmelsbrod, der wahre Himmelstrank. Diese Lehre ist mein Leben, mein Blut. Von dieser Lehre trinket und esset und ihr werdet leben." — In welcher andern Beziehung wir auch diese göttlichen Worte des höchsten Lehrers der Wahrheit nehmen mögen: ich glaube kaum, daß sie eine höhere Feier, eine höhere Würde haben können, als durch die Beziehung auf Religion und Moral, welche Unsterblichkeit gibt und der wahre Leib, das wahre Blut des Menschen seyn sollen. In einer ewigen Bedeutung stehen so diese Worte da, und die Religion, die Wahrheit heiligt sie! Der große Lehrer der

*) Evangel. Johannis Kap. 6. Keine erhabenere Darstellung von der Einsetzung des Abendmahls gibt es, als in dieser Johanneischen Stelle. Wie aus dem Dunkel tritt das Licht hervor, und die große historische Bedeutung des Abendmahls in Beziehung auf das alte Testament bekommt die höchste Feier.

Menschheit hatte zwar so oft gesagt: von dem Gesetz Mosis soll auch kein Buchstabe verloren gehen. Und wie heilig war das Gesetz Mosis in Rücksicht auf Inhalt, Moral und Religion! Die höchsten Grundsätze der Menschenliebe und der Gottesfurcht sind in demselben angegeben. Aber ein anderes war es in Hinsicht auf Ceremonie, auf Priesterthum, auf Opfergebräuche, welche überdies durch die Zeit so entwürdiget waren. Jesus deutete daher nicht weniger oft darauf hin, der ganze religiöse Geist des Judenthums müsse erneuet, belehrt, gebessert werden. Einen neuen Geist der höheren Sittlichkeit, der reineren Verehrung müsse der israelitische Gottesdienst erhalten. In alte Schläuche sey nicht gut, neuen Wein zu füllen. Der ganze Geist des Judenthums, seines religiösen Lebens müsse neu gestaltet und durch eine neue Reformation von den alten gottesdienstlichen Formen zur wahren Busse und Sinnesänderung gebracht werden. Das Leben, der Plan Jesu gab zu dieser Aenderung und Vergeistigung der jüdischen Religion selbst die zweckmässigsten Mittel, welche das Neue mit dem Alten, das Bessere mit den äusseren Formen des Hebräismus vergleichen liessen. Der Typus, die Sprache des alten Testaments waren daher auch der Leitstern für die neueren Formen, welche dem religiösen Geiste des Hebräismus gemäß seyn mußten. Es waren die Blüthen, die unmittelbar auf dem orientalischen Stamm erwuchsen. Moses hatte mit Gott geredet: daher auch eine nähere Einheit des neuen Gesetzlehrers mit Gott. Abraham, Isaak, Jakob waren die auserwählten Kinder von Gott; daher auch Gott der Vater des Sohnes. Die Propheten des alten Testaments waren Götter: daher auch der neuere Typus: „Gott der Sohn". Wie die Juden Steine aufhoben, Jesum zu steinigen, weil er sich Gott gleich gemacht und gesagt hatte: „ich bin der Sohn Gottes", sprach er das so erklärende, ironische Wort: „Steht in eurem Gesetz nicht geschrieben:

Ich habe gesagt, ihr seyd Götter? Wenn es nun die Götter nennt, an welche der Ausspruch Gottes erging und die Schrift doch nicht verworfen werden kann, wie könnt ihr denn sagen zu dem, den der Vater geweihet und in die Welt gesandt hat: du lästerst! weil ich gesagt habe: ich bin Gottes Sohn? Wenn ich nicht die Werke meines Vaters thue, so glaubet mir nicht". Steht hier nicht die offenbare Erklärung, in welchem Sinne sich der Heilige Gottes Sohn nennet? Die Göttlichkeit beruhet auf dem Worte Gottes, beruhet auf Gottes Werken, die der Mensch vollbringt. Er widerlegt die Pharisäer unmittelbar aus der Schrift selbst, welche die Lehrer der Weisheit und Religion Götter, Gottgesandte, nennet. So geht der Sprachgebrauch, der Typus des alten Testaments, überall voraus. Und Christus widerlegt seine Gegner so oft auf jene ironische Art, indem er sie unmittelbar auf das Gesetz Mosis, welches sie lehren und doch nicht zu kennen scheinen, hinverweiset. Eine solche ironische anthropomorphistische Antwort ist: „Wenn ich den Teufel habe, womit treibt ihr denn den Teufel aus?" Ferner die Frage: „Wie kann denn David Christus seinen Herrn nennen?" Ueberall widerlegt er die Schriftgelehrten durch ihr eigenes Gesetz, welches sie verstehen und doch nicht zu verstehen scheinen. Die expressiveste Erklärung, was er unter dem Reiche Gottes, das er stiften will, verstehe, ist in der Antwort, die er jenen Schriftgelehrten gibt: „Du bist nicht fern vom Reiche Gottes"; denn der Ausdruck „Gott über alles und den Nächsten wie sich selbst lieben" ist eben der Ausdruck der höchsten Sittlichkeit, der höchsten Vernunft- und Offenbarungsreligion. Der Geist Gottes, der Sohn Gottes, Gott der Vater, sind Ausdrücke für eine und dieselbe Darstellung der göttlichen Wahrheit, des Lebens und Wirkens in Gott nach seinen heiligen Geboten.

Doch wozu hier diese Rücksichten, die doch von aller an-

theologischen Betrachtung so ferne zu stehen scheinen. Aber es däucht uns, daß eben dadurch die heilige Urkunde und ihr heiligster Stifter desto mehr in allem dem, was der Menschheit frommen kann, gewinnt, je mehr wir ihn auch von der menschlichen Seite und nach derselben betrachten. Lesen wir die Urkunden, wie wird unser Herz angezogen von jener zarten Empfindungsweise des Heilandes, von jenen theilnehmenden, versöhnenden Reden der Menschheit zu der Menschheit, wie Jesus die Kranken heilt, wie er die Kindlein zu sich kommen läßt, wie er die Armen tröstet, wie er die Reichen ermahnt, die Sündigen zur Reue und Buße aufruft und überall in der liebreichsten Stimme das Evangelium prediget, einfach, faßlich in seiner ganzen Darstellung, ohne Geheimniß, nichts verhüllend, alles auf das klarste auslegend, abgewendet von allen unnützen Forschungen der Neugierde oder einer über das Uebersinnliche forschenden Weissagung. Nur das moralische Reich, die Tröstungen der Erde, das Herbeikommen des Reiches Gottes durch Liebe und Sanftmuth, durch einmüthiges Trachten nach der Vollführung des ewigen Willens, sind sein Augenmerk. Haben wir ein Ideal von dem ewigen Frieden, der auf Erden herbeikommen möge: das Ideal ist verwirklichet, es ist in seiner liebreichsten Sprache, in seiner lehrreichsten Rede gegeben. Es ist Christus, es ist die Lehre, welche er verkündigte und welche die Lehre des menschlichen Herzens, der menschlichen Vernunft ist. Gottes- und Menschenliebe sind die Angeln, um welche sich das Reich Gottes und der ewige Friede auf Erden bewegt. Keine Philosophie, keine weltliche Klugheit kann ein höheres Ideal aufstellen. Und erfüllen wir jenes, so haben wir den Himmel auf Erden. Die fleischlichen Lüste, die auf Thronen und in Hütten walten, verschwinden dann vor jener allumfassenden Liebe; Ehrgeiz, Stolz, Hochmuth legen ihre eitlen Kronen ab; Eroberungssucht, und Krieg löschen

ihre flammenden Fackeln aus. Neid, Partheisucht verwandeln sich in Versöhnung durch Duldung und Bruderliebe; die Schätze der Erde verlieren ihren Glanz vor dem ewigen Glanze der Himmelsgüter, welche sind Menschenfreundlichkeit, Friedfertigkeit, Demuth, Bescheidenheit, Barmherzigkeit. Die Sorge schwindet, denn der himmlische Vater sorget, sein ist das Reich und er kleidet ja die Lilien auf dem Felde, wie vielmehr den Menschen. Und das Leben des Menschen wird das reingeistigste und thätigste. Es handelt sich dann um die Erlangung der ewigen Liebe durch Tugend und reine Gesinnung, es handelt sich um Bethätigung dieser Liebe, dieses Glaubens durch unablässiges Thun nach den Geboten Gottes und der Vernunft. Begleiten wir Jesum auf seinem Lebenswege von dem ersten Augenblicke an, wie er zu dem Volke spricht und seine geliebten Jünger sich wählte, durch alle jene stillen häuslichen Scenen der unverdrossensten Wirksamkeit bis zu jenem großen Augenblicke, wo er für Tugend und Religion den schmählichsten und martervollsten Tod starb, welch' anderes Ideal von seiner Wirksamkeit, von seinem göttlichen Plan, von seinem Erlösungswerke können wir gewinnen, als das, was so deutlich in seinen Worten, in seiner Lehre angegeben ist, „Erlösung von der Sünde durch Selbstthätigkeit des moralischen Willens, durch Unterwürfigkeit des sinnlichen Willens unter die Gebote Gottes, unter die ewigen Gesetze der Vernunft! „Und fragen wir, welches Ideal göttlicher sey und selbst über alle Leistungen der weltlichen Geschichte hinausliegend: ob das einer übernatürlichen Versöhnung durch Opfertod oder durch die als Beispiel gegebene Versöhnung, für Tugend zu leben und zu sterben, so ist es dieses. Viele Jahrhunderte sind vor und nach Christus dahingeschwunden, aber noch keine Zeit hat dies Ideal erreicht; es ist das höchste, was auf Erden geoffenbaret werden konnte. Dieses Reich Gottes, welches Jesus verkündigte, verheißt uns nun

liegt ja die offenbare Abweisung eines solchen abergläubigen Wahns. Wie bescheiden, wie demüthig ist der Ausdruck des Messias, wenn er sagt: „Du nennst mich gut? Keiner ist gut als der himmlische Vater im Himmel".

Es gehört selbst zu dem Bereiche dieser anthropologischen Untersuchungen, zu erklären, wie so mannigfaltige Ansichten, divergirende Gesichtspunkte in der Beurtheilung dieser historischen Thatsachen der Offenbarung haben entstehen können. Ein Kampf von Meinungen, der Jahrhunderte geherrscht hat und nie scheint ausgeglichen werden zu können. Erblicken wir hier nicht selbst die Schwäche der menschlichen Erkenntniß, die gern alles zu erkennen sucht, nur am wenigsten sich auf sich selbst richtet, oder wenn auch dies, doch so leicht befangen wird von einzelnen Gesichtspunkten und Meinungen! Wenn hier ein anthropologisches Geständniß von einer solchen Schwäche der Verschiedenheit in der Ansicht stehen darf, so darf ich es am freiwilligsten ablegen und aus meinen eigenen Untersuchungen, die mich schon früher beschäftigten, den Beweis liefern, wie leicht man Meinungen und apodiktischen Sätzen sich hinzugeben versucht wird, — um desto leichter, je mehr selbst Eifer und Fleiß mit der Untersuchung verbunden war. Ein Hauptfehler nämlich in dieser ganzen Sache der Untersuchung ist — und dies ist leider eine nicht seltene Beobachtung, — daß man eher von dem Subjektiven als dem Objektiven, oder eher von einem rationalen Satze der Vernunft als der historischen Ansicht und Untersuchung des Gegenstandes ausgeht. Allen den Versuchen, nach sogenannten reinen Begriffen über die Offenbarung zu philosophiren, folgt oft nun erst der Versuch, die Untersuchungen an dem objektiven Gegenstande zu orientiren, und, bevor ein Urtheil abgefaßt werde, historisch und unbefangen die heiligen Urkunden in Frage zu ziehen. So sonderbar sich auch der Erfahrungssatz in diesem Kreise von Untersuchungen ausnehmen mag: er ist doch nicht ganz

unzuverlässig, daß nämlich meist oder zum Theil die Untersuchungen früher waren, als die historische Kenntniß, daß der Urtheilsspruch nach einer beliebigen oder unbeliebigen Hypothese früher abgefaßt war, als man den fraglichen Gegenstand, die Offenbarung selbst, nach allen geschichtlichen Erweisen zu erforschen unternommen hatte. Es konnte bei diesem Gange der Untersuchung doch so leicht geschehen, daß man über etwas philosophirte, was gar nicht existiret und daß man von der Natur der Wesen im Monde sprach, ehe man irgend eine reale Möglichkeit hatte, daß solche Wesen daselbst existiren.

Einer der gefährlichsten Abwege, der besonders in neueren Zeiten betreten worden und der aus dem Lichte ins Dunkle führt, ist die Mystifikation der Geschichte, die Idololatrie nicht des Steins, nicht des Baums, sondern der unmittelbaren Begebenheit und ihrer Form. Diese zum Mysticismus führende Denkart sieht nämlich die Geschichte objektiv als eine solche Lebensform an, die durch sich selbst aus dem menschlichen Gebilde zu übermenschlichen Gebilden fortschreitet, so daß der Mensch bei dieser Ordnung der Ereignisse nur das Zusehen habe, die Geschichte aber nicht selbst der aktive Ausdruck des menschlichen Handelns sey. Der menschliche Körper — so ist diese dem Katholizismus sich zuneigende Ansicht — könne nach einer gewissen Stufenordnung der Natur sich so vergeistigen, daß er gleichsam nur Form sey und sich zur Hälfte mit dem göttlichen Principe oder einem Gottwesen identifizire. Eine Schwedenborgische Offenbarungsphilosophie, die um desto gefährlicher ist, je mehr sie ohne Raum in alle Räume hineinphilosophiret und die Geschichte der Offenbarung für eine über die historischen Weltbegebenheiten hinausliegende übernatürliche und übervernünftige Kundmachung hält. Sie hat bei dem dichterischen Geiste, welchen ihre Exposition zu-

läßt, bei der Wärme des Gefühls, mit welcher sie sich zu expliciren pflegt und bei der vermeinten höheren Ansicht ihrer Philosophie einen gewissen Schein der Gründlichkeit und Wahrheit. Sie spielt die Naturphilosophie in das Uebersinnliche hinüber und läßt so Wunder und Geheimnisse als höhere Inspirationen und Glaubensartikel auftreten. Eine solche Philosophie, wenn sie anders diesen Namen verdient, spukt z. B. in den Wiener Jahrbüchern in den Recensionen über Offenbarung, und es ist nicht selten, hier nach allen magischen Winkeln und Dreiecken Gott, Natur und Offenbarung construirt zu sehen. Nur die Vernunft fehlt als das Substrat dieser Konstruktion. So hört man ja auch oft protestantische Theologen philosophiren, wo eine ganz neue anthropologische Entdeckung vorkommt, daß es nämlich mit der menschlicheu Vernunft nichts ist.

Die Idololatrie der Geschichte ist aber ganz gleich einem jedem andern Götzendienste, mag man den Stein, den Baum, das Götzenbild oder die äussere Form, die sinnliche Erscheinung der Begebenheit, für das göttliche Wesen, für die sich offenbarende Gottheit halten. Nur das Material verändert sich, der Götzendienst und Aberglaube ist der nämliche. Den Stein, den Baumstamm für die Gottheit zu halten, ist Götzendienst; der Wahn, daß in dem Baume, in dem Steine als einer äusseren Hülle oder Form die Gottheit wohne, ist Fetischismus. So wiederholt sich dieser Aberglaube durch alle Jahrhunderte bis zu der Idololatrie der Geschichte, wo diese entweder selbst oder in ihr als äusserer sinnlichen Umkleidung, die Gottheit, die offenbarende göttliche Persönlichkeit seyn soll. Die Geschichte ist und bleibt immer etwas Sinnliches. Und weit über sie liegt das Vernunftreich, die Kraft des freien Willens, die religiöse Weihe, die unsichtbar in dem unsichtbaren Reiche des Guten waltet. Auf

dieses unsichtbare Reich — auf dieses Reich der göttlichen Offenbarung deutet Christus so oft in Gleichnissen und offner Rede hin. „Das unsichtbare Reich ist nicht hie oder da, sondern es ist überall. — Hörest du nicht den Wind herbeikommen und doch weissest du nicht, von wannen er kommt. — Lasset die Todten die Todten begraben. — Nicht das äussere, sondern das innere Auge siehet den Herrn. — Das Gottesreich ist das Reich der ewigen Tugend". Je getreuer und unbefangener wir die Geschichte der Offenbarung aus ihrem wesentlichen Inhalt zu beziehen suchen, desto mehr erscheint als solcher nur die Moral und die Vernunftreligion. Christus selbst gibt seiner Persönlichkeit, seinem äusseren Amte keinen Werth. Aber die Lehre, die er verkündiget, ist das Wort Gottes. Selbst jene Embleme, welche an den neuen Bund erinnern, jene Feier des Abendmahls sind nur die Festlichkeit der Liebe, die äussere Darstellung einer höheren moralischen Gemeinschaft, durch welche jene alterthümlichen Symbole des fleischlichen Pascha und des Opferthieres verdrängt werden sollten. Diese Embleme oder Erinnerungszeichen sollten aber nicht Gegenstände einer unmittelbaren Verehrung oder gar eine neue Stiftshütte und Bundeslade werden. Das Dunkel oder das Mysteriöse, welches diese emblematische Einkleidung der Geschichte umgibt, entsteht allein aus der abgerissenen Betrachtung der gegenständlichen Erscheinungen. Es wird die Geschichte der neueren Urkunde, wenn man sie ohne Zusammenhang mit der Vorzeit, mit dem Hebräismus, betrachtet, nicht allein eine unerklärbare Erscheinung, ein Fragment der Zeit, welches ohne Raum gleichsam in dem Allgemeinen herumschwebt, sondern sie erhält eben durch diese einseitige abgerissene Betrachtung das Mysteriöse, wodurch diese Begebenheit nun gar nicht mehr in die Reihe der naturgemäßen geschichtlichen Evolutionen zu gehören scheint. Im Zusam-

menhange mit jenen Urkunden ist sie dagegen die nothwendige Entwicklung einer besseren Zeit, die ihre Anlage, ihre Keime in der menschlichen Vernunft hat.

Das israelitische Reich hatte leider schon sehr früh sich von der Theokratie abgewendet und war zu einer Theilung zwischen theokratischem Priesterthum und theokratischem Königsthum — zwei üppigen und weit hin in die Zeit ausschweifenden Ranken der weltlichen Hoffarth — übergegangen; es hatte Völker bedrängt und war von noch mächtigeren Völkern wieder bedrängt und endlich in die Gefangenschaft fortgeführt worden. Nach der Rückkehr aus derselben setzte es sich, so gut es konnte, auf dem Sturze des theokratischen Stammes wieder zusammen, und fiel endlich unter mannigfaltiger Theilung von Kultur, von Meinung, Hoffnung und Furcht, in jenen unentschiedenen Zustand, wo es den Priestern so leicht war, das Volk zu regieren und es durch Ceremonieen von Ablaß, Opfern und Gebetsformeln zu gängeln. Der Hebräismus fiel von seiner anfänglichen so großen weltgeschichtlichen Bedeutung zu jener Armseligkeit, ich möchte sagen, des Mönchsthums und Aberglaubens, der äusseren Werkheiligkeit herab, wo der Schein mehr war, als Tugend und nur Eine Rettung war — die durch den Retter aus Juda. Dieser erbarmte sich des gefallenen, des durch Priesterthum und Hölle und darzubringende Opfer bedrängten Volkes, versammelte seine Kinder, wie die Henne ihre Küchlein sammelt, und zeigte, daß jenseits aller dieser Weltreiche, welche fallen und steigen, jenseits alle der Hoheit der weltlichen Macht, ein höherer Friede durch Tugend und Gottseligkeit — statt jenes Priesterthums ein Heiligthum durch Reinigung des Herzens, durch Friedfertigkeit und Liebe, durch die Herrschaft der Vernunft zu erringen sey. Er trat als Lehrer, als Weltweiser, als Helfer des Volks auf, und die Zeit half seinem Unternehmen. Die Vernunft siegte durch die

Vernunft. Die Wahrheit machte sich Bahn und eine neue Weltperiode fing an, die Periode des durch die unsichtbare Macht des geheiligten Willens herbeizuführenden endlosen ewigen Gottesreiches. Die Keime dieses Reiches waren schon früher gelegt, — sie keimten und traten hie und da hervor. Aber es waren einzelne Punkte. Wenn es die Form der Geschichte, wenn es ein offenbar und allgemein waltendes Reich werden soll, so muß die Zeit die einzelnen zerstreuten Lebenskeime in ihren Schooß nehmen, damit ein Völkerleben daraus entspringe und aus dem Völkerleben sich endlich über die ganze Menschheit der Baum der Wahrheit, der Erkenntniß des Guten verbreite. Es mußte Zeit und Gelegenheit gegeben werden; die asiatischen Weltreiche mußten untergegangen seyn, ehe über den sich legenden Sturm der Welt sich in stiller Pracht die Sonne entfalten und die Erde des göttlichen Saamens empfänglich werden konnte. Ziehen wir von allen jenen Emblemen der alten und neuen Offenbarung das Emblematische, die äusseren geschichtlichen Einfassungen ab: — die Stiftshütte, die Bundeslade, das Opferblut, das Versöhnungswerk, die Anzeichen des Andenkens und der prophetischen Belehrung, — leuchtet dann nicht der Eine große Satz hervor: „die Welt versöhnt sich und muß sich selbst versöhnen durch Tugend"? Es ist doch kaum möglich, daß man jene Bundeslade, jenes Opferlamm für die wahren Mittel und Substrate der Versöhnung, die Embleme der neuen Offenbarung für die allgenugsamen, stellvertretenden Mittel der Tugend, die sich selbst erkämpfen soll, zu halten habe. Es ist nicht möglich, daß man in der Geschichte auf irgend einen zureichenden Punkt treffe, der sich als übernatürliche Offenbarung bewährt und beweiset. Welche Reihe von Offenbarern und Offenbarungen haben wir nicht, und welche ist nun die rechte, die wahre, wenn wir nicht die Offenbarung in unserer

Vernunft und die Prüfung der heiligen Geschichte in der Aufgabe der auf Moral gegründeten Religion finden wollen!

Der neuere Zwist über Dogmenlehre und über die Geheimnisse der Offenbarung ist eine end- und zwecklose Streitigkeit, die sich immer wieder erneuert, weil sie von nichts Sicherm und Gewissem anfängt. Ein Labyrinth des ewigen Suchens und Nichtfindens! Mystiker und Supernaturalisten suchen in diesen Irrgängen und erblinden vor aller Entbehrung des Lichts. Der Lichtstrahl, der die offnen Pfade beleuchtet, ist die Geschichte — die Geschichte der leitenden und erläuternden Typen, Bilder und Orientalismen, wie sie sich von dem kleinen Hebräervolke aus in weit verschlungenen und immer mehr verschlingenden Zweigen über religiöse Gebräuche, Dogmen und Meinungen verbreitet haben. Es ist unmöglich, den mannigfaltigen Abwegen, die das Feld solcher mystischen und supernaturalistischen Untersuchungen darbietet, zu entgehen, wenn man nicht getreu der Historie folget und die unbefangene Vernuft, den reinen Sinn zum Wegweiser nimmt. Zur Untersuchung, zum Quellenstudium menschlicher Begebenheiten, gehört aber nicht blos leidentliches Hingeben an den anschaulichen Ausdruck der Sprachen, sondern Quellenstudium des menschlichen Herzens, der anthropologischen Entwickelung. Einseitige Forschungen führen bei einem solchen Gegenstande, der das Menschen- und Völkerleben betrifft, zu einseitigen, bald mystischen, bald transcendenten Resultaten. Liegt ein Conflikt der Entwicklung unmittelbar in der Geschichte selbst, wie sich Ideen versinnlichen durch Begebenheiten, Begebenheiten sich aussprechen als Worte, begriffsmäßige Zeichen und Bilder, so ist auch der Conflikt über Meinungen, über Offenbarungsgegenstände endlos, so bald nicht der reine Ertrag der Idee des Moralischen von dem Ausdrucke des Sinnlichen, der zeitgemäßen historischen Hülle, gesondert wird.

Die Welt bleibt sich in ihren Darstellungen, in ihrer Entwicklung ziemlich gleich; überall dasselbe Gesetz, dieselbe Erscheinung. Alle Entwicklungen der Völker lassen sich ziemlich auf ein und dasselbe Paradigma zurückführen: Keimen, Wachsen, Blühen und — Untergehen. Der Tod macht hie und da schnellere Perioden; das Leben kommt hie und da freier und geistiger zur Blüthe. Würden auch alle Offenbarungen, die und wie wir sie jetzt haben, aus der Geschichte der Menschheit verschwinden und nähme eine Sündfluth das Menschengeschlecht hinweg: mit den paar Menschen, die sich in der Arche retteten, würden auch ohne Urkunden sich wieder ähnliche Urkunden entwickeln und Offenbarung müßte anfangen und seyn in einer Zeit, die keiner weiteren Offenbarung bedarf, als nur sich selbst und die höhere Sprache, die in ihr redet, welches ist die Vernunft. Die Erziehung des Menschengeschlechts in Hinsicht auf das Reich Gottes, was herbeikommen mag, ist nach den Worten der Schrift das ewige Wort, welches selbst vor Abraham war, der unsichtbare Geist, welcher in allen Zungen spricht, und welcher von Osten, Süden, Westen und Norden wehet, ohne daß man weiß, woher er kommt. Es ist die inwohnende Vernunft und die Sprache des menschlichen Geistes in seiner Richtung aufwärts gen Himmel.

Die Zeit bleibt sich gleich. Auch ohne prophetischen Geist und ohne die Kenntniß der Gegenwart und wie sich das Christenthum in seiner Ausbreitung von Formen und Gebräuchen gestaltet hat, läßt sich nach der Zeichnung der Vorzeit auch die fernere Zeit leicht errathen. Der Mosaismus hatte sich von dem freien Geiste seines Urhebers entfernt und sich in harte, drückende Formen eines Priesterthums geschlossen, der hehre Geist der Gottesverehrung und aller jener heiligen Gebote Mosis war verschwunden und in ein äusseres Gesetz der

Priestersatzung und sinnlichen Ceremonieen verwandelt. Der Stifter der christlichen Religion erweckte den frommen Geist, führte von dem Buchstaben auf das Wesen des Gesetzes zurück, predigte Ehrfurcht, Menschenliebe, alle die Tugenden des geselligen und religiösen Lebens, sammelte seine Schüler um sich und schuf so Grund und Stiftung eines großen Christenreiches. Aus der Geschichte ist bekannt, mit welchen Gefahren und Schwierigkeiten die ersten Christengemeinden und überhaupt die Ausbreitung des Christenthums zu kämpfen hatten. Auch hierin bleibt sich die Zeit gleich, daß das Gute kämpfen und über das Böse der Welt einen Sieg bestehen muß. Die Geschichte lehrt, wie der Saame der christlichen Religion von jenen entfernteren occidentalischen Reichen aufgenommen wurde, wie er dort Wurzeln schlug und keimte. Aber auch das zeigt sie, wie sich die Urgestaltung des Hebräismus fortsetzte, in welchen pontifikalischen Gebräuchen, in welchen hohenpriesterlichen Formen, wo der Opferaltar des hohen Jerusalems, das Versöhnungswerk des alten Israels, das Priesterthum und die gesetzliche Weihe der Dekrete bald wieder das gefallene Jerusalem ersetzten, der Judaismus mit den Formen des Christenthums vermischt erschien, so daß endlich nach abgelebten Jahrhunderten in der neuen Kirche wieder eine neue Sanktion und Reformation nothwendig wurde. Der alte Glanz Jerusalems erzeugte sich in dem neuen, das priesterliche Gewand, das Salbungsöl, das hohenpriesterliche Wort, das Allerheiligste und die besondere Majestät des Priesters, in diesem Allerheiligsten zu weilen, bis auf die orientalische Sitte, im Gebet gen Jerusalem zu sehen, wiederholten sich in hebräischer Sinnlichkeit — selbst vielleicht nur in einer etwas anderen Gestaltung, bis auf das Opferthier, welchem man die Sünden auf die Hörner lud und das nun in die

Wüste lief. — Die Geschichte ist frei, sie darf nicht erröthen, Schwächen zu bekennen. Und so sehen wir auch hier wieder, wie die gerettete Menschheit in das alte Gebrechen verfiel, symbolische Gebräuche für Inhalt, Form für Wesen, Prunk für Einfalt und Reinheit der Sitten und amtliche Anbetung für Gottesverehrung im Geist und Wahrheit zu halten. Das ist aber die Verschuldung oder die Eigenheit des Menschengeschlechts selbst, daß es immer in seine früheren Verschuldungen zurückfällt und sich vor dem eisernen Arm nicht zu bewahren weiß, mit welchem das Götzenbild der Zeit es umfasset. Unpartheiisch ist aber auch diese Geschichte in dem Bekenntniß ihrer Gebrechen. Nicht viel anders, obschon mehr in geschriebener und gedruckter Form, ging es mit den restituirten Gebräuchen des genuinen Christenthums. Auch hier wurde leider bald dogmatisirt und es wurden bald in gelehrter Form gelehrte Formeln gegeben, die das Christenthum nicht kannte, die es wenigstens nur als historische Einkleidungen, als Lebensformen der geschichtlichen Aussenseite aufgestellt hatte. Die Materie verdrängte die Form, die Form den Geist, — jedoch nicht den Geist, der ewig jung und verjüngend in der moralischen Lehre zurückbleiben muß, auf daß der protestirende Geist eigen- und selbstmächtig wider alle aufgedrungenen Formeln und wider das Denken ohne zu Denken protestire. In einer solchen regen, freien Kraft steht der belebende Geist der Untersuchung, der nicht von Concilien gehemmt wird, noch immer da, und ewig ist ihr Wahlspruch: „Religion gibt es nicht ohne Tugend, Kirche gibt es nicht ohne Duldung und ohne den freien christlichen Geist der Liebe". Daß dieser Geist der Liebe, dieser Geist der freien Untersuchung immer mehr hervortrete und seine Unabhängigkeit von allen Formen der Zeit und der symbolischen Bezeichnung beweise: dies ist das große Ziel und auch

die alleinige Grundveste, welche das wahre Christenthum, jene Lehre der christlichen Religion, aufrecht erhalten kann. Verbunden ist nothwendig mit diesem Geiste einer über alle Zeitformen hinausliegenden Christuslehre, sich nicht, inwiefern sie eine geschichtliche Kirche darstellt, für die unbedingte und allein seeligmachende, sondern diesen Wahn jenem beginnenden Hebräismus zu Gute zu halten, der mit dem kindlichen Begriffe, ein auserwähltes Volk Gottes zu seyn, seine Entwicklung eröffnete. Den Gegensatz zwischen absoluter Zeitform und jenem Reiche Gottes, welches sich nie vollendet und von welchem es heißt, „in meines Vaters Hause sind viele Wohnungen", wird endlich, so hoffen wir zu der Perfektibilität der Zeit, der Friede Gottes lösen. Dieser Friede Gottes ist aber die Einigkeit in Liebe und Geduld, in Thätigkeit des Guten. Der Glaube, welcher das Haus Gottes erbauet, ist nicht jener ruhige und zusehende, wo die Sünden in den Schooß genommen werden und die Versöhnung nur allein bestehet in kirchlicher Buße und Züchtigung, in dem Amt der Schlüssel, loszugeben oder zu binden: sondern der ist es, welcher mit der Zucht der Selbstbesserung und mit der Erkenntniß verbunden ist, daß wir nie müde werden mögen, durch Tugend und Geist und Wahrheit das höchste Wesen zu verehren. Dies ist das höchste Ideal der Erziehung und Bildung der Menschheit. Und keine Rücksicht darf uns hindern, dies immer offner auszusprechen und uns nicht von der Furcht befangen zu lassen, als werde eine solche Religion nie Eingang finden unter Menschen, die entweder an kindliche Begriffe gewöhnt oder von sinnlicher Anschauung gefesselt sind. Kein Dienst ist trüglicher, als der durch Bilder. Bilder veralten, sie verlieren ihre Farbe, ihren Rahmen. Symbolische Gebräuche sprechen immer nur zu dem Sinn, selten oder doch nur dunkel zu dem Herzen. Welche

Lehre ist zugänglicher, eindringender, als die reine einfache, die Christus lehrte! Seine Bergpredigt ist der Anfang und der Schlußstein seiner Erlösung.

Das Völkerleben stellt sich, wie das Leben des einzelnen Menschen, unter drei Beziehungen dar. Es ist das ästhetische, das wissenschaftliche, das religiöse. Jedes Volk durchläuft einen gewissen Cyklus seiner Bildung. Und es hängt von dem gesammten Zusammenhange des Völkerlebens, in welcher Zeit, in welcher Umgebung, unter welchen Schicksalen es auftritt, ab, welche Stufe und Höhe es in diesen drei Beziehungen ersteigen soll. Von der Natur des menschlichen Geistes sind die Grade dieser Kultur selbst aufgegeben. Die Anschauung, das Sinnbild kann den Geist fesseln. Die sinnliche Kultur ist überall die erste. Hier haben wir das Sinnenbild der ersten Welt. Die Elemente der Natur sind die Offenbarungen, die Verkündigungen des höchsten Wesens. Die Religion ist kindlicher anschauender Sinn, vielleicht bis zur höchsten Schönheit ausgebildeter Mythus. Die Geschichte nimmt aber das Naturkind auf. Begebenheiten, Schicksale fangen an, das Volk zu bilden. Die historische und wissenschaftliche Erkenntniß breitet nun ihre Flügel aus. Begebenheiten werden die große Erinnerungstafel des menschlichen Seyns. Offenbarungen nehmen nun eine andere Gestalt an. Sie sind und werden die Verkündigungen der Zeit, geschichtliche Thatsachen geschichtlich. Einkleidung ist nun ihre prophetische Darstellung. Von der räumlichen Anschauung hat sich die religiöse Kultur zu dem geistigen Bilde historischer Auffassungen erhoben. Die Vernunft erleuchtet nun die Menschheit, das Licht der Wahrheit tritt nun aus den Offenbarungen hervor und der Mensch erkennt im Geist und in der Wahrheit.

Das anthropologische Gemählde, wie sich in dem He-

bräismus eine so große, merkwürdige Weltepoche, die religiöse neuere Weltgeschichte, hervorbildete, hat uns Gelegenheit gegeben, auch die höchste Stufe der menschlichen Ausbildung von einer Seite zu betrachten, wo sie unter menschlichen Ansichten stehet und wo sich auch hier immer nach dem Ursprunge der einzelnen Begebenheit der Anthropomorphism in eine weitere weltgeschichtliche Periode hineinbildet. Ein solcher Versuch der anthropologischen Betrachtung kann, so hoffen wir, nicht gemißdeutet werden. Denn eine jede Geschichte, und wenn es die unmittelbare Offenbarung Gottes wäre, fällt doch in den menschlichen Gesichtskreis. Und hier müssen wir wohl untersuchen, was der Reflex, das Bild unsers eigenen Gesichtskreises und was das unanschauliche unsichtbare Wehen und Weben des höchsten Wesens ist.

---

## Nacherinnerungen
zu
des Herrn Medicinalraths und Professors Windischmann
Vorerinnerungen
zu seiner Abhandlung
über Etwas, das der Heilkunst Noth thut.

Von

Herrn Regierungsrath Dr. Weiß
in Merseburg.

---

Die von dem Verfasser vorbenannter Abhandlung entwickelten Gedanken sind hochwichtig, und Schreiber dieses

kann dies um so unbedenklicher behaupten, je mehr er sich denselben in der einen Hinsicht eben so verwandt, als in der andern fremd fühlt *). Gewinnen Ansichten, wie die des Herrn Verfassers, nicht Einfluß auf die Philosophie, so leidet die Wahrheit; werden sie Norm darin, so ist es um die Wissenschaft geschehen.

Die Heilkunde bedarf eines tiefern und umfassendern Principes, insoweit die Wissenschaft überhaupt dessen bedarf, wenn diese nach dem dermaligen Zustande der Philosophie und Naturkunde beurtheilt wird. Was Hr. W. hierüber zu Anfange der „Vorerinnerungen ꝛc." und in der ersten Hälfte seiner Abhandlung, Heft 3 der Zeitschrift für die Anthropologie, Jahrg. 1823, S. 1 bis 70, an mehrern Stellen sagt, gilt für die Wissenschaft ganz allgemein. Die Jurisprudenz bedarf desselben bessern Principes, insoweit sie noch entfernt davon ist, den Staat als die äußere Heilsanstalt für den freien Menschen zu betrachten; die Politik bedarf dessen, wo sie unbeschränkt gebieten und sich über das Recht und das Gewissen erheben will; die Geschichte, weil

*) Es geht Herrn W. hier mit dem Unterzeichneten, wie es diesem einst mit Fichte ging. Als der Unterzeichnete über die von ihm anonym herausgegebenen „Resultate der kritischen Philosophie ꝛc." Leipzig b. Tauchnitz 1799, in dem genannten Jahre mit Fichte sprach, äußerte ihm dieser ganz offen: „Die erste Abhandlung des Buchs ist vortrefflich, die zweite aber verfehlt". Die Zeit hat bis jetzt erwiesen, daß jene zweite Abhandlung nicht so verfehlt und mit der ersten nicht so unvereinbar war, wie Fichte damals meinte. Sollte die Zeit etwas Aehnliches in Ansehung des jetzigen Urtheils des Unterzeichneten über Herrn W. erweisen, so würde es nicht zum Vortheil des erstern seyn.

sie noch oft über dem irdischen Kreislaufe der Dinge, der doch selbst kein wahrer Kreislauf ist, den nur in ungleichen Bögen, ähnlich den Kometenbahnen, höher führenden Gang der Menschenerziehung übersieht; die Philologie, weil sie noch oft das Wort über die Sache, und die Sache über den Geist erhebt; die Theologie selbst, weil ihr die wahre Bedeutung des Rationalismus und Supernaturalismus, der sich bisher nur in Wenigen zur Genüge erkannt hat, noch nicht klar geworden ist. Und so alle übrigen Wissenschaften, denn die Philosophie ist noch nicht am Ziele.

Das bessere Princip, welches wir suchen, ist *kein anderes*, als, um es mit Einem Worte zu nennen, Religiosität. Die in dieser Beziehung, Heft 3, S. 78 fg. zusammengestellten Ansichten des Hippokrates über die Heilkunst können buchstäblich anerkannt, und müssen auf jede Wissenschaft, welche irgendwie Heilkunst seyn will oder soll, angewendet werden. Es genügt aber, hier blos von der Philosophie zu sprechen, weil von dieser alle andere Wissenschaft ausgeht oder in ihr endet. Die Philosophie aber beruhet in der Vernunft, und die Vernunft in Gott.

Dieß ist in unsern Tagen das allgemein anerkannte Wort und die allgemein bestrittene Wahrheit. Daß die Vernunft in Gott beruhe, leugnet jetzt kein speculatives System, kein Skepticismus, keine Popularphilosophie mehr. Aber, wie die Vernunft in Gott beruhe, hierüber versteht der Glaube das Erkennen nicht, das Erkennen nicht den Glauben, der Naturphilosoph nicht den Gottesgelehrten, der Christ nicht den Heiden. Wohlan denn, es verstehe zunächst ein Jeder sich selbst, und spreche aus, was der gewisse Geist in ihm deutlich verkündigt.

Die Vernunft in mir ist eine Kraft, vermöge welcher

mein Geist in allem seinem Thun und Dichten die Richtung nehmen kann und soll auf etwas Höheres und Besseres, als er selbst ist. Diese Richtung ist ihm so natürlich, daß sie, wenn er sich auch nur erst einseitig über die Thierheit erhoben hat, von ihm schon unwillkührlich, wiewohl auch unvollständig, in mehr als einer Beziehung genommen wird. Er überschreitet schon dann, in den Bestrebungen seines Verstandes und in den Dichtungen seiner Einbildungskraft, die Schranken des Wirklichen im Aeußern und Innern; er macht schon dann, in dem gesellschaftlichen Leben, unbedingte und insofern auch nur bedingt erfüllbare Anforderungen an Andere. Von dem weiter gebildeten Menschen aber wird die Richtung nach einem schlechthin Höheren mit jedem Seelenvermögen genommen, mit dem Denk- und Erkenntnißvermögen, wie mit der Phantasie, mit dem Herzen oder Willen (Begehrungsvermögen), wie mit dem Gefühle; in der Wissenschaft wie in der Kunst, in der Kunst des Schönen wie in der des Lebens. Dieß ist bekannt.

Aus diesen Beobachtungen aber, wie die Vernunft in jedes Seelenvermögen eingehe, nach dessen besonderer Art und Natur, oder umgekehrt, wie jedes Seelenvermögen sich zur Vernunft erhebe an seinem Theile, ist mir klar geworden, daß die Vernunft nicht eine den übrigen Seelenkräften psychologisch gleich zu stellende Kraft sey, wie man sie in den Lehrbüchern gemeinhin beschrieben findet, sondern eben die eigenthümliche Menschen- oder Geisteskraft, durch welche allein der Mensch sich vom Thiere urwesentlich unterscheidet. Sinn, Einbildungskraft, Gedächtniß, Sprache, Verstand (Reflexionsvermögen), Begehrungskraft und Affect, Willen und Wahl, ja selbst Mitgefühl, besitzen die Thiere auch, und wenn diese Vermögen in unserm Geschlechte zu einem relativ höhern Charakter gelangt sind, so

haben wir diesen, genau erwogen, allein der vernünftigen Anlage in dem menschlichen Geiste zu verdanken. Die Perfectibilität aber ins Unendliche (negativ), oder die Annäherung zu dem Unendlichen (positiv), ist Prärogativ des Menschengeistes, und mit diesem Vorzuge ist uns daher die erste Aufgabe geworden, uns über dessen Bedeutung zu deutlichem Bewußtseyn zu erheben oder zu verständigen.

Die Verständigung kann nicht eher gelingen, als bis der ganze Mensch zu Rathe gesessen hat. Wo dieß nicht geschah, wurde immer ein Selbstgeschöpf auf den Thron des Höchsten gesetzt, ein Fatum, ein Absolutes, ein Ἑν και Παν, ein Ding an sich, auch wohl das Ich selbst oder dessen ewige Form. Man kann es jedem Höchsten der wissenschaftlichen Systeme genau ansehen, welche Kraft der Seele für seine Erhebung, im Gegensatze gegen andere Gebilde anderer Vermögen, entschieden hat. — Die Geschichte aber lehrt, daß unter allen stimmführenden Kräften im Menschen die gewisseste, nämlich das Gewissen, der Zeit nach zuletzt zu dem Rathe über den Grund und die Ordnung des Heiles, (wäre es auch nur das wissenschaftliche Heil gewesen,) gezogen worden ist; wenigstens, wo es früher geschah, geschah es nicht auf dem Wege der Wissenschaft, noch in der ihr eigenen Form, und konnte daher auch auf das Ganze der Erkenntniß die volle Wirkung schwerlich hervorbringen. In unserer Zeit sind die Anfänge hierzu gemacht worden, und die beobachtende Forschung hat ergeben, (ob überzeugend für Alle, ist hier nicht die Frage,) daß das Eine und Höchste, worauf der menschliche Geist in der Einheit und Einstimmung seiner Kräfte die Richtung zu nehmen hat, weder er selbst noch die Welt, weder ein einzelnes Leben in ihr noch das Gesammtleben der Dinge, sondern kein anderes und kaum

mit einem andern Namen zu nennen ist, als der lebendige Gott. *)

Der lebendige Gott aber, welchen ich als das Princip alles Seyns, Wissens und Handelns bekenne und glaube, ist nicht ein Gegenstand meiner Erkenntniß in der Art, daß ich von ihm Merkmale seines Seyns oder Wesens mit objektiv unbildlicher Geltung aussagen könnte. Ich benenne mit seinem Namen nur das Leben der höchsten Einheit und ursprünglichen Wirksamkeit, aus welcher und zu welcher alles ist, was ist, und ich mit allem. Ich begreife auf das vollständigste, daß und warum Er mir und jedem endlichen Geiste ewig unbegreiflich bleibt; ich scheue mich, viel Worte über Ihn zu machen, genau wissend, daß keines Ihn erreicht, und das Eine immer das Beste ist; welcher Worte ich mich aber über Ihn bediene, sie sind alle menschlich und bildlich, jedoch entlehnt von dem Besten, was ich in mir habe, und was Seine Gabe ist, und Ihm zum Opfer.

Weiter darf auch die Wissenschaft der Vernunft in der Erkenntniß Gottes nicht gehen. Meint sie, sich ein Bildniß oder Gleichniß von ihm entwerfen zu können, welches ihn darstelle, wie er ist, so entstellt sie erstlich die Wahr-

*) Ich habe diese meine Ueberzeugung früher ausgesprochen in den beiden Schriften: „Untersuchungen über das Wesen und Wirken der menschlichen Seele", Leipzig 1811, und „Von dem lebendigen Gott, und wie der Mensch zu ihm gelange", Leipzig 1812. Ohne nach zwölf Jahren jedes Wort und jede wissenschaftliche Wendung in diesen Schriften unverändert beibehalten zu wollen, darf ich doch einsichtsvolle Leser auf dieselben verweisen, da die Grundsätze in mir unverändert geblieben, auch verwandte Ansichten mir seitdem in andern Werken nicht selten freundlich begegnet sind, hier aber auf das Einzelne einzugehen der Ort nicht ist.

heit, denn es gibt kein solches; und sie verderbt zweitens sich selbst, denn in dem Wahne, eine adäquate Kenntniß von Gott zu besitzen, ist sie berechtigt, Gebrauch von derselben für das System ihres übrigen Wissens zu machen, und dieses wird daher, in seiner Ableitung aus dem Einen, überall dieselbe täuschende Farbe annehmen, mit welcher der Unerforschliche von der selbstgetäuschten Vernunft bekleidet worden war. Nimmt aber die Wissenschaft das Wort einer positiven Lehre von Gott als Norm und Anker in sich auf, so kann sie hierdurch eben so wenig gefördert werden. Denn einmal ist und bleibt es factisch, d. h. aus den mit vernünftiger Besonnenheit beleuchteten Thatsachen des innern Lebens gewiß, daß eine positive und dem Menschengeschlechte geoffenbarte Lehre von Gott nicht verstanden werden könnte, wenn sie nicht in menschlicher Art und Beschränkung gegeben wäre, und daß sie, wo sie Ueberverständliches wirklich enthält, darin Mysterium bleibt, und als solches auch von den Gottesgelehrten aller Zeiten anerkannt worden ist. Sodann aber wird auch die Wissenschaft, welche sich dieses Positiven in ihrem Kreise bedienen will, dadurch nothwendig in dem Grade einseitig, in welchem sie das Geheimniß des geoffenbarten Gottes mit den Formen des denkenden oder dichtenden Vermögens der Seele auffaßt oder bearbeitet. Und diese Einseitigkeit ist zugleich ein innerer Widerspruch in ihr. Denn, nachdem vorher alle Vermögen der Seele bekannt hatten, daß sie unfähig seyen die Unbegreiflichkeit Gottes zu durchdringen, so wollen sie nunmehr das gegebene Wort, es gelte als Geheimniß oder nicht, so behandeln, daß das Unbegreifliche an dem Begreiflichen, (der letzte Grund der Dinge,) darnach begriffen werde; dies aber gelingt eben so wenig in der Wahrheit, als es um der Wahrheit willen zugegeben werden darf.

Die Wissenschaft tritt daher vor den Gott, welchen

sie bekennet, in stummer Anbetung hin, und in derselben Anbetung schweigend vor ihm zurück. Ganz mit Recht sagt Hr. W. von der Philosophie Seite VIII seiner Vorerinnerungen: „Die Philosophie ist wesentlich nichts anders, als das streng in Einem Zusammenhange fortschreitende Zu-sich-selbst-kommen, so wie nicht minder das auf eben diese Weise verfahrende Zu-sich-selbst-bringen und dann das Bei-sich-selbst-beharren der im blos sinnlichen und fleischlichen Leben außer-sich-seyenden und — wie es sich am Ziele findet — außer-sich-gekommenen und zu jenem Abgrunde des Lebens herabgesunkenen Vernunft, und zwar ein Zu-sich-selbst-kommen von ihren ersten dunkeln Anfängen im Gefühl und in eingebornen Triebe nach der Wahrheit, bis zum Lichte des reinen Gedankens, bis zur klaren und vollständigen Sicherstellung der Erkenntniß und des Willens." Es ist die Aufgabe der Philosophie und mithin auch jeder besondern Wissenschaft an ihrem Theile, den Menschen zu sich selbst in seiner Erkenntniß zu bringen, bis an die Gränze dieses Selbst; und eine Philosophie oder irgend eine besondere Wissenschaft, an deren Ende der Mensch sich außer sich selbst zu befinden schiene, (denn in der That außer sich seyn könnte er doch nicht,) wäre überall eine verfehlte Wissenschaft oder Philosophie.

Der philosophirende Geist aber ist oder bleibt nicht bei sich selbst, wenn er im „blos sinnlichen und fleischlichen Leben" das wahrhaft Seyende, das wahre Objekt der Erkenntniß und den letzten Grund seiner Gewißheit zu finden wähnt. Er ist und bleibt eben so wenig bei sich selbst, wenn er meint, sich des Unendlichen oder Absoluten bemächtigen, es auf irgend eine Weise oder unter irgend einer Form in den Kreis seiner Erkenntniß oder seines Wissens hineinziehen zu können. Er ist und bleibt nicht bei sich selbst, wenn er

schwärmend sich seiner zu entäußern strebt, um in dem Unendlichen desto gewisser aufzugehen.

Dennoch findet der zur vollen Selbsterkenntniß gelangte Geist in ihm selber kein Heil. Für den Verstand nicht, denn dieser bietet ihm nur leere Formen dar, und über diesen Formen, wenn das Zeugniß des Sinnes hier nicht mehr vollgültig bleibt, nur ein logisch und mathematisch Unendliches, welches = x für ihn ist. Für die Einbildungskraft nicht, denn diese vermag keine neue Welt, welche Bestand in sich hätte, zu schaffen, und aus den Gebilden der Sinnenwelt, mit welchen sie schaltet, vermag keine Macht der Dichtung das Element der Endlichkeit zu entfernen, in welchem eben der Stein des Anstoßes für den Heilsuchenden liegt. Auch das Gefühl genügt nicht sich selbst, denn seine Wonnen, wie seine Schmerzen, sein Adel, der Zufriedenheit gibt, wie seine Schaam, die sich in dem Mittelpunkte der Erde vernichten möchte, alle seine Regungen meinen mehr, als sich allein: sie ahnden ein Draußen und Drüber in Hoffnung und Furcht, in der Seligkeit und in der Verdammniß. Und eben so das Herz oder der Wille. Was ist Gut und Böse, Verdienst und Schuld, Gesetz und Freiheit der Vernunft, wenn die Erde nur Erde, die Welt nur Welt ist, wenn Ich nur Ich bin? —

Also: „Außer mir, *) und doch nicht ich draußen; in mir, und doch nicht mein!" Dieß ist die unabweisliche Aufgabe, welche den Verstand so oft peinigt, und deren Lösung das Ziel der Weisheit im Wissen bleibt. Von jeher ist diese Aufgabe eine Thorheit Allen gewesen, welche nur vernehmen mochten, was sichtbar, und nur verstehen, was begreiflich ist.

*) Worte aus meiner ersten philosophischen Schrift: Fragmente über Seyn, Werden und Handeln, Leipzig 1797, Seite 234; dort in etwas anderer Stellung, so wie in einer der gegenwärtigen nur verwandten Beziehung geschrieben.

Aber der Mensch besitzt das Vermögen, in dem Unbegreiflichen und Unsichtbaren heimisch zu werden; seine Vernunft ist dieses Vermögen; als solches ist die Vernunft ihm selbst ein Geheimniß, und wird ihm wahr und gewiß nur durch den Erweis ihrer Kraft in dem Leben; die Vernunft erhebt sich im Geiste über dieses Leben, und führet die Gewaltigen wie die Kinder am Verstande zu dem Glauben an Gott.

Wie der Glaube sich in der Seele erzeuge, wie sie fest in ihm werde, wie der Verstand selbst sein Ja und Amen dazu spreche, und wie Verstand und Herz dann zur Einheit und Eintracht ihres Lebens gelangt sind, darüber sind Bücher geschrieben worden, aber — auch Seelen haben es vernommen. Möchte es mir gelingen, in wenig Worten, „was Weise lehrten, Weisere thaten," hier auszusprechen!

Das Ungenügen der Speculation *), das Ungenügen des Herzens, die Unmöglichkeit einer Erkenntniß des Absoluten oder einer Anschauung des Unendlichen, ist erwiesen **). Gegen die Annahme aber, daß das Unendliche eine bloße Negation und das Absolute ein Nichtreales oder ein reales Nichts sey, sträubt sich der Verstand wie das Herz, das Gefühl wie der Begriff. Es gilt, ob der Mensch das Wahre, das Schöne, das Gute aufgeben wolle? Er will nicht. Ob er es aufgeben könne? Er kann nicht. Ja wahrlich, er kann nicht. Denn während er es thut mit dem Gedanken, thut das Gegentheil in ihm das Gewissen; und wo er auch dessen Stimme erwürgt, da stöhnt sie ihm mit ihrem

*) Daß dieses Wort hier in einem andern Sinne gebraucht ist, als von Hrn. W. Seite 19, 29 u. 37 der „Vorerinnerungen rc.", bedarf kaum einer Erwähnung.

**) Auch hier werden die Leser keines Commentars bedürfen, in welchem Sinne von Erkenntniß und Anschauung gesprochen, und der fragliche Erweis vorausgesetzt sey.

letzten Laute noch den Fluch der Verruchtheit ins Ohr: Hörst du, es ist ein Gott! — Also weichet der hartsinnige Geist dem Verlangen des treuen Geistes. Ich weiß, was ich bin, darum weiß ich auch, an wen ich glaube. In den Ideen des Geistes muß Wahrheit seyn, darum muß auch ein Gott seyn. Es ist Unwissenschaft, hier von wissenschaftlichen Beweisen zu reden.

Was so die Weltweisen lehren, das üben die Kindlichen am Gemüthe ohne Jener Kunst. Ihr Charakter ist Demuth; Demuth aber ist die natürliche Frucht des treuen Menschensinnes, und entgeht als solche den Kämpfen des selbstvertrauenden Verstandes, welche dieser fortkämpft, bis er belehrt wird. Der Demüthige im Herzen findet den lebendigen Gott frühe und leicht. Der Philosoph aber, auch wenn in seinem Herzen die Demuth wohnte, kann sein Geschäft nicht als ein Demüthiger anfangen. Die Furcht Gottes ist zwar der Weisheit Anfang; aber das Forschen des Verstandes ist nicht die Weisheit. Der Baum der Erkentniß lehrt nothwendig zuerst das Böse kennen, und dann nur, so Gott will, das Gute; und wer diesen Baum berührt, — er ist kein Frevler, denn es war der Baum der Erkenntniß des Bösen und des Guten, — aber er muß das Böse zuvor zu durchdringen vermögen, wenn er des Guten ganz theilhaft werden will. Die Geschichte der Philosophie giebt das Zeugniß. *)

Hat nun aber der menschliche Geist in der Wissenschaft das Böse mit der Urkraft des Guten überwunden, und ist er seines Glaubens gewiß worden in ihm selbst, so wird er des Weges nicht uneingedenk, den er gegangen

*) Philosophia obiter libata a Deo abducit, sagte Baco mit Recht, penitus exhausta ad eundem reducit. Mit gleichem Rechte kann man behaupten: Philosophia inchoata a Deo abducit, rite perfecta ad eum reducit.

ist, und verwirret die Wahrheit nicht wieder, die er errungen hat. Er läßt sich nun in seiner Wissenschaft nicht also vernehmen: „Ich kenne den lebendigen Gott, und zeige ihn Euch. Sehet, weil Er ist, so mußte in dem Menschen die Vernunft seyn; weil Er in Allem ist, so muß auch jedes Geschöpf in Ihm seyn; tretet heran, ich will Euch das Verhältniß lehren, in welches Er, sofern er sich seiner im Endlichen entäußert, jedes Endliche zu sich gestellt hat," u. s. w. Diese Rede geziemt der Wissenschaft nicht, und die Wahrheit derselben wird im Munde des Weisheitkünstlers zur Lüge. Der Glaube mag das Geheimniß der Verendlichung aussprechen in seinem Gebete, aber es bleibt ein Geheimniß; und die Versuche, es für das Wissen darzustellen, behalten nur den Werth endloser Variationen, welche die Phantasie über das Thema der Vernunfteinheit componiren kann. Die Geschichte der Naturphilosophie alter und neuer Zeit liefert hierzu die Belege.

So ist es also der Glaube, durch welchen die Vernunft ganz zu sich selbst kommt, und von ihm aus ergeht nun die letzte Aufgabe an die Wissenschaft, die in ihrem Selbstbesitze jetzt vollendete Vernunft auch bei sich selbst zu erhalten. Wie dieß geschehe, ist im Vorhergehenden angedeutet worden *), und kann hier nicht ausführlich erörtert

*) Eben so in der oben erwähnten Schrift: „Von dem lebendigen Gott rc." Abth. 2, gegen des Ende. — Auch in den früheren Jahrgängen dieser Zeitschrift ist mehrmals von dem Herrn Herausgeber und von Andern, über den Glauben auf sehr treffende Weise gesprochen worden, und es ließe sich wohl, aus prüfender Zusammenstellung dieser Ansichten, ein Korn der Wahrheit zu Tage fördern, dauernder als die Individualität der einzelnen Darstellungen, und früher, als die Zeit es von selbst thun wird. Bis dahin kann ein Jeder sich jenes Kornes nur dadurch versichern, daß er 1. sich selbst ganz, 2. jeden Andern nur aus dessen Ansichten und

werden. Es kommt darauf an, daß die Beziehung des Endlichen auf Gott in der Wissenschaft nicht als logisches Princip erscheine, mithin auch nicht den logischen Argumentationen zum Grunde gelegt, auch die Wahrheit jener Beziehung nicht als an den endlichen Dingen ersichtlich nachgewiesen werde; denn auf allen diesen Wegen wird die Wahrheit des Glaubens, unter Begriffsformen, in den Kreis des Wissens gezogen, dadurch entstellt, und das Resultat entweder irrig, oder doch schwankend und schielend. Die wissenschaftliche Beobachtung muß vielmehr unverändert fortfahren, aus treuer und umfassender Anschauung des Gegebenen, ohne Vorurtheil eines unendlichen Realen dahinter, das wirkliche Seyn des Dinges darzulegen nach allen erkannten und entdeckbaren Beziehungen desselben. Wird die Beobachtung und Anschauung, wie sie soll, mit offenem Sinne, mit hellem und unbefangenem Geiste und mit andächtigem ernstem Gemüthe vollbracht, so fehlt es nicht, die innern und äußern Beziehungen des Dinges legen sich von selbst in ihrer Unendlichkeit dar; und ob sie gleich den Urgrund aller Dinge nicht aufzeigen werden, so findet doch die Vernunft hier einen Ort der Anwendung ihres Glaubens, und die Wissenschaft, welche diesen Ort zurichtete, hat ihre Bestimmung erfüllt. *) Unter allen Wissenschaften

Darstellungen in ihrem ganzen Zusammenhange zu verstehen bemüht ist.

*) Wer hier tief genug eindringt, bemerkt, welches der höchste Standpunkt für den menschlichen Geist sey: Selbstvertrauen ohne Dünkel, objektive Gewißheit ohne objektives Zeugniß. Dieser Standpunkt scheint Manchem schlüpfrig und schwankend. Wohlan, wer auf ihm nicht fest werden kann („es ist aber ein köstlich Ding, daß das Herz fest werde"), der ergreife einen festeren! Nur die Logik, auch im neuesten Sinne des Wortes, (vergl. Vorerinnerungen ꝛc. S. 42,) bietet einen solchen nicht dar.

scheint die Geschichte, die Mineralogie und die Astronomie in ihren größten Meistern *) diese ihre Aufgabe, die Vernunft bei sich selbst zu erhalten, bis jetzt am befriedigendsten gelöst, die sogenannte Naturphilosophie aber nur erst Variationen über das Thema der Philosophie geliefert zu haben, die übrigens, wenn sie Introduzione seyn sollen, ihren historischen Werth für die Wissenschaft ohne Zweifel behaupten.

---

Jetzt wieder zu dem Verfasser der oben angeführten Abhandlung, gegen welchen der hier Unterzeichnete behauptet, daß er die Vernunft durch seine Philosophie weder zu sich selbst bringe, noch bei sich selbst beharren lasse, sondern sie, im Mißverstande über den Glauben, außer sich versetze und dadurch der Wissenschaft Eintrag thue. Da diese Behauptung ihren Erweis hier nur durch Vergleichung vorstehender Ansichten mit denen des Hrn. Verfassers erhalten kann, so wird es genügen, auf die Hauptpunkte, worin beide divergiren, kurz aufmerksam zu machen, das Weitere aber den Lesern dieser Zeitschrift in Bescheidenheit selbst zu überlassen.

Das „lösende Wort für das Räthsel des früheren Traumlebens der Vernunft," (Vorerinnerungen S. XII; — es kann aber nach meiner Ueberzeugung nicht ein Traumleben, sondern nur ein Leben des Suchens und der Versuche, auch wohl der Versuchung genannt werden —) ist nach Hrn. W. nicht, was man nach S. XX fg. vermuthen könnte, das Wort des Vernunftglaubens, so wie dieses oben verstanden

*) Das Urtheil, welches Hr. W. im dritten Hefte der Zeitschrift S. 68, über Laplace zu fällen scheint, kann Schreiber dieses nicht unterschreiben, mag auch Laplace hier weder der einzige noch der größte Meister seyn.

und erläutert worden ist; sondern es wird unvermerkt, S. XXIII und XXV, zu dem Worte einer göttlichen äußern Autorität, wie dieselbe sich in Jesu Christo als göttliche Erbarmung und Liebe (S. XXVI fg.) geoffenbaret hat. Die Philosophie des Verfassers findet demnach ihren Anker in dem Worte der positiven Offenbarung im Christenthume, welche weder ein Erzeugniß der Vernunft, noch ein Fund des forschenden Verstandes, sondern eine Thatsache der Geschichte ist; eine Thatsache, an welche diejenigen glauben mußten, welche ihre Wunder in sich und vor sich erblickten, und an welche daher aus ähnlichem Grunde auch wir glauben. (Mehrere Stellen aus der Abhandlung „Ueber Etwas ꝛc." hier als Belege anzuführen, scheint unnöthig; man vergleiche vor allem nur Heft 4 der Zeitschrift, S. 346, 350 und 358.) — Für die philosophirende Vernunft aber ist jene göttliche Autorität und Thatsache ohne Zweifel etwas schlechthin Objektives, ihr selbst Fremdes. Wenn sie, die philosophirende Vernunft, in der Ueberzeugung stand, sich zur Lösung ihres Räthsels direct oder unmittelbar zu jener Autorität hinwenden zu müssen, so war sie noch nicht recht zu sich selbst gekommen; denn es ist innere Thatsache, daß Gott das lösende Wort auch in sie selbst gelegt habe, „also daß ihr keine Entschuldigung *) bleibe." Begreiflich konnte sie dann aber auch, noch nicht ganz zu sich gekommen, auch nicht bei sich selbst beharren; sie gerieth außer sich; keineswegen in einem sinnlichen und fleischlichen Leben, (Vorerinnerungen S. VIII,) eben so wenig aber auch in dem Leben ihres Glaubens, sondern in dem Zustande

*) Quia quod notum est Dei, manifestum est in illis; Deus enim illis manifestavit, ... sempiterna quoque ejus virtus et divinitas.... ita ut sint inexcusabiles. Rom. 1, 19, 20.

des Suchens, wobei sie von dem Dämmerlichte, entweder der Erinnerung an die Kindheit oder der Ergebnisse ihres psychologischen Forschens, über den Kern ihres eigenen Lebens getäuscht ward. Ist aber die Vernunft außer sich gerathen, und will nun auch bei dem außer ihr Gefundenen beharren, so befindet sie sich, nach des Hrn. Verfassers Ansicht wie nach der meinigen, nicht mehr auf dem Gebiete der Philosophie.

Entgegnet der Verfasser hierauf, daß ich irre, daß mein Vernunftglaube sich in anderer Art täusche, indem derselbe, die Idee des lebendigen Gottes ergreifend, für sein halte, was eines Andern sey, oder bei sich selbst zu beharren wähne, während er durch die unerkannte Macht des geheimnißvollen Gegenstandes unwissend aus sich hinaus versetzt sey, jedoch so, daß nach sinnlicher Bedeutung der Worte hier weder ein Inwendiges noch ein Auswendiges Statt finde, sondern eine Einheit (Identität?) des Subjektiven und Objektiven, welche nur im Worte Gottes durch Jesum ihre volle Ausdeutung erhalte: so habe ich hierauf dreierlei zu erwiedern.

Fürs Erste mag, wenn mein Name genannt wird, auf meine Person gar nicht gerücksichtiget werden. Ich erwarte ruhig von Jedem die Nachweisung, und aus dieser die Ueberzeugung, daß der Glaube an den lebendigen Gott, so wie er von mir hier und früher, vorzüglich in Einstimmung mit Friedrich Heinrich Jacobi, dem Unvergeßlichen, dargestellt worden ist, nicht reiner Vernunftglaube, oder daß die Vernunft, indem sie solchen heget und in ihm lebet, nicht ganz bei sich selbst sey. Wird dieß nachgewiesen, und es gelingt mir dennoch nicht eigne Ueberzeugung davon zu erlangen, so ist dieß doch nur Angelegenheit meiner Person. Ich kann dann nicht mehr thun, als höchstens mit Vernunftgründen dagegen sprechen, so lange ich hier lebe; die Geschichte aber ist das Gericht.

Sodann, was die obige, an die Naturphilosophie strei-

fende Einrede anlangt, so glaube ich zwar nicht, daß Hr. W. sie ganz in den gegebenen Worten führen werde; ich muß aber bemerken, daß jene, und jede ihr ähnliche, Einheit, Identität oder Indifferenz, von speculativer Seite betrachtet, die Gränze des speculativen Vermögens ausdrückt, mithin negativen Gehaltes ist, und einen Anspruch auf positive Bedeutung oder realen Gehalt eben so wenig machen kann, wie die Vorstellung von der Sphäre einer Centralsonne im absoluten Mittelpunkte des Weltalls. Die Selbstständigkeit der Vernunft in ihrem Glauben auf diese Weise zu bekämpfen, ist die letzte Wirksamkeit entweder einer nicht zu sich gekommenen, oder der, nach Jacobi, verkommenen Vernunft. *) Der feiner ganz gewisse und in sich klare Glaube aber kennt jene als Indifferenz oder Identität bezeichnete Einheit sehr wohl, und sie eben ist es, um deren willen er nicht zur Wissenschaft werden kann. Denn durch diese würde ihm nur seine eigne Klarheit verdunkelt, und ihm dafür ein Kerzenlicht angeboten werden, welches die umgebende Nacht als einen farblosen Gegenstand erblicken läßt, blos deshalb, weil es nicht hindurch zu leuchten vermag. Der Glaube kann jedoch um derselben Einheit willen, welche er kennt und in sich hat, auch nicht außer sich treten, so lange es darauf ankömmt, das Zwiegespräch zwischen Kopf und Herz zu dem Monolog und Lobgesang der Vernunft hinzuführen.

Und endlich: Ist es ein Wahn um den Glauben der Vernunft, und findet sie in sich selbst nicht ihr nächstes Heil **),

---

*) Jacobi über die Lehre des Spinoza, S. 219; vergl. dessen Werke, Bd. 4, Abth. 1, S 214.

**) Wir sagen, ihr nächstes, aber nicht, ihr einiges oder ihr volles Heil.

so ist es ebenfalls ein Wahn um die Philosophie. Was der menschliche Geist von irgendwo außer sich als höchstes Princip entlehnen oder aufnehmen kann, das gestaltet sich in ihm nie und nimmer zur Vernunftwissenschaft göttlicher und menschlicher Dinge. Es sey darum! Die bitterste Wahrheit wird mir stets werther seyn, als der süßeste Irrthum. Aber wir wollen wenigstens selbst wahrhaft und redlich bleiben. Eine Wissenschaft, welche sich auf äußere Autorität gründet, ist entweder Geschichte oder Naturbeschreibung, aber nicht Philosophie.

Sonach also — dieß sey das letzte — kann es eine christliche Philosophie nicht geben; sie ist ein Unding. Jesus Christus hat sie nicht geben wollen, seine Apostel eben so wenig. Hätte der Eingeborne vom Vater uns eine Philosophie gelehrt, so würde sie nur im historischen Sinne christliche Philosophie heißen, sie selbst aber wäre Vernunftwissenschaft. Daß die Philosophie mit der Lehre Jesu übereinstimmt, ändert nicht den eigenthümlichen Charakter beider; die Uebereinstimmung aber muß sich finden, wenn die Philosophie keine Aftergeburt des Witzes oder des Dünkels ist. Daß der Philosoph ein Christ sey, nicht mit dem Munde allein, sondern auch mit dem Herzen, ist eben so wenig unmöglich, als es Verwunderung erregen darf. Es beweist nur, daß Kopf und Herz des Philosophen, während ihrer speculativ-wissenschaftlichen Thätigkeit, gesund genug geblieben sind, um das im Geist und in der Wahrheit zu erkennen, was den kranken Gemüthern der Juden ein Aergerniß, und den der Griechen eine Thorheit war. *) Aber die Philosophie des Philosophen wird dadurch nicht eine christliche, so wenig als das Christenthum in ihm zum Philosopheme werden wird. Verlöre er aber seine Philosophie über dem Christenthume, angenommen er

*) Nos autem praedicamus Christum crucifixum: Iudaeis quidem scandalum, Gentibus autem stultitiam. 1 Cor. 1, 23.

des Christenthums,) völlig in sich aufgenommen hat, nicht nur überhaupt der beste Mensch seyn wird, sondern auch der beste Philosoph, der beste Arzt u. s. w. werden kann, dafern der Geist christlicher Frömmigkeit der Charakter seines Lebens geworden, und mithin auch das wissenschaftliche Streben, (die freie Thätigkeit in Bearbeitung der Wissenschaft,) nicht von jenem Geiste gewichen ist. Aber nur Charakter des Lebens ist das Christenthum in dem Menschen zu werden bestimmt, nicht Princip menschlicher Wissenschaft. Das von Mehreren behauptete religiöse Element oder Fundament der Wissenschaft, (der christlichen Theologie gilt es gleich, ob es Element oder Fundament seyn soll,) ist von Gott in die Vernunft gelegt, und insofern nicht antichristlich; aber es ist nicht ausschließlich ein Lehrstück des Christenthums, auch nicht im Christenthume für den wissenschaftlichen Gebrauch näher geoffenbart oder dargelegt. Die christliche Theologie muß daher gegen jede christliche Philosophie, christliche Heilkunst u. dergl., sofern diese ihr wissenschaftliches Princip aus dem Christenthume schöpfen wollten, zunächst um deßwillen protestiren, weil auf solche Weise das Christenthum, welches, auf seinem historischen und factischen Fundamente feststehend, den menschlichen Geist nur ansprechen, anziehen und praktisch leiten (erziehen) kann, selbst Gefahr laufen würde, durch die in der menschlichen Wissenschaft bauenden Vermögen, Verstand und Einbildungskraft, willkührlich gedeutet und somit verunstaltet zu werden.

2. Die Heilkunst bedarf der umfassendsten und tiefsten Kenntniß des Menschen nach Leib und Seele und nach deren wechselseitigem Verhältnisse. Der Arzt also, welcher dieser Kenntniße, und sofern die Philosophie sie an ihrem Theile giebt oder fördert, der Philosophie entbehren wollte, würde zugleich in seiner eigenen Wissenschaft Mangel leiden. Die Philosophie aber führt zum Glauben an Gott, und die Wissenschaft erkennt diesen Glauben an, und er lehrt sogar weissagen. (Dieses Wort in F. H. Jacobi's Sinne.) Aber weissagen lehrt er nur das Herz, nicht den Verstand oder die Wissenschaft. Dieß erweiset die Philosophie selbst; sie thut dar, daß das im ächten, reinen Glauben weis-

sagende Herz *das gesunde und starke Herz sey*. Darum wird auch der Arzt als Philosoph, oder der Philosoph als Arzt, das so weissagende Herz *nie von sich stoßen*, weder in sich selbst noch in dem zu heilenden Kranken; denn *wo ein gesunder Keim noch ist*, da pflegt und benutzt ihn der Arzt zur Herstellung vollkommener Gesundheit. — *Die heilende Kraft des Glaubens* aber beruht nicht auf einem directen wissenschaftlichen Einflusse des Christenthums auf die Heilkunst; denn sie erweist sich bekanntermaßen auch in solchen Fällen, wo der Glaube nicht der christliche, überhaupt nicht ächter Glaube, sondern anerkannter Aber- und Irrglaube ist, sowohl unter christlichen als unter nichtchristlichen Völkern. Was aber ebenfalls von Irrthum und Täuschung bewirkt werden kann, das kann insoweit nicht Wirkung der Wahrheit seyn. Die Heilkraft des Glaubens, des Gebetes, des Händeauflegens, (abgesehen vom Magnetismus,) des Kreuzes, äusserer Religionshandlungen ꝛc. ist demnach *blos allgemein psychischer Natur*, und gründet sich auf die Gewalt der Vorstellungen und der Stimmung der Seele über die Zustände des Körpers überhaupt. Unter allen aber wird dem *Glauben des Herzens*, (dem *festen*, wenn auch nicht dem ganz ächten oder gereinigten,) insbesondere wenn er sich im *innigen Gebete* laut oder still ausspricht, diese Gewalt im vorzüglichsten Grade und in den am meisten Verwunderung erregenden Fällen deßwegen beiwohnen, weil durch ihn die Seele oder das Gemüth in die *erhebendste Ruhe*, und jede Kraft und Richtung derselben in die *größtmögliche Einheit* versetzt wird. Dieser Zustand nämlich ist selbst ein Heilmittel in jeder Krankheit; er kann aber durch keine andere Art von Vorstellungen und durch keine Macht des bloßen Willens, ohne Religiosität, in demselben Grade bewirkt werden. — Der Arzt bedient sich also solcher Mittel um so lieber, je ächter die Denkart des Kranken sie ihm darbietet, und um so *wirksamer*, je näher sie ihm in seiner eigenen Denkart gelegt sind; auch ist begreiflich, daß er durch solche Mittel mehr wirken wird, *wenn er selbst sie anwendet*, als wenn er dieß bloß dem Prediger überläßt, welcher theils mit der Heilung des kranken Körpers sich nicht befasset, theils auch oft seinen besten Trost

hang, sondern nur in lichten, großen Blicken von ihnen aufgefaßt wurde und für die Praxis nichts anders bei ihnen zu finden ist, als der gute Rath oder das streng ausgesprochene Gesetz, tugendhaft zu leben und Gott ähnlich zu werden, zu dem sie aber die Brücke nur in Worten aufschlugen, nicht in der Mitwirkung der Gnade suchten. Es blieb ihnen demnach gerade auf dem höchsten Standpunkte der natürlichen Philosophie, wo die Vernunft ihre wesentliche Einheit mit sich selbst einzusehen begann, wo das klarste Selbstbewußtseyn aufgegangen war, doch die Tiefe desselben (wie beim hellen Sonnenschein die Tiefe des gestirnten Himmels) verborgen. Sie ahndeten nur das Göttliche im Selbstbewußtseyn, oder wo sie es näher erblickten, sahen sie es gleichsam wie ein Bild im Aether, dem man nachstreben solle, oder als den unbekannten Gott, der in uns wohne und dessen ungeachtet doch der Mensch so armselig sey und ungöttlich. Von diesem schmerzensvollen Wiederspruche ist die alte Philosophie voll und weiß sich auf keine Weise zu helfen, denn gerade, was das Nöthige gewesen, davon träumte ihr kaum. Das Nöthige aber und der eigentliche Anfang der Wiedergeburt und eines neuen Lebens im Herzen und im Geiste war das unbedingte Aufgeben alles schon für vollbracht Gehaltenen, da dies nirgends von der Armuth im Geiste ausgegangen war, wie es hätte seyn sollen, wie die alte Philosophie es aber nicht wollte, sondern immer dies oder jenes voraussetzte, was nicht erworben und errungen war in Demuth und mit kindlichem Dank für die göttliche Mitwirkung. Darum hat der Herr auch sie hingegeben an die Form, die sie für die Sache selbst genommen. Sie stand nicht in der Klarheit der ewigen Vernunft, die alles erleuchtet, sondern verdunkelte sich selbst die Aussicht, die ihr noch gelassen war. Die alte Skepsis überzeugt uns von der Verzweiflung oder wenigstens Gleichgültigkeit, zu welcher das Philosophiren, sobald es von jenen lichten, großen Blicken ablassend, in die wissenschaftliche Aus-

führung einzugehen versuchte, nothwendig kommen mußte, wenn keine höhere Mitwirkung eintrat. Sie deckt uns die unausweichliche Nothwendigkeit des Glaubens auf, daß nur in einer wirklichen Theophanie die Hülfe erwartet werden könne, die dann auch in falschen Vorspiegelungen, z. B. in der neuplatonischen Philosophie, vorgeblich auf mannichfache Art gekommen ist, aber immer ohne wahren Erfolg, weil nicht die Armuth und Knechtsgestalt der Wahrheit als der einzige Anfang der Erlösung vermuthet wurde, sondern die Glorie des Göttlichen, welche alles verherrlichen und beseeligen werde. Und eben die Armuth und Knechtsgestalt des Erlösers war es, woran geglaubt werden sollte und woraus allein das Heil ausgehen konnte. Es war nun der inhaltreichste Moment in der Geschichte und in der Erziehung des Menschengeschlechts, wirklich eingetreten und aus unaussprechlicher Erbarmung das göttliche Wort, die ewige, an und für sich (aus eigener Machtfülle) einige Vernunft Fleisch geworden und durch die That (nicht blos Thatsache), welche durch Zeit und Ewigkeit reicht und wirksam ist, wurde es offenbar, daß alles Bestreben der Vernunft eitel sey, weil sie des Anfangs der Geschichte, des Sündenfalls, vergessen und von der falschen Voraussetzung ausgegangen war, daß überall, wo man wolle und mit allem, womit man wolle, die Erkenntniß anzufangen sey. Der Glaube an die Nichtigkeit des eigenen Geistes und an die göttliche Erbarmung, die sich bis zu dieser Nichtigkeit herabgelassen, um sie zur wahren Erkenntniß ihrer selbst und der Gottheit, so wie der Natur, zur Erkenntniß der wahren Selbstständigkeit nur in der ewigen Vernunft und zur Seligkeit zu führen, wurde so die wesentliche Bedingung der Wiedergeburt des ganzen Lebens, also doch auch wohl der wahren Wissenschaft und Kunst. Durch die Erfüllung dieser Bedingung trat die Zuversicht auf eine fortgehende Führung und Mitwirkung in die Seele ein und der Zweifel an der eigenen Hinlänglichkeit, die

Wahrheit ganz zu erfassen, ging in das Vertrauen über, auch schon auf den schwächsten Spuren ihrer Erkentniß doch wirklich mit ihr selbst Hand in Hand zu gehen. Auf diese Weise wurde eine ganz andere, vollkommen genetische, mit vertrauensvoller, gehorsamer Freiheit des Geistes bis in die tiefsten Geheimnisse der Natur, der Geschichte und der Gottheit selbst fortschreitende, wahrhaft spekulative Wissenschaft immer mehr realisirt und ausgeführt, welche durch den ganzen Fortgang des Christenthums als ein mächtiger Baum aufwächst, der sich von gering scheinendem und oft genug gering geschätztem und unbeachtetem Keim und Anfang zu einer Höhe, Schönheit und Fruchtbarkeit erhebt, wovon die alte Welt blos Phantasiebilder hatte. Dieser Baum der Erkentniß sollte nun aus dem Glauben erwachsen und so der Mensch im Glauben reif werden zum Genuß der Frucht, die ihm anfangs verboten war. Die ganze Kirche stimmt zu allen Zeiten darin überein, daß der Mensch in seinem Glauben immer mehr erleuchtet werde und wie ein Keim in der Seele zur vollkommenen Reife der Wissenschaft heranwachse. Da nun die Philosophie die Wissenschaft der Wahrheit ist, so ist es doch wohl auch ihre wesentliche Aufgabe, eben jene That, welche die wahrhaftigste und in sich begründetste ist, die That unserer Erlösung, im Gedanken, im Wort und im Werk wohl zu verstehen, das heißt also, sie zu erkennen, sie in den wahren Ausdruck zu fassen und ihr nachzuleben. Oder sollte der Gedanke allein von der Erlösung ausgeschlossen werden und nicht vielmehr der offenbare Gott, der in Christo uns nahe getreten ist, der würdigste Gegenstand vernünftiger Wissenschaft und diese nicht ein christliches, aufrichtiges, und vertrauensvolles Bestreben um das Wissen seyn, welches in Gott von Ewigkeit und in seiner Offenbarung durch den Sohn, durch das Wort, uns zugänglich geworden ist, da wir ja in allem, somit auch in Gedanken und in der Erkenntniß, und nicht bloß in der Gesinnung, durch die Gnade vollkommen werden

sollen wie Gott? Und genau betrachtet sind ja Gedanken, Worte und Werke nur die Wege der Ausführung und der Verwirklichung der Gesinnung selbst, welche in der Intention der Seele auf Gott besteht. Sie sind die Zeugnisse dieser Intention.

Wird jene That der ewigen Liebe immer tiefer erkannt und verstanden, so wird auch in ihr als in dem, was die umfassendste Wahrheit ist, die ganze Geschichte richtig verstanden, die ganze Natur nach ihrer wahren Bedeutung aufgefaßt. Das Alterthum hatte keine Philosophie der Geschichte und der Natur; erst der heil. Augustinus hat uns (de civ. Dei) die Grundlinien zu jener gegeben, so wie in der altchristlichen Auslegung der Genesis die Grundlinien zu dieser enthalten sind. Nur im Schooße des Christenthums war die weitere Ausführung möglich. Man durchgehe alle Zeiten, prüfe die Urkunden der Völker, man wird nichts gleiches finden, denn durch jene That der Liebe allein konnte der Silberblick der menschlichen Vernunft — die Idee der Gottheit, wie dieselbe auf der Höhe der natürlichen Speculation hervortritt, realisirt und der glimmende Funke des Göttlichen im Menschen, der lange unter der Asche lag, wieder zur Flamme angefacht werden.

Es ist also nicht philosophisch, eine christliche Philosophie nicht annehmen zu wollen, da gerade sie die durch den Glauben gereinigte und eigentlich lichtstark gewordene Speculation ist, der strengen Wissenschaft eben so mächtig, als dem einfachsten kindlichen Sinn zurückgegeben, die vollständigste Ausführung reiner Harmonieen, da alle Wissenschaft ohne den Glauben nur ein mechanisches Erlernen der nothwendigen Ordnung der Instrumentalgriffe ist, aber für sich todt und geistlos bleibt, wenn sie nicht in wahrheitliebenden Seelen von höherem Schwung durch Fügungen einer noch verborgenen Gnade zu Lichtblicken der Erkenntniß verklärt wird, wie bei einigen der Alten, die sich ohne Zweifel im Schooße des Christenthums

wohl und selig befunden und die christliche Philosophie nicht von sich abgewiesen haben würden. Mit diesem will auch ich mich trösten, wenn ich aus dem alten, baufälligen Haus der sogenannten Wissenschaft, welche aus leeren Abstraktionen und einigen sentimentalen Intermezzos besteht, herausgewiesen werde, das ich schon lange freiwillig verlassen habe, um dem Tode und der Oede zu entgehen.

So erweist der Verfasser der Nacherinnerungen durch seine ganze Arbeit, daß er gerade das Wesentliche in der Wissenschaft, den eigentlichen Knotenpunkt, durch dessen Lösung sie erst eine freie wird, da sie außerdem eine Sklavin *bleibt*, nicht erkennt, daß er ferner, indem er zwar Gott als Grund und Ziel alles Lebens und Wissens bekennt, seinen Sohn Jesus Christus aber nicht als das Alpha und Omega von allem, was *ist*, mithin auch von der wahren Wissenschaft, anerkennen will, auch das in diesem aufgeschlossene und offenbarte Geheimniß der Gottheit und somit auch die Natur und die Geschichte nicht in der innern Ordnung der Schöpfung und in dem gnadenvollen Werk der Erlösung erforscht und verstehen lernt, daß er endlich immer noch Gott als den **Unbekannten** ansieht, vor welchem die Wissenschaft und der Begriff in scheuer Demuth zurücktreten müßten. Eine solche Demuth ist in der christlichen Welt überall bedenklich, denn sie verräth Mangel an Glauben und an Zuversicht, während die wahre Demuth das lebendige Bewußtseyn ist, diese Sicherstellung nicht verdient zu haben und niemals ganz verdienen zu können. Aber es ist **Schuldigkeit** und **heilige Pflicht**, bei dieser uns verliehenen Sicherstellung eifrig fortzuschreiten in der Wissenschaft der Offenbarungen Gottes, welche in Bezug auf die Natur und die Geschichte, so wie auf das Wesen der Gottheit selbst uns dargeboten sind und die eigentlichen Aufgaben der christlichen Philosophie ausmachen.

Aus dem Mangel an dieser lebendigen Wissenschaft kommt

es auch, daß Hr. W. die Offenbarungen Gottes in Christo blos ein Aeußeres nennt, was er aus Mißverstand von sich abhalten will und so gerade gegen das Höchste, welches das Aeußerste und Innerste mit einander verbindet, als gegen eine äußere Autorität protestirt, daher er dann auch die Gnadenheilung als blos psychischen Erfolg erhöheter Glaubensstimmung erklärt, ohne zu bedenken, daß der Glaube selbst ein von der Gnade verliehenes Licht und sein wahrer Inhalt die selige Erkenntniß ist.

Was zuletzt noch den katholischen Standpunkt betrifft, von dem ich die ganze Sache ansehe, so habe ich mich hierüber hinlänglich erklärt, und es ist nun die Obliegenheit des Hr. W., zu zeigen, daß das katholische Dogma und das Evangelium von einander verschieden sind.

---

## Antwort

auf die vorstehenden

## Bemerkungen

des Herrn Medicinalraths und Professors Windischmann;

von

Herrn Regierungsrath Dr. Weiß
in Merseburg.

---

Der Herr Herausgeber dieser Zeitschrift hat die Güte gehabt, mir die „Bemerkungen ꝛc.“ des Hr. Dr. Windischmann im Manuscripte und mit der Aufforderung mitzutheilen, daß ich meine etwanigen Gegenbemerkungen aufsetzen und einsenden möchte. Ich bin dafür eben so dankbar, als es mir an-

genehm ist, daß Hr. rc. Windischmann meine „Nacherinnerungen rc.“ in der Handschrift gelesen, und dadurch Veranlassung zu den hier zu erwiedernden „Bemerkungen rc.“ erhalten hat.

Diese Erwiederung selbst anlangend, so wird sie sich auf den Inhalt und Geist meines frühern Aufsatzes nur indirecter Weise beziehen können. Ich habe diesen Aufsatz sowohl, als die „Vorerinnerungen“ des Hrn. Wn., und dessen Abhandlung: „über Etwas rc.,“ nach Empfang seiner „Bemerkungen“ wieder aufmerksam durchgelesen, aber in den letztern so wenig etwas gefunden, wodurch meine Nacherinnerungen widerlegt oder berichtiget würden, daß ich mich ganz unbefangen auf Beleuchtung desjenigen beschränken kann, was Hr. Wn. hier neuerdings zur Erläuterung seines philosophischen Standpunktes und was dem anhängig, beigebracht hat. Ich bevorworte dabei, daß ich mich gern bescheide, auch hierüber erst nach Erscheinung der von Hrn. Wn. S. 42 der „Vorerinnerungen“ angekündigten Schriften vollständig urtheilen zu können; ich habe jedoch auch den Vorsatz, dieß dann zu versuchen, besonders in dem Falle, daß durch jene Schriften meine jetzige Ansicht von Hrn. Wn's angeblich christlicher Philosophie zu deren Vortheile verändert werden sollte.

Hrn. Wn's Bemerkungen heben an mit der Verkündigung seines „eigentlich philosophischen“ Standpunktes, und diese ist, wie gewöhnlich in solchen Fällen, von einem vornehmen Herabblicke auf den psychologischen Standpunkt begleitet. Ich nenne dieses Herabblicken ein vornehmes, weil es das charakteristische Merkmal des Vornehmthuns an sich trägt, sich auf die Sache des Gegentheiles oder mit derselben nicht einzulassen; wiewohl es überall der sicherste Weg ist, sein Recht zu verwahren, daß man das Unrecht des Andern aufdeckt.

Um nun nicht denselben Vorwurf auf mich zu laden, versuche ich hiermit, auf Hrn. Wn's philosophischen Stand-

punkt einzugehen, so tief es mir bei dem beschränkten Umfange gegenwärtiger Erwiederung möglich ist. Der psychologische Standpunkt, (dieß sey den Freunden dieses Standpunktes gesagt,) läuft dabei keine Gefahr; die Psychologie ist mitwirkende Potenz bei jedem, sich auf die Sache einlassenden Urtheile über irgend welche Philosophie; die Natur des Denkens selbst, sofern dieses nur kein leeres Denken, sondern eine κίνησις εἰς τὸ εἶναι (Vorerinnerungen S. 20) ist, hat dieß so geordnet, und rächet hiermit jede Verachtung der kritischen Analyse.

Nach Hrn. Wn. ist die Wissenschaft (Philosophie?) „anfänglich nicht christliche Philosophie, sondern immanent, d. h. sie nimmt ihren Anfang und bestimmt ihr Ziel aus sich selbst, ja sie ist ihrem Wesen nach Vernunftwissenschaft und speculativ. Sie erhält oder findet das christliche Princip erst im Verfolge ihrer Bestrebungen.“ — Dieß ist im Allgemeinen historisch richtig; es kann jedoch nicht ohne Gegenbemerkung hingenommen werden, indem zu erweisen ist, daß die Philosophie, wie Hr. Wn. sie beschreibt,

1. in ihrem Anfange nicht speculativ, und wenn sie dort Vernunftwissenschaft heißen soll, Psychologie ist;
2. daß sie zwischen ihrem Anfange und Ende, also auf dem Wege nach ihrem Ziele, aus sich hinaus tritt, und aufhört immanent, speculativ oder Vernunftwissenschaft zu seyn;
3. daß weiterhin, nachdem sie wieder, angeblich, in ihr Gebiet zurückgekommen ist, dieses Zurückkommen sowohl, als die mit ihm neu anhebende wissenschaftliche (speculative) Thätigkeit und deren Inhalt, der Möglichkeit sowohl als der Wahrheit nach, völlig problematisch geblieben ist.

Ad 1. „Ein eingeborner Trieb nach der Wahrheit,

ein Gefühl von Vernunft (Vorerinnerungen S. 8) eröffnet in dem Menschen die erste Aussicht, den ersten Blick auf das Ziel der Philosophie. Der nächste Zweck ist ein klares Bewußtseyn von dem eigenen Zustande der Vernunft, (ebend. S. 9) und dieser Zweck wird durch die allmählig bewirkte Ordnung und Uebersicht ihrer Formation, (ebend. S. 13,) der Form nach erreicht." — Dieses erste Beginnen und Verfahren der Philosophie mag bei Einzelnen so statt finden, wie es beschrieben worden; aber 1. der allgemeine historische Entwickelungsgang der Philosophie ist es nicht; dieß bedarf keines Beweises; 2. Speculation ist es eben so wenig. Speculation bedeutet, der Geschichte und dem allgemeinen philosophischen Sprachgebrauche nach, das Bestreben der Denkkraft, die Erkenntniß des nicht erfahrbaren (übersinnlichen, nothwendigen) Wesens und Zusammenhangs der Dinge nach subjectiven Principien von objectiver Geltung, gewöhnlich Vernunftprincipien genannt, zu bestimmen. Dergleichen nun geschieht und findet sich da nicht, wo ein dunkles Gefühl, ein ursprünglicher Trieb den Geist zum Erforschen der Wahrheit anregt; eben so wenig da, wo derselbe ein Bewußtseyn seines eignen Thuns in sich ausbildet, und zu logischen Operationen vorschreitet. Hier überall folgt der Geist blos, und oft unwillkührlich, seiner in der Zeit sich entwickelnden Natur, bleibt ganz auf sich beschränkt und schaut nicht nach außen. Der Punkt der Entwickelung, auf welchem ein reines Bedürfniß der Wahrheit sich kund thut, setzt zwar eine ungemeine Tiefe der Anlage voraus, und darf wohl auf Vernunft bezogen und Vernunft genannt werden; allein die Erkenntniß dieses Punktes liegt dennoch, gleich der Erkenntniß jeder andern Entwicklungsstufe des innern Menschen, ganz und gar in dem Gebiete der Selbsterkenntniß oder der Psychologie. Es ist hiernach klar, daß Hrn. Wn's Philosophie mit Psychologie anhebt, und daß er beim Beginnen

derselben sich selbst, ohne es zu wissen und zu wollen, auf dem psychologischen Standpunkte befindet. Es ist aber auch eben so klar, daß es die eigene Schuld dieser Philosophie seyn wird, wenn sie (Vorerinnerungen S. 11 fg.), in Affect und Verwirrung gerathend, die lebendige Erkenntniß nicht findet oder sich von ihr entfernt, und dagegen, von Imagination (ebend. S. 12 u. 14,) geäfft oder geblendet, ein Wortgewebe für Logik hält, (S. 15) und mittelst ihrer logischen Kunst doch nur (S. 16) alles neben einander, nichts in einander zu erblicken im Stande ist.

Ad 2. Den zweiten Vorwurf scheint Hr. Wn., insoweit er ihm bereits in den „Nacherinnerungen ꝛc.“ gemacht worden ist, am wenigsten begründet finden zu wollen. Man sehe also, was jetzt seine „Bemerkungen ꝛc.“ darüber enthalten, verglichen mit dahin gehörigen Stellen der Vorerinnerungen ꝛc. — „Das erste Streben der Vernunft nach Entdeckung der Wahrheit führt, auf dem natürlichen gewöhnlichen Wege fortgesetzt, (Vorerinn. S. 15 fgg.) zu einer gewissen formalen Vollkommenheit der Erkenntniß, nämlich zu der bekannten, gemeinen Logik, (Formalphilosophie,) welche entweder in einem bloßen leeren Nominalismus beharret, oder, von einem dunkeln Gefühle des Besseren geleitet, sich dessen zwar leise bewußt wird, es aber dennoch in Worten und Formeln hinlänglich besitzen und darlegen zu können wähnt. In Worten und Formeln aber ist nicht die Wahrheit, sondern nur Täuschung, Selbsttäuschung. Man muß also enttäuscht werden; das Bewußtseyn dieser Irrungen, Mißgriffe, dieses ganzen dialektischen Scheines und der Gründe davon, muß entwickelt und klar werden.“ Siehe a. a. O. Seite 17, 20, 22 u. a. — (Alles Obige zugestanden, hier nur die Frage: Wodurch soll, kann, die Enttäuschung bewirkt werden? Nicht vermittelst der Philosophie? Oder der Kritik? Oder der Analyse des Bewußtseyns? Kurz vermittelst

dessen, was Hr. Wn. nicht will? Und jedenfalls durch nichts weniger, als durch Speculation?) —

Die Enttäuschung der misleiteten Vernunft nun scheint *) nach Hrn. Wn. auf folgende Weise zu geschehen.

„Die Vernunft fängt an, die Eitelkeit ihres natürlichen Bestrebens, die Nichtigkeit ihrer bisherigen Erkenntniß, darin zu ahnden, daß sie mit dem dialektischen Scheine und Gegenscheine (Vorerinnerungen S. 19) ihrer Worte und Formen nie über den Dualismus des Endlichen und Unendlichen hinwegkommen, diesen nie auflösen kann, wie es von der *wahren* Vernunftwissenschaft in ihrer reinen Gestalt doch *geschehen müßte* **). Sie empfindet die Nothwendigkeit der Aufgabe, so wie die Unmöglichkeit der Lösung; aber der Grund von Beidem bleibt ihr verborgen. Der Widerspruch zwischen der einen Thatsache, daß die Einheit, als der unbekannte Gott, gefordert werde und ideal in der Vernunft da sey, und der andern Thatsache, daß der Mensch dessen ungeachtet so armselig und ungöttlich sey, — dieser Widerspruch erfüllt die philosophirende Vernunft mit einem tiefen inneren Schmerze, und hilft sie in der Ueberzeugung von der Nichtigkeit ihres eignen Strebens befestigen. Aus ihr selbst kann nun solchergestalt die Hülfe, die Erlösung nicht kommen." ***)

*) Ich muß sagen: scheint, ob es mir gleich mehr als scheinbar ist. Nach den „Vorerinnerungen ꝛc." und den „Bemerkungen ꝛc." des Hrn. Wn. verhält es sich nicht anders. Was seine Logik oder seine Geschichte der Philosophie bringen wird, — ist zu erwarten.

**) Es ist hier überall nicht die Frage, ob diese philosophischen Ansichten richtig, sondern nur, ob es Hrn. Wn's Ansichten sind, und ob sich an ihnen dasjenige erweiset, was davon oben sub 2 behauptet worden war.

***) Dieß ist der sich bei Hrn. Wn. einschiebende falsche, aus Unbekanntschaft mit der Natur des philosophirenden Geistes her-

„Die Erlösung kommt dem menschlichen Logos vom göttlichen Logos, welcher Fleisch ward, um sich des gesunkenen Menschengeschlechtes zu erbarmen. Diese Grundlehre des Christenthums, in der Schrift und Geschichte vorliegend, begegnet der ihrem Schmerze über den incommensurabeln Abstand des Göttlichen und Menschlichen hingegebenen Vernunft, und zieht sie an sich, und die Vernunft wirft sich ihr in die Arme. Denn nun lernt die Vernunft, aus der geoffenbarten Bibellehre, den Grund erkennen, welcher es ihrer natürlichen Speculation unmöglich machte, den Dualismus des Endlichen und Unendlichen aus eigner Kraft zu überwinden. Dieser Grund nämlich liegt in dem Sündenfalle der Menschen, durch welchen, so wie das sittlich Böse im engern Sinne, so überhaupt alle Entzweiung, (folglich auch der Dualismus,) in die Welt gekommen ist *), und in Folge dessen die natürliche Vernunft sich zu aller Zeit fälschlich ein-

vorgehende Satz. Ist er angenommen, dann freilich wird der Weg frei, hinaus nach eines Jeden Sinn und Begehr, nach allen Seiten. Man muß es ehrenwerth nennen, daß Hr. Wn. denjenigen Weg eingeschlagen hat, welcher da, wo von Philosophie entweder nicht die Rede ist oder nicht die Rede seyn kann, der einzig noch übrige sichere Weg der Wahrheit bleibt. Allein hier war von Philosophie die Rede, und konnte und durfte es seyn. — Uebrigens wird Hr. Wn. zugestehen, daß er, wäre er außer dem Schooße der christlichen Kirche geboren, seine Zuflucht in dem vorliegenden Falle zu den heiligen Büchern seines Volkes dann mit gleichem Rechte genommen haben würde. Ob mit gleichem Erfolge? — dieß wird seine Logik rc. lehren; es mag allerdings bezweifelt werden.

*) — als ob der Dualismus eine Entzweiung der Vernunft mit irgend Wem, oder eine Entzweiung innerhalb der Vernunft wäre!

gebildet hat, mit ihrer Philosoph'e anfangen und zu dem Ziele der Speculation durchdringen zu können, wie sie nur wolle. So wie nun der Sünder im engern Sinne durch Reue und Wiedergeburt für die Einwirkung der erbarmenden Gnade empfänglich und derselben theilhaft wird, so auch der Philosoph bei der natürlichen Richtung seiner Speculation. Auch er also wird wiedergeboren in Christo, indem er, von der Nichtigkeit des eignen Geistes völlig überzeugt, nur von dem göttlichen Geiste und dessen vermittelnder Erbarmung die Erkenntniß der Wahrheit, die Erlösung des Gedankens und Wortes, gläubig erwartet."

Genug hiervon. Mein Zweck war blos, zu zeigen, ob und wie Hr. Wn. von mir verstanden werde. Das Gewebe der historischen, philosophischen, exegetischen Irrthümer, aus welchen Hrn. Wn's von dem philosophischen Standpunkte angeblich unerreichbare Philosopheme zusammengesetzt sind, liegt dem gesunden Auge deutlich genug vor. Hier aber soll Hrn. Wn's Philosophie nicht widerlegt, sondern nur (ad 2) gezeigt werden, daß sie aus sich hinaus gehe. Bedarf es dazu noch weitern Zeugnisses? — Sie hört auf, immanent zu seyn, denn das Christenthum und dessen Versöhnungslehre, wozu sie sich wendet, ist ein historisch von außen Gegebenes, der Vernunft genetisch Fremdartiges, so wohl in Hinsicht auf deren Anlage als in Hinsicht auf die Entwickelung derselben betrachtet. Auch wendet sich die Vernunft diesem Gegebenen nicht etwa deswegen oder insofern zu, weil oder inwiefern sie darin sich selbst wiederfände, und mithin nur durch die Lehre Jesu eine objective Anregung erhalten hätte, sich selbst besser als zuvor erkennen, und auf ihrem natürlichen Wege geläuterter, gründlicher und erfolgreicher zu dem Ziele der Philosophie fortwandeln zu lernen; als in welchem Falle sie allerdings immanent und Vernunftwissenschaft bleiben könnte. Sondern das gesammte philosophische Streben aus der Zeit

vor der christlichen Erkenntniß wird verworfen und abgelegt, gleich dem alten Adam, und die Erkenntniß der göttlichen Veranstaltung zur Erlösung geht ein in die, gleich einer tabula rasa, von allem philosophischen Besitzthume gereinigte Vernunft, und was sie in derselben bewirken mag, (es wird davon sogleich weiter gesprochen werden,) kann nur mit völliger Resignation der Vernunft auf alle Selbstheit und Selbstkraft, und mit völliger Receptivität für das neu auf sie Einwirkende und neu sie Belebende beginnen *). Es ist hiernach klar, daß von speculativer Thätigkeit, während der Wiedergeburt und Erneuerung der natürlichen, jetzt reuig in Armuth und Knechtsgestalt der Wahrheit entgegenharrenden Vernunft, in keinem Sinne des Wortes die Rede seyn kann; und eben so wenig von Vernunftwissenschaft **).

---

*) Seite 34 der Vorerinnerungen ꝛc.: „Die Theologie theilt uns das Wort mit und legt es aus; die Philosophie will es im Geist und in der Wahrheit empfangen und verstehen." —

**) Noch einmal scheint in den Vorerinnerungen S. 39, vergl. S. 23 u. 24, der Charakter der Vernunftwissenschaft, welcher vorher in den bestimmtesten Ausdrücken aufgegeben war, gerettet werden zu sollen, indem es heißt: „Dieß ist, den Grundzügen nach, der Charakter der bei ihrer Substanz beharrenden, also wahrhaft bei sich seyenden Vernunft." Allerdings, wer bei seiner Substanz beharret, beharret bei sich selbst. Die Substanz aber der menschlichen Vernunft kann nach dem Zusammenhange jener Stelle nur die göttliche Vernunft seyn sollen, was sich auch per indirectum daraus ergiebt, daß die menschliche Vernunft, nach Hrn. Wn., nur in der göttlichen beharren, sich dem fleischgewordenen Worte unbedingt hingeben soll. Daß nun aber in Wahrheit die göttliche Vernunft die Substanz der

Ad. 3. Aber die Folgen der Wiedergeburt und Erneuerung der natürlichen Vernunft sind es, auf welche Hr. Wn.

---

menschlichen sey, muß Hrn. Wn. nach seiner eignen Lehre schlechthin abgeleugnet werden. Denn vor der Erleuchtung des Menschen, durch die Offenbarung Gottes in Christo nach der Auslegung der Kirche, mußte die menschliche Vernunft die absolute Eitelkeit und Nichtigkeit alles ihres natürlichen Bestrebens und Besitzthums erkennen, es von sich legen, sich als arm und gehaltlos bekennen, ihre Selbstheit in eine andere Selbstheit auflösen, und dadurch ihre Wiedergeburt vorbereiten. Wenn dieß ist, so kann vor der Wiedergeburt die Substanz der natürlichen Vernunft unmöglich die göttliche, sondern nur etwas ganz ungöttliches gewesen seyn. Hat sie nun das Göttliche erst nach der Wiedergeburt durch die Gnade erlangt, so war es nicht ihre Substanz, und kann eben so wenig jetzt dazu werden. Ist sie aber vor der Wiedergeburt, als natürliche Vernunft, der Substanz nach dennoch göttlich, und nur durch den Sündenfall gehindert gewesen, sich ihrer Substanz nach zu erkennen oder zu erweisen, so ist zu fragen, ob der Sündenfall die Substanz der Vernunft geändert habe oder nicht. Der erste Fall wäre zu beweisen, seiner physikalischen, psychologischen, moralischen Möglichkeit, so wie seiner theologischen Richtigkeit nach. Im zweiten Falle aber würde der Sündenfall als etwas Unwesenhaftes für den Menschen erscheinen, insofern er das Göttliche in ihm nur verdunkelte, es ihm aber nicht entzog. Dieß ist aber gegen Hrn. Wn's Ansicht, sowohl wenn er von der Eitelkeit der natürlichen Vernunft, als wenn er von der Nothwendigkeit der Gnade zum Behuf der Philosophie redet. — Es ist sonach klar, daß die durch Gott erleuchtete Vernunft, als Wissenschaft oder Philosophie, (wovon allein die Rede ist,) nicht bei sich beharret hat, sondern völlig außer sich gekommen ist.

den meisten Nachdruck legt für die genetische Darstellung seines Systemes. — „Das Christenthum lehret, daß nur der geistig Wiedergeborne das Reich Gottes sehen kann; er wird es aber sehen durch Gottes mitwirkende, erleuchtende, die Schwachen stark machende Gnade. Der natürliche Philosoph ist nun auch ein Wiedergeborner geworden. Die Gnade wird daher, wenn es ihm nur Ernst mit seiner philosophischen μετανοησις war, in ihn eingehen, und in ihm wird eine feste Zuversicht auf fortwährende Führung und Mitwirkung des erlösenden Gottes Platz gewinnen. Das Vertrauen wird ihn erfüllen, daß fortan auch die schwächsten Spuren der Erkenntniß der Wahrheit in ihm göttliche Wirkung und Wahrheit seyen; er wird sich zugleich aber auch lichtstark fühlen, mit seiner durch den christlichen Glauben gereinigten Speculation den höhern Aufflug zur Erkenntniß der tiefsten Geheimnisse der Natur, der Geschichte und der Gottheit selbst zu nehmen. Seine nunmehr christliche Philosophie und Speculation wird sich als die vollständigste Ausführung reiner Harmonieen bewähren.“—

Wenn Hr. Wn. solches behauptet, so muß gefragt werden: wie kommt aus dem Christenthume, in die christlich gläubige Vernunft, ihre neue Kraft und ihre neue Weisheit? Dieser Frage kann Hr. Wn. nicht ausweichen, so lange er sich nicht jede Beurtheilung seiner Behauptungen verbitten will *). Die Vernunft erhält aber jene neue Kraft und Weisheit entweder auf natürliche oder auf übernatürliche Weise. Wenn auf übernatürliche, (und vielleicht könnte dieß Hrn. Wn's Ansicht seyn, denn er bekennet sich zu dem Supranaturalismus im strengsten Sinne, wie die Leser der hier in Frage

*) Es ist freilich nicht zu leugnen, daß, wer so fragt, wieder auf dem Standpunkte psychologischer Analyse stehet.

gezogenen Abhandlungen ohne Zweifel bemerkt haben,) so kann daraus keine immanente Vernunftwissenschaft hervorgehen, sondern nur eine transscendente, inspirirte Lehre; und wenn der mit ihr Erfüllte sie für speculativ oder für Philosophie hält, so ist er selbst der Getäuschte. Wenn aber die Meinung ist, daß die beschriebene Erstarkung der Vernunft durch die Offenbarung des Logos im Fleische auf natürliche Weise geschehe, so nämlich, daß die zuvor verderbte Natur des Geistes, und dessen verkehrte Richtung in der Philosophie, durch die Gnadenwirkung Gottes in Christo verbessert und zur Erreichung der ihr vorher unzugänglichen Wahrheit befähiget werde, so läßt sich dieß gar wohl denken, und es ist nur noch genauer anzugeben, ob diese natürliche Gnadenwirkung in der Seele sich mittheilend oder blos sie erweckend erfolge. Nähme Hr. Wn. das Letztere an, so könnte ein Jeder ihm beipflichten; wenigstens bin ich fest überzeugt, daß, wenn das Christenthum nicht vorlängst die Völker Europa's erleuchtet hätte, auch keine der Philosophieen des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts erschienen seyn würde. Allein es liegt am Tage, daß eine in diesem, blos universalhistorischen und pädagogischen Sinne dem Christenthume ihr Daseyn verdankende Philosophie noch bei weitem nicht eine christliche Philosophie ist, wie Hr. Wn. sie will und beschreibt. Nach seiner Meinung müßte also die Gnade dem Geiste aus ihr selbst mittheilen, was dieser zur wissenschaftlichen Erkenntniß der Wahrheit bedürfte, etwa nach Evang. Johannis 16, v. 13 — 15; und dieß könnte allerdings auch ohne Wunder (in dem gewöhnlichen engern Sinne des Wortes) geschehen.

Diese letztere Vorstellungsart nun, welche der supranaturalistischen Ansicht vom Christenthume ebenfalls nicht fremd ist, sey es mir verstattet, vorläufig bei Hrn. Wn. vorauszusetzen, bis er selbst sich anders darüber erklärt, oder bis zur Er-

scheinung der von ihm angekündigten Schriften. Man wird dann sehen, ob die christliche Philosophie ihre Lehren aus dem neuen Testamente selbst entnehmen wird, wie sie wohl müßte, wenn die Mittheilung reine Mittheilung seyn, und nicht etwa blos einer unverstandenen Erweckung der philosophirenden Vernunft durch das Christenthum, zu vollständigerm Bewußtseyn ihrer Kraft und zu besserer Richtung derselben Behufs der Erkenntniß der Wahrheit, als täuschende Folie untergelegt werden sollte. Es ist nicht zu vermuthen, daß Hr. Wn. seine Philosophie für so mitgetheilt halten werde, zumal sie dann zwar christlich, aber offenbar weder immanent, noch speculativ, noch Vernunftwissenschaft seyn könnte. Vielmehr wird nach S. 34 — 40 der Vorerinnerungen jene Mittheilung durch die (an sich selbst nicht unbekannte) geheimnißvolle Verklärung und Erleuchtung des heiligen Geistes bewirkt, wobei Gefühl und Phantasie in der Seele überall vorwalten, und von diesen Leitern der Erkenntniß, nicht blos in den Bildungen der schönen Kunst, (S. 35 oben) „hoffnungsreich und zuversichtlich und nicht mehr schwankend, (also auch unbedenklich,) um die Wahrheit gespielt wird.“ Hr. Wn. wolle sich doch hüten, das in Gott athmende Gemüth auf solchen Schwingen, mit allzu dreister Zuversicht des Gelingens, die Wahrheit verspielen zu lassen! Vestigia terreant! — Das Wahrste, was er in dieser Beziehung sagt, ist S. 38 der Vorerinnerungen zu lesen, wo es heißt, „die göttliche Vernunft lasse in der menschlichen das höhere Licht oft aufgehen, ohne daß die letztere dazu den Weg der Philosophie nöthig hätte, oder ihn zu betreten wüßte.“ Nun so ist ja die christliche Philosophie wesentlich keine Philosophie, und ihre sogenannte Speculation eine unnütze Arbeit! — Könnte Hrn. Wn. Psychologie ertragen, so wäre ihm darüber

mehr zu eröffnen. Jetzt beherzige er die ächt philosophische Warnung des Christenthums, 1 Corinth. 13, V. 8, 9 u 12.

Es sey genug über das Non ens der christlichen Philosophie. In allgemeiner Beziehung aber auf Alle, welche seit einiger Zeit wieder das thörichte Beginnen zeigen, die Vernunft als eitel von Natur und nichtig darzustellen, sie dann insgeheim mit fremder Speise zu nähren, und das so umgestaltete Wesen demnächst wieder als den Quell oder doch den Behälter der Wahrheit und Wissenschaft einzuführen, — in Beziehung auf alle diese, (Hr. Wn. gehört in den Kreis,) sey mir gestattet, meine längst befestigte und bereits mehrmals dargestellte Ueberzeugung mit der Offenheit, welche dem Forscher nach Wahrheit ziemet, hier nochmals kurz auszusprechen.

Sie alle, welche hier gemeint sind, Philosophen oder Nichtphilosophen, A) sie kennen die Vernunft und die Idee nicht, B) sie kennen den Standpunkt des vollen Selbstbewußtseyns, (der Psychologie,) und des Glaubens nicht, C) sie verstehen die Geschichte und die Vorsehung nicht.

A) Um seine Sonne bewegt sich der Erdkörper, lichtlos an sich selbst, und wärmelos ohne das Licht. Auf ihm hat in dem Menschen sich die Vernunft entwickelt, der höchste unter den aus ihm hervorsprossenden Lebenskeimen zuletzt. Alle Kräfte der Natur werden unter dem Gegensatze hervorgerufen, und wirken nach seiner Norm, (das Daseyn des Planeten selbst ist ja dualistisch bedingt); eben so auch die Naturkraft, welche Vernunft heißt. Aber die Vernunft tritt gar bald in Gegensatz mit diesem Naturprincipe selbst, indem sie die Einheit fordert. Während alle übrigen Naturkräfte, auch die nicht den Raum erfüllenden, die Seelenvermögen, ihren Gegenstand finden und in ihm ihre Befriedigung, so findet die Vernunft zwar in jedem Objecte auch Stoff für sich, ihr Object aber nirgends.

Sie verneint beharrlich jede bedingte Realität, sofern diese Anspruch machen möchte auf unbedingte Geltung. Sie erkennt in jedem Dinge eine relative, partielle Wahrheit und Gültigkeit an; aber sie meint überall etwas Anderes und Höheres, als ihr in der Wirklichkeit dargeboten wird. Und ob sie gleich weder Wort und Begriff im Verstande, noch Form und Bild in der Einbildungskraft findet, womit sie ihr Unbedingtes, ihr Eines, bezeichnen könnte, wie es ist, so läßt sie doch nicht ab davon, daß es sey. Und wenn gleich an den Ideen und Idealen stets ohne Mühe nachgewiesen werden kann, daß sie logische Non A und ohne Realität des Wirklichen sind, so behalten sie dennoch für die Vernunft die Realität einer jenseitigen Welt; und sie läßt es geschehen, ohne irre an sich zu werden, daß man dasjenige ein logisch blos Mögliches und Problematisches nenne, was ihre tiefste Natur sie als das Nothwendige, als den Träger der Dinge, apodiktisch behaupten heißt. — So die blos theoretische, nach Hrn. Wn. die natürliche, — ich sage, die noch nicht ganz zu sich selbst gekommene Vernunft.

Alles aber, was ist, ist von Gott; in ihm leben, weben und sind wir, wir sind seines Geschlechtes. Hiervon ist die Ueberzeugung dem Menschen gegeben auf mehr als einem Wege; es ist hier gleichviel, auf welchem; genug die Vernunft gelangt zu dieser Ueberzeugung, die wir den Glauben nennen. — Sonach ist jede Naturkraft, welche sich auf der Erde innerhalb des dualistischen Verhältnisses entwickelt, eine Gotteskraft, jedes Naturproduct ein Werk Gottes. Aber diese Wahrheit erfährt das entgegengesetzte Schicksal der vorhin erörterten, daß alles Leben ein Naturprodukt sey. Jene Lehre schien dem Verstande klar zu seyn, aber sie war der Vernunft eine Thorheit. Dieser Glaube spricht die Vernunft wohlthuend an, aber der Verstand findet ihn die Wissenschaft störend und für sie verderblich. Dennoch kann und will die Vernunft von ihrem

Gottesglauben, ihrer Gottinnigkeit, nicht lassen. Nicht blos weil dieser Standpunkt den speculativen Ideen ihren Gegenstand sichert, sondern auch weil er Sinn, Wahrheit und reelle Bedeutung in die unabweislichen Aufgaben des sittlichen Lebens bringt, wurzelt die Vernunft fester und fester in ihm. Und so wird ihr klar, daß in ihr Gottesnähe ist, und warum sie ein Ebenbild Gottes genannt sey. So bildet sich vor ihr in dem Verstande die Vorstellung aus von der Stufenleiter der Wesen, und auf der höchsten, durch Erfahrung erkennbaren Stufe derselben findet sie sich selbst. Ueberall ragt sie in dem Menschen weit über dessen andere Kräfte empor: sowohl schon als Anlage da sie als der ihm eigenthümliche, ursprüngliche, Sinn und Trieb für das Unendliche oder Absolute beschrieben werden kann; als noch mehr in ihrer Entwickelung, da sie das Erkennen und Leben im Absoluten selbst ist, richtiger das Erkennen und Leben in Gott, die Tüchtigkeit des gottinnigen Gemüthes in der Wahrheit und Liebe. Man wird überall die Vernunft nach dieser Beschreibung erkennen, ungeachtet der Verschiedenheit, mit welcher sie in den Individuen, gebunden an die Eigenthümlichkeiten des einzelnen Lebens, erscheinet. In einem Menschen, dessen Seelenvermögen sich mit einem gewissen Grade von Allgemeinheit und Vollkommenheit zur Vernünftigkeit erhoben haben, kann die Vernunft je zuweilen als ein höherer Geist neben der Thierseele des Individuums erscheinen, — was sie in der That nicht ist; denn die Thierseele eben ist in dem Menschen, durch die ihr eingeborne Vernunftanlage, zu einem höhern Wesen als bloßer Thierseele, d. i. zum Menschengeiste gesteigert; und wer jene Meinung hegt von einem höhern Geiste neben der niedern Seele und dem Körper in einem und ebendemselben Menschen, der unterscheidet nur nicht genug die Vernunft als Anlage und als entwickelte

Kraft, und verwirrt sich daher leichter in dem Gegensatze zwischen der Sinnlichkeit und der Vernunft. Es zeugt aber diese Meinung zugleich für die Tiefe der Vernunftanlage und für die Unbegreiflichkeit ihres Daseyns; und in der That kann auch die nüchternste Beobachtung und die treueste Analyse des innern Lebens den ächt mystischen Charakter dieser, auf dem dunkeln Erdkörper sich regenden und bereits zu so mancher hohen Blüthe und Frucht in jeder Beziehung erwachsenen, Gott findenden Lebenskraft des beseelten Staubes, verkennen.

Dieß ist es, was die zu voller Selbsterkenntniß gelangte Vernunft von sich auszusagen vermag *).

B. Mit der Selbsterkenntniß der Vernunft wird in der Psychologie das Selbstbewußtseyn des Menschen, sofern es sich auf die verschiedenen Kräfte seiner Seele erstrecket, in der Regel vollendet. Es kömmt aber der Psychologie nicht blos darauf an, von dem Einzelnen zu berichten, was das Einzelne von sich hat vernehmen lassen; sondern sie muß dieses Einzelne zu einer Totalübersicht des inneren Lebensverhältnisses, nach der Aufgabe und dem Vermögen des Geistes betrachtet, verknüpfen.

*) Man kennt die unzählbar vielfachen Erklärungen der Vernunft, und die Mißverständniße über die einen, wie über die andre. Kein Wunder, da der Gegenstand Jedem zu nahe liegt, um nicht von der Individualität eines Jeden mit berührt, und eben dadurch der Individualität jedes Andern unzugänglich zu werden. Darum wolle der geneigte Leser für jetzt nur vergleichen: Kants Grundlegung zur Metaphysik der Sitten, 3te Auflage, S. 107 — 109; — Jacobi über die Lehre des Spinoza, 1789, S. 422 fg. (Werke, Th. IV, Abth. 2, S. 151 fg.) — Friedr. Ancillon, über Glauben und Wissen in der Philosophie, 1824, S. 40 fg. S. 42 unten, S. 84 unten. Ein Commentar über diese Stellen, die wesentliche Uebereinstimmung derselben gegen scheinbare Widersprüche darthuend, würde hier zu weit führen.

Das Ergebniß der innern Thatsachen und Erfahrungen, deren Zusammenstellung und gegenseitige Beziehung zu dieser Totalübersicht führet, ist, um es mit kurzen Worten zu bezeichnen: ein für die Wissenschaft unauflösbares Mißverhältniß zwischen Idealität und Realität, zwischen Sollen und Seyn, zwischen der Aufgabe des Lebens und dem Vermögen dieselbe zu lösen. Dieses Mißverhältniß wird keinesweges blos daran offenbar, daß das Fleisch wider den Geist gelüstet und den Geist wider das Fleisch. Hierbei kömmt eigne Schuld mit in Berechnung, und der Selbst-schuldige hat sich über das nicht sehr zu beklagen, was zu vermeiden in seiner Macht stand; denn das Fleisch kann dem Geiste gehorchen, die Vernunft kann über die Begierde herrschen lernen, und ohne Kampf gäbe es keinen Sieg, ohne Sieg keine Tugend, so wie überhaupt ohne Fleisch keinen Geist auf der Erde, ohne auf dem Boden der Sinnlichkeit keine menschliche Vernunft. Indessen drückt allerdings die moralische Schuld, die Charakterlosigkeit und Charakterschwäche, die Armseligkeit und Zweideutigkeit des guten Willens, ganz vorzüglich das vernünftige Selbstbewußtseyn des Menschen darnieder, denn es liegt hierin etwas, was außer der Schuld und Willkühr des Menschen auf sein Leben bestimmend einwirkt. Und dieß ist es, woran sich jenes Mißverhältniß vorzüglich und unabweisbar zu erkennen giebt. Es sind dem Menschen nur endliche Mittel gegeben zur Erreichung eines unendlichen Zweckes, nur eine Spanne Zeit zur Vollendung einer Arbeit für Weltalter; es ist eine Anlage in dem Geiste geboren, welche in Wenigen nur einseitig entwickelt wird, in Keinem allseitig reifet; es wird eine Stimme der Wahrheit in dem Gewissen vernommen, welche nur durch Verstrickung in Schuld zur Erlösung und Freiheit führt, und was das Gewissen als das Nothwendige anstrebt, kann nie zur Natur in dem Geiste werden.

Der Schmerz über dieses natürliche Verhältniß des Geistes treibt nun die Vernunft zu der Frage, ob ein Irthum obwalte *) über den Zwiespalt im Leben, oder über die Einheit? Allein sie findet ihn nirgends, denn die Widersprüche des Lebens sind durch die Erfahrung verbürgt, und die Forderung der Einheit (die Behauptung der Idee) ist das Wesen der Vernunft. Die Vernunft müßte also, so scheint es, da sie die Erfahrung nicht ändern oder vernichten kann, sich selbst aufgeben, um aus der Erfahrung das den Geist Bekümmernde zu entfernen. Allein abgesehen davon, daß dieser Zweck doch nicht erreicht werden würde, indem es auch dem Verstande, der gemeinen Beobachtung und Reflexion ohne allen Beitritt der Vernunft, nicht entgehen kann, daß das Daseyn des Menschen, blos als eines für Erkenntniß, Lustgefühl und sinnliches Wohlseyn gebildeten Wesens betrachtet, von unauflöslichen Räthseln und Zweifeln erfüllt ist, so kann ja die Vernunft sich selbst nicht verleugnen, und wenn sie könnte, so will sie nicht; sie will es nicht, und wenn sie wollte, so könnte sie nicht **).

Dieses Bewußtseyn von der Vernunft, daß sie in ihrem Entwickelungsgange fest eingewurzet stehe

*) Es ist die Frage Jacobi's a. a. O.: „Wie kommt die Vernunft dazu, daß sie etwas Unmögliches, d. i. etwas Unvernünftiges, unternimmt?... Ist die Vernunft mit sich selbst im Mißverstande, oder sind wir nur in einem Mißverstande in Absicht der Vernunft?" —

**) Dieses Festhalten, diese Anhänglichkeit der Vernunft an sich selbst, — ich will mich des stärksten Ausdruckes bedienen: dieser Egoismus der Vernunft, — ist vor allem andern der Mißdeutung ausgesetzt, und natürlicher Weise. Ich beziehe mich auf die letzte Anmerkung zu gegenwärtigem Aufsatze.

in dem Widerstreit zwischen dem was ist, und dem was seyn soll, tritt jetzt erst in der Seele auf, und wird zu einer feierlich stillen Frage an das Unendliche, welches so nahe ist und so verborgen *). Und wie dieses Bewußtseyn sich länger und mehrseitig in der Seele bewegt, so dämmert ihr von neuem die Vernunfteinheit des Wahren, Schönen und Guten entgegen, und die überwiegende Anziehungskraft der Idee, und die Gewißheit, daß kein Verstand ihre Realität wiederlegen könne, und die Hindeutung auf jene Einheit und Unendlichkeit in aller Natur und Kunst, in der Anschauung des Lebens und in dem Geiste der Wissenschaft, vorbereiten und nähren in der Seele die Vernunftkraft der freien Entscheidung. Hierzu tritt noch von außen die historische Kunde von dem Glauben an göttliches Wesen in allen Völkern, und die erziehende Mitwirkung dieses Glaubens in der Ge-

*) Hier und beim Nächstfolgenden erinnere man sich an Jacobi's bekannten Salto mortale. Die verwandtesten Ansichten differiren in den die äußerste Höhe oder Tiefe des Geistes berührenden Punkten, wenigstens in Form und Wendung, aus dem in einer frühern Anmerkung angeführten Grunde. Ich unternehme es, Jacobi's Worte zu rechtfertigen; allein seine Philosophie war, in ihm selbst, zu wenig auf psychologische Analyse gegründet, und daher ist sie leicht den Mißdeutungen derer ausgesetzt, welche das Richtmaaß der Analyse bei ihr auch nachträglich nicht anzulegen geneigt oder geschickt sind. — Ancillon (über Glauben und Wissen, S. 37 fg.) spricht über die philosophische Analyse sehr treffend; auch die Stelle S. 87 ist dem nicht entgegen; denn wenn gleich die Gewißheit der unmittelbaren Anschauungen der Vernunft allerdings nicht abhängig ist von der Analysis, so bedarf es der Analysis doch eben dazu, die Unabhängigkeit jener Wahrheiten von allem anderweiten Erkennen ꝛc. darzuthun, und worauf sie in der That beruhen, zu zeigen.

schichte des eigenen Lebens. Höchst merkwürdig ist die Verschiedenheit in der Wirkung dieses Momentes, wenn das Zeitalter vor Christo mit dem nach ihm verglichen wird; in allen ächten Denkern aller Zeiten hat aber jenes von außen gegebene Moment, so weit der Gang der individuellen Vernunftentwickelung nur irgend rein und vollständig geblieben war, nicht mit der blos mechanischen Kraft der Gewöhnung oder Erinnerung gewirket, sondern vielmehr als aufregende Potenz für die schon keimende Selbständigkeit des vernünftigen Geistes. *) — Auf solche Weise nun reift die *Vernunftkraft des Willens, sich selbst treu, von den Ideen nicht zu lassen*. Es ist kein Zwang der Erkenntniß, sondern ein Drang des edeln Gemüthes, keine logische, sondern eine moralische Nöthigung, wodurch der Gedanke zur Ahndung, die Ahndung zum Glauben reifet: *es ist ein Gott*. Ist aber dieser Glaube gewonnen, so ist es auch die Gewißheit des Heiles, welches nur in Gott ist. Ich verstehe nicht, *was* der ist oder *wie*, an den ich glaube; denn der *Gedanke* des lebendigen Gottes ist unausdenkbar, jeder *Begriff* von ihm widerspruchsvoll oder bildlich. Ich bete an vor dem *ewig Unerforschlichen* **), welchen nur die zu begreifen wähnen, die sich selbst nicht begreifen. Diese Anbetung ist

*) Selbständigkeit, d. h. hier, das Vermögen *compos sui* zu seyn, nicht aber causa sui, oder αὐτοκίνητος, und αὐτοτροφος.

**) Es hat Anstoß gegeben, daß ich gesagt habe: „vor dem *unbekannten* Gott." Es war das ἀγνωστος des Apostels Paulus, (Apostelg. 17, 23,) der an einer andern Stelle, (1 Cor. 13, 9,) und *nicht* in Beziehung auf heidnische Erkenntniß, auch gesagt hat: ἐκ μερους γινωσκομεν. Man kann auch an die speculativen Philosopheme der *Gnostiker* dabei denken. Indessen der bessere Ausdruck behalte den Vorzug!

demuthsvoll, das heißt, hervorgebracht und begleitet von dem Bewußtseyn des unendlichen Abstandes, der absoluten Abhängigkeit und Unangemessenheit. Es ist dieser Demuth kein geheimer Dünkel beigemischt; denn mein Bewußtseyn schmeichelt mir nicht, daß ich ein Begünstigter, ein (ohne Verdienst zwar) Vorgezogener der Gottheit sey, sondern nur die Unbegreiflichkeit zu begreifen ist mir gegeben; und je klarer ich auf dieser Stufe mich selbst erkenne, desto schärfer erblicke ich zugleich den Anfang meines Nichtwissens und dessen unendliche Sphäre. In meinem Glauben an Gott bin und bleibe ich arm an übersinnlicher Erkenntniß und reich nur an Zuversicht des Herzens; schwach, das Licht Gottes zu schauen, sey es mit der Phantasie oder dem Verstande, aber stark nach seiner Wahrheit und Heiligkeit zu ringen, und den Funken davon in mir selbst, als den ächten Gottesfunken, gegen alle Macht und Kunst der Welt zu behaupten. Daher dient auch der Glaube mir nicht als Mittel für einen Zweck; es ist nicht abgesehen auf Befriedigung eines Bedürfnisses nach kluger Combination des Verstandes. *) Nur mir selbst bleibe ich treu, indem ich mich von mir hinaus, hinüber, hinauf wende zu Gott. Seiner nur gewiß will ich seyn, indem ich dem Verstande wehre, Ihn, in menschliche Begriffe gehüllt, an den Anfang logischer oder teleologischer Schlußreihen zu stellen; Ihm allein nur will ich angehören, indem ich Verstand und Einbildungskraft abhalte, sich ein Bildniß oder Gleichniß von Ihm zu machen, meinend es sey mehr als ein solches. Wem diese Sicherheit als schwankend, dieses Nichtwissen als Schwäche, diese Demuth als unlauter erscheinet, der ist weit entfernt den Glauben der Vernunft zu kennen, wie viel und

*) Sehr richtig spricht hierüber Ancillon a. a. O. S. 102, vergl. S. 105 oben.

wie breist er auch von ihm spreche. Und wer über solchen Glauben an Gott sich nicht verständiget hat, wie kann der das Daseyn verstehen, oder die Philosophie zu ihrem Ziele als Wissenschaft führen? *)

---

*) Es ist eine gerechte, von mir hier allerdings noch unbefriedigt gelassene Forderung, daß ein Jeder, welcher die Philosophie auf eine eigenthümliche Weise zu begründen unternimmt, nun auch zeige, wie auf dem Grunde das Gebäude errichtet werde; nicht um Andere zu belehren, sondern um die Vollständigkeit und Consequenz seiner eignen Ansichten darzuthun. Dieser Forderung hier zu genügen, ist unmöglich. Einiges findet der Leser in der Schrift »von dem lebendigen Gott,« S. 152 — 176, auch in der ersten Beilage dazu, S. 209 u. 228 fg. — Die Hauptpunkte sind folgende: Der eigentliche Gegenstand des philosophischen Wissens ist das Verhältniß des Endlichen zu dem Unendlichen. Dieses Verhältniß kann in einer Philosophie, welche die Priorität des Glaubens vor solchem Wissen anerkennt, d. h. welche die Gewißheit des Unendlichen selbst (die objective Realität der Ideen des Unbedingten oder Absoluten) blos in und mit dem Glauben an Gott, wie derselbe oben beschrieben worden, besitzet, nicht in der Art erkannt werden, daß man darlege, construirend oder deducirend, wie das Unendliche der Grund oder das Wesen, (die Substanz,) und das Endliche die Folge oder die Form und Modification, (das Accidens) sey, oder auch, wie in dem Unendlichen, als der Einheit und dem Absoluten, alle Differenz und aller Dualismus aufgehe und sich identificire. Alle diese Formen der speculativen Erkenntniß sind, bei constitutivem Gebrauche derselben in der Philosophie, mit der hier vertheidigten philosophischen Ansicht und Denkart schlechthin unverträglich; und wo sie gefunden werden, da vermag die letztere, mittelst der ihr zur wissenschaftlichen Basis (oder Einleitung) dienenden psychologischen Analysis (=kritischen Philosophie,) genau nachzuweisen, auf welchen Punkten es den ihr entgegentre-

Wesentlich verschieden ist hiernach der philosophische Glaube von dem christlichen, und es ist für das Christenthum und die Philosophie gleich wichtig, den einen nicht mit dem

---

andern Systemen, a) wenn sie gleichfalls behaupten auf dem Glauben gegründet zu seyn, *am Glauben fehle*, oder b) wenn sie den Glauben in der Philosophie verwerfen, an *Selbsterkenntniß*. —

Das Verhältniß des Endlichen zu dem Unendlichen wird in der hier behaupteten Philosophie *anerkannt* und (in Folge der Natur des Glaubens) *für den Verstand nachgewiesen als ein Geheimniß*. Das Mystische dieser Erkenntniß bestehet aber eben darin, daß das Verhältniß des Endlichen zum Unendlichen, auf keinem Punkte des empirisch Gegebenen, nach den oben genannten logischen Begriffen, wissenschaftlich *deducirbar* oder *construirbar*, sondern daß es in denselben nur *darstellbar* ist. Hiernach lehrt unsre Philosophie, in Folge jenes Geheimnisses, in jedem Gegebenen die *Gränze des Begreifens*, und zugleich in jedem Wirklichen *die Gegenwart der Idee*, finden und anerkennen. Das eine und immer wiederkehrende Thema dieser Philosophie als Wissenschaft ist sonach die *Immanenz des Uebersinnlichen bei dem Sinnlichen in der Natur*; und mit dieser *Grundlehre*, welche *ohne* den Glauben stets zur *Irrlehre* wird, geht sie ein in jeden Zweig der Naturwissenschaft, der Kunst und der Geschichte, überall den Standpunkt berichtigend, die Beobachtung begleitend, die Erkenntniß läuternd und ordnend. Beiläufig findet hierbei, (bei historischem Hinblicke auf die Systeme des speculativen Wissens ohne den Glauben,) alles dasjenige seine Erklärung und Zurechtweisung, was unter den Ausdrücken der natura naturans und naturata, der Emanation oder anderer, über das Verhältniß der Einheit zur Vielheit, oder über den Ursprung des Gegensatzes dogmatisch festgestellt worden ist.

andern zu vermengen. Verschieden sind beide in Ansehung ihres Grundes, ihres Inhaltes und ihrer Wirkungen. Der christliche Glaube beruht auf historischem Grunde, der Vernunftglaube auf psychologisch-moralischem. Der Christ glaubt an Jesu Wort als Gottes Wort, wegen seiner historisch glaubwürdig bezeugten Lehren und Thaten; der Philosoph an die Wahrhaftigkeit des innern Wortes, daß endliche Vernunft nur aus unendlicher Vernunft stammen könne, weil er als vernünftiges Wesen ohne Unvernunft nicht annehmen kann, daß dieses Wort unwahr sey. Das Christenthum giebt Jedem, der dessen Geist in sich aufnimmt, einen Frieden Gottes, welcher höher ist als alle Vernunft *), für Leben und Schicksal in jeder Beziehung; die Philosophie, welche aus dem Glauben der Vernunft hervorgeht, orientirt zunächst den Verstand für die Wissenschaft; und wiewohl sie demnächst dem Herzen auch einen Frieden Gottes gewähret, so können doch diesen nur diejenigen schmecken, in welchen die Temperatur der Gemüthskraft durch die Zucht der Selbsterkenntniß also geordnet worden ist, daß sie Herz auch in dem Verstande tragen, und Verstand auch in dem Herzen **).

C. Als die beiden größten Erscheinungen der Zeit stehen sonach Philosophie und Christenthum vor uns da, und ohne beide läßt die Menschengeschichte sich nicht begreifen. Noch mehr aber: sie beide verständigen auch und ergänzen einander; die Philosophie bedurfte des Christenthumes, um als Weltweisheit in der Zeit allmählig vollendet,

*) Phil. 4, 7. εἰρηνηθεου, ὑπερεχουσα παντα νουν, d. h. παντα ἁ ἐξεστι νοειν.

**) Diese Bemerkung diene zugleich zur Andeutung der wesentlichen innern Verschiedenheit der hier skizzirten Philosophie von manchem, ihr oft äußerlich verwandt scheinenden, speculativen Systeme.

und das Christenthum bedarf der Philosophie, um als Weltbegebenheit richtig beurtheilt zu werden. Es setzt Unkunde der Sache voraus, wenn man unternehmen will, die Geschichte aus dem Christenthume zu deuten ohne Philosophie, oder die Philosophie aus dem Christenthume zu ergänzen ohne wahre Geschichte. — Ohne Zweifel ist Jesus Christus der Wendepunkt der Geschichte; allein er ist es durch das ethische Element seiner Religion, nicht durch dogmatische Lehren. Dieß bezeugt die Geschichte der Philosophie aller Zeiten; und im Gegentheil bezeugt die Kirchen- und Ketzergeschichte des Christenthumes, wohin die Versuche geführt haben, metaphysische Dogmen als die Hebel für die Erkenntniß der Rathschlüsse Gottes darzustellen. So ist die Natur nicht geordnet, und dieß ist der Gang der Vorsehung nicht. Der heilige Urheber der Vernunft, dessen ewige Liebe in die Erde den Keim des Menschengeschlechts legte, hat dieses Geschlecht berufen, Ihn zu suchen und zu finden auf tausendfach verschiedenen Wegen *). Diese Wege sind einander nicht gleich, ja für unsern Standpunkt auch nicht von gleichem Werthe und Einflusse auf den Endzweck unsers Daseyns. Insoweit hat Niemand des Herrn Sinn erforscht, und auch das Christenthum eröffnet hierüber nicht das Verständniß. Wer aber den Glauben hat, für den ist und geschieht dennoch nichts ohne Gott, und alles dient zu Gottes Ehre und zum Heile des Menschen. Es bedarf, um diese Ueberzeugung zu begründen, keiner Erfahrung von jezuweiliger Uebereinstimmung unsrer Entwürfe mit Gottes Schickung; wer nur da den Finger Gottes sieht, wo ihm derselbe Weg gezeigt wird, den er selbst schon ging, der steht nicht fest im Glauben, und denkt nicht würdig von der unendlichen Liebe. (Siehe unten die Anmerk.) Und eben so,

*) Apostelgeschich. 17; die ganze Rede des Paulus, besonders Vs. 26 — 28.

wer da meint, Gott eigne Jemandem, er begünstige hier und lasse dort darben, wer so in der Religion seines Gemüths dem Scheine sich hingibt, der verehrt einen Nationalgott, den Gott einer Kaste, nicht den Vater Jesu Christi. Er thue es in Einfalt des Herzens, so thut er recht daran, (Röm. 14, V. 22. u. 23) denn auch ihm hat es Gott also gegeben; dünkt er sich aber dabei weiser zuseyn, (Röm. 14, V. 1—6) verkehrt er sich selbst und die Wahrheit.

Es sey genug. Ich übergehe Einiges in den Bemerkungen des Hrn. Wn., wodurch sie persönlich zu werden scheinen, was aber wohl nicht so gemeint ist. Lieber halte ich mich an S. IV u. fg. seiner „Vorerinnerungen ꝛc.", und werde gern in diesem Geiste weiter prüfen und geprüft sehn, was von der einen oder der andern Seite als Gegenstand öffentlicher Beurtheilung hervortreten möchte. Uebrigens beharren wir fest bei dem γνωϑι σεαυτον, denn es ist doch eine bedenkliche Sache in der philosophischen Welt um einen Standpunkt zum Speculiren, wenn dem Hinausschauenden nicht aus sichrer Quelle bekannt worden ist, wohin er zu blicken habe, und warum eben dahin!

Anmerk. Hierzu noch ein Wort. Es ist wesentlich für die Selbsterkenntniß der Vernunft, das Verhältniß des Glaubens zu der Liebe in dem menschlichen Gemüthe richtig zu fassen. — Hr. Ancillon äußert sich darüber in seiner mehrmals angezogenen Schrift so, daß ich mich damit nicht einverstanden finden kann, und ich berühre dieß hier um so absichtlicher, jemehr der Geist seines Buches im Ganzen mich angesprochen hat, und je ersprießlicher es mir scheint, (wie schon oben bemerkt worden,) die Divergenz convergirender Ansichten zu prüfen. Denn nicht auf Autoritäten kommt es hier überall an, sondern auf Ausgleichung des Individuellen bei Darstellung allgemeiner Wahrheiten durch dessen vergleichende Sichtung.

Hr. Ancillon sagt S. 151: „Aus dem Glauben entsprungen, erzeugt die Liebe die Hoffnung, und zwar eine unendliche." Nach anderen Stellen,

z. B. S. 76 u. 50, „erzeugt eine unmittelbare Wahrnehmung oder geistige innere Anschauung den philosophischen Glauben, und dieser macht die Grundlage unsers Wissens aus;“ ja nach S. 56 u. 77, „ist das unmittelbare geistige Anschauen oder Wahrnehmen der Vernunft das Wissen selbst im höchsten Sinne,“ und für dieses, welches nun in diesem höchsten Sinne mit dem Glauben identisch ist, giebt es keine weitere Ursache, (nämlich es zu haben oder in sich zu erzeugen;) „denn der Glaube besteht gerade darin, daß man ohne eine anzugebende Ursache,“ (nach S. 42, „ohne Beweis, ohne Vernunftschluß, ohne irgend eine Deduction,) etwas sicher annimmt, vermittelst einer innern und unbezwinglichen Nothwendigkeit.“

Ueber den letzten Punkt würde sich leicht hinwegkommen lassen; denn für die psychologische Analysis wäre nun eben diese Nothwendigkeit die Ursache (der innere Entstehungsgrund) des Glaubens; und nach meiner Ansicht ist diese Nothwendigkeit eine moralische, eine Selbstbestimmung der Vernunft, hervorgehend aus der moralischen Unmöglichkeit, sich selbst aufzugeben. — Allein hierin scheint sich meine Ansicht von der des Hrn. Ancillon wesentlicher zu unterscheiden. Ihm ist der Inhalt oder der Gegenstand des Glaubens etwas unmittebar Gegebenes, eine Offenbarung des innern Sinnes oder des Bewußtseyns, (S. 42,) und die Vernunft empfängt unmittelbar das Licht des Seyns, nimmt die Existenzen unmittelbar wahr und giebt uns selbst die Realität (S. 41). — Sonach freilich beruht der Glaube blos und ausschließlich auf Thatsachen; wer den Glauben nicht hat, ist nur blind; die Liebe aber kann sich nur auf das richten, was gegeben war vor ihr; und ohne ein solches Gegebenes, Angeschautes, der Ueberzeugung des Glaubens als objectiv Aufgedrungenes, hätte der Mensch keine Liebe.

Dieß soll, nach Einigen, auch Jacobi's Ansicht seyn; man kann Beweisstellen anführen. Ich vermeine, diese Beweisstellen entkräften zu können. Auch sagt derselbe Jacobi in einer der ausgearbeitetsten Parthieen seiner Schriften, (Ueber die Lehre des Spinoza, Vorrede, Ueber die Freiheit des Menschen, §. 43 fg.): „Aber dieser Glaube (an einen Gott, der ein Geist ist,)

erhält erst seine volle Kraft und wird Religion, wenn im Herzen des Menschen das Vermögen reiner Liebe sich entwickelt." Und nun lese man ihn weiter a. a. O. bis §. 52, und vergleiche damit die Zugabe an Erhard O** hinter Allwills Briefsammlung, so wird man sich überzeugen, daß Jacobi das Wesen der Vernunft, den mehr als syllogistischen Geist des Menscheu, daran erkennt, daß „auf Ehre Verlaß ist," daß „der Mensch Wort halten kann," und an der Identität des Princips der Liebe mit dem der Ehre. „Der Gegenstand der reinen Liebe ist das Göttliche im Menschen, aber weder dieser Gegenstand noch der Trieb nach ihm kann construirt werden. Er ist der ursprüngliche Trieb des Menschen, Ausdruck des göttlichen Willens in ihm, somit sein eigener Wille."

Und so meine auch ich es. Der Mensch, die Vernunft in ihm, wird ursprünglich nicht durch den Sinn erregt oder in die ihr eigenthümliche Activität versetzt, sondern durch den Trieb. Der Trieb der Vernunft geht ursprünglich, (nicht bedingt durch andere Thatsachen,) auf das Unbedingte, welches erst später seine Namen erhält: Idee, Wahrheit, Heiligkeit u. s. w. Die Ursprünglichkeit dieses Triebes ist das Geheimniß des Daseyns der Vernunft. Kraft dieses Triebes ist die Liebe vor dem Glauben, so wie vor jeder Erkenntniß, in dem Gemüthe begründet; wir glauben, auch an Gott, nicht weil wir müssen, (gedrungen durch Wahrnehmung,) sondern weil wir der Liebe theilhaft sind, und deshalb nicht anders wollen können. (Aehnliches finde ich auch bei Hrn. Ancillon, S. 132.) Ohne Liebe also wäre kein Glaube in uns, oder was wir so nennen möchten, wäre etwas andres als der hier besprochene Glaube.

So ist denn auch der Glaube des Christen etwas anderes, und geht nicht aus jener Liebe hervor, sondern aus der Erkenntniß der Offenbarung in Christo. (Röm. 10 17: „Ergo fides ex auditu, auditus autem per verbum Christi.") Der Glaube aber erzeugt die Liebe, indem er lehret, wie Gott die Welt geliebt hat, (Joh. 3, 16;) und ein Mensch, der allen Glauben hätte, (1 Corinth. 13, 2.) und hätte die Liebe

nicht, der wäre nichts. So hat der Apostel ganz Recht, (ebend. v. 13) zu schließen: „Nunc autem manent fides, spes, caritas, tria haec; major autem horum est caritas"; denn der Mensch soll zum Leben gelangen durch Jesum; der Glaube aber ohne Werke ist todt, und die Werke des Christen sollen nur Werke der Liebe seyn. In ähnlichem Sinne aber dürfen auch wir wiederhohlen: „die Liebe ist die größte unter ihnen;" denn aus ihr stammt die Vernunft, durch sie findet diese ihren Ursprung, mit ihr gelangt sie zum Ziele — auch in der Philosophie! —

---

# Anthropologische Untersuchungen;

von

Herrn Dr. Eitner
in Berlin.

---

## 1. Ueber das Leben und seine Aeußerungen im gesunden und kranken Zustand.

In dem Menschen sind Leib und Seele zu einem Ganzen vereinigt.

Schon im menschlichen Keim, von dem Moment an, in welchem er als solcher aus seinen Bestandtheilen zusammentritt, ist jene Doppelexistenz, wenn auch da eben nur noch als keimend, vorhanden.

Leib und Seele stammen ihren ursprünglichen Verhältnissen nach von beiden elterlichen Erzeugern.

In dem Worte: Mensch, liegt der Begriff des Vereins von Leib und Seele; mit dem Aufgehobenseyn dieses Vereines ist auch das menschliche Daseyn vertilgt.

Obgleich beide im Menschen nie als völlig getrennt gedacht werden können, so sondert man sie doch in der Theorie, der näheren Betrachtung wegen, als Gegenstände der Physiologie und Psychologie.

Leib und Seele thun sich uns kund durch Thätigkeit und wir unterscheiden also im Menschen eine leibliche und eine Seelenthätigkeit, eine physische und eine psychische. Die gemeinschaftliche und die Wechsel-Wirkung beider in ihm, als Ganzes, ist sein Leben, im weitern Sinn; die Thätigkeit des Leibes, der physischen Seite des Menschen, nennen wir Leben im engern Sinn. Es beruht dieses auf der lebenskräftigen Materie. Das Wort: Lebenskraft, allein, gebrauchen wir, um die besondere Thätigkeit des Leibes abstraktionsweise zu bezeichnen, und wir verstehen darunter theils den Lebensfond, welcher uns durch die Zeugungskraft der Eltern im Keim gegeben ist, und von welchem die Lebensdauer, die verschiedene Entwickelung des Leibes, wie auch der Grad der Lebendigkeit der Leibes- und Seelenthätigkeit, abhängen; theils bezeichnen wir damit die Summe der einzelnen Kräfte, der verschiedenen Aeußerungen der Lebensthätigkeit des Leibes, als in einer Einheit, als das innere Fac totum im Organismus. Die Lebenskraft ist nicht als gleichbedeutend mit der Seele anzusehen, obgleich die Ur-Sache beider Geist ist, und sie in gegenseitiger enger Beziehung stehen.

Der Leib, die lebenskräftige Materie, ist der Träger, das Werkzeug der Seele, insofern sich Seele und Leib auf verschiedene Weise thätig offenbaren und in abstracto sondern lassen, und die Seele selbst nur in dem lebensthätigen Leibe in Thätigkeit treten kann. Nicht so gut würde man sagen, der Organismus sey der Träger der Lebenskraft, als etwas Zweites, Gesondertes, da wir eben so wenig einen menschlichen als irgend einen andern Organismus ohne Lebenskraft, ohne Leben kennen. Die Lebenskraft ist nur in und mit dem Or-

ganismus vorhanden, sie ist weder das spätere Erzeugniß des organischen Baues, noch bringt sie diesen als etwas Sekundäres hervor, sondern letzterer, die (organische) Materie und die (Lebens-) Kraft sind hier eben so durch einander bedingt als die unorganische Materie durch die sogenannten todten Kräfte. Wo organischer Bau obwaltet, da ist auch Leben; ein lebender Organismus ist Pleonasmus und ein todter Organismus Widerspruch. Die Form kann im Tode noch einige Zeit erhalten werden, aber das verlorne Leben hebt den Begriff des Organismus auf.

Ueberhaupt kennen wir Materie ohne Kraft nicht; nehmen wir jener diese, so ist sie als solche nicht mehr da, und selbst den feinsten und imponderabelsten Stoffen, der Elektrizität, dem Licht, schreiben wir aus Gründen eine gewiße Materialität zu. Es ist daher eben so ungenügend, im Menschen, wie überall, Kraft und Materie einander gegenüber zu stellen, und es läßt sich weder mit dieser noch mit jener allein irgend eine Erscheinung erklären. Auf die lebenskräftige Materie, den Leib als solchen, sind die Worte passend, die Manche irriger Weise auf die Identität des Leibes und der Seele angewandt haben, wenn sie sagen (m. s. Heinroth's Lehrb. d. Seelenst.): „der Leib ist die äußerlich gewordene Kraft, das Ganze aber ist eins, als wovon sich keins ohne das Andere denken läßt: nicht als zwei verschiedene, die da vereinigt wären, sondern als Eines und Dasselbe (Leben), das der äußern Anschauung (im Raum) als Form, als Materie, als Leib, der innern (in der Zeit) als Kraft erscheint; das Sichtbare wie das Unsichtbare macht ein Ganzes aus, ist nicht blos unzertrennlich, sondern auch nicht einmal verschiedenartig."

Dies Verwechseln der Lebenskraft mit der Seele hat zu vielen Mißverständnissen und Irrthümern Anlaß gegeben. Für das Nichteinsseyn beider sprechen die Erscheinungen der vereinten Lebensthätigkeit des Menschen in der Er-

fahrung zu deutlich. Genug ist darüber von den Autoren verhandelt worden, gern aber berufe ich mich vorzüglich auf das von Nasse (s. Zeits. f. ps. A. 1820, Heft 1. und 1822, Heft 1.) hierüber gesagte.

Gibt es nun keine Materie ohne Kraft (ohne Geist im weitern Sinn) so gibt es auch nichts absolut Todtes, Unthätiges, insofern alle Kraft nur in Thätigkeit besteht; daher kann nur insofern von todten Körpern die Rede seyn, als diesen das höher potenzirte, lebenskräftige und lebensthätige Daseyn versagt ist, welchem sie dann allerdings entgegen zu setzen sind. — Ob Kraft ohne Materie existiren könne, will ich nicht entscheiden; die Möglichkeit ist nicht zu leugnen, wiewohl der Beweis dafür eher jenseits als hier zu führen seyn möchte. Zu dieser Betrachtung führen uns unter andern auch die nächsten Gegensätze im Menschen: Seele und Leib; denn obgleich jene hier nur in und durch den Organismus thätig ist, so denken wir sie uns doch um so mehr verschieden von ihm und an sich immateriell, blos als Kraft und als vom Organismus unabhängig seyn könnend, als wir 1) keinen Theil des Organismus als den besondern Sitz derselben angeben können, sondern, wiewohl das Gehirn als das Hauptorgan der Seelenthätigkeit ansehend, uns dennoch den ganzen Körper beseelt denken müßen, 2) als wir den Leib zurückschreiten, zerfallen, die Seele aber wenigstens in vielen Fällen bis zum letzten Lebenshauch in ungestörter Thätigkeit stehen.

Die lebenskräftige Materie, der Leib, zeigt sich zum Theil für sich allein, ohne den unbedingten Einfluß der Seele als thätig, insofern der Organismus ungeheißen den Blutlauf, die Blutbereitung, die Verdauung, die Ab- und Aussonderung, die Assimilation und Bildung besorgt, und die Seele diese Funktionen weder direkt hemmen, noch befördern, noch überhaupt hervorbringen kann: — Leben im engern Sinn.

— (Als Ausnahme müssen diejenigen Fälle gelten, wo der Willenseinfluß auf jene Verrichtungen so groß war, daß z. B. Individuen nach Belieben Pulslosigkeit hervorbringen konnten.) Anderntheils aber wirkt der Organismus in unerklärlichem Verein mit der Seele nach dem Willen dieser als vereinte Lebensthätigkeit des Menschen: — Leben im weitern Sinn, — sich äußernd durch Willkühr alles Handelns und Bewegens, da wir ja selbst bei den höhern Denkoperationen innere Bewegungen im Denkorgane, veranlaßt durch den Willen und die Erkenntnißseite der Seele, annehmen müssen und eine abgesonderte Seelenthätigkeit uns unbekannt ist. — Zwischen den Vorgängen im Organismus ohne willkührlichen Einfluß der Seele und den willkührlichen stehen solche, die zwar von Seiten des Organismus unwillkührlich erfolgen, denen aber ein Seelenreiz zum Grunde liegt, z. B. das Erröthen, das Herzklopfen vor Furcht oder Schaam, das Weinen aus Mitleid, das Erblassen beim Schreck u. dgl.

So wie der Leib im Allgemeinen der Träger der Seele ist, so hat auch jeder Theil desselben seine obwohl nicht gleiche Beziehung zur Seele und seinen Einfluß auf die Art der Totaläußerung der Seele, ob wir gleich von der verschiedenen Beziehung einzelner Organe auf die Seelenäußerung und die Seelenthätigkeit noch wenig und auch dies Wenige nur durch den krankhaften Zustand einzelner Theile, durch die dann veränderte Beziehung zur Seelenthätigkeit, wissen. So besitzen Erblindete viel mehr Gleichmuth und Frohsinn als taube Menschen, die gewöhnlich sehr mürrisch und mißtrauisch sind; merkwürdig ist die, obwohl nach der Art des Körperleidens verschiedene Gemüthsstimmung und Verstandesäußerung von Herzkranken, wie überhaupt die Beziehung des in seiner Thätigkeit gesteigerten Gefäßsystems, z. B. bei Phthisischen, auffallend ist. Sollten nicht selbst hoch Amputirte eine gewisse übereinstimmende Veränderung in der Seelenthätigkeit offenbaren? —

Der große Einfluß der verschiedenen Zustände des Magens, der Leber auf die Seelenthätigkeit ist bekannt. Die feinen Verschiedenheiten im Bau des Gehirns hängen wahrscheinlich mit den Verschiedenheiten der Verstandesanlagen zusammen.

Die Beziehung des Gesammtorganismus, des Leibes zur Seele offenbart sich durch den verschiedenen Grad, der Lebendigkeit der Seelenäußerung und durch die Art der innern und äußern Anschauung. Beide wechseln, je nachdem die Thätigkeit des Leibes sich in den mannigfaltigsten Abwechselungen und Lebensstufen befindet. Erhöhte Erregung der lebenskräftigen Materie stimmt die Seele gewöhnlich heiterer, und läßt sie rascher thätig seyn; bei verminderter Erregung des Leibes ist der Mensch gewöhnlich träge und traurig, selbst im Kreise der Freunde. Wie verschieden ist nicht die Denkart in der Jugend und im Alter, so daß man wohl zu sagen pflegt, man sehe die Welt mit jedem Jahre anders. — Der natürliche Grad der Lebendigkeit der Seelenäußerung offenbart sich uns in den Temperamenten, welche sich nach den vorherrschenden Systemen und vorherrschenden Aeußerungen der Lebensthätigkeit des Leibes modifiziren. Die natürliche Beziehung des Leibes auf die Art der Seelenäußerung stellt sich in dem Vermögen der richtigen, gesunden, vernünftigen Anschauung (der mens sana) dar. — Widernatürlich kann die Beziehung des Leibes zur Seele seyn, indem dadurch die Seelenäußerung auf eine krankhafte Weise sowohl dem Grade als der Art nach verändert wird. Die Seelenthätigkeit kann widernatürlich erhöht, oder herabgestimmt seyn: der Berauschte ist witziger als sonst, Phthisische zeigen nicht selten eine besondere Schärfe des Verstandes; — dagegen der Erschöpfte zum Denken träge ist. Die widernatürliche Beziehung des Leibes zur Seele ändert die Seelenäußerung, der Art nach, in Hinsicht der äußern und innern Anschauung, (insofern diese innere das Resultat der äußern ist) auf eine krankhafte Weise,

indem dadurch krankhafte, irrige Vorstellungen entstehen. Der Nervenfieberkranke, der Hypochondrist sieht seine Phantasmata so lange, bis die Beziehung des Leibes wieder eine natürliche wird. Der Betrunkene sucht den Degen im Ofenloch und ihm schmeckt der Wein aus leerem Glase. — Wie weit eine widernatürliche Beziehung des Leibes zur Seele auf die Erzeugung des eigentlichen Irreseyns Einfluß habe, werde ich an einem andern Orte ausführlicher betrachten; daß sie aber von keinem geringen Einfluß sey, daß alle Seelenstörung nur in Bezug auf den Organismus betrachtet werden muß, (worüber ich ganz der Ansicht beitrete, daß die Seele an sich nicht krank werden, obwohl moralisch verderben könne), geht wohl daraus hervor, daß auch hier oft durch eine Umänderung der leiblichen Thätigkeit die widernatürliche Seelenäußerung gehoben wird.

Eben so wenig man diese mannigfaltigen Beziehungen des Leibes zur Seele läugnen kann, eben so hat auch die Seele eine einwirkende Beziehung auf den Leib und in diesem Sinne ist es wahr, wenn man sagt, die Seele baue ihren Körper. Man will bei großen Denkern eine besondre Regelmässigkeit im Bau des Gehirns bemerkt haben; Heiterkeit und Trauer, Unschuld und Sünde prägen sich auf dem Gesicht ab; Seelenreize allein können vorübergehend oder dauernd die Lebensthätigkeit des Leibes auffallend steigern oder hemmen.

Ob eine Gleichheit aller menschlichen Seelen dem Wesen nach existire, wissen wir nicht. Sie ist nicht wahrscheinlich bei der unermeßlichen Mannigfaltigkeit in der Natur, bei der großen quantitativen und qualitativen Verschiedenheit der Seelenäußerungen, welche nicht allein durch den Bau zu erklären ist; allein so viel scheint richtig, daß Menschen, in deren organischem Bau sich eine gewiße Aehnlichkeit ausspricht, in ihren Manieren und Gemüths-Zuständen ebenfalls Aehnlichkeit zeigen, daß gleicher Bau auf gleiche Beziehungen zur

Seele schließen läßt, so wie andrerseits die Seele einen gleichen Einfluß auf die Erregung und Bildung des Leibes haben wird.

Der Leib in seiner lebensthätigen Einheit offenbart ein dreifaches Verhältniß: ein organisch-dynamisches, ein organisch-chemisches und ein mechanisches. — Obgleich die Grundsätze der Chemie und Mechanik überall dieselben sind, so sind sie doch hier, im Verein mit dem dynamisch-organischen Verhältnisse, durch dieses modifizirt und verhalten sich deßhalb einigermassen verschieden von denjenigen chemischen und mechanischen Erscheinungen, die bei unorganischen Körpern obwalten. Je mehr das dynamisch-organische Verhältniß in Krankheiten oder im Alter zurücktritt, desto minder findet jene Modifikation Statt und desto deutlicher treten die chemischen und mechanischen Verhältnisse hervor und desto analoger werden sie denen in unorganischen Körpern; daß aber die chemischen Processe im Thierkörper sich von denen in den Retorten gar sehr unterscheiden, beweisen zum Theil schon die geringen Resultate, welche uns die Chemie der organischen Körper geliefert hat, und eben so wenig wird es je gelingen, die Gewalt der Muskeln genau nach den Gesetzen des Hebels zu berechnen, indem die Steigerung ihrer Thätigkeit oft plötzlich eine außerordentliche, unberechenbare seyn kann.

Je mehr das dynamisch-organische Verhältniß leidet, desto mehr ist die natürliche Harmonie des vereinten Wirkens desselben mit den übrigen Verhältnissen gestört. Im Tode endlich treibt ungestört das chemische solche Bildungs- und Zersetzungsprozesse, die bis dahin das Leben, das dynamisch-organische Verhältniß und die lebendige Chemie verhinderte; die Säfte senken sich nun auch rein mechanisch nach den niedrigsten Theilen und die gravitas plumbea des Leibes ist ein Zeichen, daß das feinere Spiel der lebensthätigen Materie aufgehört und nur noch die gröbere Mechanik, der rohere

Chemismus der unbelebten, wiewohl nicht eigentlich todten Materie, zurückgeblieben sind.

Rücksichtlich des dynamisch-organischen Verhältnisses, kann man allerdings im menschlichen Organismus zwei Seiten desselben unterscheiden, je nachdem es sich theils als ein vorherrschend lebenskräftiges, dynamisches, theils als ein mehr organisches, produktives offenbart, so daß sich als Resultate dieser beiden Aeußerungen des dynamisch-organischen Verhältnisses: Erregung und Bildung darstellen. Unter jener erstern Modifikation der dynamisch-organischen Thätigkeit versteht man sowohl die Empfänglichkeit für innere oder äußre Reize (Reizbarkeit), als auch das Vermögen dieser Reizbarkeit, einen verhältnißmäßigen Grad von innerer Lebensthätigkeit entgegen zu setzen (Reaktion). Die andere Modifikation des dynamisch-organischen Verhältnisses belegt man mit dem Namen Bildungstrieb, Pro- und Reproduktivität, Vegetation, Bildungsthätigkeit, insofern dieser Zweig der Lebensthätigkeit bei der Entstehung und Erhaltung der Organe am meisten interessirt ist. — Nicht aber wie die reinen Gegensätze von Kraft und Materie dürfen diese Modifikationen der dynamisch-organischen Thätigkeit, gedacht werden, indem weder Erregung ohne Organ, noch organische Bildung ohne Erregung je Statt finden könne; sondern nur so, daß sich bald ein Plus von Kraft mit verhältnißmäßig geringerem Einfluß der organischen Bildungsthätigkeit, bald ein Plus von dieser mit einem geringern Grad von Erregung offenbaret, zumal da sich ohnehin in den meisten Fällen beide in gleichem Grade wirksam zeigen.

Was den einen Faktor der Erregung, die Reizbarkeit, betrifft, so ist theils der ganze Körper, als Gesammtorganismus, theils jedes Organ, und zwar inwiefern sich das eine in der organischen Bildung von dem andern unterscheidet, verschieden reizbar. Eben so hat der ganze Körper seine be-

stimmte allgemeine Bildungsthätigkeit, die seine Form im Allgemeinen bedingt, wobei sich aber jedes Organ wiederum nach dem ihm einwohnenden besondern Typus bildet; und so wie die Erregung und Bildung des ganzen Organismus die allgemeine organische Lebensthätigkeit desselben darstellen, wodurch er eben ein Glied in der großen Kette der übrigen lebendigen Wesen wird, so ist in der besondern Erregung und Bildung jedes Organs die besondere organische Lebensthätigkeit gegeben, durch welche jedes Organ für die ihm eigene Funktion geschickt wird.

In Hinsicht derjenigen Reizbarkeit, welche sich allgemeiner im Organismus offenbart, unterscheidet man nach den jenen constituirenden allgemeinen Gebilden, mehrere Arten. Allein, wiewohl uns die allgemeine Anatomie acht solcher einfachen Gebilde kennen lehrt, (als da sind: das Schleim- oder Zellgewebe, das Horngewebe, das Knorpelgewebe, das Knochengewebe, die Sehnenfaser, die arterielle Faser, die Muskelfaser und die Nervenfaser) und jedes derselben gewiß seine eigne Modifikation von Reizbarkeit besitzt, so hat man doch nur immer zwei von ihnen in dieser Art ausgezeichnet, theils weil sie sich am häufigsten im Organismus vorfinden, theils sich am ausgezeichnesten reizbar erweisen, und somit zwei Hauptmodificationen der allgemeinen Reizbarkeit angenommen, nämlich die Irritabilität und die Sensibilität. (Unter jener versteht man bald die Reizbarkeit der Muskelfaser durch die Nerven, bald die der blutführenden Gefäße, und zwar meint man damit in der Physiologie mehr die erstere, in der Pathologie die letztere, wozu wahrscheinlich zunächst die ältere Meinung, daß Muskel- und Arterienfaser dasselbe sey, Anlaß gegeben hat. Auch ich beziehe, den heilkundigen Zweck ins Auge fassend, das Wort Irritabilität nur auf die arteriellen blutführenden Gefäße, jedoch so, daß ich diese letzteren nicht als leere Schläuche betrachte, sondern eben gefüllt, und auch das Blut, besonders das arterielle, als organische, muskelartig irritable Materie ansehe, während die arterielle

Faser an sich nur sehr wenig Reizbarkeit besitzet. Unter Sensibilität versteht man Reizbarkeit der Nerven-faser, wodurch die Nerven ihrer Funktion organisch als Leiter der Empfindung und Erreger der Muskel- und gewissermaßen der Gefäß-Bewegung zu dienen fähig werden.

Die besondere Reizbarkeit eines Organes richtet sich 1) nach dem Verhältniß, in welchem in ihm die verschiedenen es constituirenden einfachen Gewebe und Fasern obwalten; 2) nach der Funktion und den ihm deshalb von der Natur angewiesenen bestimmten Incitamenten, daß so das Herz eine andere Reizbarkeit hat als die Lunge und das Gehirn eine andere als der Darmkanal; und 3) nach dem Verhältniß, wie überhaupt Erregungsthätigkeit und Bildungsthätigkeit in einem Organ gegen einander stehen; wie z. B. in den Nägeln und in dem Horngewebe überhaupt, und eben so im Knorpel fast nur, (jedoch nicht ausschließlich, wie die Entzündungen solcher Theile beweisen) produktive Thätigkeit obwaltet, während die Reizbarkeit der Haut und anderer nerven- und gefäßreicher Gebilde um so größer ist.

Krankheit des Leibes entsteht dann, wenn die Harmonie der vereinten Wirkung des dynamisch-organischen Verhältnißes mit dem organisch-chemischen und dem mechanischen, organisch-räumlichen, gestört ist; Tod, wenn die vereinte Wirkung derselben völlig aufgehoben ist, so daß auch das Verhältniß des Vereintseyns des Leibes mit der Seele völlig enden muß.

Jedes der eben genannten Verhältniße kann in Krankheiten vorherrschend gestört erscheinen, denn völlig getrennt kann keins derselben bei dem innigen Zusammenhange jedes einzelnen mit den übrigen leiden, eben so wenig als bei dem Leiden des einen die übrigen unangetastet bleiben können; aber selten sind sie alle in gleichem Grade krankhaft ergriffen; und so entstehen allerdings drei Klassen von Krankheiten: dynamisch-organi-

organisch-chemische und organisch-mechanische, die entweder den ganzen Organismus oder (vorherrschend) einzelne Organe nnd Theile desselben befallen können.

Was die erste derselben betrifft, so ist dabei bald die Erregung des Organismus oder einzelner Sphären desselben, oder die Bildungsthätigkeit im Allgemeinen oder in besondern Organen ergriffen; und so entstehen wiederum als Ordnungen der dynamisch organischen Krankheiten: (Allgemeine oder örtliche) Krankheiten mit vorherrschendem Leiden der Erregung und Krankheiten mit vorherrschendem Leiden der Reproduktion. — Hinsichtlich der ersten Ordnung der Erregungskrankheiten sind die fernern Differenzen in den verschiedenen Zuständen gegeben, in welchen sich die beiden Factoren der Erregungsthätigkeit, die Reizbarkeit und die Reaktion, befinden; und zwar je nachdem beide entweder krankhaft gesteigert oder gesunken erscheinen, oder die Reizbarkeit allein (um so) gesteigerter obwaltet, während die Reaktion (um so tiefer) gesunken erscheint. Den ersten Fall krankhaft erhöhter Reizbarkeit und Reaction nennt man gewöhnlich Hypersthenie (uneigentlich Stärke, Sthenie.) Die beiden andern Fälle, welche die mehr oder minder gesunkene Reaktion mit einander gemein haben, geben den Zustand der Asthenie, der Schwäche, und diese Zustände des Organismus stellen vielleicht den wichtigsten Charakter der Krankheitsform dar. — Derjenige Zustand der Asthenie, in welchem die Reizbarkeit noch erhöht erscheint, heißt Erethismus; da, wo auch diese gesunken ist, ist Torpor. — Allein die nächsten Differenzen in den Krankheiten der ersten Ordnung gehen daraus hervor, ob die irritable oder die sensible Sphäre des Organismus im Allgemeinen oder im einzelnen Organ ergriffen ist, wodurch, als Gattungen, Krankheiten mit vorherrschendem Leiden der Irritabilität und Krankheiten mit vorherrschendem Leiden des

Sensibilität entstehen, die dann nach den eben entwickelten Verhältnissen des Kräftezustandes im Organismus die weiteren Unterabtheilungen erfahren.

Nur bei solcher Analysis des krankhaften Zustandes im Gesammtorganismus oder in dessen Theilen kann dem Arzt das so nöthige Individualisiren gelingen und er die Auswahl des rechten Mittels treffen.

Was die zweite Klasse der chemisch-organischen Krankheiten betrifft, so ist es unpassend, die hierher gehörenden krankhaften Vorgänge im Organismus, gleichwie in unbelebten Körpern, geradezu auf Oxygenisirung, Hydrogenisirung u. dgl. zurückzuführen, da solche rein chemische Theorieen nie ganz auf den lebenskräftigen Organismus anwendbar sind; wohl aber rechnen wir solche Krankheiten hierher, wo zunächst die flüssigen Bestandtheile des Organismus und die Absonderungen überhaupt, bedeutende qualitative Veränderungen erleiden, ja in dieser Hinsicht kann ich nicht umhin, die Schärfen und die sogenannte Humoralpathologie einigermaaßen in Schutz zu nehmen. Zu solchen primär sich offenbarenden Mischungsveränderungen gehört z. B. die Säureerzeugung (im Darmkanal), die ätzende Beschaffenheit der Galle, der zuckerhaltige Urin, die Neigung der Säftezersetzung im Scorbut, im gelben Fieber, im Faulfieber, in dem Brand, dem keine deutliche Entzündung voranging; die Mischungsveränderung, die durch chemisch wirkende Schädlichkeiten, namentlich bei manchen Vergiftungen, erregt wird; die widernatürliche Erzeugung der Luft im Darmkanal und im Bauchfell (Tympanitis abdominalis) die Steinerzeugung u. dgl. — Es ist nicht zu läugnen, daß diese ganze Abtheilung von Krankheiten, gegen die in der ersten und dritten Klasse, die am mindesten bearbeitete ist und daß vielleicht durch eine vorherrschendere Berücksichtigung und Untersuchung der organischen Chemie noch manches Licht für die Heilkunde aufgehen werde.

Zu der dritten Klasse der organisch-mechanischen Krankheiten gehören zunächst die Störungen der Continuität der weichen und harten Gebilde: Wunden, Fisteln, Frakturen, Brüche (Hernien), Aneurysmen, Luxationen, Geschwülste und andere ursprünglich vorherrschende Störungen des räumlich-materiellen Verhältnisses. Sie erfordern in der Regel eine mechanische Behandlung der affizirten Gebilde und es sind gewöhnlich örtliche Leiden; aber das Verfahren muß sich stets, gleichwie bei den chemisch-organischen Krankheiten, nach den Andeutungen modifiziren, welche aus dem Zustand des dynamisch-organischen Verhältnisses hervorgehen. So wenig man die Säureerzeugung im Darmkanal allein durch Kalien, den Scorbut durch Salpeter heben wird, so wenig kann eine Fraktur vor der Beseitigung einer heftigen Entzündung oder der allgemeinen Lues geheilt werden.

---

## 2. Ueber die Verbindung von Leib und Seele und deren Ursprung.

Die Seele, ihrem geistigen Princip nach verschieden von der Lebensthätigkeit des Leibes, ist innig verwebt mit dem Organismus, so daß wir kein abgesondertes Daseyn der Seelenthätigkeit kennen. Aber es gibt auch wohl keinen Zustand im Leben, wo die Seelenthätigkeit als verschwunden anzusehen wäre.

Wie und wodurch die Seele mit dem Leibe verbunden sey, scheint unerklärbar. Wir bemerken nur so viel, daß sie sich, selbst immateriell, des feinsten organischen Baues bedient, um in und durch den Organismus nach innen und außen thätig zu seyn, und daß diese Organe (Gehirn und Nerven) gleichsam das Bindungsglied im Organismus sind zwischen der Seele und den übrigen Organen.

Wie eine solche sich selbst bewußte Seele in ihrem Entstehen das unzertrennliche Eigenthum des respektiven Organis-

mus werde, ist uns vielleicht deutlicher. — Indem wir von dem Moment der Entstehung des Keimes an keinen spätern Zeitpunkt bestimmen noch annehmen können, in welchem die Seele erst zutrete, (der früher bestandene Unterschied in der gerichtlichen Arzneikunde eines foetus animatus et non animatus ist längst verworfen) und am wenigsten, wenn von der psychischen Seite des Keimes die Rede ist, der Hypothese vom Prästabilismus Glauben zu schenken ist, so bleibt uns nichts übrig, als die Entstehung der Seele in und mit der epigenetischen Bildung des Keimes selbst anzunehmen; denn der Keim ist eben von seiner Entstehung an ein menschlicher, ohne erst allerlei niedere und höhere Thiergattungen durchlaufen zu müssen, und es ist in ihn das Vermögen sowohl der leiblichen als Seelen-Entwicklung gelegt, da wir beide nur in der Idee trennen. — Ist nun die Entstehung der leiblichen und Seelen-Seite des Menschen Coeffekt, so ist der Zeugungsakt auch der Moment, in welchem die individuelle Seele, ihrem Vermögen nach, zuerst auftritt, und wir haben diese, eben so wie die organische Seite des Menschen, als einen Abriß der ihr entsprechenden Sphäre der älterlichen Erzeuger anzusehen. Die verschiedenen Meinungen, ob der Mann allein zeuge, das Weib blos empfange, oder ob auch die Mutter, — abgesehen davon, daß sie dem bereits bestehenden Keime den Stoff für sein Wachsthum, den Stoff, der von Seiten der reproduktiven Thätigkeit des sich bildenden Organismus, von Seiten des Bildungstriebes, assimilirt wird, liefert, — auch zur ursprünglichen Bildung des Keimes, als zum Typus für die weitere Entwicklung beitrage, haben auf obigen Satz zwar im Allgemeinen keinen direkten Einfluß, sobald man sich dabei nur auf Zeugung überhaupt beruft; allein für den speciellen Fall sind sie zu berücksichtigen und es wird dann die letzte Meinung allerdings die wahrscheinlichste. Denn man kann in sehr vielen Fällen die Aehnlichkeit des Baues, wie der psychischen

Verhältnisse, zwischen den Eltern und zwar auch zwischen Mutter und Kind nicht läugnen. Es ist unwahrscheinlich, daß das weibliche Individuum, in welchem nach dem höhern Naturgesetze der Bildungstrieb, die produktive Thätigkeit, im Allgemeinen so deutlich und vorherrschend obwaltet, nicht auch zur ursprünglichen Entstehung des Keimes Stoff geben sollte; auch liefert ja die Mutter durch das im Ovarium befindliche Eychen ihren direkten Antheil zur Bildung der lebenskräftigen Materie des Keimes und es wird dieser Antheil ganz vorherrschend denjenigen Bildungstrieb besitzen, vermöge welchem sich der neue Keim auch zum Theil nach dem Bilde der Mutter zu entfalten vermag, obgleich es wohl Fälle gibt, wo man dergleichen Aehnlichkeiten nicht auffindet. — Die vorherrschende Aehnlichkeit des Kindes mit Vater oder Mutter ist bedingt durch die vorwaltende Energie, oder durch den vorwaltenden Antheil des einen oder andern zeugenden Organismus. Bei gleicher Lebensstärke beider findet man zwar Aehnlichkeit mit beiden, allein sehr oft werden die Zeichen hier so gemischt erscheinen, daß man in der neuen Einheit die genetische Duplicität nicht entdecken kann. So wie aber das männliche Individuum in Hinsicht seiner ganzen übrigen Lebensthätigkeit der lebenskräftigere höher potenzirte Organismus ist, so auch bei der Zeugung; der ganze Unterschied hierin ist jedoch mehr durch eine gewisse Modification eines und desselben Princips gegeben, als durch das Daseyn dieses letztern einerseits und den gänzlichen Mangel desselben andrerseits, gleichwie die negative und positive Elektrizität nur Modificationen desselben elektrisch-thätigen Princips sind. Findet aber eine Erblichkeit des gesunden Baues Statt, so werden sich auch Krankheits-Anlagen, so weit sie mit einem ursprünglich krankhaften Bau zusammenhängen, von beiden elterlichen Erzeugern fortpflanzen, und hat man vielleicht sofern Unrecht, alle erblichen (hereditären) Krankheiten, die von

den angebornen (morbis connatis) zu unterscheiden sind, nur vom Vater herzuleiten.

Liegt nun ferner darin etwas Unmögliches und Unwahrscheinliches, daß die feinen, unter dem deutlichsten Nerveneinflusse stehenden Zeugungsstoffe, in dem Augenblick der höchsten Steigerung der Lebenskraft auch beseelt wie in einem Funken zusammen schlagen, und hier ähnliche Verhältnisse, wie bei der Entstehung der physischen Seite des neuen Organismus obwalten? Darf man sich die Zeugung (des Menschen) als rein organisch, als leiblich, denken?

Allerdings wird in Hinsicht der Auffindung der psychischen Aehnlichkeit das Urtheil schwieriger als im obigen Fall, wo es direkt auf sinnlicher Wahrnehmung beruht, da die organische Bildung weit minder schwankenden, minder freien oder unabänderlichen Gesetzen unterworfen zu seyn scheint, als die Entstehung der psychischen Grundlage. Allein abgesehen davon, daß es bei vorurtheilsfreier Beurtheilung nicht einzusehen ist, warum die Aussage sinnlicher Wahrnehmung bessere Bürgschaft geben soll, als der Gedanke, welcher doch auch für jene vorausgesetzt werden muß; so wird die Meinung, daß auch die Seele ein Abriß von der ihrer Erzeuger sey, dadurch noch wichtiger, daß Seelenstörungen erblich sind, welches die berühmtesten Seelenheilkundigen: Pinel, Esquirol, Reil, Cox und Andere bestätigen.

Woher es komme, daß Kinder zuweilen ihren Eltern in Hinsicht der Seelen-Anlagen sehr unähnlich sind, ist freilich nicht leicht darzuthun. — So wie aber unsere Seelenthätigkeit überhaupt, die gesunde wie die krankhafte, theils durch die Beziehung des Leibes zur Seele, theils durch die Art der eingebornen Seelen-Natur selbst, so wie sie in Bezug auf diesen ihren Organismus erscheint, bestimmt wird: so muß auch die Art, wie sich später eine neugebildete individuelle Seele äußert, von diesen beiden Umständen und

der Art, wie sie bei der Zeugung obwalteten, abhängig seyn.

So sehr ich mit Neumann (siehe dessen geistreiche Schrift über die Krankh. des Vorstellungsvermögens) und Andern, glaube, daß die Seele nicht ihrem Wesen nach, sondern nur in Bezug auf den ihr hier angehörigen Organismus, krank seyn könne, so gewiß scheint es mir doch, daß, vermöge der innigen Beziehung des Leibes zu ihr und der innigen Vereinigung desselben mit ihr, die Aeußerung der Seele eine regelwidrige werden kann, sobald Regelwidrigkeiten des Leibes regelwidrige Beziehungen desselben zur Seele bedingen, wozu allerdings die Veranlassungen auch direkt von der Seele ausgehen können. Finden nun dergleichen in der Zeugung Statt, so wird auch eine Regelwidrigkeit in der Mischung und Lebensthätigkeit der Zeugungsstoffe obwalten und diese werden, sofern sie in dem Augenblick der Keimbildung als beseelt anzusehn sind, das Vermögen der Seelenäußerung so modifiziren, daß letztere selbst eine regelwidrige wird, und durch jene regelwidrige Beziehung der lebenskräftigen Materie bedingt, es im gebildeten Keim, wenigstens bis auf einen gewissen Punkt, bleibt, weil auf dieses neue Wesen, das nun schon in einiger Hinsicht selbstständig ist, keine spätere physische und psychische Rektifikation jener Regelwidrigkeiten, von Seiten des erzeugenden Organismus, von welchem sie herrührten, mehr Einfluß haben kann.

Es kann aber für die Entstehung des Menschen nicht gleichgültig seyn, ob in der Zeugung ein Zustand (körperlicher und) geistiger Erschlaffung, Trunkenheit u. s. w. Statt fand, ob blos der niedere Trieb oder der höhere Seelenschwung der Liebe sie leitete, ob hier oder dort Haß, Bosheit, Rache u. dgl. dabei obwalteten; denn hierdurch können leicht Abweichungen in der organischen Thätigkeit und als Folge davon andere Beziehungen für die psychischen Anlagen des Keims, als sie sonst bei den Eltern Statt finden, begründet

und wiederum kann, als Rückwirkung auf den organischen Bau, auch dieser bis auf einen gewissen Punkt dadurch bestimmt werden.

Was jedoch diesen letzten Punkt betrifft, so ist der Seele hierin keine solche Macht über die organische Bildung zuzugestehen, daß diese aus den gewöhnlichen Gränzen wiche, und es wäre wahrlich zu weit gegangen, wenn man z. B. die Entstehung der ursprünglichen Mißbildungen von ungewöhnlichen psychischen Zuständen in der Zeugung herleiten wollte. — Obschon die Ursachen dieser Mißbildungen gleich bei der Entstehung des Keimes obwalten und diese letzteren am wenigsten erst in dem Verlauf der Schwangerschaft durch das Versehen erklärt werden können, so sind doch die Bedingungen zu ihrem Entstehen vielmehr in dem nothwendigern und festeren Gesetze der Bildungsthätigkeit des Leibes, dem Bildungstriebe, der produktiven Thätigkeit des lebenskräftigen Organismus, der hier eben so wie im gebornen Menschen ohne das Seelenbewußtseyn und ohne dessen direkten Einfluß wirkt, in diesen Fällen aber eine regelwidrige Richtung nahm, zu suchen. Sie liegen gewiß in constanteren Verhältnissen, als in dem flüchtigen Seeleneinfluß, sie liegen in andauernden und schon lange vor der Zeugung obwaltenden Unordnungen der besondern Lebensthätigkeit der zeugenden Organismen, die sich bis auf die Zeugungsstoffe selbst und auf die Organe, welche diese letztern absondern und aufbewahren, erstrecken.

Berücksichtigt man nun das über den elterlichen Einfluß auf die Seelenthätigkeit des neu entstehenden Organismus oben Erwähnte, so wird es vielleicht erklärbar, daß bei gewöhnlicher und unveränderter Richtung der Seelenthätigkeit der Eltern, bei natürlicher Beziehung des Leibes der Zeugenden zu ihrer Seele, eben so kluge und sanfte Kinder von klugen und sanften Eltern, als dumme Kinder von dummen Eltern stammen; daß bei abweichender Richtung der

Seelenthätigkeit, bei widernatürlicher Beziehung des Leibes zur Seele in den Eltern, Kinder mit sehr beschränktem Geiste von übrigens geistreichen Eltern deshalb erzeugt werden, weil sich diese bei der Zeugung in dem Zustande körperlicher und geistiger Erschlaffung befanden; daß dagegen zuweilen Eltern mit (freilich oft nur scheinbar und aus Mangel an geistiger Entwickelung) geringern Seelenthätigkeiten, vermöge eines höhern bei der Zeugung sich selbst übertreffenden Schwunges der vereinten Lebensthätigkeit, ein Genie erzeugen, welches sich oft unter den ungünstigsten äußern Umständen entfaltet; daß selbst Kinder einer und derselben Ehe die verschiedensten sind, welches noch besonders dafür spricht, wie wenig der feststehende Typus der im Keim bedingten Seelenentwicklung im Ganzen durch Gewohnheit und Erziehung sich ändere; daß endlich ein Kind hier dem Vater, dort der Mutter psychisch näher steht oder auch zuweilen die Abriße der psychischen Verhältnisse der Eltern im Kinde zu solcher Einheit verschmolzen sind, daß man für die psychische Aehnlichkeit weder mit dem einen noch mit dem andern der beiden Erzeuger genau entscheiden kann.

Sonach gäbe es also eine physische und psychische Präexistenz des neuen Menschen in den Eltern, wodurch jenem das Vermögen wird, sich diesen physisch und psychisch nachzubilden, und auch die Seele tritt schon im Moment der Zeugung als etwas Individuelles aus den von den Eltern empfangenen Bestandtheilen in mannichfaltigem Verhältniß zusammen.

Die Meinung von einer völlig individuellen Präexistenz der Seele, sie möge sich nun auf eine menschliche Präexistenz oder auf eine thierische (Seelenwanderung) beziehen, kann dem Naturforscher nicht genügen und ist in ihrer Art so unwahrscheinlich, als die Präformation des ganzen Keimes. Der Blick in unsre Entstehungsweise reicht nicht über die Zeugung hinaus, und hier offenbart sich die schaffende Natur, körperlich und geistig, in der Wahrheit nur epigenetisch; aber eine unmit-

telbare rein geistige Einwirkung jener (ohne Organ) kann nur ein irriges Problem seyn.

---

### 3. Der Tod des Menschen.

Leben und Tod sind zwei Zustände, die einander gegenüber stehen, wie etwas Positives und Negatives, wie ein Erscheinen und Verschwinden, doch beides nur in einer ursprünglichen und ewigen Thätigkeit, insofern wahrscheinlich eben so wenig etwas absolut Neues entsteht, als eine absolute Vernichtung von etwas Statt findet, und aller Wechsel entweder im Vorwärts- oder Rückwärtsschreiten der verschiedenen Aeußerungen der Formen und ihres innern Seyns besteht.

Dies führt auch sowohl auf die Präexistenz als auf die Fortdauer unsrer Seele, obgleich die Behauptung der erstern gewagt scheint.

Davon, daß unsre physische Existenz und Bildung nur ein Zusammentreten schon vor und außer uns bestehender Stoffe sey, sind wir eben so überzeugt, als daß von diesem physischen Material an sich nichts verloren gehe. Ein Gleiches dürfte man auch von unsrer geistigen Existenz, von unsrer Seele, glauben. Sie stammt ihrem Wesen nach als geistige Kraft ebenfalls aus einer großen ewigen Allheit, aber als individuelle menschliche Seele in ihrem Keim ist sie ein Abriß derjenigen unsrer Erzeuger, gleichwie die physische Seite des Organismus, und so wie sich diese weiter durch außer und vor ihr daseyende lebensfähige Materie ernährt und formt nach dem ihr eingebornen Typus, so thut es auch der Keim der Seele mit der ihm angemessenen Nahrung.

Ich würde es kaum berühren, daß unser psychisches Wesen weder das Produkt der organischen Materie sey, noch in

absolut nothwendigem Zusammenhange mit ihr gedacht werden müße, wenn nicht die entgegengesetzte Meinung ihre Vertheidiger hätte.

Individuell präexistirt allerdings die Seele nie, sondern blos ihren nächsten Bestandtheilen nach in den Eltern.

Was die Fortdauer unsrer Seele betrifft, so kann, da keine Kraft untergeht, auch die Seele, die von den Psychogen als Urkraft definirt wird, keinesweges vernichtet werden. Nur waltet zwischen der Fortdauer des Leibes und der Seele der Unterschied ob, daß sich jeder leibliche Organismus als solcher, so weit er irdischen Stoffs ist, mit Untergang seiner Form oft bis in seine entferntesten Bestandtheile auflöst und dem großen irdischen Ganzen von Neuem anreiht und so in neuen, aber, wenn auch oft organischen, doch niedern Formen auftritt, für unser geistiges Ich aber ein individuelles Fortbestehen zu höherer Vollkommenheit zu hoffen steht. Ferner beobachten wir physischerseits einen ewigen Kreislauf und eine stete Metamorphose, ohne welche auf der Erde entweder das Entstandene bis zum Uebermaß sich anhäufen oder das Verschwundene sich nicht wieder ersetzen, sondern eine Lücke entstehen würde; psychischerseits aber glauben wir, daß, wenigstens was den Menschen betrifft, ihm eine Fortdauer zu höherer Entwickelung verheißen ist. Abgesehen von allen Ursachen, die uns zu diesem Glauben berechtigen, ist derselbe ein psychologisches Factum, uns angeboren, und Menschen jedes Glaubens dachten sich eine solche Fortdauer zu allen Zeiten, wiewohl nach dem Zustande der Kultur und der Ausbildung ihrer Phantasie sehr verschieden.

Gewöhnlich bezieht man Leben nur auf Organismen, deren Begriff allerdings ein solches in sich schließt, insofern ein Organismus ohne Leben nicht gedacht werden kann und ein todter Organismus Widerspruch seyn würde. — Dieses Leben der Organismen aber, als solcher, hat sein Ziel und

[illegible] entgegengesetzten Zustand, den Tod. In der unorganischen Welt sieht man wenigstens [illegible] Leben, und nennt sie daher todt.

Wir [illegible] auf Leben überall da, wo wir Selbstthätigkeit [illegible]. In der organischen, namentlich der thierischen Welt ist diese Selbstthätigkeit am stärksten offenbar. Immer erscheint sie schon bei den Pflanzen. Aber auch in der unorganischen Welt läßt sich, (obgleich in ihr vom Leben in [illegible] Sinne, wie es bei Organismen der Fall ist, nicht die Rede seyn kann, sondern sie nur das Reich der physikalischen und [illegible], mit Unrecht sogenannten todten Kräfte ist), doch auch ein Leben, wenn auch ein noch tiefer stehendes als das Pflanzenleben, eine begränzte Selbstthätigkeit, nachweisen. Man denke nur an die Epidemieen, an die Heilkraft der Bäder, die oft gar nicht mit den Bestandtheilen der Wässer im Verhältniß steht, an die vulkanischen Ausbrüche, an die Krystallisation u. s. w. Und selbst wenn man sich blos auf Chemie und Physik bezieht, kann der Begriff einer absoluten Todtheit nicht gelten. Der Unterschied zwischen dem Wesen der Organismen und der unorganischen Natur liegt aber darin, daß da, wo sich Organisation kund thut, die Selbstthätigkeit immer reiner und individueller auftritt, immer mehr einzelne verschiedene Kräfte in höherer Energie zu einem Ganzen vereint erscheinen, und eine typische Entwicklung zu einer von der Natur im Keim vorgezeichneten Form Statt findet; daß ferner da, wo sich die Naturthätigkeit noch ohne Organisation ausspricht, mehr Beständigkeit des [illegible] obwaltet, während da, wo sich Leben in der Organisation darthut, ein öfterer Wechsel der Materie, Unbeständigkeit in den Aeußerungen und Erscheinungen bemerkt, und nach einer bis auf einen gewissen Punkt vorgeschrittenen [illegible] ein Rückschreiten des Organismus aus dem höher entwickelten Seyn in ein niederes, welches jenem zum Theil zur Basis diente, eintritt.

Eben dieses Zurückschreiten [illegible] nennen wir Tod, als den [illegible] dabei an eigentliche [illegible] ken, weder physischen [illegible] selbst, in seinen letzten Momenten. [illegible] drei [illegible] lung des Organismus [illegible] Abnahme der [illegible] organischen [illegible] so daß sich der [illegible] Entwickelung [illegible] Sterben befindet, welcher [illegible] Thätigkeit entgegengesetzt [illegible]

So [illegible] Lebensthätigkeit [illegible] Abnahme [illegible] den, [illegible] (in der Zeugung) oder [illegible] Entwicklung bewußt werden, eben so wenig [illegible] Abnahme der Lebenskraft [illegible]. [illegible] des Gewahrwerdens des Zu- und [illegible] aus den Wirkungen. Schon [illegible] daß auch der letzte Augenblick, das Sterben, das [illegible] der Lebenskraft, eben so bewußtlos vor sich gehe. Insofern letzteres die nächste Ursache der Zerstörung unsers irdischen Seyns in der Erscheinung unseres Seyns als Mensch, des innigen Vereins von Geist und Leib im Bewußtseyn, ist, so muß auch in dieser [illegible] Lebenskraft gegründeten Auflösung [illegible] wußtseyn, soweit es sich auf die [illegible] Organismus haben, bezieht, [illegible] die nur im Bewußtseyn möglich [illegible] vor dem Tode beruht nur [illegible] land's Makrobiotik). Auch [illegible] heitere Zustand, den Sterbenden [illegible]

geht in einen, jenem entgegengesetzten Zustand, den Tod, über. In der unorganischen Welt sieht man wenigstens kein solches Leben, und nennt sie daher todt.

Wir schließen auf Leben überall da, wo wir Selbstthätigkeit bemerken. In der organischen, namentlich der thierischen, Welt ist diese Selbstthätigkeit am stärksten offenbart. Minder erscheint sie schon bei den Pflanzen. Aber auch in der unorganischen Welt läßt sich, (obgleich in ihr von Leben im engern Sinn, wie es bei Organismen der Fall ist, nicht die Rede seyn kann, sondern sie nur das Reich der physikalischen und chemischen, mit Unrecht sogenannten todten Kräfte ist), doch noch ein Leben, wenn auch ein noch tiefer stehendes als das Pflanzenleben, eine begränzte Selbstthätigkeit, nachweisen. Man denke nur an die Epidemieen, an die Heilkraft der Bäder, die oft gar nicht mit den Bestandtheilen der Wässer im Verhältniß steht, an die vulkanischen Ausbrüche, an die Krystallisation u. s. w. Und selbst wenn man sich blos auf Chemie und Physik bezieht, kann der Begriff einer absoluten Todheit nicht gelten. Der Unterschied zwischen dem Wesen der Organismen und der unorganischen Natur liegt aber darin, daß da, wo sich Organisation kund thut, die Selbstthätigkeit immer reiner und individueller auftritt, immer mehr einzelne verschiedene Kräfte in höherer Energie zu einem Ganzen vereint erscheinen, und eine typische Entwicklung zu einer von der Natur im Keim vorgezeichneten Form Statt findet; daß ferner da, wo sich die Naturthätigkeit noch ohne Organisation ausspricht, mehr Beständigkeit des Daseyns obwaltet, während da, wo sich Leben in der Organisation darthut, ein öfterer Wechsel der Materie, Unbeständigkeit in den Aeußerungen und Erscheinungen herrscht, und nach einer bis auf einen gewissen Punkt vorgeschrittenen Entwickelung ein Rückschreiten des Organismus aus diesem höher entwickelten Seyn in ein niederes, welches jenem zum Theil zur Basis diente, eintritt.

Eben dieses Zurückgeschrittenseyn in den niedern Zustand nennen wir Tod, als den Gegensatz jenes frühern Seyns, ohne dabei an eigentliche Vernichtung der einzelnen Kräfte zu denken, weder physischer- noch psychischerseits. Das Rükschreiten selbst, in seinen letzten Momenten, ist das Sterben, obgleich dies im weitern Sinn schon beginnt, sobald die Entwickelung des Organismus ihren Gipfel erreicht hat, sobald die Abnahme der Aeußerung der Kräfte und das Hinneigen der organischen Materie zu dem irdischen Uebergang vor sich geht, so daß sich der Mensch von dem Zeitraum seiner vollen Entwikelung an gewissermaßen schon in einem allmähligen Sterben befindet, welches der frühern Steigerung der organischen Thätigkeit entgegengesetzt ist.

So wie die Entwickelung in einer Zunahme der Lebensthätigkeit besteht, so das Sterben in der Abnahme derselben, und so wenig wir uns der ursprünglichen (in der Zeugung) oder der spätern allmähligen Entwicklung bewußt werden, eben so wenig können wir die allmählige Abnahme der Lebenskraft empfinden; etwas anderes ist das Gewahrwerden des Zu- und Abgenommenhabens derselben aus den Wirkungen. Schon dies läßt erwarten, daß auch der letzte Rükschritt, das Sterben, das letzte Entweichen der Lebenskraft, eben so bewußtlos vor sich gehe. Insofern letzteres die nächste Ursache der Zerstörung unsers irdischen Seyns in der Erscheinung unseres Seyns als Mensch, des innigen Vereins von Seele und Leib im Bewustseyn, ist, so muß auch in dieser auf das Entweichen der Lebenskraft gegründeten Auflösung unsrer Existenz, unser Bewußtseyn, soweit es sich auf die Empfindung, die wir von unserm Organismus haben, bezieht, und daher die Empfindung selbst, die nur im Bewußtseyn möglich ist, verschwinden, und die Furcht vor dem Tode beruht nur auf irrigen Begriffen. (s. Hufeland's Makrobiotik) Auch beweist der merkwürdige, verklärte, heitere Zustand, den Sterbende zuweilen selbst nach dem größten

geht in einen, jenem entgegengesetzten Zustand, den Tod, über. In der unorganischen Welt sieht man wenigstens kein solches Leben, und nennt sie daher todt.

Wir schließen auf Leben überall da, wo wir Selbstthätigkeit bemerken. In der organischen, namentlich der thierischen, Welt ist diese Selbstthätigkeit am stärksten offenbart. Minder erscheint sie schon bei den Pflanzen. Aber auch in der unorganischen Welt läßt sich, (obgleich in ihr von Leben im engern Sinn, wie es bei Organismen der Fall ist, nicht die Rede seyn kann, sondern sie nur das Reich der physikalischen und chemischen, mit Unrecht sogenannten todten Kräfte ist), doch noch ein Leben, wenn auch ein noch tiefer stehendes als das Pflanzenleben, eine begränzte Selbstthätigkeit, nachweisen. Man denke nur an die Epidemieen, an die Heilkraft der Bäder, die oft gar nicht mit den Bestandtheilen der Wässer in Verhältniß steht, an die vulkanischen Ausbrüche, an die Krystallisation u. s. w. Und selbst wenn man sich blos auf Chemie und Physik bezieht, kann der Begriff einer absoluten Todheit nicht gelten. Der Unterschied zwischen dem Wesen der Organismen und der unorganischen Natur liegt aber darin, daß da, wo sich Organisation kund thut, die Selbstthätigkeit immer reiner und individueller auftritt, immer mehr einzelne verschiedene Kräfte in höherer Energie zu einem Ganzen vereint erscheinen, und eine typische Entwicklung zu einer von der Natur im Keim vorgezeichneten Form Statt findet; daß ferner da, wo sich die Naturthätigkeit noch ohne Organisation ausspricht, mehr Beständigkeit des Daseyns obwaltet, während da, wo sich Leben in der Organisation darthut, ein öfterer Wechsel der Materie, Unbeständigkeit in den Aeußerungen und Erscheinungen herrscht, und nach einer bis auf einen gewissen Punkt vorgeschrittenen Entwickelung ein Rückschreiten des Organismus aus diesem höher entwickelten Seyn in ein niederes, welches jenem zum Theil zur Basis diente, eintritt.

Eben dieses Zurückgeschrittenseyn in den niedern Zustand nennen wir Tod, als den Gegensatz jenes frühern Seyns, ohne dabei an eigentliche Vernichtung der einzelnen Kräfte zu denken, weder physischer- noch psychischerseits. Das Rükschreiten selbst, in seinen letzten Momenten, ist das Sterben, obgleich dies im weitern Sinn schon beginnt, sobald die Entwickelung des Organismus ihren Gipfel erreicht hat, sobald die Abnahme der Aeußerung der Kräfte und das Hinneigen der organischen Materie zu dem irdischen Uebergang vor sich geht, so daß sich der Mensch von dem Zeitraum seiner vollen Entwikelung an gewissermaßen schon in einem allmähligen Sterben befindet, welches der frühern Steigerung der organischen Thätigkeit entgegengesetzt ist.

So wie die Entwickelung in einer Zunahme der Lebensthätigkeit besteht, so das Sterben in der Abnahme derselben, und so wenig wir uns der ursprünglichen (in der Zeugung) oder der spätern allmähligen Entwicklung bewußt werden, eben so wenig können wir die allmählige Abnahme der Lebenskraft empfinden; etwas anderes ist das Gewahrwerden des Zu- und Abgenommenhabens derselben aus den Wirkungen. Schon dies läßt erwarten, daß auch der letzte Rükschritt, das Sterben, das letzte Entweichen der Lebenskraft, eben so bewußtlos vor sich gehe. Insofern letzteres die nächste Ursache der Zerstörung unsers irdischen Seyns in der Erscheinung unseres Seyns als Mensch, des innigen Vereins von Seele und Leib im Bewußtseyn, ist, so muß auch in dieser auf das Entweichen der Lebenskraft gegründeten Auflösung unsrer Existenz, unser Bewußtseyn, soweit es sich auf die Empfindung, die wir von unserm Organismus haben, bezieht, und daher die Empfindung selbst, die nur im Bewußtseyn möglich ist, verschwinden, und die Furcht vor dem Tode beruht nur auf irrigen Begriffen. (s. Hufeland's Makrobiotik) Auch beweist der merkwürdige, verklärte, heitere Zustand, den Sterbende zuweilen selbst nach dem größten

Leiden zeigen und der am deutlichsten die beginnende Scheidung der Seele von ihren irdischen, leiblichen Fesseln bezeichnet, daß dann das Bewußtseyn für die Empfindung in unserm Organismus schon aufgehoben ist.

Da der Tod also seine Deutung nur in Bezug auf höhere Organismen findet, und er allerdings hier einen dem Leben derselben entgegengesetzten Zustand darbietet, so muß auch die Definition des Todes von der des höhern organischen Lebens ausgehen.

Hier ist Leben das Vermögen, sich typisch und individuell selbstthätig zu entwickeln und ein selbstständiges Daseyn bis auf einen gewissen Grad zu behaupten. Hierin ist auch das gebundene Leben des Pflanzeneies (des Saamens) und des Thiereies eingeschlossen. Tod würde daher als ein Aufgehobenseyn dieses individuell-selbstthätigen Daseyns zu betrachten seyn. Für den Menschen aber, über welchen uns durch Reflexion ein tieferer Blick als in das Seyn anderer Organismen vergönnt ist, und in dem während des Lebens die geistige Thätigkeit eine zu wesentliche Sphäre behauptet, als daß wir diese bei seinem Aufhören in der Erscheinung nicht berücksichtigen sollten, kann die Definition des Todes dadurch noch specieller werden, daß wir diesen das Aufgehobenseyn der gemeinschaftlichen Lebensthätigkeit in dem Verhältniß von Seele und Leib nennen.

Auch bei den höchsten Graden des Scheintodes findet gewiß in den innern Eingeweiden noch eine Spur der organischen Thätigkeit Statt, welche den gemeinschaftlichen Lebensfunken zur möglichen Widerbelebung fesselt und die Psyche gebunden hält, wofür besonders diejenigen Fälle des Scheintodes sprechen, wo bei Bewußtseyn vorhanden war, und der Kranke alles hörte. Es ist nicht wahrscheinlich, daß in Asphyxieen der Zustand dem im Ei analog sey, wiewohl auch hier bei aller Nichtäußerung physischer Thätigkeit das Vermögen dazu obwaltet; allein beim Ey ist von einem physisch unentwickelten und in dieser

Art jahrelang bestehenden, dort von einem physisch viel vollkommener entwickelten, unterdrückten und in diesem Zustand nur kurze Zeit verbleiben könnenden Seyn die Rede.

Man hat den Tod wohl auch als denjenigen Zustand definirt, wo weder ein sichtbares noch unsichtbares Leben obwaltet; allein abgesehen davon, daß nach dieser Definition auch die durch galvanische Elektrizität kurz nach dem Tode im Körper erregten Zuckungen, dies Scheinleben, für wirkliches Leben gelten könnten, so zeigt sie doch nur immer an, was der Tod nicht ist, eben so als wollte man sagen: Leben sey, wo kein Tod existire. Besser würde man noch den Tod aufgehobene Lebensfähigkeit nennen, während diese beim Scheintode nur unterdrückt erscheint.

Der Mensch trägt den Keim zum Tode vermöge der Beschaffenheit seiner Organe in sich, von der Geburt an. Er ist nach bestimmten Gesetzen, deren Verhältniß im Keim niedergelegt ist, an eine Lebenszeit gebunden, die sich durch kein Mittel absolut verlängern, wohl aber verkürzen läßt, und nur indem man ein wiedernatürliches Verzehren des Lebensprocesses vermeiden lehrt, giebt es eine Makrobiotik.

Der Tod ist entweder ein natürlicher oder ein widernatürlicher. Dort versagt der Organismus ohne besonderes und früheres Leiden einzelner Organe dem Menschen seinen Dienst, er schläft ein; im andern Fall reibt sich der Organismus krankhafterweise auf und zwar, indem entweder der Gesammtorganismus gleichmäßig in allen Theilen leidet oder einzelne Haupt-Organe vorzugsweise immer geschwächter erscheinen und mit wachsendem Verlust ihrer Lebensthätigkeit zuletzt die Ursache des zu frühen allgemeinen Todes werden, der so lange ausbleibt, als sich jene Organe noch auf Kosten des übrigen Organismus erhalten können.

Man hat angenommen, daß die Haare und die Hornsubstanz kein Leben hätten, eine Meinung, die kaum widerlegt werden

darf. Wahrhaft Todtes kann durchaus im lebenden Körper nicht bestehen, er stößt es mit Gewalt aus sich heraus und in ihm lebt vielmehr alles. Eben so irrig ist die Behauptung, das Blut, überhaupt die Säfte, seyen todte Dinge. Wie heftig wirken nicht auf sie Injectionen sehr heterogener Flüssigkeiten nur in einigermaßen bedeutenden Quantitäten, ohne daß man dies der geringen Reizbarkeit der Gefäße zuschreiben könnte; und wie entschieden zeigt sich nicht der Einfluß der verschiedenen Veränderungen in den Mischungen der Säfte! Brown schreibt sogar in seinen Instit. med. nur den Nerven und Muskeln Leben zu, und wenn man auch diesen allerdings eine größere Lebensthätigkeit zuerkennen muß, so ist sie doch den übrigen Theilen in andern Verhältnissen eben so eigen.

Der Mensch ist als solcher todt zu nennen, sobald das Bewußtseyn der menschlichen Existenz, des individuellen Vereintseyns von Seele und Leib, als Folge des wirklich Aufgehobenseyns dieses Verhältnisses, von ihm gewichen ist, selbst wenn von Seiten des Leibes noch einige Zeitlang Aeußerungen organischer Thätigkeit vernommen werden, wie z. B. die noch längere Zeit verharrende Thätigkeit in den Capillargefäßen (ein Beweis mehr, daß die Circulation nicht allein vom Herzen abhängt, sondern sogar auch die Capillar-Gefäße, und diese vielleicht noch mehr als die größern, ihre Lebensthätigkeit besitzen, die hier in der Oscillation und dem Forttreiben der Blutmasse besteht,) ferner die Darmbewegungen, das unläugbare Nachwachsen der Haare und Nägel u. d. gl. Etwas Anderes aber ist das Beibehalten des Bewußtseyns unseres geistigen Ichs an sich, das vielleicht durch den Tod nicht einmal Unterbrechung erleidet, worauf auch der verklärte Zustand mancher Sterbenden zu deuten scheint.

Es ist Thatsache, daß die Sensibilität schneller oder langsamer aber immer früher als das Gefäßleben und die reproduktive Thätigkeit aufhört und sich Aeußerungen der letztern

noch mehr oder weniger lange nach dem Tode als Nachwirkungen dieser rein organischen Lebensthätigkeit, von der die Seele, als ein Bewußtseyn, nichts mehr weiß, offenbaren. Eine dafür zurückgebliebene Empfindung darf man sich um so weniger damit verbunden denken, als wir selbst im Leben bei bewußtem Zustande von dergleichen rein dynamisch-organischen Vorgängen, z. B. der Gefäßbewegung, dem Einsaugen und Absondern, dem Bilden und Wachsen der Theile, von der Lungen- und Herzthätigkeit, nichts gewahren, (obschon das Wahrnehmen dieser letzteren durch absichtliche Richtung der Seele geschehen kann.) Man hat sich diese Erscheinungen als rein mechanische Nachwirkungen, etwa so wie an einer abgelaufenen Uhr die Pendelschwingungen noch einige Zeit mit geringer Kraft fortdauern, gedacht, als ohne alles Leben, indem, wenn der Mensch einmal todt sey, durchaus eigentliche Lebensäußerungen unmöglich seyen; allein die rein mechanischen Folge-Erscheinungen treten viel später ein, und man kann jene vielmehr noch wirkliche dynamische Nachwirkungen nennen, d. h. Spuren der auch früher schon uns unbewußt wirkenden und allerdings jetzt nicht mit einemmal entweichenden Lebensthätigkeit, und nur in diesem Sinn ist obiges Gleichniß richtig. Es ist das letzte Entweichen der nunmehr schon von der psychischen abgesonderten physischen Thätigkeit, und die Erscheinungen derselben werden um so deutlicher seyn, je weniger die Summe der Lebensthätigkeit im Allgemeinen vor dem Tode natürlicher oder krankhafterweise verringert war wie bei plötzlich oder gewaltsam Gestorbenen. Man fühlt nicht nur den Herzschlag, den Puls noch einige Zeit, sondern auch die Wärme verharret oft sehr lange, eben so, namentlich bei Geköpften, die galvanische Reizbarkeit, ferner die Einsaugungsfähigkeit der lymphatischen Gefäße und die bereits oben erwähnten Erscheinungen. Alle diese Vorgänge lassen sich aber weder zu rein mechanischen, noch schon zu den chemischen Nachwirkungen rechnen; und das Gen-

ken der Säftemassen nach den Lagen des Leichnams, das Gerinnen des Bluts, der Niederschlag des serösen Hauchs in den Höhlen zu tropfbaren Flüssigkeiten, das Durchsickern der Galle und anderer Flüssigkeiten durch die Wände ihrer Behälter u. s. w. sind in dieser Art von jenen dynamischen Erscheinungen sehr verschieden.

Die Sensibilität ist sowohl das bindende Glied zwischen uns und der Aussenwelt (daher auch ihr Forum größtentheils die Außenseite des Organismus ist, während die Gefäß-Thätigkeit und die reproduktive mehr im Innern auftreten), als das bindende Glied der Seelenthätigkeit und daher kommt es, daß wegen des oben erwähnten frühern Aufhörens der Sensibilität der Mensch beim natürlichen Tode oder bei allgemeiner krankhafter Erschöpfung gleichsam von Außen nach Innen stirbt. Schon in der ganzen Zeit der Abnahme der Lebenskraft findet ein Rückschreiten der Nerventhätigkeit vor den übrigen Funktionen und insofern diese Thätigkeit das Seelenorgan umfaßt, auch wohl in den Seelenäußerungen Statt. Daher die Abnahme der Sinnenthätigkeit, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft, das Kindischwerden der Alten u. s. w. Im Todesakt geschieht dies nun mehr oder weniger auffallend rasch. Nachdem die Circulation erst in den äußern und dann in den innern Gefäßen aufgehört hat, erlahmt endlich auch das Herz und ist dasselbe unter den objectiven Haupt-Erscheinungen im Sterben stets das ultimum moriens und zwar der Aortenventrikel am längsten thätig; er stößt das Blut noch fort, wenn der Lungenventrikel nicht mehr Kraft hat sich zusammenzuziehen, um sein Venenblut in die Lungen zu schicken, die dann auch keiner Ausdehnung, um dies aufzunehmen, mehr fähig sind. Dieses längere Thätigseyn des Aortenventrikels mag eben so von seinem stärkern Muskelbau herrühren, welcher zum Theil durch das von den Lungen empfangene und deshalb, im Vergleich zu dem dunklern in der Lungenkammer befindliche, kräftiger erregende

Blut bedingt seyn mag, als auch das letzte Ausathmen, welches gewissermaßen ein fortgesetztes ist und wodurch die Lungen blut- und luftleerer als sonst werden, dazu beitragen mag.

Wie lange noch die Empfänglichkeit für Reize nach dem Tode im Körper verbleibt, hängt sehr davon ab, ob der Tod plötzlich bei vorher ungestörter Lebensthätigkeit oder nach und nach eintrat, ob lange Krankheiten vorhergingen oder ob die Todesursache mit solcher Heftigkeit einwirkte, daß sie die Lebenskraft augenblicklich in ihrer Totalität vernichtete, wie z. B. der Blitzstrahl. Daß sich die kaltblütigen Thiere im Allgemeinen durch ein langes Zurückbleiben der Reizbarkeit auszeichnen, ist bekannt; für den menschlichen Organismus giebt Prochaska als den höchsten Punkt acht und sechszig Minuten an.

Diejenigen Theile des Körpers, welche im gewöhnlichen Zustande kein rothes Blut führen, (organes blancs nach Bichat) sterben am spätesten, weil die sie ernährenden Säfte nicht so direkt mit der Blutcirculation zusammenhängen, und daher ist ja auch das Nachwachsen der Nägel und Haare so unmöglich nicht. In ihnen, die nie Sensibilität, außer im krankhaft gereizten Zustande, offenbaren, in denen man nicht einmal Gefäßthätigkeit bemerkt, die also blos eine reproduktive Thätigkeit, als den niedrigsten Zweig der allgemeinen Lebensthätigkeit, besitzen, in ihnen kann sich dieses niedere Leben wohl noch einige kurze Zeit offenbaren, wenn auch die übrigen Modificationen der Lebensthätigkeit im Organismus bereits erloschen sind.

So ist der Gang der Erscheinungen im natürlichen Tode und in Krankheiten mit allgemeiner Entkräftung. Obgleich nun dies überall feststeht, daß die Sensibilität früher erlischt, als das Gefäßleben und das reproduktive, so ist doch die Reihefolge der Erscheinungen im widernatürlichen gewaltsamen Tode, oder in Krankheiten, wo das Erlöschen der Gesammtthätigkeit des Menschen von einem einzelnen, vorherrschend

leidenden Organ ausgeht, verschieden. Alle widernatürliche Todesarten lassen sich in dieser Hinsicht auf zwey Fälle zurückführen, insofern das Sterben entweder direkt von dem Hauptorgane der sensibeln Sphäre, vom Gehirn (also ähnlich wie beim natürlichen Tode, nur dort, vermöge des organischen Leidens, vom Centrum nach der Peripherie, während beim natürlichen Tode dies von der Peripherie der Sensibilitätswerkzeuge nach dem Centrum zu Statt findet,) oder indirekt von ihm ausgeht, indem dann nach den Umständen entweder die Lungen oder das Herz in ihrer Thätigkeit zuerst zu sinken anfangen.

Die Reihefolge der Erscheinungen in diesen Fällen beruht auf der organisch-dynamischen Association der Organe, vermöge welcher sich an das zuerst unthätig werdende Organ das Erlöschen derjenigen anreiht, die die nächste Beziehung zu jenem haben, und wobei überhaupt die Organe einander nach ihrem physiologischen Werthe folgen.

Sobald das Gehirn aufhört thätig zu seyn, wird auch die Lungenfunktion plötzlich unterbrochen, theils wegen des direkten Einflusses des ersteren auf die Lungen durch die nervi vagi, indem die Ganglien sich nur mittelbar mit dem Gehirn verbinden (wiewohl von Vielen, namentlich von Rudolphi, s. dessen Physiol. 2. Bd. 1. Abth., ein auffallender Unterschied zwischen der Thätigkeit der Ganglien-Nerven und der übrigen überhaupt geläugnet wird), theils weil die Intercostalmuskeln und das Zwerchfell aufhören thätig zu seyn, indem die Nerven derselben gelähmt werden.

Wegen der nun aufgehobenen Lungenthätigkeit muß auch das Herz bald stille stehen, doch durchaus mehr auf indirekte Weise eben durch die Lungen, als durch das Gehirn selbst, dessen direkter Einfluß auf das Herz wenig für sich hat. Bichat (s. dessen recherches sur la vie et la mort), der im Allgemeinen behauptet, daß vom Gehirn die Apoplexie, vom Herzen die Ohnmacht und von den Lungen die Asphyxie ausgehe, sagt

in Bezug auf den Gehirntod noch folgendes: Da eine der nächsten Folgen, wenn der Tod von Hemmung der Gehirnthätigkeit ausgeht, das Aufhören des Athmens ist, so hat diese Todesart viel Aehnliches mit derjenigen, wo der Tod von den Lungen selbst ausgeht, wobei secundär eben so sehr die Gehirnthätigkeit als der Herzschlag beeinträchtigt werden. Doch unterscheidet sich jener Fall von diesem dadurch, daß dort die Sensibilität gewöhnlich rascher, hier aber nur in dem Grade allmählig stille steht, als das sich nicht mehr oxydirende Blut nach und nach in das Gehirn dringt. Ferner wird dort auch die Respiration und Circulation plötzlicher gehemmt und die zugleich nothwendig geschehende Ueberfüllung der Lunge mit Blut geht hier nur stufenweise vor sich, indem auch die Nichtoxygenation des Bluts hier nur allmählig geschieht. Doch kommt es in beiden Fällen auf Umstände an, welche eine Ausnahme machen können. Findet der Gehirntod nur langsam und theilweise Statt, so daß die Respirationsmuskeln noch einige Zeit wirken können, so kann sich die Lunge überfüllen, gleichwie beim Lungentod, und es wird Blauwerden der Haut entstehen. Wirkt hingegen die Ursache, welche zunächst die Lungenthätigkeit unterdrückt, sehr plötzlich ein, so findet keine Lungenüberfüllung Statt, der Blutumlauf steht rasch still und es erscheinen auch keine lividen Flecken. Die Ueberfüllung der Lungen allein giebt also noch keinen Beweis, daß der Tod durch Erstickung oder durch Apoplexie erfolgt sey, und wie sich dort die Erstickung dem Gehirntode nähert, so hier die Apoplexie dem Lungentode.

Beim Lungentode ist Unterdrückung der Gehirnthätigkeit die nächste Folge, denn es leidet alsbald die Oxygenation des Bluts; das venöse Blut wird, vermöge der aufgehobenen Respiration und zwar allmählig oder plötzlich, nicht mehr in rothes verwandelt, es bringt folglich Venenblut in die Arterien und so auch zum Gehirn. Indem nun dieses theils seine von

dem Athmen herrührende gleichzeitige Bewegung mit dem Aufhören desselben verliert, besonders aber, indem es den ihm zur Erhaltung und Erregung nöthigen Reiz des gerötheten Blutes entbehrt, muß seine Funktion aufhören und es ist ausgemacht, daß der Tod rascher durch den Andrang von schwarzem als von rothem Blut zum Gehirn erfolgt.

Der Ort, wo das Blut im Todesakt allemal zuerst stockt, sind überhaupt die Lungen und von da aus rückwärts das ganze venöse System, während die arterielle Circulation noch einige Zeitlang fortdauert, selbst wenn die Arterien schon mehr oder weniger schwarzes Blut führen.

Indem später auch die übrigen Organe mit dem Aufhören des kleinen Kreislaufs, statt des rothen Bluts, schwarzes erhalten, werden auch sie der Reihe nach in ihrer Thätigkeit gehemmt und das Sterben schreitet immer mehr vorwärts, obgleich diejenigen Organe, welche nicht direkt unter dem Einfluß des Gehirns stehen, nicht so wesentlich in ihrer Thätigkeit verlieren, falls auch ungerötheteś Blut in sie eintritt. — Wie oft aber in Krankheiten der Tod von den Lungen ausgehe, zeigt die so häufig sich vorfindende Ueberfüllung derselben mit Blut.

Geht der Tod vom Herzen aus, so ist auch hier, noch ehe der Herzschlag aufhört, Hemmung des Blutumlaufs im Gehirn, durch Detraktion seines Reizes, die nächste Folge, mit ihr dann Unthätigkeit des Gehirns, als des Seelenorgans, Verlust der Empfindung, Bewegung und der Stimme; später erst hört das Athmen auf, wie man dies sehr gut an Thieren beim Schlachten beobachten kann. Die Lungen wird man aber jedesmal leer finden.

Mit dem Sinken des Pulses im Todeskampf fängt die thierische Wärme sich zu mindern an und somit auch der ausgedehnte Zustand des Bluts. Das thierische Gas, welches das Zellgewebe erfüllte, schlägt sich nieder, der turgor vitalis nimmt ab, die Gefäße ziehen sich zusammen, das Blut ge-

rinnt (mit einigen Ausnahmen, z. B. bei manchen Erstickten, Ertrunkenen, vom Blitz Getroffenen, bei Scorbutischen) und nimmt kaum den dritten Theil seines frühern Raumes ein. Vermöge der eintretenden Kälte des Leichnams schlägt sich der seröse Hauch in den Höhlen nieder, und je länger nach dem Tode, desto reichlicher findet man in den verschiedenen Höhlen des Körpers eine seröse Flüssigkeit, die freilich auch mit davon herrühret, daß sich in den Gefäßen der Blutkuchen vom Serum getrennt hat und jene eben den dünnern Theil des Bluts leichter durchlassen. — Das Blut folgt nun den Gesetzen der Schwere und senkt sich nach der Lage des Leichnams an der Basis der Organe, welche Erscheinung wohl zu Verwechselungen mit Entzündungen und wirklichen Sugillationen Anlaß gegeben hat.

Merkwürdig sind die oft noch lange nach dem Tode verharrenden Muskelcontractionen, selbst wenn sogar schon alle Reizbarkeit für den Galvanismus erloschen ist; eine Erscheinung, für welche uns noch immer eine genügende Erklärung fehlt. Man fand z. B. die Urinblase einem harten Ballen gleich; der Mund ist oft mit aller Gewalt nicht zu öffnen, der gebogene Arm zuweilen nur mit Zerreissung der Armmuskeln gerade zu bringen; selbst allgemeiner Tetanus dauerte noch funfzig Stunden nach dem Tode fort (de Haen rat. med. Tom. vi und x.)

Nach Umständen, die von der Art des Todes (vom Blitz Getroffene und an der Wasserscheu Gestorbene faulen besonders schnell), von der oft schon im Leben herrührenden Neigung zur organischen Zersetzung, von der Jahreszeit, der Menge der genossenen Arzneien u. s. w. abhängen, tritt die Fäulniß früher oder später ein. Sie ist der höchste Grad der organischen Entmischung, welche durch wechselseitige Einwirkung der Grundbestandtheile der organischen Theile hervorgebracht wird.

Das Leben ist das größte Antisepticum und obgleich bei geschwächter Lebenskraft allerlei Zersetzungen vor sich gehen, z. B. im Diabetes, im Scorbut, ja zuweilen eine wirkliche Tendenz zur sauren und fauligen Gährung Statt findet, was besonders der Fall ist, wenn schadhaft gewordene organische Reste nicht zeitig genug aus dem Körper geschafft werden, so sind doch das Leben und die eigentliche Fäulniß einander entgegengesetzt und jenes stößt alles wahrhaft organisch Todte von sich aus.

Daß nur die flüssigen und weichen Theile der thierischen Organismen faulen (also nicht die Knochen), wie dieß *einige* chemische Lehrbücher behaupten, dürfte daher wenigstens Modificationen unterworfen seyn.

---

## 4. Das Bewußtseyn.

Das unbewußte und unwillkührliche Thätigseyn des Organismus in seiner Ernährungs- und Gefäßthätigkeit gehört vielleicht mit zu den Beweisen von der Nichtidentität des Leibes und der Seele; denn Niemand bemerkt ohne absichtliche Beobachtung seinen Puls, seine Circulation der Säfte, sein Athmen, seine Verdauung, noch weniger die Scheidung und Erzeugung flüssiger und fester Stoffe, ja nicht einmal die Wärmeerzeugung, da nur auffallende Veränderungen derselben von uns empfunden werden. Die Sensibilität ist aber die bindende Funktion zwischen dem übrigen Organismus und der Seele; durch sie geschehen theils bewußtlose, theils bewußte Bewegungen, und wir machen oft ganz dieselben Bewegungen auch ohne unsern Willen und unser Bewußtseyn, die wir sonst nur willkührlich unternehmen. Aber die Empfindung, als zweite Funktion der Sensibilität, ist allemal schon in einer wirklichen Seelenäußerung begründet und muß als das erste wesentliche Moment des vereinten Wirkens der Leibes- und Seelenthätigkeit angesehen werden, besonders da sie so sehr

den Stoff zu den andern Seelenäußerungen liefert. Blindgeborne träumen nie von Farben.

Auch die andern, höhern Seelenäußerungen beruhen auf einer feinen Thätigkeit der sensiblen Sphäre. Das Werkzeug ist das Gehirn, und die so enge Verbindung der psychischen Thätigkeit mit der physischen Seite des Menschen ist wohl die Ursache, warum die Gränze so schwer zu finden ist, welche die sogenannten Körper- und besonders die Nerven-Krankheiten von den Seelenstörungen trennt.

Das Bewußtseyn ist die Basis aller Seelenthätigkeit. Obgleich das Vermögen zur psychischen Aeußerung überhaupt schon dem Keim im Augenblik der Zeugung eingeboren ist, so entwickelt sich doch im Menschen erst mit der allmähligen Vervollkommnung des Gehirnbaues, als des Seelenorgans, auch nur nach und nach das Bewußtseyn. Aber so lange der Mensch lebt, darf man sich auch nicht in dem bewußtlosesten Zustande desselben, z. B. im tiefen, traumlosen Schlaf, eben so wenig wie im Fötus, die Seele als absolut verschwunden denken, und wenn es auch Zustände gibt, wo sie sich, wie im Fötus, nicht äußert, so muß man sie hier dennoch, als in einem gebundenen Zustande an den Organismus geknüpft, annehmen, zumal wenn man das oft so schnelle Wiedereintreten des Bewußtseyns nach solchen Zuständen berücksichtigt und weil überhaupt von einem unbeseelten Organismus nie die Rede seyn kann. Dieses Insichselbst-Ruhen der Seele unterscheidet sich beim Fötus und beim gebornen Menschen nur dadurch, daß dort das Erwachen, der Uebergang in den bewußten Zustand, noch durch die Unvollkommenheit des Organismus und besonders des Seelenorgans gehindert wird, hier aber allezeit ein dazu brauchbares Organ bereit ist. Ein ähnlicher Unterschied dürfte auch zwischen dem Schlaf des Fötus und dem des gebornen Menschen zu machen seyn. Der Fötus schläft, weil er nicht wachen kann, vermöge des Nichtentwickeltseyns seiner

sensibeln Sphäre; der geborne Mensch, weil er gewacht hat, weil seine Nerventhätigkeit erschöpft oder unterdrückt ist, während sie sich dort erst ausbildet.

Im tiefen, traumlosen Schlaf ruht jede geistige Thätigkeit, (also auch das Bewußtseyn); selbst die leibliche ist träger. Der Puls schlägt langsamer; die Wärme ist geringer und auch zur guten Verdauung fehlt die rege Thätigkeit der dazu nöthigen Organe. Wenn einige Physiologen hiervon das Gegentheil behaupten, so lehrt doch die tägliche Erfahrung, daß bei träger Gefäß- und Nerventhätigkeit die Verdauung, wie die ganze Ernährung, schwerer von Statten geht, daß sich ferner nicht leicht Jemand wohl fühlt, der sich mit vollem Magen zu Bett legt, daß durch Mißbrauch des Schlafs der Magen gleichsam das Verdauen verlernt und dieses immer träger wird; und wenn einzelne Absonderungen, z. B. Urin, Eiter u. dgl. vermehrter oder concentrirter erscheinen, so liegt dies mehr an der Dauer der Zeit und der Ruhe der Ansammlung oder mehr daran, daß die wässrigen Bestandtheile durch eine ungewöhnliche vermehrte Transpiration entweichen, als in einer wirklich vermehrten Thätigkeit der Absonderungsorgane. — Auch nicht das dunkelste Bewußtseyn, kein dunkles Zeitmessen ist im tiefen Schlaf vorhanden; wohl aber gibt es ein unvollkommnes Bewußtseyn, wohin der Traum, der unruhige Schlaf und manche andre Zustände gehören, die man wohl fälschlich zu den bewußtlosen Zuständen gerechnet hat. (Siehe Hartmann vom Geist des Menschen).

Wann das Bewußtseyn im keimenden Menschen als thätig hervortrete, ist schwer zu entscheiden. Ein vollkommenstes findet erst dann statt, wenn sich der Mensch selbst als Objekt und einem höhern Wesen untergeordnet erfaßt; ein solches ist im Augenblick der Geburt, als in welchem man gewöhnlich den Eintritt des Bewußtseyns annimmt, noch nicht vorhanden.

Aber alles Bewußtseyn selbst vor der Geburt läugnen wollen, scheint mir voreilig, wiewohl dasselbe noch unvollkommner seyn wird, als das sich im Zeitpunkt der Geburt offenbarende. Es frägt sich noch, ob z. B. die Kindesbewegungen im Fruchthälter blos auf der allgemeinen Lebensreizbarkeit beruhen, ob sie ganz unwillkührliche und bewußtlose Regungen der sich in der entwickelten Nerventhätigkeit als Bewegung äußernden organischen Lebensthätigkeit sind, oder ob nicht schon hier ein gewisses Streben, sich zu bewegen und eine vielleicht unbequem gewordene Lage zu ändern, obwaltet, wozu nothwendig schon ein gewisser Grad von Empfindung, Bewußtseyn, von Seelenthätigkeit, gehört, und ob nicht die Entwicklung des organischen Baues (des Gehirns), je mehr sie sich dem Grade, wie er bei der Geburt existiert, nähert, schon ein solch unvollkommenes, dunkelstes, dem Grade der Entwickelung des Gehirns entsprechendes Bewußtseyn erlaubt.

---

## 5. Ueber das gesunde und krankhafte Seelenleben.

Da die Seele ihrer Aeußerung nach verschieden ist von dem Leibe, so offenbart sie auch, ohngeachtet der engen Harmonie mit ihm, in der Art ihres Fortbestehens im lebenden Organismus ihre Eigenthümlichkeiten. Die Art zu zeigen, wie die allmählige Entfaltung der in und mit dem Keim niedergelegten psychischen Grundlage, der psychischen Seite des Menschen, die allmählige Entwickelung, seiner Seelenanlagen geschieht, ist das specielle Geschäft des Psychologen. Dem Arzte, dessen letzter Zweck die Behandlung krankhafter Zustände sowohl des Leibes im engern Sinn, als der eigentlich sogenannten Seelenstörungen ist, ist das Studium der Psychologie, der Seelenentwicklung und der Funktion der Seele unentbehrlich, ob er gleich dabei seinen besondern Standpunkt behauptet.

Er hat sich theils von den allgemeinen Grundfunktionen der Seele, wie sie in dieser am schärfsten hervortreten und worauf sich die übrigen Nebenfunktionen beziehen, zu unterrichten, um zu wissen, von welchem Punkte der Seele aus sich die gestörte Thätigkeit derselben äußere und was in derselben erkranke; theils und vorzüglich soll er die Seele nicht sowohl abstrakt, sondern stets in Verbindung mit dem Organismus als solchem betrachten und den Einfluß studiren, den beide gegenseitig auf einander äußern, um, wo möglich, zu ergründen, wie die Seele und ob sie selbst erkranke, und ob besonders von der psychischen oder der physischen Seite des Menschen dergleichen krankhafte Zustände bekämpft werden müssen.

Was die Verschiedenheit des Seelenlebens von dem leiblichen betrifft, so wird Niemand läugnen, daß, während der leibliche Organismus nach einem constanten und von der ihm gegebenen Summe Lebenskraft bedingten Typus, wie er sich in der Leibesconstitution ausspricht, durch mehrere Entwicklungsperioden zu seiner höchsten Ausbildung gelangt, um von da gewissermaßen einen Rückgang anzutreten, die Seele dem Grade und der Art ihrer Aeußerung nach zwar ähnliche Veränderungen durchgeht, andrerseits aber ihre eignen Verhältnisse behauptet und bis auf einen in der psychischen Anlage des Keimes gegebenen Punkt der fortwährenden Ausbildung fähig ist; indem es in letzterer Hinsicht keinen Zweifel leidet, daß die Entwicklungsweise der Seelenfähigkeiten, rücksichtlich ihrer Energie und der mannichfachen Stellung der einzelnen Vermögen zu einander, keine willkührliche ist, sondern eine durch die psychische Anlage im Keim bedingte, ohne welche Newton eben so wenig der große Naturforscher als Luther der feste, furchtlose Gottesmann geworden wäre. Nicht immer werden die vorhandenen Seelenanlagen gehörig benutzt und entwickelt, woran eben so sehr äußere Umstände als der eigene Mangel an Streben schuld ist; womit ich indeß keinesweges das höchste

Geschenk des Menschen, seine freie Selbstbestimmung, am wenigsten in rein moralischer Hinsicht, schmälern, sondern nur aussprechen will, daß alle seine Freiheit doch immer nur auf den Grad seiner Erkenntniß, der ihn eben zu seinem Willen bestimmt, Bezug hat. Der Wille ist also im Menschen (im gesunden Zustande) immer ein freier, jedoch immer nur in Bezug auf das eben wollende Subjekt, und der Grad des Willensvermögens, der Willensfreiheit (als in der psychischen Anlage bedingt), kann, so wie der Grad des Erkenntnißvermögens, in verschiedenen Menschen sehr verschieden seyn, ja er steht wahrscheinlich mit dem letztern nicht immer in gleichem Verhältniß. So wie es Menschen mit großem und Menschen mit beschränktem Verstande, Menschen mit viel und mit wenig Gefühl, gibt, so gibt es auch welche mit sehr festem und andere mit sehr wenig Willen, ja auch solche, die sich durch Willenskraft auszeichnen bei einem Zurücktreten der andern Grundfunctionen.

Das gemeinschaftliche Band für die Aeußerung aller Seelenvermögen ist das Selbstbewußtseyn. Uebrigens lassen die einzelnen Seelenvermögen in ihrem Verein eine doppelte Ansicht zu, indem sie sich theils in drei Gruppen sondern lassen, wodurch die drei Hauptseiten des geistigen Organismus im Menschen gegeben sind, nämlich die Erkenntnißseite, die Gefühlsseite und die Willensseite der Seele, deren Grundfunktionen das Denken, Fühlen und Wollen darstellen; theils indem sie in dieser Trias sich stufenweise mit einer gewissen Prävalenz entwickeln, und wiewohl alle immer zugleich vorhanden, doch fünf Verhältnisse solcher Triaden bilden, deren nähere Darstellung besonders treffend v. Eschenmayer gegeben hat. An allen hat der Organismus Theil und keines kann sich ohne ihn offenbaren; unläugbar hat er aber an den untern Seelenvermögen einen größern Antheil als an den

obern. Am meisten ist die Seele in der untersten Reihe der Vermögen, in der Empfindung, dem Anschauen und dem Naturinstinkt, von der nothwendigen Naturthätigkeit umfangen und das freie Princip steht in ihnen auf dem äußersten, niedrigsten Punkte. Auch das Gedächtniß muß sehr nahe mit der Organisation zusammenhängen, da z. B. Contusionen ꝛc. so oft wesentliche Veränderungen in ihm hervorbringen, so daß wohl ganze früher erlernte Sprachen dadurch wieder verloren gingen.

Es leidet keinen Zweifel, daß das Nervensystem das Vermittelnde, die Bedingung sey zwischen der Seele und dem übrigen Organismus. Da die Seele durch das Nervensystem den Körper zu Bewegungen, zur Thätigkeit, veranlaßt und auf ihn wirkt, so werden auch krankhafte Veränderungen des Nervensystems einen abnormen Gang der Seelenthätigkeit zuwege bringen. Die Nerven sind die körperliche Bedingung der Einwirkungen der Seele und des Körpers auf einander. Hört die Bedingung (die sensible Sphäre, Gehirn und Nervensystem) auf, so fällt nothwendig das Bedingte (Gefühl, Vorstellung, Wille) weg; wird das Bedingende (das Nervensystem) verändert, so entstehen nothwendig in dem Bedingten (der Vorstellung ꝛc.) correspondirende Veränderungen. Bestimmte Veränderungen im Nervensystem verändern also die Seelenverrichtungen, wenn gleich das vorstellende Subjekt dasselbe bleibt und dieselben Vermögen fortwährend besitzt, die nur unter andern körperlichen Umständen entweder gar nicht oder anders als sonst wirken. — Krankheiten sind nur möglich, nur denkbar in Bezug auf den lebenden Organismus; und so wie dieser in Krankheiten überhaupt als ein anderer (veränderter, gestörter) erscheint, so verhält es sich auch bei dem Irreseyn und nur er, nicht aber die Seele, das vorstellende, fühlende, wollende Subjekt, muß krank heissen, so daß es eigentlich keine Seelenkrankheit gibt, indem man immer nur sagen kann,

daß bestimmte Krankheiten die Seelenverrichtungen stören. (m. s. Ruland über Gemüthskrankh.)

Wie die sensible Sphäre beim Irreseyn überhaupt leide, dürfte leicht eine ungelößte Aufgabe sein; wir sehen nur so viel, daß der Organismus bei gestörten Seelenverrichtungen bald mehr, bald minder ergriffen erscheint. Im ersten Fall, der noch zu den eigentlich körperlichen Krankheiten gehört, ist die regelwidrige Thätigkeit des Organismus immer sehr auffallend, die gestörte Seelenverrichtung aber vorübergehend und mehr als Nebenerscheinung (neben der Entzündung, dem Fieber ꝛc.) zu betrachten; und wenn auch fast allein psychische Schädlichkeiten den krankhaften Zustand hervorriefen, so reflektirte sich doch die Wirkung derselben, bei fehlender Prädisposition für die Seelenstörung im engern Sinn, so vorherrschend und auf eine solche Weise auf die leibliche Thätigkeit des Organismus, daß die Seelenthätigkeit hier mehr secundär, und weniger wesentlich, blos durch das gesteigerte Hauptleiden des ganzen Organismus, mit in den Kreis des Erkranktseyns tritt. Diese krankhafte, unfreie Seelenäußerung ist vorübergehend und steht im graden Verhältniß mit dem Leiden des ganzen Organismus. Im zweiten Fall ist die regelwidrige Thätigkeit des Organismus weniger auffallend, ja dieser ist wohl scheinbar gesund und gesunder als sonst, so daß die krankhafte Seelenthätigkeit primär erscheint. Deutlicher ging hier eine Prädisposition zu Seelenstörungen im eigentlichen Sinn voraus, wogegen in dem vorher erwähnten Fall sich die Prädisposition überhaupt mehr auf Seiten der organischen Lebensthätigkeit aussprach, weil die prädisponirenden Schädlichkeiten hier mehr auf den Gesammtorganismus oder die nicht unmittelbar auf die Seelenthätigkeit Bezug habenden Organe und Systeme wirkten, dort aber die Einwirkung derselben sich zunächst in einer eigenthümlichen Weise auf die sogenannten Seelenorgane specieller reflektirte.

Dennoch ist, auch bei den Seelenstörungen im engern Sinn, der Organismus, bei aller scheinbaren Gesundheit, gewiß nicht ohne Theilnahme und als gesund anzusehen. Kann man die Erscheinungen gestörter Seelenverrichtungen, wie sie bei den sogenannten Körper-Krankheiten vorkommen, im Allgemeinen denen ganz analog nennen, die sich im eigentlichen Irreseyn offenbaren, so ist es zu dem Schluße, daß jeglicher Seelenstörung im Allgemeinen eine ganz analoge Anomalie in den organischen Verrichtungen derjenigen Organe, deren sich die Seele zu ihren Aeußerungen bedient, zum Grunde liege, nicht weit. Diese eigenthümliche krankhafte Verstimmung des Seelenorgans wird sich allerdings vielleicht nie sinnlich nachweisen lassen, eben so wenig als die krankhafte Verstimmung des Gehirns und Nervensystems in so vielen Nervenkrankheiten, und zwar besonders darum, weil das sowohl in jenen Organen wie im ganzen übrigen Organismus lebensthätige Agens, die Lebenskraft, für uns nicht wahrnehmbar ist. Liegt jeder krankhaften Seelenverrichtung eine correspondirende Verstimmung in der Organisation des Nervensystems zu Grunde, so wird dadurch die alte Meinung und die Erfahrung bestätigt, daß sich die Seelenstörungen zunächst den Nervenkrankheiten anschließen, daß Nervenkrankheiten mehr oder weniger Störungen der psychischen Sphäre mit sich führen und nach sich ziehen, ja nicht selten zu andauerndem Irreseyn Anlaß geben.

Die Ursache des vorübergehenden Zustandes in der Störung der Seelenverrichtungen in vielen Krankheiten des leiblichen Organismus und die des andauernden Zustandes derselben im eigentlichen Irreseyn, bei gleichzeitig minder auffallenden leiblich krankhaften Veränderungen, liegt wohl hauptsächlich darin, daß im erstern Fall die zur Anomalie in den Seelenverrichtungen erforderliche Verstimmung des Seelenorgans nicht direkt in ihm beginnt, sondern blos als Folgeerscheinung der krankhaften Steigerung und Veränderung in

dem Gefäßsystem oder dem reproduktiven betrachtet werden darf, im andern Fall aber die Verstimmung des Seelenorgans (als nächste Ursache der gestörten Seelenverrichtungen) meistens direkt in dem Seelenorgane selbst beginnt, während die gleichzeitigen krankhaften Veränderungen der übrigen Systeme im Organismus unbedeutender oder gar nur als Folgeerscheinungen der regelwidrigen Thätigkeit des Nervensystems, des Seelenorgans, anzusehen sind. Die Sache verhält sich hier ohngefähr wie bei den Nervenkrankheiten. Während z. B. Krämpfe aller Art, wie sie am gewöhnlichsten in den (chronischen) Nervenkrankheiten vorkommen, vorübergehend in acuten Krankheiten blos secundär durch krankhafte Steigerung anderer Systeme eintreten, so findet bei den eigentlichen Nervenkrankheiten die krankhafte Störung meist direkt und ursprünglich im Nervensysteme statt; und dergleichen vorübergehende Zustände werden hier, wie in dem obigen Falle, nachlassen, sobald das Gefäßsystem oder das reproduktive in seine Schranken zurückgetreten ist. — Vielleicht hängen selbst die zuweilen eintretenden Verschlimmerungen beim Irreseyn von krankhafter Steigerung oder Hemmung anderer Systeme ab, wenn gleich auch ohne dies die Anomalie im Seelenorgane an sich eine größere werden kann durch direkte Reflexion gelegentlicher Schädlichkeiten auf dieses.

Eine scharfe Gränze läßt sich wohl zwischen den prädisponirenden und gelegentlichen Ursachen für die Seelenstörungen nicht ziehen, und was oft in dem einen Fall disponirend wirkt, bringt in dem andern die Krankheit zum Ausbruch; doch werden die prädisponirenden gewöhnlich minder heftig, aber andauernd einwirken, während bei den gelegentlichen das Gegentheil Statt findet. Eine bedeutende Anlage, sie sey nun erblich (durch den organischen Bau im Keim bedingt) oder erworben, bedarf nur eines geringen gelegentlichen Moments zum Ausbruch; so wie kräftige Gelegenheitsursachen nothwendig sind,

wenn die Anlage nicht über den, jedem Menschen zukommenden Grad vorhanden ist, welchen Grad man, insofern Seelenstörung nur in Bezug auf den Organismus möglich ist, eben so annehmen muß, als die Möglichkeit des Krankwerdens rücksichtlich eigentlich Körper-Krankheiten jedem Menschen zukommt, sobald eine Uebermacht schädlicher Einwirkungen obwaltet, denen zu widerstehen die Summe der Lebensthätigkeit unvermögend ist, so daß es wohl wahr seyn mag, was Meißner sagt: wer über gewisse Dinge nicht den Verstand verliert, der hat keinen zu verlieren. — Ursache wird alles, was das Seelenorgan in die eigenthümliche Verstimmung zu versetzen vermag; auch die Seele wirkt hier als ein ursächliches Moment. Dies geschieht theils indirekt, durch Mitleiden anderer Systeme, theils direkt. Die Ursachen sind physische sowohl als psychische, und beide wirken eben theils direkt, theils indirekt. Die physischen Schädlichkeiten sind theils äußere, theils innere. Zu diesen gehören: organische Mißbildungen des Gehirns, Zurücktreten der Menses, Blutflüsse, Milchsekretion, Onanie, Nachtwachen, große Ruhe und übermässige Bewegung, Trunkenheit, Fieber, Kopfverletzungen, apoplektische Anfälle, abnorme Leibes-Constitution (Temperament), Nervenkrankheiten, Krankheiten einzelner Organe, die um so leichter wirken, in je größerer Beziehung sie zum Gehirn und Nervensystem stehen. Zu den äusseren physischen Schädlichkeiten gehören: ungewohntes Klima, epidemische Constitution, veränderte Lebensweise, große Hitze und Kälte rc. Zu den psychischen rechne ich: schlechte Erziehung, brennende Einbildungskraft, angestrengte Seelenthätigkeit, Gewissensbisse, übereilte Gelübde, politische Revolutionen, Glück, Unglück, Aenderungen des religiösen Glaubens rc. — Die Erblichkeit der Seelenstörungen, die sich auf die Beschaffenheit des organischen Keims stützet, ist unbezweifelt und eine recht gesunde und regelmässige Organisation des Nervensystems wird

den gelegentlichen Ursachen die Erzeugung von Seelenstörungen ganz vorzüglich erschweren.

Auch die Beobachtung, daß Menschen, die ihr halbes Leben lang irre waren, zuweilen kurz vor dem Tode, wenn sie gleichsam die leiblichen Fesseln, das verstimmte Organ der Seele, wegzulegen beginnen, vernünftig werden, spricht sehr für das Nichtkranksein der Seele an sich.

Der Umstand, daß fast alle Störungen der Seelen-Verrichtungen auch ausser dem eigentlichen Irreseyn, z. B. auch in Fiebern, in der Trunkenheit rc. vorkommen, macht den Begriff des eigentlichen Irreseyns schwer. Der Charakter der Unfreiheit kommt auch dem Zustande in der Trunkenheit, im Fieberdelirium zu und selbst der Hypochondrist kann oft mit dem besten Willen nicht seine schwermüthigen und ängstlichen Gedanken hemmen; und mit der Dauer kann man es auch so genau nicht nehmen, wenn man an die Amentia occulta (nach Platner), oder an einzelne Ausbrüche von Irreseyn denkt, denen oft sehr lange freie Zwischenräume folgen oder wo es wohl mit einem Anfall für immer abgethan ist. Es wird daher besser seyn, den Unterschied in dem ganzen Bilde der Krankheit zu suchen, zunächst aber in dem Verhältniß des Grades der leiblichen Störung zur geistigen. Bei Seelenstörungen im weitern Sinn (als Gesellschaftern leiblicher Krankheiten) geht entweder ein offenbares Leiden des Organismus schon voran oder es hält doch gleichen Schritt mit der krankhaften Aeußerung der Seelenthätigkeit und die prädisponirenden Schädlichkeiten ergriffen von jeher mehr sichtlich die Thätigkeit des Leibes. Bei den Seelenstörungen im engern Sinn offenbart sich entweder das Leiden gleich in der psychischen Sphäre, oder es dauert doch ohne einen verhältnißmäßigen Grad bemerkbarer leiblicher Störung fort und die Prädisposition äußerte sich ursprünglich schon in der Art, wie sich die Seele thätig zeigt.

Warum in dem einen Fall dieselben Schädlichkeiten nur allein eine leibliche Krankheit erzeugen, während in dem andern schon eine Seelenstörung im weitern Sinne vorhanden ist, und in dem dritten endlich nur Seelenstörung im engern Sinn entsteht, das kann nur allein in dem Zustande des Nervensystems gegründet seyn, wo es die zu Seelenstörungen nöthige Umstimmung mehr oder weniger leicht annimmt. Gelehrte, gefühlvolle Menschen, die ihre Seelenthätigkeit vorzüglich anstrengen, werden sich hier freilich anders verhalten, als athletische, die ihr Leben in reger Thätigkeit ihrer Gesammt-Kräfte, oder vielleicht mehr nur der leiblichen allein hinbringen.

Nach allem bisher Erwähnten scheint es nun sehr unrecht, alle physisch wirkende Momente aus der Aetiologie der Seelenstörungen zu verbannen; vor allem aber ist es falsch, sogar die erbliche Anlage läugnen zu wollen, für welche gerade die erfahrensten Männer aus der Beobachtung in großen Irrenhäusern die deutlichsten Fakta dargelegt haben. Kann man sich aber für die Entstehung der Seelenstörungen keineswegs blos an psychische Schädlichkeiten halten, so ist es noch einseitiger, die Sünde als das unbedingte und alleinige ätiologische Agens dabei anzusehen und die moralische Verderbtheit mit dem Begriff von Krankheit, von Seelenstörung, zu verwechseln; allenfalls kann man den Teufel nur so weit bei der Aetiologie der Verrücktheit brauchen, als freilich auch die Sünde als psychische Schädlichkeit auf das Seelenorgan einwirkt und theils direkt, theils indirekt, durch das Leiden anderer Systeme im Organismus jene zur Seelenstörung nöthige Umstimmung desselben erzeugen kann. Aber auch hier leidet nicht die Seele selbst, sondern nur die Aeußerung derselben ist gehemmt oder verändert durch das Leiden ihres Organs, und sie vermag sich eben so wenig in einem solchen krankhaft umgestimmten Organ natürlich zu äußern, als ein Musiker auf einem verstimmten Instrumente reine Akkorde her-

vorbringen wird. Die Seele selbst kennen wir nur als Kraft und in Bezug auf den Organismus; Erkranken aber führt zum Tod, zur Vernichtung. Abgesehen nun davon, daß man sich weder von dem Erkranken noch von der Vernichtung einer Kraft an sich eine Idee machen kann, so ist dies auch gegen alle Hoffnung und allen Glauben eines künftigen Fortbestehens. Am wenigsten ist es uns jedoch erlaubt, nach Seelenstörungen den Zustand der Moralität eines Menschen zu beurtheilen und diesen etwa darnach zu richten; denn es genügt weder, die Seelenthätigkeit vom Leibe aus zu demonstriren, noch das Einsseyn der Seele mit dem Leibe zu vertheidigen, noch weniger aber ein gewisser Mysticismus, der den Straßenräuber und Verführer vernünftig bleiben, und dagegen den in nützlicher und nur zu angestrengter Seelenthätigkeit seine besten Jahre opfernden Familienvater wahnsinnig werden läßt. Es ist eben so hart, als unwahr zu sagen: „alle Uebel des Menschen entspringen aus der eigenen Schuld"; unser Organismus ist der nothwendigen Naturthätigkeit unterworfen und wir können hier mit dem besten Willen sehr Vieles nicht hindern.

Neumann führt in seiner Schrift: die Krankh. des Vorstellungsvermögens, alle Seelenstörung auf krankhafte Vorstellung zurück, und ich zweifle nicht, daß falche (krankhafte) Vorstellungen der wesentlichste und unmittelbarste Punkt für die Aeußerung jeglicher Seelenstörung seyen, daß durch falsche (krankhafte) Vorstellungen erst mittelbar alle übrigen Seelenvermögen zu unrichtigen Aeußerungen veranlaßt werden und veranlaßt werden müssen, und daß die einzelnen Formen von Seelenstörungen mehr auf zufälligen Umständen, auf der individuellen im Keim gegebenen Construktion des geistigen Organismus, auf dem Alter des Menschen, (da fast ein jedes Alter seine prävalirende Reihe von Seelenvermögen hat), auf dem Geschlecht (das Weib lebt mehr

im Gefühl, der Mann im speculativen Denken) und endlich auf dem Grade der (erhöhten oder verminderten) Erregbarkeit des Organismus beruhen; auch geben ja überdieß die feineren Unterscheidungen in Geistes-, Gemüths- und Willensstörungen wenig praktischen Halt.

---

## Ein Fall von Hyperästhesie mit einigen Bemerkungen über diese Krankheit;

von
Herrn Dr. König
in Bonn.

---

Der nachstehend erzählte Fall kam in dem hiesigen medicinischen Klinikum vor, wo Hr. Prof. Nasse mich veranlaßte, ihn aufzuzeichnen.

Frau B., jetzt fünf und vierzig Jahr alt, aus Linz am Rhein, war bis zu ihrem ersten Wochenbette nie erheblich krank, wo sie am dritten Tage nach glücklich erfolgter Niederkunft in Folge einer Erkältung von heftigen Zufällen befallen ward, die mit Zuckungen und Irrereden verbunden waren. Diese Zufälle wurden durch Hülfe eines Arztes gehoben; aber die Zuckungen dauerten noch ein ganzes Jahr hindurch bis zu ihrer zweiten Schwangerschaft, während welcher dieselben allmählig von selbst aufhörten. An dem Tage nach dieser zweiten Niederkunft bekam sie in Folge einer abermaligen Erkältung ziehende Schmerzen im ganzen Körper, mit reissendem

Kopfweh, und wurde abermals heftig krank. Von dieser schweren Krankheit genaß sie nur allmählig, und behielt seit der Zeit immer ein Kopfweh zurück, welches unregelmässig, bald einen, bald mehrere Tage aussetzend, wiederkehrte, und oft so heftig war, daß sie das Bett hüten mußte und nicht das geringste Geräusch ertragen konnte. Ihre Menstruation war bis vor zehn Jahren immer ganz regelmässig; um diese Zeit wurde dieselbe einmal durch einen heftigen Schreck und nachfolgenden Verdruß gestört, und kehrte seitdem nur zweimal und zwar sehr sparsam wieder. Jenes Kopfleiden, woran sie nun schon an die zwanzig Jahr leidet, dauerte auf die angegebene Weise fort bis in den Winter 1822 — 23. Am zwei und zwanzigsten Dezember dieses Winters hatte sie sich den ganzen Abend hindurch in einem kalten Zimmer mit Bügeln beschäftigt, und war durch und durch kalt geworden, weshalb sie das kalte Zimmer mit einem sehr warm geheizten wechselte; kaum hatte sie in diesem ihre Arbeit wieder begonnen, als ihr plötzlich übel und schwindelig wurde. Sie setzte sich auf einen Stuhl und schnupfte etwas Cölner Wasser; in dem Augenblick stürzte sie aber bewußtlos nieder. Man trug sie ins Bett und wusch sie mit Essig; sie kam wieder zu sich, aber ihre Zunge war gelähmt, sie konnte nicht sprechen, nur stammeln, sah und hörte dabei aber gut (ob mit beiden Augen und Ohren, ließ sich späterhin nicht mehr genau ausmitteln). Da sie Drang zum Stuhle spürte, so versuchte sie es sich zu bewegen; es ging mit der rechten Seite ziemlich, mit der linken aber durchaus nicht. Sie fühlte zwar keine Schmerzen, aber ihre Gemüthsstimmung war ärgerlich und verdrieslich, so daß die unbedeutendsten Sachen sie in Aufregung brachten. Es wurde ein Arzt herbeigerufen, der ihr Schröpfköpfe über die ganze gelähmte Seite setzen ließ und Sinapismen an die leidenden Extremitäten zu legen verordnete; letztere erregten ihr aber so heftige Schmerzen, daß sie schon nach

zehn Minuten wieder abgenommen werden mußten, wo man indeß auf der Haut noch nicht die geringste Röthe bemerkte. Auch das Reiben der leidenden Theile mit wollenen Tüchern war der Kranken unerträglich. Nachdem dieser Zustand ein paar Tage angehalten, erhohlte sie sich allmählig; über die rechte Seite erhielt sie wieder volle Willkühr, die linke aber war und blieb gelähmt, und auch das Stammeln verlor sich nicht. Am dritten Tage nach diesem Vorfalle fing ihr Arzt an, eine Quecksilberkur bei ihr zu versuchen; sie bekam darauf eine heftige Salivation, an der sie drei Wochen lang litt. Nach verschwundener Salivation erschien die Lähmung der linken Körperseite um nichts gebessert; dabei war zugleich völlige Gefühllosigkeit dieser Seite vorhanden. Vierzehn Tage nachher stellte sich ganz allmählig die willkührliche Bewegungsthätigkeit in der Seite wieder ein, die Gefühllosigkeit aber blieb. Um diese Zeit war es, wo die Kranke anfing von hiesigem medicinischen Klinikum aus behandelt zu werden. Die Unempfindlichkeit der linken Seite war so groß, daß die Kranke keinen auf derselben angebrachten Reiz, von welcher Art er auch war, empfand. Von einem vier bis fünf Linien tiefen Nadelstich, auf irgend einer Stelle dieser Seite gemacht, hatte sie nicht die mindeste Empfindung; eben so wenig von aufgelegtem Eise und von Vesicatorien, selbst dann nicht, wenn man die durch die Vesicatorien aufgezogenen Stellen mit rauher Leinwand rieb. Bemerkenswerth ist jedoch, daß mäßige Wärme in dieser Körperhälfte ein angenehmes kriechendes Gefühl verursachte, auf Hitze aber, wenn die Kranke z. B. die Hand in heißes Wasser tauchte, ein schmerzhaftes, als würde der in das heiße Wasser gehaltene Theil mit Nadeln durchstochen, folgte. (M. s. Nebe dissert. de psychica dignitate cutis, Bonn 1823, S. 50—52). Außer durch den hohen Grad von Unempfindlichkeit, war die linke Körperseite von der rechten

durch nichts verschieden; Farbe und Temperatur waren in beiden ganz gleich.

Eben so allmählig, wie früher die Willkührlichkeit in der linken Körperseite zurückgekehrt war, fing nun auch die Empfindlichkeit an, sich von neuem auszubilden; diese stellte sich aber nicht wie jene wieder her, sondern blieb krankhaft und bildete sich zur wahren Hyperästhesie aus. Die Kranke empfand Gegenstände, von denen sie berührt ward, schmerzhaft, vermochte dieselben aber nicht ohne Beihülfe des Gesichts zu unterscheiden.

Ihr gegenwärtiger Zustand ist nun folgender. Ausser der Hyperästhesis der linken Körperhälfte ist sie gesund, ihre Se- und Excretionen sind normal, ihr Appetit und Schlaf sind ziemlich gut; ihr Gesicht hat aber den Ausdruck des Leidens. An der rechten Körperseite sind alle Funktionen ganz normal; die linke verhält sich auf folgende Art. Die Haut ist auf dieser ganzen Seite weicher und geschmeidiger anzufühlen, als auf der rechten, und von einer mehr durchscheinenden lebhafteren Fleischfarbe; ihre Temperatur ist, durch den Thermometer bestimmt, nicht von der der rechten Seite verschieden, nach dem Gefühl der Kranken, die beständig über ein großes Kältegefühl in derselben klagt, aber niedriger; ferner ist die Haut auf der kranken Seite äusserst empfindlich gegen jede Berührung, und je sanfter die Berührung, desto mehr Schmerz verursacht ihr dieselbe; faßt man sie aber auf einmal derb an, so erregt dieß für den Augenblick keinen besondern Schmerz. Der Grad dieser schmerzhaften Empfindlichkeit ist übrigens nicht zu jeder Zeit gleich und scheint sich nach der Witterung zu richten; bei nassem und kaltem Wetter ist er größer, bei heiterm trocknem, nicht zu kaltem, weniger groß; die verschiedenen Tageszeiten machen keinen Unterschied. Diese schmerzhafte Empfindlichkeit tritt indeß nicht erst dann ein, wenn äussere Gegenstände die Haut berühren, sondern sie ist immer vorhanden, und wenn sie bei der angegebenen Witterungsbe-

schaffenheit am schlimsten ist, so erreicht sie oft einen kaum erträglichen Grad, wo sie dann mit einem Gefühle von Kriechen und Knistern (Singeln, wie sich die Kranke ausdrückt) verbunden ist. Hat die krankhaft erhöhte Empfindlichkeit der linken Seite einen so hohen Grad erreicht, so kann man der Kranken jedesmal durch ein im Rücken gelegtes Senfpflaster für einige Zeit Linderung verschaffen.

Die willkührliche Bewegung leidet in der Seite wenig, doch schleppt die Kranke im Gehen das linke Bein etwas nach, und kann nicht gerade damit auftreten; tritt sie heftig mit demselben auf, so schmerzt es, und das nämliche ist der Fall, wenn sie über einen höckrigen, rauhen oder harten Boden geht, wo sie aber dann das Material des Bodens nicht unterscheiden kann. Den linken Arm trägt sie immer etwas in der Beugung, kann ihn indessen frei bewegen.

Das Vermögen, Gewichte anzuschlagen (der Muskelsinn), fehlt in der linken Körperhälfte; deshalb entfällt auch sehr leicht etwas der kranken Hand, weil die Kranke die Kraft nicht schätzen kann, mit der sie den Gegenstand fassen und heben muß.

Die Haare der linken Körperhälfte sind zwar nicht an sich, aber an ihren Einpflanzungsstellen in der Haut so empfindlich, daß die Kranke kaum eine Berührung, viel weniger eine geringe Zerrung derselben, erträgt.

Kalt und Heiß vermag sie mit der ganzen leidenden Seite nicht zu unterscheiden, beides verursacht ihr sehr empfindliche Schmerzen; wenn indeß eins oder das andre plötzlich einwirkt, so empfindet sie es gar nicht, und oft brannte sie sich am Ofen, ohne daß es ihr im Augenblick des Verbrennens Schmerzen erregte.

Mit dem linken Auge sieht sie so gut wie mit dem rechten, und unterscheidet mit demselben selbst die feineren Farben. Durch grelles Licht wird es indessen schmerzhaft afficirt; rothes und weisses Licht machen den meisten Schmerz.

Ueber den Zustand des Gehörsinns der linken Seite ließ sich,

da die Kranke keine Musik versteht, nur das ausmitteln, dass starke Töne ihr schmerzhaft sind, dass sie hohe und tiefe Töne, wie es scheint, nur nach dem Grade der Stärke unterscheidet, ohne dass sie die Qualität derselben zu schätzen im Stande ist

In der linken Nasenhälfte fehlt der Geruch gänzlich; dessen ungeachtet ist die erhöhte Empfindlichkeit doch in derselben vorhanden. Salmiakgeist, unter das linke Nasenloch gebracht, während das rechte verstopft wurde, erregte in jenem viel heftigern Schmerz als in diesem; dabei aber erkannte die Kranke mit der linken Nasenseite den Salmiakgeist nicht, dessen Namen sie aber sogleich angab, wie man ihr denselben unter die rechte hielt. An andern riechenden Sachen, z. B. Rosenwasser, Pomeranzenblüthenwasser rc. merkte sie gar nichts, wenn sie ihr bei verstopftem rechten Nasenloch unter das linke gebracht wurden; unter das rechte gebracht, erkannte sie hingegen diese Dinge am Geruche sogleich. Auch an ätherischen Oelen bemerkte sie mit der linken Nasenseite keinen Geruch; die stärker riechenden, z. B. Zimmt- und Nelkenöl, so wie auch spirituöse Sachen, affizirten die linke Seite ihres Geruchsorgans schmerzhaft.

Mit der linken Zungenhälfte verhielt es sich wie mit der linken Nasenseite: Quassiatinktur auf jene gebracht, schien der Kranken geschmacklos, sie hatte blos eine gewisse schmerzlich-unangenehme Empfindung davon, die sie nicht näher anzugeben wusste; brachte man ihr aber einen Tropfen dieser Tinktur auf die rechte Zungenseite, so bemerkte sie sogleich den äusserst bittern Geschmack derselben. Auf dieselbe Weise verhielt es sich mit andern bittern und sauren Sachen. Sehr schmerzhaft werden auf der kranken Seite scharfstoffige Dinge, z. B. Pfeffer, empfunden; süsse Sachen aber, z. B. Zucker, erregen einen bittern Geschmack. Speisen und Getränke, die die Kranke geniesst, müssen nur einen sehr mässigen Wärmegrad haben; denn heisse und kalte Sachen erregen ihr im Munde heftige

Schmerzen, ohne daß sie mit dem linken Theile der Mundhöhle zwischen beiden einen Unterschied bemerkt.

Mit den Fingern der linken Hand erkennt sie durch Betasten wohl die Form von Sachen, nicht aber die Qualität, das Material, woraus dieselben verfertigt sind; wiederholte Versuche mit verschiedenen Körpern zeigten dies. Sie erkennt aber nur die allgemeinen Umrisse; Glatt und Rauh ist sie nicht im Stande zu unterscheiden.

---

Ich füge dieser Erzählung einige Bemerkungen bei.

1. Auch in dem vorstehend erzählten Falle zeigt sich, wie wenig der Zustand, den die Nosologen Hyperästhesie nennen, blos erhöhte Sensibilität sey. Erhöhte Empfänglichkeit eines Sinnesorgans, ohne andere Beigabe, wäre Vermehrung seiner Empfindungsthätigkeit, wäre Gesundheit, nicht Krankheit. Mit der krankhaften Hyperästhesie ist aber verbunden 1) das Entstehen von Schmerz durch solche Eindrücke, die im gesunden Zustande keinen erregen; (bei unserer Kranken ist auch ohne andere äussere Einwirkungen als die normalen des Luftdrucks, der Wärme rc. ein schmerzhaftes Gefühl vorhanden, das dann zunimmt, wenn anderweitige Eindrücke hinzukommen;) 2) Mangel an deutlicher Wahrnehmung; (unsere Kranke empfindet es jedesmal, wenn ein Gegenstand die Oberfläche ihrer kranken Seite berührt, ist aber, wenn sie die Augen nicht zu Hülfe nimmt, ausser Stande, zu unterscheiden, was sie berührte; sie weiß nicht, ob es heiß oder kalt, scharf, stechend oder stumpf ist), so daß die Wahrnehmung auch in unserm Fall derjenigen ähnlich ist, die jemand auf einer der Oberhaut beraubten Hautfläche hat. Eben dieser Mangel an deutlicher Wahrnehmung äussert sich auch in dem getrübten Muskelsinn;

unsere Kranke vermag nicht die Kraft zu schätzen, mit der sie einen Gegenstand fassen und halten muß, und wenn sie die Augen schließt, entfällt er jedesmal ihrer Hand); so daß sich auch hier dasselbe wiederholt, was bei jeder krankhaft gesteigerten Lebensthätigkeit vorkommt: Störung des Maasses der Verrichtung, Unordnung, Verwirrung derselben. So beim Krampfe, so bei der Photophobie und Oxyöa, so bei der Gedankenflucht und den Spielen des Witzes der Wahnsinnigen. (M. vergl. Zeitschr. f. psych. Aerzte 1822, Heft 1. S. 66).

2. Deutlich legt sich auch bei unserer Kranken die nahe Verwandschaft dar von krankhaft gesteigerter (aufgeregter) und gesunkener Kraft, von Erethismus und Atonie. Es läßt sich in unserem Fall keine nur eben genaue Gränze ziehen zwischen der Zeit, wo die Gefühllosigkeit der kranken Seite aufhörte und der, wo die Hyperästhesie anfing. So geht Photophobie unmerklich in Blindheit, Krampf in Lähmung, Wahnsinn und Tobsucht in Blödsinn über. Ja es liegt in jeder krankhaften Steigerung einer Thätigkeit schon ein Moment der Erschöpfung: das lichtscheue Auge unterliegt dem Lichte, es wird geblendet, das an Oxyöa leidende Ohr wird betäubt, der im Krampf begriffene Muskel ist für den Willensreiz unempfänglich, der seine Vorstellungen hastig producirende Wahnsinnige producirt mit Unordnung und ohne das normale Maaß von Selbstbestimmung. So liegt die Lähmung hier gewißermaaßen schon neben der Aufregung, wie uns der entzündete Muskel, das entzündete Absonderungsorgan, die völlig gleiche Erscheinung zeigt. Und diese nahe Angränzung der Hyperästhesie an die Anästhesie deutet denn auch bestimmt darauf hin, daß in beiden nicht etwa, wie man gewöhnlich, aber ohne Grund, annimmt, ein beträchtlich verschiedener, ja gar diametral entgegengesetzter Nervenzustand, sondern ein verwandter zugegen sey. Die Lebensthätigkeit ist in beiden gesunken, nur in der Hyperästhesie etwas weniger, als in der Anästhesie;

und darum gehen beide denn auch so leicht in einander über, wie es auch bei unserer Kranken der Fall war, gleichwie Krampf und Lähmung, Tobsucht und Blödsinn leicht unter einander wechseln.

3. Aus bloßer Verminderung der Lebensthätigkeit erklären sich denn auch alle Erscheinungen der Hyperästhesie. Wie ein nach der Durchschneidung wieder zusammengeheilter Nerv alienirte Vorstellungen veranlaßt (m. s. Zeitschr. f. psych. Aerzte a. a. O. S. 72.), so auch der Theil in der Hyperästhesie. Nirgends in der Pathologie finden wir einen genügenden Grund, um eine qualitative Abweichung der Nerventhätigkeit anzunehmen, sondern alle zur Unterstützung dieser Annahme gewöhnlich angeführte Erscheinungen lassen sich aus quantitativen Verstimmungen der Lebensthätigkeit und den davon abhängigen qualitativen Veränderungen der Absonderungsstoffe erklären. Was soll denn auch eine „in modo" veränderte Sinnesthätigkeit seyn: eine Sinnesthätigkeit, die keine Sinnesthätigkeit mehr ist?

4. Beachtenswerth scheint, daß in dem vorerzählten Fall die so genau auf eine Seite beschränkte Hyperästhesie in allen Theilen auf der nämlichen linken Seite vorhanden ist, daß der Kopf hier nicht, wie in den vom Gehirn bedingten Lähmungen der willkührlichen Bewegungen, auf der entgegengesetzten Seite wie der Rumpf und die Gliedmaaßen leidet. Der früher dagewesene Kopfschmerz war ausschließlich rechtseitig, und überhaupt deuteten alle früher dagewesenen Symptome auf ein Leiden der rechten Gehirnseite.

5. Erläuternd für die Verwandtschaft der äussern Sinne unter einander ist das geringere oder größere Mitleiden des Geschmacks, Geruchs, Gesichts und Gehörs bei unserer Kranken. Die beiden ersten litten mehr als die beiden letzteren, obgleich die erhöhte Empfindlichkeit auch in ihnen obwaltete. Ich finde bei den Schriftstellern keine hinreichend vollständige

Krankheitsgeschichte von Hyperästhesie, um auszumitteln, inwiefern dieses bei unserer Kranken beobachtete Verhältniß das gewöhnliche sey.

---

Vor Kurzem hatte ich in dem hiesigen Klinikum Gelegenheit, einen merkwürdigen Fall von Hyperaesthesis scroti zu beobachten, der hier kurz angeführt zu werden verdient. M. B., ein Mann von dreißig Jahren litt an incontinentia urinae und bisweiligem Blutabgang durch die Harnröhre. Er gebrauchte einige Zeit hindurch Einreibungen in den Damm von Ung. mercur. mit Ung. de Althaea und Opium. Bei dem Gebrauch dieses Mittels trat in Kurzem, besonders gegen Abend, ein Gefühl von Jucken am Hodensack ein, das, anfangs wenig beachtet, nach und nach so stark wurde, und dem, wenn der Kranke sich kratzte, ein solcher Schmerz folgte, daß das Mittel ausgesetzt werden mußte. Es erschienen nun auf dem Scrotum, in dessen ganzem Umfange, so wie in beiden Leisten, und am Schaamberge, kleine spitzige Bläschen, die eine durchsichtige Feuchtigkeit enthielten. Das Jucken und der dem Kratzen folgende Schmerz wurden immer heftiger, und erreichten endlich den höchsten Grad; der Kranke verrieth durch alle mögliche Aeusserungen das heftigste Leiden. Durch örtliche Anwendung in Bilsenkrautöl getunkter Leinwandläppchen, so wie durch Umschläge von Bilsenkraut, wurden die Schmerzen gelindert. Am folgenden Tage befand sich der Hodensack in folgendem merkwürdigen Zustande. Seine Oberfläche war glänzend und hatte tiefe Furchen und ein dunkelbraunes Ansehen; berührte man ihn mit einem trocknen Finger, so zog er sich etwas zusammen; betupfte man ihn mit reizenden Sachen, z. B. mit scharfem Essig, so zeigte sich in seiner äussern Haut ein Wechsel von langsamen Ausdehnungen und Zusammenziehungen, gleichsam ein wurmartiges Winden und Schlängeln; bei Anwendung starker Reize zog er sich ganz bis an die

Wurzel des Penis zusammen und legte sich in Falten. Den Tag darauf hatte er ein schlaffes Ansehen und die Falten waren verschwunden; er war jetzt aber bei leiser Berührung so empfindlich, daß der Kranke dabei beinahe aufschrie; drückte man hingegen schnell und stark auf ihn, so war die Empfindung normal. Diese erhöhte Empfindlichkeit des Hodensacks dauerte nur einen Tag lang und zeigte sich seitdem nicht mehr, obgleich der Mann noch jetzt, wo man bei ihm sonst nichts Krankhaftes mehr am Hodensacke bemerkt, über bisweiliges Jucken desselben klagt.

---

## Krankengeschichten;

von

Herrn C. Brockmüller,
prakt. Arzt und Kreisphysikus zu Jülich.

---

### 1. Ein Fall von Delirium tremens, geheilt durch Aderlaß und Bilsenkrautextrakt.

Am ein und zwanzigsten Juli v. J. wurde ich in der größten Eile zu einem hiesigen Einwohner gerufen, einem Rothgerber, drei und vierzig Jahr alt, von starker Körperkonstitution und apoplectischem Habitus. Man sagte mir, der Kranke sey seit einiger Zeit dem Genusse geistiger Getränke sehr ergeben gewesen, besonders habe er seit einigen Jahren starkes Bier in großer Menge als Lieblingsgetränk genossen, dabei jedoch auch täglich Gebrauch von Brandwein und rothem Wein gemacht und vorzugsweise von animalischer Kost gelebt. Vor ungefähr einem Jahre hatte er mich eines hefti-

tigen Durchfalls wegen zu Rathe gezogen; schon damals hatte ich an ihm Zittern und Congestionen nach dem Kopf bemerkt; er wurde aber in wenigen Tagen hergestellt. Jetzt fand ich ihn in seinem gewöhnlichen Wohnzimmer: er klagte vorzüglich über ein ihm sehr unangenehmes Zittern der Hände und Beine, sein Gesicht war roth und aufgedunsen. Dieß Ansehen war mir schon seit einiger Zeit an ihm, wenn ich ihn zufällig zu Gesicht bekam, aufgefallen; seine Gesichtszüge hatten etwas auffallend Fremdartiges und dem eines Forschenden oder Lauernden Aehnliches, seine Pupillen waren sehr verengert, nicht weiter als ein Stecknadelkopf, der Puls war des Zitterns wegen kaum genau zu erforschen, doch fühlte man ihn unterdrückt, und es war nach Sutton's Ausdruck ein unstätes nervöses Schwanken in ihm. Der Kranke selbst und seine Frau erzählten mir, er sey vorgestern Abends mit einem Freunde in einer Weinschenke gewesen, er habe daselbst Erbsen mit Fleisch gegessen, und tüchtig rothen Wein dazu getrunken, zugleich habe er sich heftig geärgert und mit Jemanden gezankt; um zehn Uhr sey er nach Hause gekommen, habe seiner Gewohnheit nach noch ein paar Gläser neuen rothen Wein getrunken und sich dann zu Bette gelegt; nach einem tiefen, unruhigen und schnarchenden Schlafe sey er aufgewacht, habe sich einigemale erbrochen, und darnach Schluchzen bekommen; am folgenden Tage habe er einigemale abgeführt, sey Nachmittags spazieren gegangen, wo er denn zuweilen geglaubt habe an den Mauern der Häuser Mäuse zu sehen; die folgende Nacht habe er wenig geschlafen, und wieder geglaubt viele, Mäuse über sein Bett laufen zu sehen; jetzt meine er beständig Musikanten zu hören und große Gastmähler zu sehen, und es sey ihm stets, als wenn ihn jemand anrede. Er war sehr besorgt für seine Geschäfte, und fragte zuweilen seine Frau nach darauf sich beziehenden Dingen; seine Zunge war sehr unrein, mit einem dicken gelben Schleime belegt. Vom Angesichte tröpfelte ihm Schweiß, seine

ganze Haut war im Anfühlen kalt, mit klebrigem Schweiße bedeckt, und er klagte über Schmerzen und Sausen im Kopfe.

Nach Sutton's Methode hier das Opium sogleich und in großen Gaben zu reichen, dazu war ich zu schüchtern, besonders weil ich eine kräftige Natur vor mir hatte; ich verordnete deshalb einen Aderlaß am Arm von sechs bis acht Unzen, und ließ dann ein Brechmittel reichen. Gegen Abend fand ich das gelassene Blut mit einer dicken Speckhaut überzogen; durch das Erbrechen war viel Schleim ausgeleert worden; übrigens war der Zustand wie am Morgen, ausser daß noch ein Gefühl von krampfhaftem Zusammenziehen der Finger, besonders der rechten Hand, hinzugekommen war; ich ließ jetzt Blutigel an den Kopf setzen, dann auf denselben kalte Umschläge machen und Sinapismen an die Waden legen.

Am ein und zwanzigsten. Die Nacht war sehr unruhig gewesen, und fast ohne allen Schlaf; ich verordnete eine Mixtur aus essigsaurem Kali. Abends fand ich den Kranken sehr unruhig: er war das ganze Haus durchgelaufen, hatte die Schlüssel aller Zimmer abgezogen, indem er glaubte, fremde Menschen im Hause zu sehen, welche ihn bestehlen wollten; er hatte ein Tuch in der Hand, welches er beständig herumzog und so in Falten legte, als wolle er Fliegen damit verscheuchen; besonders groß wurde die Unruhe, wenn er es versuchte, den Kopf im Bette niederzulegen, er blieb daher in aufrecht sitzender Stellung. Ich verordnete ihm zwei Gran Kalomel mit sechs Gran Jalappapulver alle zwei Stunden zu reichen, empfahl den Umstehenden, ihn genau zu beobachten, ihm aber nicht zu widersprechen, und ihn vielmehr zuweilen nach seinem Gutdünken im Hause herumgehen zu lassen, was auch Sutton anräth.

Am zwei und zwanzigsten. Es schien etwas mehr Ruhe eingetreten zu seyn, doch war der Kopf noch sehr eingenommen und heiß beim Anfühlen; nach abgeschorenen Haaren ließ ich an

denselben acht Schröpfköpfe setzen, und gab innerlich $1\frac{1}{2}$ Gran Kalomel mit $\frac{1}{2}$ Gran Opium. Um Mittag hatte der Kranke noch allerlei Sinnesvorspiegelungen er sah nackte wollüstige Personen rc, er lief auf diese Phantome zu, um sie wegzujagen. Abends waren die Krämpfe in den Fingern heftiger, der Urin war roth, die Haut auf den Händen hätte ein marmorirtes Ansehen. Ich verordnete noch sechs Pulver aus Kalomel und Opium, und ließ mit diesen abwechselnd um die andre Stunde dreißig Tropfen einer Mischung aus einem Theil Thebaischer Tinktur und zwei Theilen Hirschhorngeist reichen.

Am drei und zwanzigsten. Bis um Mitternacht war der Kranke sehr unruhig gewesen, besonders hätte er häufige Krämpfe in den Händen gehabt; nachher hatte er zwei Stunden lang ruhig geschlafen; die Haut war noch immer naßkalt schwitzend, der Blick unstät, rollend, umherirrend und lauschend; die Hallucinationen dauerten wechselnd fort, jetzt sah er besonders Thiere, junge Hühner u. s. w. Um Mittag wurde, auf der Angehörigen und meinen eignen Wunsch, ein zweiter Arzt zu Rathe gezogen, der in die von mir eingeschlagene Behandlungsweise einstimmte. Die Pulver wurden wiederhohlt, jetzt aber ein ganzer Gran Opium hinzugesetzt, und ein Essigklystir verordnet, welches Stuhlgang bewirkte. Von Mittag bis Abend waren vier Gran Opium verbraucht, nebst sechs Gran Kalomel, allein demungeachtet war das Toben und die Unruhe sehr groß. Ich setzte mich zu dem Kranken; auf einer vor mir stehenden Flasche und in einem Glase sah er lauter Fliegen, worüber er sich heftig ärgerte und dieselben verscheuchen wollte. Seine Gesichtszüge verriethen Angst; beständig sah er sich um und glaubte fremde Menschen zu sehen, die ihn mißhandeln wollten. Ich ließ noch einige Blutigel anlegen. Kaum hatten diese aber gesogen, so sprang er auf, griff nach Waffen, war ganz wüthend und wollte Menschen aus seinem Hause jagen.

Da ich nun so viel Opium ohne den Erfolg der Beruhigung gegeben hatte, dachte ich daran, dasselbe mit dem Bilsenkraut zu vertauschen, zuvor aber einige Stuhlgänge zu bewirken; ich verschrieb deshalb sechs Gran Kalomel mit einer halben Drachme Jalappapulver und ließ ein solches Pulver um neun und eins um zwölf Uhr reichen; zugleich verordnete ich vier Pulver von zwei Granen Bilsenkrautextrakt, und ließ von diesen um zehn und eilf Uhr Abends und um zwei und vier Uhr Morgens eins reichen.

Am vier und zwanzigsten. Die ganze Nacht hindurch war der Kranke sehr unruhig gewesen, hatte immer hinaus wollen, indem er in einem fremden Hause zu seyn glaubte. Seit Mitternacht hatte er vier flüssige gelbe Stühle gehabt, hernach war bei ihm Schlaf eingetreten und drei Stunden hatte er ruhig schlafend zugebracht. Dann wurde er wach, war wieder unruhig, schlief aber bald wieder ein, und um zehn Uhr Morgens fand ich ihn noch schlafend im Bette; allein bald bemerkte er meine Gegenwart und sagte mir, daß er noch immer Neigung zum Schlaf habe; der Puls war freier, der Schweiß fast ganz verschwunden, der Urin trübe mit einem dicken Bodensatze. Ich verminderte die Gabe des Bilsenkrautextrakts um einen halben Gran, und ließ um ein Uhr Nachmittags und Abends um zehn Uhr wieder ein solches Pulver reichen. Um neun Uhr Abends sah ich den Kranken wieder; er sagte, der Schlaf habe ihn sehr erquickt.

Am fünf und zwanzigsten. Die Nacht war für den Kranken recht ruhig mit Schlaf vorüber gegangen, er freute sich seines Besserbefindens, und bekümmerte sich sehr um seine Gesundheit; er bat mich, ihn wieder zu besuchen. Da seine Zunge noch unrein, der Leib aufgetrieben war, so verordnete ich das Infus. Sennae compos. schlöffelweise zu nehmen bis zur Wirkung, und noch zwei Pulver aus einem Gran Bilsenkrautextrakt.

Am sechs und zwanzigsten fand ich den Kranken noch im

Bette, er freute sich, daß er die Nacht so gut geschlafen habe; sein Puls, seine Hauttemperatur, der Ausdruck seiner Physiognomie waren wieder natürlich; er wußte jetzt fast alles zu erzählen, was er in seinem Delirium gethan, welche Angst vor Spitzbuben er ausgestanden habe. Er wunderte sich, daß er kein Unglück angerichtet; es habe ihm, so erzählte er, immer im Kopfe gesauset und getobt, so daß er gefürchtet, wahnsinnig zu werden. Auf meine Frage, ob er nicht einige Zeit vor seiner Krankheit eine Veränderung in seinem Körper gespürt habe, sagte er, es seyen ihm schon seit etlichen Monaten die Glieder schwer gewesen, er habe Nachts geschwitzt und unruhig geschlafen, im Kopfe sey es ihm zuweilen schwer und schwindlig gewesen. Seine Frau glaubte bemerkt zu haben, daß seit einigen Wochen sein Gedächtniß schwach geworden sey; wenn er etwas habe ausrechnen oder aufzählen wollen, so habe er sich erst besonnen, sich im Zählen oft verwirrt, eine Zahl mehrmal wiederhohlt u. s. w., sein Blick sey starr und fremd gewesen, und hätte dieses Alles nicht auch Morgens beim Aufstehen schon statt gefunden, so würden sie ihn für betrunken gehalten haben.

Am sieben und zwanzigsten. Die Nacht war recht ruhig gewesen, der Kranke bekam Neigung zum Essen, und freute sich seiner Wiedergenesung.

---

Daß die hier beschriebene Krankheitsform alle von den Schriftstellern angeführten Symptome des Delirium tremens an sich trage, wird Niemand in Abrede stellen. Daß aber auch die Anwendung des Opiums im Delirium tremens keine so allgemeine Anempfehlung verdiene, daß der Arzt vielmehr sehr vorsichtig beim Gebrauche dieses Mittels in dieser Krankheit zu Werke gehen müsse, wird jeder Unbefangene, eben aus der Relation dieses Falles, deutlich erkennen. Ich wenig-

kens würde es mir zum Vorwurf angerechnet haben, wenn ich die Kur nicht mit antiphlogistischen Mitteln begonnen hätte. Der unterdrückte Puls, das roth aufgetriebene Gesicht, die sehr verengerten Pupillen, der starre Blick u. s. w. rechtfertigen, wie ich glaube, meine Verfahrungsweise, und sprechen klar aus, daß das Gehirn, wenn nicht an Entzündung, doch an heftigen Congestionen litt. Daß das Opium in aktiven Entzündungen und bei congestiven Zuständen, besonders bei peletorischen Subjekten nur nachtheilig wirke, davon sind gewiß alle Aerzte überzeugt; es hemmt die Stuhlausleerungen, die doch in diesen Krankheitszuständen als Derivantia so wohlthätig wirken. Das Bilsenkrautextrakt erregt keine Verstopfung, und wirkt überhaupt in mancher Beziehung viel wohlthätiger, als das Opium; ich würde daher in ähnlichen Fällen viel lieber eine Verbindung des Bilsenkrautextrakts als des Opiums mit Kalomel reichen lassen. Auffallend ist im vorerzählten Falle die gute und schnelle Wirkung der wenigen Grane des Bilsenkrautextrakts, nebst den Stuhlausleerung bewirkenden Gaben des Kalomels mit Jalappa; dahingegen beim Gebrauche des Opiums die Krankheit einen Grad erreichte, der wirklich Uebergang in Tobsucht und Wahnsinn drohte. — Daß es aber auch Fälle solcher Art gibt, z. B. bei alten, geschwächten Säufern, wo das Opium an seinem Orte ist, will ich nicht läugnen, besonders da wir wissen, daß es von Einigen im Weinrausch als Palliativmittel angewendet wird; allein vorhandene Entzündungen und Congestionen müssen doch wohl in allen Fällen vorher beseitigt werden, ehe wir zum Gebrauch eines so heroischen Mittels schreiten dürfen.

Zuletzt sey es mir noch erlaubt, ein paar gerichtlich-medicinische Fragen in Anregung zu bringen: ob nämlich ein während einer solchen Krankheit verfaßtes Testament wohl auf Rechtsgültigkeit Anspruch machen könne, und ferner, ob man wohl in dieser Krankheit (besonders wenn sie so heftig, wie im

vorerzählten Falle, auftritt) lucida intervalla anzunehmen berechtigt sey. — In dem hier beschriebenen Falle waren die intellectuellen Fähigkeiten und Willensäusserungen des Kranken sieben Tage lang ununterbrochen nicht frei.

---

2. Ein Fall von Pneumonie, zu der sich im weitern Verlauf ein Delirium tremens gesellte.

Den neun und zwanzigsten Januar wurde ich Morgens zu dem hiesigen Briefträger gerufen, den ich in seiner Wohnstube angekleidet am Fenster sitzend fand. Man sagte mir, daß der Mann schon seit fünf Tagen an einer Brustkrankheit leide, die mit einem heftigen Frost, mit Seitenstichen, kurzem Athem und trocknem Husten ihren Anfang genommen und mit den letzten Zufällen bisher fortgedauert habe. Ein hinzugerufener Wundarzt hatte zweimal zur Ader gelassen, und dann Laxirpulver verordnet. Es habe aber, so erzählte man, durchaus nicht besser werden wollen und so habe man, weil ich den Kranken vor einigen Jahren auch an einer ähnlichen Krankheit behandelt und hergestellt hätte, mich gerufen.

Der Kranke klagte bei meiner Untersuchung über kurzen Athem, trockenes Hüsteln und Stiche in der rechten Seite der Brust, auf die er beim Anfall des Hustens eine Hand legte. Sein Puls war sehr geschwind und härtlich, seine Zunge unrein, und das Athemhohlen beengt, sein Blick stets lauschend und starr nach der Straße hingerichtet. Das den Tag zuvor gelassene Blut hatte eine beträchtliche Entzündungshaut. Auf meine Frage, warum er sich bei solchem Fieber nicht lieber ins Bette lege, erklärten die Umstehenden, dies bei ihm nicht zu Stande bringen zu können, da er immer begehre, hinauszugehen, und den Wahn habe, er sey in einem ganz fremden Hause. Auch glaube er lauter fremde Menschen zu sehen,

besonders haufenweise vorüberziehende Soldaten. Eben so glaube er Thiere, besonders Hunde, Katzen und große Mäuse, zu sehen; auch spreche er immer von dem Schaden, den er jetzt an den neuen Silbergroschen erleiden müsse, deren er sehr viele in Händen zu haben behaupte, wovon ihm aber, wie er sage, die meisten wie Feuerfunken hinweg flögen und die übrigen gleich beim Anfühlen in Erde zerfielen. Er glaube nun völlig verderben zu müssen. Ich sah, daß er mit den Händen zitterte; auch konnte er nicht gehen. Ich ließ ihn zu Bette bringen, und ihm Schröpfköpfe auf den abgeschorenen Kopf, so wie auch auf die schmerzhafte Seite setzen, verordnete zum innern Gebrauch jede Stunde anderthalb Gran Extr. hyosc. und ließ ihm nach den Schröpfköpfen kalte Schmuckersche Fomentationen auf den Kopf legen.

Den dreißigsten. Der Kranke hatte die Nacht sehr unruhig, und unter stetem Sehen von allerhand Menschen und Thieren, zugebracht; auch wollte er aus dem Bette, um nach Hause zu gehen. Der Husten war höchst selten gewesen; auch hatte der Kranke gar nicht mehr über die Brustbeschwerden geklagt, und in der That schien es auch, wie, als wenn die Lungenentzündung aufgehört und das ganze Leiden sich im Kopfe zusammengezogen habe. Der Kranke phantasirte in Einem fort, sah allerhand Bilder, zitterte stets mit den Händen, und war viel mit dem Wahne beschäftigt, daß er große Packete von Briefen aufschneide, und andere Sachen einpacke und zunähe. Der Puls war fortwährend geschwind, und hatte wohl über hundert Schläge in einer Minute; der Urin war sehr roth. Ich ließ das Bilsenkrautextrakt fortnehmen und noch einmal Schröpfköpfe auf den Kopf setzen.

Den ein und dreißigsten. Morgens wurde mir gesagt, daß der Kranke die Nacht wieder sehr unruhig zugebracht habe.

Am ersten Febr. Sein Befinden war im Ganzen, wie den Tag zuvor. Ich ließ das Bilsenkrautextrakt fortnehmen.

Bis diesen Morgen hatte der Kranke ungefähr eine Drachme davon genommen. Ich fand ihn jetzt ganz anders aussehend; besonders bemerkte ich an dem Blick seiner Augen, daß sich bei ihm Schlaf einstellen wollte. Sein Puls war viel langsamer, und der Urin zeigte einen dicken Bodensatz. Ich ließ nun die Arznei aussetzen. Der Kranke schlief bald ein und schlief den ganzen Tag, sprach nicht mehr irre, und am andern Morgen fand ich ihn munter und ohne alles Phantasiren. Er klagte nun wieder über Husten, der indeß feucht war. Auch auf die Stiche in der Seite war er wieder aufmerksam geworden, und begehrte, ich möchte ihm gegen diese und gegen den Husten etwas verordnen. Ich ließ ihm ein Zugpflaster auf die schmerzhafte Stelle legen, und gab innerlich Salmiak mit Bilsenkrautextrakt, worauf er sich bald erhohlte.

Der Mann war vor seinem Erkranken dem Branntweintrinken sehr ergeben gewesen, und als ich ihn nach seiner Genesung über das der Krankheit Vorhergegangene befragte, so sagte er mir, er habe einige Zeit vor dem Ausbruch seiner Krankheit sehr oft an Schwindel gelitten, und zwar so stark, daß er genöthigt gewesen sey, sich auf der Straße an den Häusern fest zu halten, auch habe er oft ein starkes Rauschen und Knallen in den Ohren gehört.

---

3. Ein Fall von Eclámpsia gravidarum, geheilt durch Blutentziehungen und Blausäure.

Es war am ein und zwanzigsten Januar 1823, als ich Morgens in der größten Eile zu einer Kranken gerufen wurde. Ich fand eine zum erstenmale schwangere, ein und dreißigjährige, gut ausgewachsene und stark constitutionirte Frau, in den fürchter-

lichsten Convulsionen; Contractionen und Extensionen aller äussern Muskeln wechselten mit der größten Schnelligkeit, und waren so gewaltsam, daß drei bis vier der stärksten Frauen die Kranke nicht im Bette zu halten vermochten. Sie wehrte sich mit Händen und Füßen und warf sich wüthend im Bette umher; die Gliedmaaßen, der Hals und das Gesicht waren leucophlegmatisch angeschwollen, letzteres blaß; die Augen waren verdreht, so daß fast nur das Weiße von ihnen sichtbar war; das Athemhohlen geschah etwas erschwert. Ohne Sprache lag die Kranke da, nur zuweilen mit geschlossenem Munde ein Geschrei ausstoßend, dem Geschrei der Schweine beim Schlachten ähnlich. — Jedem Anfalle jener klonischen Krämpfe ging Würgen und Erbrechen einer schäumigen Flüssigkeit voraus, woran die Umstehenden den bevorstehenden Eintritt schon vorher erkannten. Der Anfall selbst währte oft sieben bis acht Minuten, und während desselben fanden die Umstehenden es nöthig, der Kranken den Stiel eines hölzernen Löffels zwischen die Zähne zu bringen, um zu verhüten, daß die Zunge nicht beschädigt werde.

Wie ich mich nach den frühern Gesundheitsumständen der Person und den etwaigen Vorboten der Krankheit erkundigte, erfuhr ich folgendes. Schon seit längerer Zeit hatte die Frau über Müdigkeit, Kopfschmerzen und Geschwulst der untern Gliedmaaßen geklagt, und auf Anrathen eines Wundarztes deshalb vor ungefähr vierzehn Tagen zur Ader gelassen. Seit einigen Tagen glaubten die Verwandten bei ihr auch Geschwulst im Gesichte und an den Händen bemerkt zu haben. Vor wenigen Tagen war sie, jedoch mit einigem Widerwillen, weil sie über Stiche im Kopfe und Schmerzen im rechten Beine geklagt hatte, zu einer ihrer Freundinnen zum Besuch gegangen, hatte sich nach ihrer Zurückkunft früh zu Bette gelegt, während der Nacht wenig geschlafen und mehrmal erbrochen. Am folgenden Morgen waren dann die Convulsionen eingetreten.

Der Puls war, der Geschwulst der Hände wegen, nicht ganz genau zu fühlen, doch schien er mir klein und geschwind.

Ich gab mir alle mögliche Mühe, nähere Veranlassungen dieser Krankheit aufzufinden, allein es war vergebens; ausser einer muthmaßlichen Erkältung war nichts zu entdecken. Daß die Schwangerschaft als vorzügliches prädisponirendes Moment besonders berücksichtigt werden müsse, sah ich freilich bald ein; auch war zu vermuthen, daß bei dieser saftigen, plethorischen Constitution eine Unordnung in der Circulation (vielleicht in Folge der Schwangerschaft) und dadurch Blutandrang zum Kopfe statt finde, worauf mich auch die dem Ausbruche der Convulsionen vorhergegangenen Erscheinungen, nämlich Müdigkeit, Schwere, Schmerzen und Stiche im Kopfe leiteten. Ich suchte daher die Ursache des jetzigen Krankheitszustandes in Plethora oder Entzündung des Gehirns selbst.

Die Kur begann ich sogleich mit Verordnung eines starken Aderlasses am Arm, und wandte nach diesem Blutigel an den Kopf und kalte Umschläge auf demselben an. Innerlich konnten keine Arzneien gereicht werden, weil man der Kranken auch nicht das geringste Getränk beizubringen im Stande war.

Anderweitige Geschäfte verhinderten mich, die Kranke vor Abend wieder zu sehen. Zu meinem großen Verdrusse erfuhr ich, daß der verordnete Aderlaß nicht gemacht, noch weniger die Blutigel angewandt seyen; der Wundarzt hatte der Kranken blos ein Klystier gesetzt. Die Konvulsionen hatten den ganzen Tag hindurch auf eine fürchterliche Weise angehalten. Ein noch hinzugezogener Arzt stimmte für meine Ansicht über den Krankheitszustand sowohl, als auch für meinen Kurplan. Der am Morgen verordnete Aderlaß wurde sogleich vorgenommen und hierauf eine Parthie Blutigel an den Kopf gesetzt. Am folgenden Tage fand ich die Kranke bei meinem Morgenbesuche fortwährend in dem nämlichen convulsivischen Zustande, und die Umstehenden versicherten, sie habe seit dem Abend zuvor wohl

dreißig der heftigsten Anfälle gehabt; sie müsse, setzten sie hinzu, sich Stücke von der Zunge gebissen haben, so heftig habe sie mit derselben herumgearbeitet; Stuhlgang sey noch nicht erfolgt und das Erbrechen habe stets fortgedauert. Da die Blutigel nicht gehörig gesogen hatten, so liessen wir Schröpfköpfe auf den abgeschornen Kopf, zwischen die Schultern und auf die Schläfe setzen, die kalten Umschläge fortgebrauchen, und mit Essig versetzte Klystire beibringen.

Ob die von Einigen empfohlene künstliche Entbindung hier von Nutzen seyn würde, ob sie hier vorgenommen werden müsse, daran hatte ich zwar wohl gedacht; da indeß die Ursache der Krankheit nicht in der Gebärmutter lag, da auch nicht die mindesten Zeichen von Wehen merkbar waren, alle Zeichen einer abgestorbenen Frucht gänzlich fehlten, und ich beim Befühlen des Bauches vielmehr Bewegungen des Kindes wahrzunehmen glaubte, da ich mich ferner überzeugt hielt, daß Blutandrang nach dem Kopfe, oder gar Hirnentzündung, die Convulsionen bedinge, so hatte ich, meiner Meinung nach, mehr Gründe gegen, als für eine solche Operation.

Am Morgen des dritten Tages fand ich zu meiner grossen Freude die fürchterliche Scene etwas vermindert. Bei meinem Eintritte sagte mir der Ehemann der Frau, daß die Krämpfe noch die ganze Nacht angehalten hätten. Jetzt war aber die Physiognomie der Kranken ganz verändert, sie drückte mehr Ruhe aus, und nach einem viertelstündigen Verweilen am Bette der Kranken bemerkte ich bei ihr Neigung zum Schlaf; auch bekam sie Lust, etwas zu trinken. Stuhlgang war noch nicht erfolgt. Die Geschwulst der Hände und Füße, besonders die einer Parotitis ähnliche Geschwulst an der rechten Seite des Halses, war noch sehr stark. Auf letzteren ließ ich trockne Kräuterkissen mit Kampfer legen, und verordnete nun innerlich zwei Gran Kalomel mit einem halben Gran Digitalis alle zwei Stunden, dabei zwölf Tropfen

Blausäure in vier Unzen Kirschwasser, abwechselnd eine Stunde um die andere einen Eßlöffel voll zu nehmen.

Mittags besuchte ich abermals die Kranke; sie hatte das verordnete Pulver nach einer Viertelstunde wieder ausgebrochen, die Mixtur aber bei sich behalten. Noch war kein Stuhlgang erfolgt; ich ließ deshalb mehrmal wiederhohlte Essigklystire geben, verordnete, die mit Kirschwasser vermischte Blausäure jetzt stündlich zu reichen, und ließ die Pulver aus Calomel und Digitalis aussetzen.

Abends fand ich die Kranke ganz ohne Krämpfe und das Bewußtseyn zurückgekehrt; sie klagte über heftige Kopfschmerzen; von Zeit zu Zeit trat Delirium ein, besonders phantasirte sie von dem Geistlichen, der die kirchlichen Ceremonieen bei ihr verrichtet hatte.

Am vier und zwanzigsten fand ich sie, das nächtliche Phantasiren abgerechnet, ziemlich wohl, und zu meiner größten Freude hatte sich eben bei ihr ein Nasenbluten eingestellt, das gewiß kritisch war, und welches ich die Umstehenden ja nicht zu stören bat. Sie klagte sehr über ihre zerbissene Zunge, welche beträchtlich geschwollen und einer entzündeten gleich war. Ich ließ an dieselbe einige Blutigel setzen. Vor den Augen, sagte mir die Kranke, sehe sie stets rothe, blutige Flecken, und der Geistliche stehe fortwährend vor ihr. Auf meine Aeusserung, ich wolle ihn mitnehmen, ersuchte sie mich dringend darum, und freute sich darüber, und nach dieser Zeit sprach sie auch den ganzen Abend kein Wort mehr von ihm. Noch immer war kein Stuhlgang erfolgt; die Geschwulst am Halse war fast verschwunden, nur die linke Hand war noch beträchtlich geschwollen. Ich verordnete nun innerlich eine Unze Glaubersalz, in sechs Unzen Wasser gelöst, mit sechszehn Tropfen Blausäure stündlich eßlöffelweise zu nehmen.

Beim Abendbesuch sagte man mir, daß pechartige Stühle erfolgt seyen, worauf ich dann die Arznei alle zwei Stunden

nehmen ließ. Die Geistesgegenwart der Kranken war jetzt vollkommen, und sie klagte nur noch über ein Gefühl allgemeiner Mattigkeit und über Schmerzen; ihre Krankheit, meinte sie, sey noch sehr gefährlich, und werde gewiß einen schlimmen Ausgang nehmen.

Am folgenden Morgen vernahm ich, die Nacht sey recht gut zugebracht worden; es stellte sich etwas Neigung zum Essen ein.

Am sechs und zwanzigsten fand ich die Frau recht munter; sie betheuerte, daß sie sich durchaus nichts erinnere, weder von ihren Krämpfen, noch von dem Tage ihrer Krankheit, alles, was man ihr jetzt erzähle, erscheine ihr wie ein Traum. Ihre Kräfte nahmen nun täglich zu, sie glaubte, Bewegungen des Kindes zu spüren, und die Geschwulst der Zunge verschwand gänzlich; mit Erwartung sah sie jetzt dem Augenblick ihrer Niederkunft entgegen, die dann auch am vierten Febr., zwar zu frühe und mit einem todten Kinde, jedoch für die Mutter glücklich erfolgte.

---

## Cosmopolitisch-psychologische Bemerkungen;

von

Herrn Hofrath Dr. Hopf
in Kirchheim unter Teck.

---

Meine Lüsternheit, (die ich schon öfters bei dem Tode solcher Personen geäußert habe, die sich durch ganz ungewöhnliche Energie des Willens, mochte dieser gut oder schlimm gewesen seyn, ausgezeichnet hatten), anatomische Untersuchungen vornehmen zu dürfen, und besonders Gehirn und Herz, so wie auch Leber und Milz, mit aller Aufmerksamkeit zu betrachten, ist neuerdings angeregt worden durch die Bemerkung des Herrn Prof. Nasse: „daß man psychische und körperliche Härte und Verderbtheit des Herzens mehrmals vereinigt gefunden habe.“

Ein einsichtsvoller Recensent (in der Hallischen Allgem. Lit. Zeit. 1822. S. 196.) entgegnet hierauf zwar folgendes: „Es wäre vielleicht ein großes Glück für das menschliche Geschlecht, wenn die Behauptung wahr wäre, daß der, dessen Gemüth (Herz) im geistigen Sinn verdorben und verhärtet ist, auch gewöhnlich ein verdorbenes und verhärtetes körperliches Herz mit sich herumzutragen pflege. Die Bösewichter, Straßenräuber und Tyrannen wären dann bei ihrem Leben schon in der Hölle, mit der man ihnen nach ihrem Tode ohne großen Erfolg droht, und was das wichtigste ist, ihr Daseyn auf Erden wäre nur auf eine kurze Zeit beschränkt: welche Aufforderung für sie, eine andere Gesinnung in sich zu erwecken und zu nähren!" — Es läßt sich aber jene Bemerkung nicht widerlegen, weil sie von allgemeinen physiologischen Gesetzen ausgeht, nach welchen ein Organ entweder an Kraft gewinnt, oder in Schwäche versinkt, je nachdem es in Thätigkeit gesetzt, oder in Ruhe gehalten wird. Die ganze Art des Seyns eines solchen Organs muß daher durch das Geben oder Nehmen von Kraft und Säften, denen überdieß heftige Leidenschaft Vergiftung droht, abgeändert werden; es erkrankt, wie ein vom Jäger verfolgtes Wild, wenn es nicht mehr zur Ruhe kommen kann, und ein durch Leidenschaft vom Gehirn aus zu enormen Pulsschlägen aufgereiztes Herz kann nicht dasselbe bleiben.

Sollte es nicht mit der Geschichte übereinstimmen, daß solche personificirte Leidenschaften sich in kurzer Zeit aufreiben, und sollte nicht ihr Leben ein glänzendes Elend, eine Hölle, seyn, die in der Ferne wohl mächtig glänzen mag, wenn schon, Milton etwa ausgenommen, kein Reisender davon zurück auf Erden kam, um den Glanz zu schildern.

Hat nun aber ein Bösewicht es in seiner Höllenkunst so weit gebracht, daß die grausamsten Handlungen sein Herz in Ruhe lassen und ihm wahres Vergnügen machen, so steht es

zwar als Meister in seiner Höllenkunst, aber auch als ein physisches Ungeheuer da, dem man seine Stelle unter den Tigern im Walde anzuweisen hat. Ein solcher Bösewicht, Namens Schwarzbeck, von dem Meiners Briefe erzählen, wurde in der Schweiz hingerichtet; wie würde sich wohl dessen Herz dem anatomischen Messer dargestellt haben!

Dieser Bösewicht mordete oft ganz allein zur Lust oder aus Schalkheit. Einst goß er einem armen Kesselflicker, den er an einem einsamen Ort schlafend fand, einen ganzen Tiegel voll glühendes Bley in den Hals, womit der Unglückliche einige Gefäße hatte ausbessern wollen. Ein anderesmal zwang er einen Schneidergesellen, dem er in einem Walde begegnete, daß er ihm seinen Rock flicken mußte. Als dies geschehen war, sagte er spottend, daß er ihm auch jetzo seine Mühe belohnen wolle. Nachdem er den schwachen Menschen gebunden, hing er ihn mit den Beinen an einen Baum, so daß der Kopf einen Ameisenhaufen berührte. Der Unmensch gestand noch vor Gericht, daß keine von seinen Thaten ihm so viel Vergnügen verursacht habe, als die Verdrehungen, welche der geängstete Schneider gemacht, und die er bis auf die letzte Zuckung mit innigster Freude ruhig betrachtet habe. Er brach sogar noch auf seinem Wege zum Gerichtsplatz in ein lautes Gelächter aus, als er vor der Stelle vorbeigeführt wurde, wo er dem Schneider den ihm so lustig scheinenden Streich gespielt hatte. Er empfand nicht die geringste Reue über sein Verbrechen, und gar keine Furcht vor dem Tode, oder vor der Zukunft; er rührte sich nicht einmal, da seine Arme und Beine zerschlagen wurden, und bei dem ersten Stoß auf seine Brust, der dieselbe noch nicht zerquetschte, rief er, als wenn er der Ohnmacht des Henkers spottete: das kracht einmal!

Hier haben wir eine Ausnahme von der Regel, die ich oben festsetzte; für ein solches Höllensubject wirkten grausame Handlungen lebensverlängernd. Mögen denn die Psychologen aufhören, sich über das hohe Alter mancher Satans dieser Erde in verschiedenen Uniformen zu wundern und sich die Missionäre hüten, Rettungsversuche an demjenigen anstellen zu wollen, von welchem uns unserer alter Herr und Meister auf ewig befreite!

# Ideen zur Erfahrungs-Seelenkunde;

von

Herrn Dr. Müller,

Assistenz-Arzt zu Pforzheim.

Forschungen über die geistige Thätigkeit im Menschen sind mit so großen Schwierigkeiten verknüpft, daß auch der geringere Beitrag, an der Hand der Erfahrung und Beobachtung gesammelt, hier der Mittheilung werth wird. Diese Erwägung hat mich veranlaßt, einige Ideen, die sich mir als das Resultat der Erfahrung ergaben, an diesem Orte zur Prüfung darzulegen.

Ob die Seele des Menschen als ein höheres, freies, geistiges Wesen auch krank werden könne, ist schon längst, besonders aber in neuerer Zeit, ein Vorwurf der Psychologie und Moral-Philosophie geworden. Die Meinungen der Psychologen darüber sind verschieden. Diejenigen, welche glauben, daß die Seele selbst erkranke, betrachten dieselbe als ein freies Wesen, das sich selbst beherrschen, selbst wollen und vollbringen kann, fähig ist zum Guten und Bösen, wenn es nur will, und nennen Hinneigung, Hang desselben zum Bösen, Störung in den Verrichtungen der Seelenkräfte, Verkehrtheit der Aeusserung dieser Kräfte: Seelenkrankheit. Wenn hingegen dieses freie Wesen sich nur zum Guten neige,

nur nach sittlicher Vervollkommnung und Tugend trachte, nur Gutes wolle und übe, und mit allen seinen Kräften und Thätigkeiten dem göttlichen Vorbild nachzuleben und moralisch rein zu seyn strebe, so erlange es in sich selbst ein Leben im Guten, es wolle, es könne nur Gutes thun, im Glauben und Schauen, es lebe ein Leben im Geist: ein Vernunftleben, Seelengesundheit.

Aber der Begriff von sowohl psychischer als physischer Gesundheit besteht nicht in der Realität, sondern nur in der Idee, denn wir finden kein menschliches Wesen, das vollkommen seelengesund und keines, das vollkommen körperlich gesund sey. Ein seelengesunder Mensch darf keine Leidenschaften haben, und ein körperlich gesunder durchaus kein körperliches Unbehagen fühlen.

Beide Zustände können aber im mindern Grad vorhanden seyn: der Mensch kann sich körperlich wohl und gesund fühlen und doch Abweichungen und Disharmonie in seinen körperlichen Verrichtungen haben; er kann ein moralisch guter, ein vortrefflicher Mensch seyn, hat aber dabei doch Leidenschaften irgend einer Art und entspricht somit nicht dem Begriff der Seelengesundheit.

Die Seele, der Geist des Menschen, ein Wesen, das ausser Zeit und Raum besteht, kann nicht erkranken; nur die Organe, durch welche die Seelen-Aeußerungen sich zu erkennen geben, werden abnorm, und dadurch die Aeußerungen der Seelenkräfte verändert, geschwächt oder unterdrückt. Wie wir dieß an den äußeren Sinnen wahrnehmen können, so ist es auch bei den innern, den eigentlichen Seelenkräften. Das Auge, das Organ zum Sehen, wird desorganisirt, und dadurch geht die Sehäusserung verloren. Die Seele kann ihre Kraft durch diese Organe nicht mehr äußern; aber die Kraft zum Sehen ist noch in ihr vorhanden, man gebe ihr nur das gesunde Organ, und sie sieht wieder. Die Aeußerung der innern Seelenkräfte ist eben so

von den körperlichen Organen abhängig. Mens sana in corpore sano sagten die Alten, und wir finden in der That noch jeden Tag diese Wahrheit bestätigt. Es ist etwas gewagt, aber ich glaube, man darf annehmen, daß wenn alle Menschen auf der Erde ganz gleichen Bau, gleiche Größe, gleiche Farbe hätten, kurz ganz gleich in ihrer Organisation wären, so daß in Structur, Wärme, Lebensart rc. auch nicht die geringste Abweichung wäre, sie auch in Temperament, Eigenschaften, Leidenschaften und allen Seelenkräften gleich seyn würden. Auf die Abweichung hievon mag sich die Nationalität und der Character eines Volkes gründen. Aber unter den Millionen von Menschen ist keiner dem Andern an Form und Materie vollkommen gleich, jeder hat eine nur ihm eigene Natur (Individualität), die ihn von andern verschieden macht. Je vollkommener der Bau eines Menschen, besonders je vollkommener der Bau des Kopfes und des Gehirns ist, je mehr wir eine harmonische Uebereinstimmung aller Organe und ihrer Verrichtungen sehen, desto mehr geistige Kräfte und Thätigkeiten treffen wir dabei an, und desto leichter entwickeln sich dieselben.

So haben nach Camper (kleine Schriften) die Europäer, und unter diesen vorzüglich die Griechen, den regelmäßigsten Kopf- und Hirnbau, und sind auch zu geistigen Thätigkeiten am geschicktesten; da hingegen die kupferfarbigen Indianer und schwarzen Afrikaner, mit platter Stirne, zurückgedrängtem Kopf, mehr ausgedrücktem Gesicht und Unterkiefer, weniger der geistigen Entwickelung fähig sind.

Wenn wir aber im sogenannten gesunden Zustande die Seelenkräfte bei dem Menschen schon so abhängig finden von dem Bau und der Organisation des Körpers, wie vielmehr wird dieses im kranken Zustand der Fall seyn müßen. Die Folge hievon wäre dann, daß die Freiheit der Seele, des freien Wirkens ihrer Kräfte, in diesem Zustand gehemmt ist, und somit auch die mo-

ralische Freiheit nicht in ihrem ganzen Umfange erkannt werden kann. Diese Annahme war schon lange der Stein des Anstoßes und wird es auch noch länger bleiben.

Bedenken wir es aber ruhig, so finden wir, daß dem Menschen an seiner Würde nichts abgeht, wenn er auch nur bedingungsweise Freiheit besitzt.

Es liegt in ihm ein Sinn zur Freiheit, ein Freiheitstrieb, so wie die Erkenntniß des Guten und ein Trieb dieses zu thun, bei einem mehr, bei dem andern weniger. Ueber die Gall'sche Organenlehre ist man vielleicht zu schnell hinweggegangen; denn auch angenommen, daß sich die Organe erst entwickeln und ausbilden können, wenn der Keim derselben genährt wird, d. h. wenn das ganze Dichten und Sinnen des Menschen auf seinen Lieblingsgegenstand gerichtet ist, so war doch der Keim, die Anlage, schon vorher dazu vorhanden, sonst wäre die Entwickelung unmöglich gewesen.

Dem Aengstlichen, Furchtsamen sieht es der Menschenkenner schon auf den ersten Blick an, wer er ist; es ist sein ganzes Wesen an der Aussenseite schon kenntlich; seine körperliche Constitution, seine Reizbarkeit und Empfindlichkeit sind so geartet, daß sich seine so entartete Seelenthätigkeit äußerlich abspiegelt. Mag sich hierauf die Physiognomik von Lavater gründen? Es giebt Krankheiten, wo auch die stärksten Geister schwach und ängstlich werden, wie z. B. bei Verhärtungen der Unterleibs-Eingeweide, besonders der Milz. Der Mensch, aus irdischen Stoffen gebildet, und an solche zu seinem Unterhalte gebunden, hat, wie alle Geschöpfe, einen angebornen Trieb, diesen Unterhalt zu erlangen, den Selbsterhaltungstrieb. Es ist nicht immer in seiner Gewalt, sich in diesem Trieb zu beherrschen, und darin liegt oft der Grund von bösen Thaten. Dieser Trieb ist für die Menschen und ihre moralische Freiheit der gefährlichste Verführer, und kann ihn zum ärgsten Bösewicht machen. O! wir kennen die Eindrücke und das Zusam-

menwirken der Umstände auf den Menschen nicht genau, sonst würden wir manchen Verbrecher menschlicher und nachsichtsvoller beurtheilen.

Kein Mensch ist frei von Begierden, Neigungen und Leidenschaften, und keiner kann ein Engel werden, so lange er die Erde bewohnt. Neigungen und Leidenschaften sind aber häufig an den organischen Bau gebunden, hängen von krankhaften Affectionen ab, oder werden davon bestimmt. Auffallend sehen wir dieß in den Gelüsten der Schwangeren, der Frauen während der Monatsperiode; und Osiander erzählt von den auffallenden Geistesstörungen, Neigungen und Begierden, die sich in den Blüthejahren beim weiblichen Geschlecht äussern. Diese Neigungen und Leidenschaften, die wir bei allen Menschen mehr oder weniger finden, könnte man die Erbsünde nennen. Der Mensch soll aber streben, sich moralisch immer zu vervollkommnen, und so nach und nach auf eine höhere Stufe der Moralität zu gelangen. Dieß ist sein Zweck, dieß sein Beruf.

Zum ganz fehlerfreien Menschen kann und wird er es hienieden nicht bringen! Aber in diesem Streben, dem Trieb nach Vervollkommnung und Tugend, im Erkennen des Bösen und Verabscheuen desselben, in der Beruhigung, die der der Tugend Ergebene fühlt, liegt eben die Würde des Menschen, seine geistige Erhabenheit über die Thiere.

Wir sehen aber nicht in jedem Menschen dieses Streben nach moralischer Vervollkommnung, und es scheint sogar, daß nicht jeder, wenn er den Werth des Guten auch kennt, Herrschaft genug über sich selbst hat, sich im Guten auszubilden; ja wir sehen oft eine sichtbare Zurückbildung, eine Verkennung und Verachtung des Guten, und Freude an Angewöhnung des Rohen und Bösen. Dieß ist der Zustand, den die Moral Unsittlichkeit nennt. Wir sehen, daß ganze Völkerschaften, ganze Nationen, sich in der Unsittlichkeit charakteristisch aus

irgend eine Weise auszeichnen, daß ein Individuum dem andern darin gleich kommt, gleiche Laster begeht, ohne zu wissen, ja ohne entfernt nur zu ahnden, daß es ein Laster ist, daß es Böses sey, weil jeder es begehe. Nationen sind darin wie einzelne Menschen zu betrachten: sie sehen den Splitter an andern, aber ihre Balken nicht. Vor Nationalsitte werden sie Nationalfehler nicht gewahr. So hält man den Türken für stolz, den Griechen für listig, den Italiener für rache- und eifersüchtig, und den Spanier für hochmüthig. Aber wie wir die Nationen in Neigungen und Leidenschaften ausgezeichnet sehen, so unterscheiden sie sich auch wieder an Körperbau und Temperament. So finden wir nirgends bei den Menschen ein Ideal eines vollkommen harmonischen Organismus. „Viele Unvollkommenheiten und Abweichungen von dem Ideal eines vollkommenen organischen Körpers sind demnach angeboren“, sagt Kreysig (System der praktischen Heilkunde, 2r Bd. S. 232) „und diese machen die natürlichen Unterschiede der Racen, Nationen und Völkerschaften, so wie der Individuen eines Volkes aus.“ Die Eigenheiten, die ein Volk hat, werden daher den Kindern angeboren, und selbst die organischen Eigenthümlichkeiten der Eltern werden auf die Kinder übertragen, und bestimmen die besondere Constitution des Individuums. Selbst Heinroth (Lehrbuch der Seelenstörungen, S. 185), der entschiedenste Vertheidiger der moralischen Freiheit, kann es nicht läugnen, daß manchmal die Seelenstörungen angeboren, erblich sind. Ein Mensch, dem nun sein individueller organischer Bau ein cholerisches Temperament giebt, ist aufbrausend, roh, heftig, jähzornig, und unfähig, sich immer sanft und ruhig zu halten. Ist der Mensch, der eine solche körperliche Constitution hat, frei, kann er seine Seelenkräfte nach freiem Willen gebrauchen, wenn organische Hindernisse, die er nicht zu bestimmen vermag, den Kräften seiner Seele eine andere Richtung geben? Und wenn denn

a priori angenommen werden kann, daß nirgends das Ideal einer vollkommenen Gesundheit und harmonischen Organisation gefunden wird, so kann man auch a posteriori schließen, daß die Freiheit der Seele durch die organische Einrichtung im Körper des Menschen beschränkt ist, und wir nirgends vollkommne, sondern nur bedingte moralische Freiheit beim Menschen antreffen. Am deutlichsten zeigt sich aber die Abhängigkeit der Seele bei körperlichen Krankheiten und Abweichungen, und darum will ich eine Reihe solcher aufführen, wo die Grundkräfte der Seele, Verstand, Vernunft und Gemüth in ihren Verrichtungen gestört erscheinen. Das Gemüth ist bei den Störungen des Seelenlebens am öftersten krankhaft ergriffen; das Herz steht zunächst in Verbindung mit ihm und scheint das Organ, der Träger zu seyn, wodurch sich die Gemüthsseite beim Menschen ausspricht *).

Wenn wir im Vorigen gesehen haben, daß das Temperament in einer eigenthümlichen körperlichen Constitution gegründet ist und sich nach der Körper-Individualität abspiegelt, und der Mensch unfähig ist, sein Temperament sich selbst zu bestimmen, und er somit schon im sogenannten gesunden Zustand wenn auch nur mit seinem Temperament zu kämpfen hat, so wirft dieser Erfahrungssatz schon alle Theorie

*) Pythagoras war nach Kurt Sprengel (Geschichte der Medizin, 1r Bd. S. 395) der erste, der die Seele in drei abgesonderte Vermögen theilte: den Verstand (νοῦς), das Gemüth oder die Begierde (φρένες), und den Muth, Zorn (θυμός). Nach Heinroth (Lehrbuch der Seelen-Störungen) sind die Grundkräfte der Seele: Geist, Gemüth und Wille. Aber schon Pythagoras scheint den Willen für eine untergeordnete Seelenkraft gehalten zu haben, weil er von demselben nichts sagt, und wirklich erscheint der Wille der Erfahrung nach auch untergeordnet und nicht als Grundkraft der Seele.

der Psychologen und Moral-Philosophen über moralische Freiheit um. Wir wollen jetzt aber auch den Einfluß der pathologischen Abweichungen, der organischen und mechanischen Abänderungen im Organismus, und deren Einfluß auf Störungen des Seelenlebens noch näher betrachten.

Viele dieser pathologischen Abweichungen, welche störend auf die Seelenvermögen zurückwirken, sind so beschaffen, so versteckt und im Bau des Organismus begründet, daß nur ein Erfahrener, ein mit dem Bau des Organismus genau Bekannter, sie entdecken kann, ja daß der geschickteste Anatom und Physiolog sie selbst oft nicht zu entdecken vermag, wie z. B. solche, die im Bau und in der Organisation des Nervensystems und im Gefäßsystem liegen. Im letzteren, dem Gefäßsystem, sind angeborne organische und mechanische Abweichungen gar nicht selten, die entweder in Erweiterung oder Verengerung einzelner Parthieen der Gefäße bestehen und einen mächtigen Einfluß auf das Seelenleben ausüben, wie wir bald näher sehen werden. Bei Verengerung der Gefäße der untern Extremitäten treffen wir die Gefäße gegen den Kopf hin oder in den Höhlen erweitert an. Solche Personen haben Congestionen nach dem Kopf, es fließt mehr Blut dahin, als nöthig ist, daher haben sie ein rothes Gesicht, leiden häufig an Schwindel, Betäubung, sind verdrießlich, auch empfindlich, und in dieser organischen Abweichung liegt die Prädisposition zu Seelenstörungen.

Bei solchen, die an Verengerung der Herzhöhlen leiden, sieht man gewöhnlich andere Gefäß-Parthieen, vorzüglich die nach dem Kopf hin, erweitert. Nicht selten ist dabei auch das Pfortadersystem mit Blut überfüllt, die Leber in einem gereizten Zustand, die Gallenbereitung und Absonderung zu stark. Individuen von dieser Beschaffenheit haben ein rothes Gesicht, Congestionen nach dem Kopf, und Neigung zu Obstruktionen, Stockung im Pfortadersystem und in der Leber.

Der Gemüthszustand ist bei Individuen mit diesen organischen Abweichungen abnorm. Gewöhnlich wirken alle äußeren Reize auffallend heftig auf sie ein, sie sind daher reizbar, empfindlich und jähzornig, bekommen bei der geringsten Wallung Herzklopfen; das Blut tobt, sie bekommen Bangigkeit; und sie verzweifelnd vom Strom der Handlungen fortgerissen werden, in eine Art Wuth gerathen, oder endlich in einer nervösen Extase unter Zuckungen bewußtlos niederstürzen. Nach und nach, oft erst nach Stunden, erholt sich das kranke Gemüth wieder; nun ist der Blutumlauf ruhig, der Herzschlag gleichförmig, das Aussehen blaß; statt daß vorher die höchste Exaltation vorherrschte und diese die Handlungen bezeichnete, ist jetzt die tiefste Depression eingetreten; das Gemüth des Kranken ist innig erschüttert, er weint, ist scheu und furchtsam; bis endlich die Gemüthsruhe und Harmonie der Verrichtungen wiederhergestellt ist. Man sieht bei solchen Individuen gewöhnlich zwei Extreme: das der höchsten Exaltation in Freude und Wuth, und das des tiefsten Kummers und der Melancholie.

Personen von sonst sanftem Charakter und guter Gemüthsart sind mit der bezeichneten abnormen Gefäßbildung bei leichter Irritation diesem vorübergehenden Gemüthssturme unterworfen, und alle Gewalt, die sie sich anthun, ist bei erlittener Irritation nicht vermögend, diese Gemüths-Exaltation zu beherrschen.

Es sind mir mehrere Individuen weiblichen Geschlechts der Art bekannt. Meistens findet man diese pathologische Abweichung angeboren. Doch ist es möglich, daß sie durch Lebensart, Beschäftigung und vorausgegangene akute Krankheiten auch erzeugt werde.

Bei Erweiterung des Herzens, Vergrößerung und Fettansammlung an demselben, entsteht ein dem obigen entgegengesetzter Gemüthszustand. Kranke der Art haben einen langsamen Blutumlauf, das Blut verweilt in den Gefäß-

Stämmen, vorzüglich aber, weil das Herz und die Gefäße nicht die Kraft haben, es fortzuschaffen, im Herzen. Daher haben solche Kranke erschwerten Athem, sind gequält mit Angst, Unruhe und Bangigkeit, quälen sich mit Gewissensvorwürfen, sind sehr ängstlich und haben beständige Furcht vor dem Tode; während sie immer über beengten Athem klagen, sind sie voll lebhafter Geschwätzigkeit und verfallen dann wieder in die tiefste Traurigkeit und Melancholie, die sie bei aller Todesfurcht zum Lebensüberdruß führt. Ich behandelte einen einundsiebenzigjährigen, kleinen aber robusten Mann an Erweiterung des Herzens und an Polypen in den großen Gefäßstämmen, welche die Folge früher da gewesener Entzündung waren. Er war von sanguinisch-cholerischem Temperament, einfachem Verstand und guter sanfter Gemüthsart. Erst in den sechziger Jahren bekam er diese Krankheitsform, und mit dieser eine Aufschwellung der Schilddrüsen, einen dicken Hals und eine Veränderung des Tons der Sprache, welche trocken und hohl wurde. Von dieser Zeit an hat sich, seiner eigenen Erzählung zufolge, sein Gemüthszustand verändert; so wie er früher fröhlich und lebhaft war, so wurde er jetzt düster, ängstlich und schwermüthig. Durch Blutentziehungen war ich im Stande, seinen Gemüthszustand zu bestimmen; war sein Puls langsam, voll, hart und gespannt, so hatte er Bangigkeit, Angst und Todesfurcht, und verfiel in eine tiefe Schwermuth, die an Verzweiflung gränzte. Durch einen Aderlaß von acht Unzen, Entziehung aller Reize, wurde sein Puls wieder freier, klein und schnell, der Blutumlauf regelmäßiger, und damit auch sein Gemüth wieder heiter; er wurde munter, froh und voll Lebenslust, je freier die Blutcirculation wieder von sich ging. Zuletzt bekam er apoplectische Anfälle, und starb suffocatorisch. Neben jenen Abweichungen am Herzen, zeigte die Section auch den Herzbeutel mit Wasser angefüllt.

Ein anderes Beispiel der Art beobachtete ich noch auffallender bei einer Frau von drei und sechzig Jahren, die an Erweiterung des Herzens, besonders der rechten Hälfte desselben, und Verwachsung des Herzens mit dem Herzbeutel litt. Sie war groß, robust, von lebhaftem cholerischem Temperament, von rauher Aussenseite und Wortäusserung, jedoch von [illegible] Gemüth und voll edlem Gefühl. Sie sah lebhaft und roth im Gesicht aus, und hatte einen vollen, ungleichen, aber kräftigen Pulsschlag. War ihr Puls rasch, schnell und voll, oder war sie durch ein erhitzendes Getränk erregt, so wurde sie mürrisch und traurig, zänkisch, rachsüchtig, bekam Beängstigung und wurde fast tobsüchtig. Ein Aderlaß von zehn Unzen machte sie gelassen, ruhig und friedfertig. Wandte ich hiernach die Digitalis an, so wurde dadurch die arterielle Kraft gemindert, und in dem Maaß, als der Puls dadurch retardirt wurde, ward sie traurig, weinte, ängstigte sich mit Vorwürfen, bekam Todesfurcht, und verfiel zuletzt in Schwermuth. Mit der Digitalis war ich im Stande, ihr Gemüth willkührlich zu stimmen und zu leiten. Sie starb, als Brustwassersucht hinzu kam.

Noch eine andere Klasse von organischen Abweichungen des Organismus stört die Verstandesoperationen oder das Seelenleben. So sehen wir z. B. bei Unterleibsleiden, vorzüglich bei Leiden der Leber und ihres Apparates, des Gallensystems ꝛc. auffallende psychische Störungen. Die bekannteste von diesen ist die Hypochondrie und Hysterie. Fast immer wurzeln diese in Störung der Verrichtung der Leber und ihres Apparates, so wie auch in Störungen im Pfortadersystem, wahrscheinlich auch in einem disharmonischen Verhältniß der großen Nervengeflechte im Unterleibe, welches Verhältniß sich nicht leicht auffinden läßt.

Aber auch noch andere pathologische Abänderungen, vorzüglich in der Gallen-Bereitung und Secretion, erzeugen psychische Leiden. Daß die Galle eine wichtige Rolle bei geistigen Stö-

rungen sieht, haben die Alten vielleicht nicht mit Unrecht angenommen.

Personen, bei denen die Gallen-Secretion stark ist, und die Uebermaaß an Galle haben, sind verdrießlich, neidisch, reizbar und geneigt zu Jähzorn. Nicht immer aber ist dabei das Uebermaaß der Galle, sondern der gereizte Zustand im Lebersystem die Ursache; und oft sind Stockungen, Verhärtungen in der Leber, die Begleiter oder auch die Vorläufer.

Die Leber erhält ihre Nerven aus dem Gangliensystem, dem sympathischen Nerven und dessen Geflechten; und ihre Connexion mit dem Gehirn ist in der Physiologie und der Pathologie anerkannt. Daher kommt es denn auch, daß eine pathologische Veränderung in ihren Gebilden, ein gereizter Zustand in ihr, die Gehirnthätigkeit und Verstandesoperationen so sehr in Anspruch nimmt. Gallichte gastrische Fieber sind, wenn sie einen höhern Grad erreichen, wenn sie nervös werden, vorzugsweise mit Delirium verbunden, und haben das Charakteristische, daß sich das Delirium mit fixen Ideen ausspricht.

Die Ursache dieser auffallenden Erscheinung ist noch nicht entdeckt, und genügt uns bis dahin die Erfahrung.

Noch eine Klasse von Störungen des Seelenlebens finden wir in den unvollkommen entwickelten Organen, dem Bau des Organismus und der Ausbildung der Geisteskräfte. Je vollkommener der organische Bau, die Entwickelung und glückliche Lage des Gehirns ist, und jemehr sich hierin ein harmonisches Ebenmaaß ausspricht, desto mehr ist der Mensch fähig zur geistigen Ausbildung. Ich begegne hierin wieder Gall, vorzüglich aber Camper (a. a. O.), welcher mittelst Linien, durch den Kopf gezogen, die Schönheit und geistige Fähigkeit beim Menschen bestimmen will, und hierin die glücklichste Uebereinstimmung bei dem Europäer und vorzüglich bei dem Griechen findet. In der vergleichenden Anatomie sehen wir, daß der Mensch als

mählig sich näher die Thiere erhebt, und daß im Gehirnbau und in der aufrechten Stellung der vorzüglichste anatomische Unterschied zwischen ihm und den Thieren sey. So erscheint der Mensch in dieser Beziehung als das vollendetste Thier, und die Hypothese von Herder (Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit), die den Menschen bis zu seiner vollendetsten Entwicklung alle Thierklassen durchgehen läßt, gewinnt an Glauben.

So wie wir den menschlichen Organismus vom Embryo, vom ersten Keim an sich allmählig Organ für Organ entwickeln und diese Organe ihre Verrichtungen ausüben sehen, so sehen wir auch die geistigen Thätigkeiten nach und nach erwachen und nicht mit einmal thätig werden. Alle geistige Entwickelung hängt daher von der Entwicklung der Organe, durch welche sie sich aussprechen, ab.

Dieserwegen ist aber nicht zu glauben, daß die Seele des Menschen mit dem Wachsthum des Körpers auch wachse. Nein, in dem Kind ist dieselbe Seele, derselbe Geist wie beim Erwachsenen, aber die geistigen Vermögen können sich durch die zum Theil noch unentwickelten, nicht gereiften Organe nicht ausdrücken, nicht aussprechen, noch nicht sichtbar werden.

Auch die Pathologie des Gehirns und des Nervensystems zeigt uns eine Reihe von Abweichungen, welche die geistigen Vermögen stören. Aus der Erfahrung wissen wir, daß diese Vermögen vorzüglich durch das Gehirn und die Nerven vermittelt werden. (Kreyßig a. a. O. 1. B.)

Gehirn und Nerven sind in physiologischer Beziehung eins. Denn wenn das Gehirn leidet, so wird dieses Leiden bald auf das Nervensystem übertragen, und so umgekehrt. Die Physiologie und Pathologie haben die krankhaften Abweichungen im Bau und in den Verrichtungen der Nerven noch nicht befriedigend entdeckt und lassen hierin noch eine Lücke. Aus der Erfahrung und Beobachtung wissen wir aber, daß, sobald die Nerven patho-

logische Abänderungen erlitten haben, Störungen in der geistigen Sphäre erfolgen; wie wir dieses besonders in dem Ganglien-System und in dem sympathischen Nerven sehen. Oft ist aber diese pathologische Abänderung so gering, daß sie unserm Auge entgeht, und wir von der Wirkung auf die Ursache schliessen müssen.

Wie erklärt man sich z. B. die wunderbaren Erscheinungen in der geistigen Sphäre während der Pubertäts-Entwickelung, wovon Henke (die Entwickelung des menschlichen Körpers) und Osiander (Blüthe-Krankheiten des weiblichen Geschlechts) so auffallende Beispiele erzählen!

Offenbar geschehen denselben durch Vermittlung des Nervensystems während der Entwicklung, ohne daß man in Form und Materie der Nerven bis jetzt Abänderungen entdecken konnte. Die Pathologie des Gehirns zeigt ferner eine Reihe organischer Fehler, welche das geistige Vermögen stören. Kopfverletzungen mit ihren Folgen, Verwachsung, Verknöcherung, Ausschwitzung irgend einer Materie am Gehirn, stören die Geistes-Kräfte und sind nicht selten Ursache von Wahnsinn. Beispiele der Art zählt die medicinische Litteratur in Menge auf. Gehirnentzündung ist mit Raserei, mit Wahnsinn verbunden, der nicht selten auch noch lange nachher fortdauert, wenn die entzündliche Affection vorüber ist, ja oft bleibt.

Es sind mir mehrere Beispiele bekannt, daß am nervösen Fieber mit entzündlicher Affection des Gehirns erkrankt gewesene Individuen die im Fieber gehabte fixe Idee, den Irrwahn, noch Monate lang behielten, als sie längst physisch wieder gesund waren.

Cretinen, bei denen das Gehirn oft unverhältnißmäßig groß, in der Masse selbst aber krank, unvollkommen entwickelt ist, sind dumm, geistlos und thierähnlich. Es wäre grausam, zu glauben, daß solche Geschöpfe weniger beseelt seyen, weniger Geist hätten, als andere gesunde Menschenkinder; nein!

so ungerecht ist der gütige Schöpfer aller Wesen nicht, aber ihr Geist ist nicht vermögend, sich durch das kranke Organ auszusprechen, zu enthüllen.

Aeußere Einflüsse, Nahrungsmittel und Getränke beeinträchtigen die geistigen Verrichtungen, und zwar bei einem jeden nach seiner individuellen Nervenstimmung. Auffallend sehen wir durch den Genuß des Weins die Gemüths- und Verstandes-Operationen verändert, wie der Wein zornig, lustig, traurig, streitsüchtig, rachsüchtig, gemüthlich macht, und einen jeden fast auf eine andere Art afficirt. Ich kenne eine Person, die, sobald sie ein einziges Glas Wein trinkt, ohne berauscht zu seyn, jähzornig, streitsüchtig wird und in einen Irrwahn verfällt, der erst mit der Wirkung des Weines sich verliert.

Fleischnahrung macht bekanntlich die Menschen kräftig, rascher zum Zorn geneigt. Fleischfressende Thiere sind die grausamsten, ja blutdürstigen. Die Natur hat sie physisch und psychisch versorgt, um sie zu erhalten, physisch mit starken Waffen und mit Kraft, psychisch mit Muth und List. Pflanzenfressende Thiere sind zahmer und gutmüthiger. Menschen, die nur thierische Nahrung, Fleischnahrung genießen, sehen wir rasch, muthig und kräftig, und zur Aufwallung geneigt. Solche, die nur Pflanzennahrung genießen, sind hingegen weniger muthvoll, sind gelassen und sanfter.

Wichtiger sind noch die atmosphärischen und tellurischen Einflüsse auf die Ausübung der Geisteskräfte. Die Physik hat uns hierüber noch nicht Aufschluß genug gegeben, aber die Erfahrung belehrt uns, daß klimatische und atmosphärische Einflüsse die geistigen Thätigkeiten der Menschen verändern und umstimmen. Der erfahrne und gelehrte Metzler giebt darüber in seinem Buch: „Versuch eines Leitfadens ꝛc.“ beherzigungswerthe Winke.

In England fallen die meisten Selbstmorde während der

neblichten Witterung im November und Decbr., in Italien die meisten Morde während der Hitze im Juli und August vor, und in Montpellier steht die Zahl der Verbrechen mit der warmen Jahreszeit vollkommen in geradem Verhältniß. (Metzler a. a. O.). Große Hitze, neblichte nasse Witterung, heiterer, so wie trüber Himmel und das Verhältniß der Elektrizität, und leichte und schwere Luft, wirken auffallend auf die physischen und psychischen Verrichtungen der Menschen ein. Es ist allgemein bekannt, daß manche Menschen vor dem Ausbruch eines Gewitters eine Müdigkeit bekommen, schwermüthig, ängstlich, verdrossen, von Bangigkeit überfallen werden, und daß alle diese Erscheinungen nachlassen, sobald die Explosion der Elektrizität vorüber ist und die ganze Natur wieder neu belebt und mit frischer Kraft erscheint.

Auch der Einfluß der Himmelskörper auf die Geistesthätigkeiten ist nicht zu verkennen, wenn man ohne vorgefaßte Meinung beobachtet. Der Einfluß der Mondsveränderungen zeigt sich deutlich bei verschiedenen Krankheiten, z. B. bei Würmern, sogenannten Nervenkrankheiten, besonders auch in der Epilepsie. Wenn wir dieß sehen, warum sollen wir nicht auch glauben, daß die Himmelskörper auf die geistigen Verrichtungen influiren?

In der empfangenen Erziehung und Bildung des geistigen Vermögens finden wir ebenfalls eine Hauptquelle der Verkehrtheit und Störung der geistigen Verrichtungen. Die ersten Eindrücke, die der Mensch in seiner Jugend erhält, vermögen Alter und Lebensumstände nicht leicht zu verwischen.

Obwohl wir nicht überall eine gleiche Empfänglichkeit für die geistige Ausbildung antreffen und diese sehr von dem individuellen organischen Bau abhängig ist, so bestätigt doch die Erfahrung, daß eine zweckmäßige moralische Erziehung von der frühesten Jugend an dem menschlichen Geist eine edlere Richtung und Grund-

sätze giebt, die der Bestrebung des organischen Baues sich widersetzen. Wir finden aber auch glücklich Geborne, bei denen der organische Bau, die Lage des Gehirns und der inneren Sinnwerkzeuge, in so harmonischem Ebenmaaß stehen, daß ihnen die Reception zur edleren Bildung leicht wird; hingegen auch andere, bei denen das glückliche Ebenmaaß der innern Sinnwerkzeuge nicht statt findet, die dann nur mühsam oder gar nicht zur edleren geistigen Kultur gelangen, und endlich selbst den Eindrücken ihrer Sinne unterliegen.

Man will beobachtet haben, daß durch frühe Erweckung der Geisteskräfte der Kopf seine Form ändert, und das Gehirn sich energischer ausbildet. Durch die tägliche Reizung der innern Sinnwerkzeuge strömt mehr Blut und Nervenäther nach dem Gehirn, wodurch die plastische Ausbildung und die Energie des Gehirns sich früher zeigt, so daß der vorherige Satz dadurch an Vertrauen gewinnt.

Wohl dem also, der in einer glücklichen Lage geboren wird und gute Bildung erhält! Da aber viele tausend Menschen nicht in der Lage sind, so dürfen wir uns nicht wundern, wenn wir die moralischen Verbrechen so häufig sehen. Was der Mensch ist, das ist er durch Bildung.

„Die Vernunft ist das fortgehende Werk der Bildung", sagt Herder a.a.O. Und ferner: „Der Mensch hat die Vernunft erlangt, nachdem die Eindrücke waren, die er erlangte, die Vorbilder, denen er folgte, nachdem die innere Kraft und Energie war, mit der er diese mancherlei Eindrücke zur Proportion seines Innersten verband, nachdem ist auch seine Vernunft reich oder arm, krank oder gesund, verwachsen oder wohlerzogen wie sein Körper. Täuschte uns die Natur mit Empfindungen der Sinne, so müßten wir uns ihr zufolge täuschen lassen; nur so vielerlei Menschen einerlei Sinn hätten, täuschten sich gleichförmig. Täuschen uns die Menschen und

haben wir nicht Kraft oder Organ genug die Täuschung einzusehen und die Eindrücke zur bessern Proportion zu sammeln, so wird unsere Vernunft krüppelhaft und oft krüppelhaft auf das ganze Leben."

So sehen wir in diesem kurzen Umriß (der keineswegs auf Vollständigkeit Anspruch machen kann, sondern nur Bruchstück ist) die geistigen Verrichtungen des Menschen auf mancherlei innerliche und äusserliche und organische Einflüsse gestört, und die freie Ausübung der Seelenkräfte gehindert. Nur ahnen können wir diese Freiheit für eine Zeit, wo die körperlichen Fesseln abgelegt sind. Aber dieß kann und soll uns auch zu dem Schluß führen, daß wir hienieden Gefallene, Verbrecher, schonend und nachsichtlich beurtheilen, und nicht nach den harten, trockenen Worten der Gesetze und der Dogmen.

---

## Auch einige Bemerkungen über den Begriff der Seelenkrankheiten;

von

Herrn Medizinalrath Dr. Günther zu Köln.

---

Wenn die Seele, unser Ich, die in uns wohnende Psyche, den äussern Sinnen gänzlich entzogen, und nur mittelst des innern Sinnes wahrnehmbar ist, welche innere Wahrnehmungen theils in Gefühlen, als bloß subjectiven leidenden Zuständen, theils in unmittelbaren Vorstellungen (Anschauungen), theils in thätigen Veränderungen in uns, durch Bildung der Begriffe, Urtheile und Schlüsse, theils in Bestrebungen und Begierden, wovon wir nur durch

innere Empfindung Vorstellung erhalten, bestehen, so entsteht aus dieser vorausgesetzten Ungleichartigkeit des Gegenstandes des innern Sinnes (der Seele) mit den Gegenständen äußerer Sinne, — da jenem nur die Zeit, diesen auch der Raum zur formalen Bedingung ihrer Anschauung, anhängt, — diejenige Schwierigkeit, welche die Aufgabe, die Gemeinschaft der Seele mit dem Körper zu erklären, bei der Philosophie von jeher veranlaßt hat. „Bedenkt man aber" (sagt einer unserer vorzüglichsten, aber fast schon der Vergessenheit anheim gefallenen Critiker der menschlichen Erkenntnißquellen *), „daß beiderlei Arten von Gegenständen hierin sich nicht innerlich, sondern nur insofern eines dem andern äusserlich erscheint, von einander unterscheiden, mithin das, was der Erscheinung der Materie, als Ding an sich selbst, zum Grunde liegt, vielleicht so ungleichartig nicht seyn dürfte: so verschwindet diese Schwierigkeit, und es bleibt keine andere übrig, als die, wie überhaupt eine Gemeinschaft von Substanzen möglich sey, welche zu lösen, ganz ausser dem Felde aller menschlichen Erkenntniß liegt **)."

Diesem letztern Ausspruche vor allem huldigend, verlassen wir den grundlosen Boden der Spekulation, und halten uns an das, was hierüber die Erfahrung lehrt, nämlich, daß, wenn die äussern Gegenstände auf unsere Sinne wirken, die Eindrücke derselben von ihnen percipirt werden, wodurch eine Wahrnehmung der Veränderung, mittelst des innern Sinnes, entsteht, deren Theilvorstellungen durch die Zusammenfassung zu einem Ganzen in der Vorstellung verbunden

*) Dieser Vorwurf rechtfertigt sich, im Vorbeigehen gesagt, namentlich bei der zeither wieder in Anregung gebrachten Untersuchung über die Freiheit des Menschen.

**) J. Kant in s. Kritik der reinen Vernunft; 3te Aufl. S. 427.

werde, bei welchem letztern Geschäfte, der Synthesis, die Einbildungskraft als vorzüglich thätig erscheint. Wenn nun aber auch gleich die subjectiven Empfindungen, durch die Eindrücke der Objecte auf unsere Sinne veranlaßt, alienirt sind, so hat solches doch nicht nothwendig eine falsche und verdorbene Erkenntniß zur Folge, und erst alsdann, wenn der innere Sinn, durch die Bürde der Gefühle und Einbildungen entweder in seiner Thätigkeit unterdrückt, oder zu ganz falschen und abnormen Wirkungen bestimmt, und so in der Auffassung des Ganzen in der Vorstellung, durch den Act der Synthesis, fehlerhaft wird, tritt Störung des Verstandes ein, und das Individuum leidet an demjenigen Zustande, den wir mit dem Namen der Seelenkrankheit, der Geistesverwirrung, oder der Störung des Seelenlebens, bezeichnen, jene Störung möge nun unter einer Form erscheinen, wie sie immer wolle, woraus jedoch keineswegs folgt, daß der kranke Zustand des Individuums, welches hierzu die Veranlassung giebt, nothwendig in diesem geistigen Theile des Menschen selbst seine Quelle haben müsse.

Um indeß unsern Begriff der Seelenkrankheit näher zu erörtern, und die Frage zu untersuchen, ob eine solche, im eigentlichsten Verstande genommen, zu statuiren sey, welches einzig der Zweck dieser kleinen Abhandlung ist, sey es uns erlaubt, von dem Sichtbaren zu dem, was unsichtbar, überzugehn, und zuvörderst uns die Lösung der Aufgabe vorzuhalten, was Krankheit überhaupt sey, oder worin das Wesen derselben bestehe, insofern der Begriff derselben den innern Zustand des lebenden thierischen Organismus bezeichnet.

Wir nennen das Wesen eines Dinges den Inbegriff aller wesentlichen Stücke desselben, oder die Zulänglichkeit seiner Merkmale, der Coordination oder der Subordination nach, ohne uns hierbei vermessen zu wollen, in das Real- oder Natur-Wesen eines Dinges eindringen zu

können, welches wir überall nicht einzusehen vermögen, indem die Erkenntniß des letztern (Esse rei) auf der Erkenntniß aller der Prädikate beruht, die zum Daseyn eines Dinges, als Bestimmungsgründe, erforderlich sind. Nach dieser Feststellung des Begriffs des Wesens eines Dinges überhaupt, oder in abstracto, müssen wir nun auch das Wesen einer Krankheit, als eines Dinges in concreto, in die Erkenntniß aller der Merkmale setzen, welche zur Characterisirung derselben zulänglich sind. Diese Merkmale liefern nun die Symptome einer Krankheit, aus deren Gesammtheit wir auf das Wesen derselben zu schliessen uns berechtigt glauben, ohne aber in das Real- oder Natur-Wesen derselben, welches in der Veränderung des Seyns (Esse) des Organismus besteht, eindringen zu können, das den Sinnen, wie überall, so auch hier, gänzlich entrückt ist. Doch dürfen wir aus den Wirkungen einer Krankheit, wie sie sich durch die verschiedenen Symptome manifestiren, und die daher in die Sinne fallen, mit Recht schliessen, daß das Seyn des Organismus nicht nur quantitativ, sondern auch qualitativ, oder, wie die Sprache der Logik sich ausdrückt, in modo, eine Veränderung erlitten haben müße, ohne jedoch über die Natur dieser Veränderung weiter Rechenschaft geben zu können. Ja, dieses letztere gehört wesentlich zum Begriff einer Krankheit, als eines innern Zustandes des Organismus, da aus einer bloßen Veränderung seines Seyns, in quantitate, durchaus nicht einzusehen ist, wie dieselbe sich ausbilden könne: denn gerade diese irrige Ansicht war es, woran ehemals die Brownsche Schule scheiterte, deren Nichtigkeit seit fast zwanzig Jahren so vielseitig durchgesprochen ist, und worüber in diesem Augenblicke die Spekulation sich wieder mit der Erfahrung so innigst ausgesöhnt hat, daß es nur Wortverschwendung seyn würde, die Gründe für diese Nichtigkeit nochmals dem Leser in extenso vorführen zu wollen.

Wenden wir nun diesen allgemeinen Begriff des Wesens einer Krankheit, von dem wir voraussetzen, daß er der richtige sey, indem es sonst überall keinen andern geben kann, auf die sogenannten Seelenkrankheiten an, so wächst die Schwierigkeit unserer Einsicht in die Natur derselben noch dadurch, daß dieses Prädikat hier auf einen Gegenstand angewandt werden soll, der selbst unsern Sinnen gänzlich entrückt ist, dessen Daseyn wir hier zwar, ohne uns in die Critik der Beweise für dasselbe einzulassen, als wirklich voraussetzen, über dessen Natur wir uns aber in einem noch größern Dunkel befinden. Denn, welche Vorstellung wir uns auch immer von einem solchen Wesen zu machen erlauben wollten, so könnten wir doch vernünftigerweise, ohne der Spekulation zuviel einzuräumen (wenn es anders einem, von der Sinnlichkeit genährten Verstande erlaubt ist, über Wesen, die nicht in die Reihe der Sinnenwelt gehören, Vermuthungen zu wagen), höchstens von demselben das Prädikat, — als das abstracteste aller Prädikate — aussagen, daß es eine einfache Kraft sey, die überall als Thätiges sich selbst gleich erscheint, von der mithin alles Materielle, folglich auch alles Räumliche, ausgeschlossen ist, und von der Niemand sich eines besondern Ortes in seinem Körper unmittelbar bewußt seyn kann, wie dieß wohl ehedem eine gewisse Schule behauptete, was aber allen geläuterten Begriffen von einem geistigen Wesen durchaus widerspricht. Wenn es daher sich allerdings wohl denken ließe, daß bei einem Wesen, dem doch eine intensive Größe oder Sphäre der Wirksamkeit zugestanden werden muß, diese Größe in ihren Graden, oder der Quantität nach, eine Veränderung erleiden könnte, so widerstreitet es doch aller vernunftmäßigen Vorstellung von einem solchen Wesen, das der extensiven Größe, oder des Mannigfaltigen ausser einander, ermangelt, daß dasselbe einer Veränderung seines Seyns (Esse) in modo

unterworfen seyn sollte, da eine solche Corruptibilität desselben, wenn ich mich so ausdrücken mag, mit der Einfachheit dieser Kraft durchaus sich im Widerspruch befindet. Wir haben aber oben erwiesen, daß dieses letztere wesentlich zum Begriff einer Krankheit gehört; es wäre daher eine contradictio in adjecto, von der Seele zu prädiciren, daß sie krank sey, und wir müßen aus diesem Grunde den Ansichten derjenigen beistimmen, welche Seelenkrankheiten, im stricten Verstande genommen, nicht statuiren, sondern diesen Ausdruck blos im uneigentlichen Sinne nehmen.

Diejenigen unter den Psychologen und Aerzten, welche, als zu der gegenseitigen Parthie sich bekennend, Materielles und Immaterielles als nicht unterschieden betrachten oder nur als verschiedene Erscheinungen einer und derselben bildenden Kraft, verwechseln offenbar den Begriff der Seele mit dem des Lebensprinzips; sie halten Belebt- und Beseelt-seyn für gleichbebedeutend, ohne es sich selbst gestehen zu wollen, und können daher im Grunde nicht einmal als Gegner jener Annahme angesehen werden, da für sie überall von einer Seele, als einem besondern, dem Menschen inwohnenden geistigen Prinzip, nicht die Rede ist. Sie theilen, rücksichtlich ihrer Ansichten über die Natur des Menschen, gewissermaßen Spinoza's Idee in Betreff des Universums, der bekanntlich alle Dinge als solche betrachtete, die entweder Attribute oder modi der einzigen unendlichen göttlichen Substanz seyen, die er als eine Alles erfüllende Intelligenz bewußtlos handeln läßt, obgleich eben derselbe Schriftsteller im letzten Buche seiner Ethik „über die Liebe zu Gott", in welchem Buche die tiefe Gemüthlichkeit dieses übrigens so verehrungswürdigen Menschen nicht zu verkennen ist, Gedanken vorträgt, die mit jener Vorstellung offenbar im Widerspruche stehen, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn der menschliche Geist sich in Regionen verirrt, wo es vieles zu träumen, aber wenig zu

wissen gibt. Wo die Partheien also in ihren Behauptungen von so verschiedenartigen Prinzipien ausgehen, kann mit Grund kein Streit geführt werden: denn hier ist so wenig zu widerlegen, als zu vertheidigen; und es dürfte wohl schwerlich auf dem Wege der Dialektik, die ein ganz anderes Dominium hat, ausgemacht werden, auf welcher Seite die Wahrheit, oder wessen Voraussetzung die richtige sey.

Andere, die der Behauptung, daß es keine Seelenkrankheiten, im eigentlichsten Verstande genommen, gebe, entgegen sind, haben einige der vorzüglichsten und anscheinendsten Einwürfe aus dem Gebiete der Empirie herüber zu holen gesucht, die aber meines Dafürhaltens von keinem sonderlichen Gewichte sind. Herr Dr. Franke hat sie in dieser Zeitschrift, im zweiten Hefte d. J., ausführlich zu widerlegen gesucht, auf welche Arbeit ich daher meine Leser verweise. Ohne mich hier einer Wiederholung derselben schuldig machen zu wollen, will ich nur einige meiner eigenen Bemerkungen darüber noch mittheilen.

Was zuvörderst den Einwurf betrifft, welcher von dem plötzlichen Eintritt des Irreseyns nach Gemüthseindrücken hergenommen ist, so müßen wir geradezu läugnen, daß unmittelbare Gemüthseindrücke statt finden, die den Verstand auf der Stelle zerrütten, ohne den physischen Theil des Individuums krankhaft zu affiziren. Denn erstlich vermag nichts auf unsern geistigen Theil zu wirken, was nicht mittelbar den Weg durch die Sinne genommen, und wäre es möglich, daß ein Mensch sich in einen Zustand der Isolirung versetzen könnte, wo jedem Eindrucke der Eingang zu der Seele gänzlich verschlossen wäre, so würden zugleich alle Functionen des Seelenlebens aufhören, und der Mensch psychisch todt oder eine Thierpflanze seyn. Der Cretinismus stellt ein annäherndes Beispiel von einem solchen Geschöpfe dar. Erfolge, zweitens, diese Gemüths-

aufregung auch noch so schnell, so würde zwischen ihr und dem Eindrucke doch immer ein Zeitmoment vorhergehen, wo der physische Theil des Menschen die erste Wirkung desselben percipirte und ohne Zweifel eine Veränderung irgendwo erlitte, wodurch das Gehirn, dieses Organ des Seelenlebens, entweder mittelbar oder unmittelbar in denjenigen Züstand versetzt würde, worin die Wirkung der Seele durch dieses Organ selbst nicht mehr der Norm gemäß vor sich gehen kann. Wie schnell der Eindruck der Leidenschaften in dem physischen Theile des Menschen eine Veränderung hervorzubringen im Stande ist, wissen die Aerzte zu wohl, als daß es vieler Beispiele zum Beweise bedürfte. Entartet nicht die Galle auf der Stelle beim Anhören einer Aergerniß oder Zorn erregenden Nachricht? — Erleiden nicht beim Schreck der Kreislauf und alle davon abhangenden Absonderungen die sichtbarsten Veränderungen, und bewirkt nicht selbst die Freude plötzlich eine Suspension aller physischen Funktionen und selbst den Tod? — Warum auf heftige Gemüthseindrücke nicht jedesmal, oder gar selten Verstandesverwirrung entsteht, davon ist wohl der Grund der nämliche, um dessen willen nicht jedesmal Ansteckung erfolgt, wenn der Mensch sich der Einwirkung eines Contagiums aussetzt. Besonders aber mache ich hier auf besondere Prädisposition aufmerksam, die, wie mich däucht und wie ich durch eine lange Beobachtung dieses Gegenstandes glaube überzeugt zu seyn, bei keiner Krankheitsform zur Ausbildung derselben so erforderlich ist, als gerade bei Geistesstörungen. Es gibt bekanntlich Menschen, deren Verstand bei der geringsten Anregung von Aussen zu leiden anfängt, da hingegen Andere unter allen Schlägen des Schicksals in dieser Hinsicht aufrecht stehen bleiben. Meiner individuellen Ueberzeugung nach liegt diese Opportunität in einer fehlerhaften Organisation des Kopfes, oder vielmehr des Gehirns, dieser Behausung des Seelenlebens, oder, um einer unrichtigen Aus-

legung dieses Ausdrucks vorzubeugen, dieses Organs, das der Seele nicht als ausschließlicher Sitz angewiesen, — eine Vorstellung, die, wie oben schon gezeigt, mit einem geistigen Wesen nicht vereinbar ist —, wohl aber zum Centralpunkte ihrer Wirksamkeit im menschlichen Organismus dient. Hier ist der Ort, wo sie ihre Kraftäußerung dergestalt reflectirt, daß, wenn die Seele eines Grönländers, dessen ganze Geschicklichkeit im Seehundsfange besteht, mit der Organisation eines Leibnitz oder Kant vereinigt werden könnte, sie höchst wahrscheinlich in dieser neuen Hülle in demselben Glanze, wie die eigene Seele dieser großen Männer, strahlen würde. Daß diese vorzügliche Geistesanlage durch die Erziehung, ohne die auch der bestorganisirte Kopf auf einer niedern Cultur der obern Erkenntnißkräfte stehen bleiben würde, mehr ausgebildet werde, wird wohl niemand läugnen. „Der Unterschied zwischen einem Philosophen und einem gemeinen Lastträger", (sagt Smith), „den beiden unähnlichsten Menschenarten, scheint weit weniger von ihrer Natur, als von ihren beiderseitigen Gewohnheiten, ihrer Erziehung und ihren erlernten Fertigkeiten herzurühren. Bei ihrer Geburt, und während ihrer fünf oder sechs ersten Lebensjahre, waren sie einander sehr ähnlich, und wahrscheinlich hätten weder ihre Aeltern noch ihre Spielkameraden eine beträchtliche Verschiedenheit unter ihnen entdecken können. Ungefähr in diesem Alter, oder kurze Zeit darauf, fingen sie an, mit ganz verschiedenen Arbeiten beschäftigt zu werden. Dann erst ward auch die Verschiedenheit ihrer Talente wahrgenommen, und dieser Abstand wurde immer stufenweise größer, bis endlich die Eitelkeit des Philosophen kaum irgend eine Gleichheit unter ihnen anzuerkennen Lust hat." — Bei Menschen von gleichen Anlagen hat das Gesagte allerdings Grund, nur kann die Auszeichnung derselben, die auf einer vorzugsweise glücklichen Organisation beruht, die beste Erziehung nicht ersetzen.

Der Einwurf, daß die körperlichen Funktionen der Irren häufig nicht gestört seyen, und daß die Leichenuntersuchungen sehr oft nicht die geringste Spur von Abnormität im Gehirn entdecken, ist, meines Erachtens, von noch geringerem Gewichte. Entweder liegt die entfernte Quelle der Krankheit bei den Irren in einem andern, von dem Gehirn entfernten Organ, und das Gehirn leidet consensuell, oder es leidet idiopathisch. Wenn daher unter beiderlei Voraussetzungen in seltenen Fällen, (denn selten werden sie gewiß immer seyn, wenn man anders Gelegenheit und Geschick genug hat, das körperliche Befinden der Geistesgestörten, nach allen seinen Seiten, genau zu untersuchen), nicht die geringste Spur eines körperlichen Uebelbefindens bei einem Irren sich entdecken sollte: so finde ich darin nichts der Erfahrung in analogen Fällen Widersprechendes, welche vielmehr lehrt, daß nach dem Tode, besonders bei plötzlich Verstorbenen, in diesem oder jenem Organ, welches den wichtigsten Einfluß auf die Lebensfunction hat, häufig die bedeutendsten Abnormitäten gefunden werden, wovon sich Niemand das mindeste während des Lebens des Kranken träumen ließ, da keine Spur von Krankheitsgefühl bei demselben auf so etwas hindeutete. Ich selbst erinnere mich eines Falles, wo ein Mensch plötzlich beim Anstrengen im Singen todt dahin sank, bei dessen Section eine Ruptur eines, im Bogen der Aorta befindlichen Aneurysma angetroffen wurde, und doch klagte dieser Mensch während seines Lebens über nichts. — De Haen theilt eine Beobachtung mit (Heilungsmethode Th. II. K. 8. S. 173), wo nicht allein das Herz mit dem Herzbeutel völlig, sondern auch die Lungen, das Rippenfell, das Zwerch- und Mittelfell, und selbst die großen Gefäße, alles in einen festen Klumpen verwachsen war, und wo dennoch das Athmen und der Puls bis zum Tode nur etwas schneller, aber nicht im min-

dessen ungleich oder sonst widernatürlich gewesen waren. — Und welchem Arzte ist es nicht bekannt, daß die Verwachsung der Lungen mit dem Brustfell, die so öfters in Leichen wahrgenommen wird, während des Lebens häufig nicht die geringste bemerkbare Wirkung auf die Gesundheit hatte? — Und wie wenig vollends die Sectionen etwas für jenen Einwurf beweisen bedarf kaum einer Erinnerung, besonders wenn man unsere beschränkten Einsichten in die Organisation des Gehirns, von dieser Seite, in Erwägung zieht, um mit nur einiger Bestimmtheit sagen zu können, ob sich dasselbe in einem völlig gesunden, oder einem kranken Zustande, befinde. Hier ist zu viel Täuschung und Dunkel, um nur einigermaassen sichern Schrittes wandeln zu können; nicht selten glaubt der Unerfahrene und Neuling dem Gesuchten nahe zu seyn, und das Bild entschlüpft seinen forschenden Händen.

Ter frustra comprensa manus effugit imago,
Par levibus ventis volucrique simillima somno.

---

## Ueber Etwas, nicht Mönchisches sondern Sokratisches, was der Heilkunst Noth thut;

von
Herrn Hofmedicus Dr. Friedrich Groos
in Pforzheim.

---

Ein als Mitarbeiter an der Zeitschrift für psychische Aerzte und für die Anthropologie genannter Gelehrter, der jedoch bisher ein tiefes Schweigen beobachtet hatte, tritt unerwartet im

dritten und vierten Hefte dieser Zeitschrift für das Jahr 1823, mit den Waffen des Tiefsinns streitend, die Kraftsprache hohen Ernstes führend, als ein außerordentlicher Kämpfer für das außerordentlichste Thema auf, — für eine „christkatholische Heilkunst" und eine „christkatholische Philosophie."

Wir sehen hier der Natur mit ihren für ewig gehaltenen Gesetzen und der Vernunft mit ihren für heilig gehaltenen Wahrheiten Troß geboten, aber nicht jenen gemeinen Troß des rohen und lieblosen Unverstandes, sondern den edlen Troß des von der Höhe — wenn auch nur von der Höhe der St. Peterskuppel — herabschauenden begeisterten Gläubigen. Auf den Ruinen des Tempels der Natur, die als solche wenigstens im christ-katholischen Bauplane gezeichnet stehen, erhebt sich hier der heilige Stuhl Petri und spendet durch die sieben heiligen Sakramente und die Sakramentalien, — nämlich den Namen Jesu, das Zeichen des Kreuzes, die Segnungen, das Weihwasser, das gesegnete Brod, den gesegneten Wein und den Exorcismus, alles im buchstäblichen Sinne der heiligen Concilien — die erst wahren Wahrheiten für den Philosophen und den erst heilsamen Heilschatz für den Arzt aus. Wir sehen hier die Philosophie und die Heilkunst unter der Priesterherrschaft im zwölften und dreizehnten Jahrhunderte auf dem höchsten Gipfel stehen, nachher allmählig, seit den Revolutionen des funfzehnten und sechszehnten Jahrhunders aber jählings, hin, absinken in ein leeres, wesenloses Ding. Wir sehen den heiligen Vater in Rom gerechtfertigt in seinem, wenn auch antichristlichen, doch apostolischen Petrus Zorne gegen den armen, blinden, alten, hochgefeierten Galiläi, den Malchus des hohen Naturpriesters Kopernicus.

Aber, was das Wunderbarste an der Sache ist, alles dies Wunderbare wird gesagt mit einem Geiste, voll des tiefsten Sinnes, der unmöglich die Wahrheit ganz verfehlt haben kann, und mit einer Gediegenheit des Vortrags, die

bei manchen Punkten wenigstens, an des Dichters Wort erinnert:

„Ist es gleich Wahnsinn, hat es doch Methode“,

den Wahnsinn hier in jenem gemilderten Sinne genommen, in welchem Aristoteles, wenn ich nicht irre, sagte, daß die Effulgurationen des Genies oft an Wahnsinn gränzen.

Nicht niedere jesuitische Künste und die Schleichwege des gemeinen Proselytenmachers, sondern die, wohl nur falsch gedeuteten, Keime hoher Wahrheiten, die allerdings nur von Wenigen geahndet seyn mögen, sind die offen getragenen Waffen des edlen starkgläubigen Arztes. Er buhlt nicht um den Beifall seichter Köpfe, sondern im Hochgefühle seiner Sache nimmt er die innerste Zustimmung des denkenden Mannes in Anspruch,

„Wie ein Löwe, der von dem Gebürge sich
Nahrung ertrotzt,
Kühn auf eigene Stärke,“

und diese freiwillige Zustimmung wird ihm, wenigstens in Beziehung auf Etwas, was höchst Noth thut, wenn auch im abgeänderten Sinne, schwerlich fehlen; oder aber wir verdienen den Vorwurf, daß wir alle in einem feinern, nur nicht laut eingestandenen, Materialismus verstrickt sind.

Herr Windischmann fängt, klug genug, damit an, daß er erst das Gebäude der bisherigen Heilkunst einzureißen unternimmt. Und wahrhaftig, er thut in seiner Charakteristik und Kritik der gewöhnlichen Heilkunst tiefe Blicke in das Wesen derselben, welche Stoff zum ernstlichen Nachdenken geben und allein schon hinreichen, um seine ausserordentliche Abhandlung in gewisser Hinsicht auch klassisch nennen zu dürfen.

Nachdem er den Geist des Hippokrates und den der Sydenhamschen Praxis meisterhaft dargestellt, verweilt er

am liebsten bei dem Animismus mit der autokratischen Heilkunde des großen, aber heutzutage verkannten und vergessenen Stahl. Friedrich Hoffmanns wird niemals gedacht. Der vermessene aber geniale Brown wird in enge Schranken zurückgetrieben.

Ich habe hier, in einer und der nämlichen Zeitschrift, wie es sich wohl von selbst versteht, keine Relation, und eben so wenig eine Rezension, wozu mir ohnehin die erforderliche Polyhistorie fehlen würde, von Hrn. Windischmann's wichtiger, nicht nur in die Medicin und Philosophie, sondern auch in die Theologie eingreifender Abhandlung zu geben. Aber einige Ideen, die das Lesen derselben in mir erweckte, mögen hier Platz finden, um der etwaigen Prüfung unbefangener Aerzte anheimgestellt zu werden.

Ich fange von der, mir wenigstens sich so darstellenden, nahen Geistesverwandschaft der Stifter der zwei außerordentlichsten und consequentesten, einander directe entgegengesetzten Systeme der Heilkunst an, des Stahl'schen und des Brown'schen. Beide Systeme, einfach, sind jedes auf ein einziges Urprincipium gebaut, welches durch alle Ringe der langen und feinen Schlußkette fortläuft: die Seele bei Stahl, die auf Erregbarkeit und Reiz gegründete Erregung bei Brown. Kein anderes System der Heilkunst steigt bis zur letzten Ursache, sondern sie bleiben alle blos bei den erstern oder gar spätern Wirkungen stehen. Indem Stahl das Lebensprincip zur Seele selbst erhob und die Materie des Körpers, nach den damals gangbaren Cartesischen Begriffen, todt, unthätig, passiv seyn ließ, ergab sich die Selbstständigkeit und die Autokratie des lebenden Organismus, so wie die Heilsamkeit der Naturbewegungen, von selbst. Indem Brown die in jedem Momente des Lebens statt findende Abhängigkeit des lebenden Körpers von äussern und innern Lebensreizen anerkannte, was wir auch wohl alle anerkennen müssen, wodurch die Lehre von der Au-

tokratie der Lüge gestraft wird, durfte er, dessen Geist so gut wie der Geist Stahl's auf Erforschung des letzten und obersten Grundes, doch nicht mit gleichem Glücke, auszing, nicht mehr die Seele selbst zum wirklichen Lebensprincipium machen. Dieses Principium durfte nicht mehr etwas Selbstständiges, in sich Lebendes seyn; es war kein Wesen mehr, sondern blos eine Eigenschaft des Körpers, eine Lebensfähigkeit, eine Erregbarkeit, die erst von den Reizen angeregt, wirkliche Erregung, wirkliches Leben hervorrief. Dadurch ward nothwendig das wirkliche Leben zu einem erzwungenen, von aussenher abhängigen Zustand, zu einem Product zweier Factoren, der innern Erregbarkeit und der äussern Reize, herabgesetzt. Die Seele selbst ward zwar in ihrer problematischen Existenz von Brown nicht angefochten; sie kam aber als ein eigenes selbstständiges Wesen gar nicht mehr in Anschlag, und alle Seelenakte wirkten blos als innere Reize auf die Erregbarkeit des Körpers. Wie konnte jetzt noch von Autokratie und von heilsamen Naturbestrebungen die Rede seyn! Wenn, nach Stahl, die Seele des Kranken der wirkliche Arzt, und der äußere Arzt am Krankenbette nur der verständige Ausleger und treue Diener der kranken Natur war, so ist, nach Brown, der äußere Arzt der Herr und Meister über die kranke Natur, indem er die entweder zu sehr angehäufte oder erschöpfte Erregbarkeit durch Anwendung des passenden Grades der Reizmittel zur normalen Erregung bestimmen konnte. Wie Stahl in der philosophischen Chemie, deren Vater er ist, bei der Entstehung der Flamme den Sauerstoff der äußern Luft übersah, bis Lavoisier im Brennprocesse die Thätigkeit zweier Faktoren, eines innern und eines äußern, entdeckte: so hat auch Brown, der Lavoisier in der Medizin, das äußere Ingrediens der Reize zur Lebenserregung und zum wirklichen Leben eingesehen und glücklich aufgefangen.

Hat Brown ganz Recht gegen Stahl? Es sey mir vergönnt, in diese Untersuchung einzugehen.

Es ist ein schöner und unendlich viel sagender Gedanke von Stahl um die Autokratie der Seele, die ihm der Oberaufseher aller Verrichtungen ihres eigenen Körpers ist; denn von der Seele als dem Baumeister ihres Körpers wollen wir hier ganz abstrahiren. Die ganze thierische Oeconomie bis in die geringfügigsten Verrichtungen deutet auf eine Einheit, also auf irgend eine Oberaufsicht. Wo soll nun diese anders residiren, als im eigenen Centrum des Organismus? Und wie schwach und erbärmlich stände es um diese Oberaufsicht, wenn sie, gleichsam ausser Landes, dem äussern, fremden Arzte, der so oft an den Sclavenketten der einseitigsten Theorieen zieht, anheim gestellt wäre und in einem methodischen Recipe, wie in einer geweihten Hostie verschlossen, geheimnißvoll lebte und wirkte? Es wäre oft nicht viel besser, als wenn ein gutmüthiges Volk, etwa in Teutschland oder sonst wo, die Regierung über sich dem guten Willen und der tiefen Einsicht eines Hottentoten oder Irokesen Preis geben wollte. Sollte wohl Gott mit dem Leben und der Gesundheit seiner edelsten Geschöpfe so gefährlich haben spielen wollen? Wenn der Makrokosmus von Gott durch das Mittel der, freilich von ihm selbst erschaffenen, ewigen Naturkräfte regiert wird; warum nicht auch der Mikrokosmus des lebenden Organismus durch die eigene Seele, den Gottesfunken im Menschen, aber freilich durch Mittelkräfte, die nicht von ihr erschaffen worden sind? Der geringfügigste Eiterungsproceß, durch einen verletzenden Splitter veranlaßt, widerlegt Brown, wenn er die heilsamen Naturbestrebungen läugnet. Er kann wohl die Entzündung und Eiterung in den nähern und fernern Wirkungen des Reizes erklären, nimmermehr aber in der, Heilsamkeit abzweckenden, letzten Ursache, die doch die allein wahre Ursache bleibt und in einem geheimen wohlthätigen Genius des Organismus ruht.

Und dennoch stützt sich Brown's Behauptung von dem in jedem Momente statt findenden Bedürfnisse äusserer Reize, wodurch die innere Erregbarkeit erst affizirt und zur Erregung gesteigert wird, — also von einem gezwungenen Lebenszustande, der wieder alle Selbstständigkeit und Autokratie des Organismus ausschließt, — auf eine unläugbare, am hellen Tage liegende Thatsache. Man entziehe der kräftigsten Menschennatur auf einmal alle äussere Luft, und eben so plötzlich zerfließt die hochgefeierte Autokratie in den niedern Sklavendienst der physischen Attractionskräfte.

Wo gibt es hier einen Ausgleichungspunkt zwischen zwei auf Thatsachen gegründeten Wahrheiten, die einander gegenseitig ausschliessen? Forschen wir darnach!

Friedrich Hoffmann hat bekanntlich das Leben in „die beständige Bewegung des Herzens und der Arterien gesetzt, wodurch die Integrität der Mischung erhalten werde. Steht der Kreislauf des Bluts still, so stockt die ganze Maschine.“ Die Stahlianer setzten ihm die Frage entgegen: ob denn die Bewegung etwas anders sey, als blos eine der vielen Wirkungen des Lebens, die das letztere unmöglich als Ursache erzeugen könnten? Man sehe Kurt Sprengel's pragmatische Geschichte der Arzneikunde, 5r Theil, S. 129. — Wie nun, frage ich, ist es mit der Brownschen Definition des Lebens nicht ganz der nämliche Fall? Das Leben hört in seiner Erscheinung auf, wenn die Einwirkung der Lebensreize aufhört. Das ist und bleibt ewig wahr. Ist aber darum diese Lebenserregung — wie dort bei Hoffmann die Lebensbewegung — das Wesen des Lebens selbst oder nur die erste und nächste Wirkung des verborgenen Wesens, das eigentlich das Leben selbst constituirt? Und möchte nicht hieraus hervorgehen, daß Brown, weniger glücklich als Stahl, nicht wirklich bis zum ersten verborgenen Grund, sondern nur bis zu dessen erster wahrnehmbarer Wirkung gestiegen sey?

Hier ist es, wo ich Etwas ahne, was der Heilkunst Noth thut. Die Erregung und die Summe aller Erregungen, durch welche sich das Leben äußert, ist freilich, wie Brown am ersten klar gelehrt und mit bewunderungswürdiger logischer Schärfe methodisch durchgeführt hat, etwas Erzwungenes, Unselbstständiges, wie die Flamme des Lichts. Aber diese Summe aller Erregungen macht nicht das Wesen des Lebens selbst, sondern nur die Erscheinung desselben aus. Hinter und über allen den einzelnen unzähligen Erregungen und Erscheinungen wirkt das Eine Unsichtbare, das nicht Summe und nicht Product ist, der Geist, die Seele, als das wahrhaft Wesenhafte, über alle Erregbarkeit und Erregung Hinausgelegene, als die höhere Einheit, welche Harmonie in die vielfache Zahl der Erregungen bringt, als der innere Oberaufseher der thierischen Oekonomie. Und wenn auch, nach Brown, jeder Act im lebenden Organismus aus einer Wechselwirkung der äußern Reize und der innern Erregbarkeit entsteht, so wird doch die Art dieser Wechselwirkung, ich möchte sagen, ihr Gehalt, ihr höherer oder niederer Werth, verschiedentlich bestimmt werden nach der verschiedenen Stimmung, nach dem verschiedenen Werthe des innern Oberaufsehers. Der treffliche Garve sagt in seinen Anmerkungen zu Cicero von den Pflichten: „Bessere Menschen, wie Sokrates, werden wissen, daß der Körper und seine Beschaffenheiten, ja selbst die äußern Dinge, welche auf ihn wirken, sich bis auf einen gewissen Grad nach dem Modell der Seele abformen, daß der Lauf, die Absonderung der Säfte selbst, die allgemeine Uebermacht des denkenden und geistigen Wesens fühle." — Sokrates blieb bekanntlich von der damals in Athen herrschenden Pest befreit, wiewohl er vor ihrem Gifte so wenig floh als vor dem Schierlingstranke. Ich glaube mich nun zu der Frage berechtigt, ob nicht sein Freibrief mehr in der, nicht brownisch zu erklärenden

geistigen Uebermacht als in den, allerdings brownisch zu erklärenden, heilsamen Wirkungen seiner strengen Diät gegründet gewesen sey? Und kann nun noch, nach Brown, von blossen auf die Erregbarkeit wirkenden Seelenreizen die alleinige Rede seyn, wo, recht nach Stahl, vielmehr der ganze Körper zum Abdruck der Seele wird? Jetzt, glaube ich, verträgt sich eine beschränkte Autokratie, so wie die Heilsamkeit der Naturbestrebungen, ganz gut mit dem erzwungenen Zustande der Lebenserscheinung. Der Arzt, im höhern Sinne genommen, hätte also nicht blos die äussern und innern Lebensreize zu vermehren und zu vermindern, sondern ausser diesem Addiren und Subtrahiren müßte er auch noch etwas von einer höhern Mathesis verstehen, womit der innere Autokrat, der über aller gemeinen Addition und Subtraction der Reize hinaus liege, gemessen und controllirt seyn will. Diese höhere Mathesis ist aber wohl nichts anders als die reine, von aller Trübung durch beigemischte nationale und religiöse Meinungen geläuterte Moral, selbst. Doch hierauf werde ich später noch einmal zurückkommen.

Die Stahlianer verglichen die Seele mit einem Tonkünstler, der auf dem Klavier des Körpers die Claves der Nervenursprünge berührt, damit die Saiten der Nerven selbst in zitternde Bewegung gerathen. Siehe Sprengels Geschichte der Arzneikunde, 5r Theil, S. 60. — Diese Vergleichung ist in Stahl's System selbst, der er die Materie des Körpers für leblos hielt, sehr consequent gedacht. Aber in der gegenwärtigen ultra und supra jatromathematischen Erregungszeit will es nicht mehr in unsere Köpfe, daß die Adern des lebenden Körpers nur todte Röhren und das Blut und die Lymphe nur Kunstbäche seyen. Wir müssen daher auf eine passendere Vergleichung denken, wenn wir die Oberherrschaft der Seele über einen durch Erregbarkeit belebten Leib anschaulich machen wollen. Würde man etwa die Seele dem Steuer-

mann, den Leib dem Schiffe, zum großen Theil abhängig in seinem Laufe vom günstigen Winde, gleich sehen, so wäre dadurch zwar auf der einen Seite die brownische Abhängigkeit des Organismus von den äußern Lebensreizen, und auf der andern eine, zwar nicht absolute, doch bedingte Autokratie der Seele gerettet. Aber das Schiff an und für sich selbst bleibt doch nur immer etwas Todtes und ganz Passives. Wir haben also auf eine weitere Vergleichung zu denken, um das, was ich meine, ganz klar und unzweideutig auszudrücken. Ist die Seele der eigentliche primus motor der leiblichen Bewegungen, und findet also eine Autokratie statt, so kann insofern der Leib nur das Instrument der Seele seyn. Ist aber die Lebenskraft nicht die Seele selbst, sondern nur eine höhere Kraft des Leibes, so ist der Leib kein Instrument, sondern ein Organon, und die Autokratie scheint eben darum ein Unding zu seyn. So scheint es. Aber wenn ich mir einen Reiter denke, der, seiner Absicht gemäß, z. B. nach Osten zu reitet, und gerade diesen oder jenen Weg wählt, wie es ihm beliebt, und Halt macht, wann und wo er will, so finde ich, daß ein Organon zugleich Instrument seyn, und daß die wirkliche Lebenskraft, das ενορμῶν des Hippokrates, Browns wirkliche Erregung und nicht blos seine Erregbarkeit — einem höhern Willen untergeordnet seyn kann. Erfolgen nicht die Bewegungen des lebendigen, mit eigner Lebenskraft erfüllten, mit einem eigenen Willen oder vielmehr eigenen Gelüsten begabten Pferdes ganz der Absicht des Reiters gemäß? Das Pferd (der Leib), an und für sich ein Organon, wird hier zum Instrument des Reiters (der Seele.) Hier, im Bilde des Reiters, herrscht Einheit in der Zusammensetzung von Seele und Leib und in der größten Mannichfaltigkeit der körperlichen Bewegungen; Harmonie zwischen den Acten der Lebenskraft und dem höhern Willen der Seele. Es findet, jedoch nur in gewisser Hinsicht, eine, aber nur beschränkte, Autokratie statt.

geistigen Uebermacht als in den, allerdings brownisch zu erklärenden, heilsamen Wirkungen seiner strengen Diät gegründet gewesen sey? Und kann nun noch, nach Brown, von bloßen auf die Erregbarkeit wirkenden Seelenreizen die alleinige Rede seyn, wo, recht nach Stahl, vielmehr der ganze Körper zum Abdruck der Seele wird? Jetzt, glaube ich, verträgt sich eine beschränkte Autokratie, so wie die Heilsamkeit der Naturbestrebungen, ganz gut mit dem erzwungenen Zustande der Lebenserscheinung. Der Arzt, im höhern Sinne genommen, hätte also nicht blos die äussern und innern Lebensreize zu vermehren und zu vermindern, sondern ausser diesem Addiren und Subtrahiren müßte er auch noch etwas von einer höhern Mathesis verstehen, womit der innere Autokrat, der über aller gemeinen Addition und Subtraction der Reize hinaus liegt, gemessen und controllirt seyn will. Diese höhere Mathesis ist aber wohl nichts anders als die reine, von aller Trübung durch beigemischte nationale und religiöse Meinungen geläuterte Moral, selbst. Doch hierauf werde ich später noch einmal zurückkommen.

Die Stahlianer verglichen die Seele mit einem Tonkünstler, der auf dem Klavier des Körpers die Claves der Nervenursprünge berührt, damit die Saiten der Nerven selbst in zitternde Bewegung gerathen. Siehe Sprengels Geschichte der Arzneikunde, 5r Theil, S. 60. — Diese Vergleichung ist in Stahl's System selbst, der er die Materie des Körpers für leblos hielt, sehr consequent gedacht. Aber in der gegenwärtigen ultra und supra jatromathematischen Erregungszeit will es nicht mehr in unsere Köpfe, daß die Adern des lebenden Körpers nur todte Röhren und das Blut und die Lymphe nur Kunstbäche seyen. Wir müssen daher auf eine passendere Vergleichung denken, wenn wir die Oberherrschaft der Seele über einen durch Erregbarkeit belebten Leib anschaulich machen wollen. Würde man etwa die Seele dem Steuer-

[illegible], dem Leib dem Körper [illegible]
Laufe [illegible] günstigen [illegible]
auf der einen Seite die [illegible]
von dem äußern [illegible]
nicht absolute, [illegible]
Aber das [illegible]
etwas [illegible] und [illegible]
meinen Vergleichung [illegible]
ganz, [illegible]
eigentliche primus motor [illegible]
findet also eine Autokratie [illegible]
das Instrument der Seele [illegible]
die Seele selbst, sondern [illegible]
so ist dem Leib [illegible] Instrument [illegible]
Autokratie [illegible]
es. Aber wenn ich [illegible]
steht gemäß, [illegible]
aber seinen Weg [illegible]
wenn [illegible]
gleich Instrument [illegible]
[illegible] des Körpers [illegible]
und nicht blos [illegible]
unter [illegible]
lebendigen, [illegible]
genen Willen [illegible]
[illegible] der [illegible]
an und für [illegible]
des Reizes [illegible]
herrsche [illegible]
und in der [illegible]
regungen; [illegible]
dem höhern [illegible]
Hinsicht, [illegible]

n hi
echt
re,
jotte
leiter
re S
einer
n,

Jatro
fer zu
, nach
Thier
seyn?
Ansiche
über de
Meir
nd aller
bekannt
. a. D.
früher
en de
Legen
des f
aum
Biber
t eine
valte
offe
en zu
telle
ere
d im

Ist meine Vergleichung richtig, was ich indessen nur glauben darf, nicht aber beweisen kann, so verträgt sich hiermit die Oberaufsicht der Seele über den mit Lebenskraft begabten Leib sehr gut: und die Seele kann ihren, mit selbstständiger Lebenskraft erfüllten Leib gut oder schlecht führen, je nachdem sie selbst klug oder unklug ist; wie der gute Reiter nur ein gutes Pferd, der Schlechte nur ein schlechtes zieht, doch mit der Einschränkung, daß nur die Seele, nur der Reiter, nicht der Baumeister, sondern nur der Lenker und Erzieher ihres zum Instrument verbundenen Doppels ist.

Nach einer anderen philosophischen Lehre, die auch Kant in dem doppelten Charakter, den er dem Menschen als Phänomenon und als Noumenon beilegt, geleitet hat, ist der Mensch ein doppeltes Wesen: ein geistiges, vernünftiges, höheres, und ein thierisches, sinnliches, niederes. Beide vereint soll der Begriff Mensch ausdrücken. Der mit Lebenskraft erfüllte Leib hat seine eigenen Gelüste, die unmöglich eines und das nämliche mit dem reinen Willen der Vernunft seyn können. Der Leib, ohne reinen Willen aber mit Gelüsten, ist das Thier im Menschen; wie die Pferde oder Maulesel die Thiere in jenen furchtbaren iberischen Halbgöttern waren, die unter Columbus den ersten Fuß in die neue Welt setzten, und deren jeder einzelner mit seinem Thiere unter ihm von den überraschten Naturmenschen für Ein Ganzes gehalten worden.

Hält meine Vergleichung des doppelten Wesens im Reiter mit dem doppelten Wesen im Menschen die Probe, und drückt sie, mehr nur als Bild, die Sache selbst aus, so wirft sie sogar einen Lichtstrahl, der mehr nur als falscher Schimmer seyn dürfte, über die Nacht, worin wir die Lehre vom Irreseyn und vom Wahnsinn begraben wissen. Der lebende Leib hat seine eigenen Gelüste, welche in demjenigen Zustande, den wir geistesgesund nennen, dem Willen der Seele untergeordnet sind, wie die Tritte des lenksamen Pferdes dem Willen des

Reiters. Aber der Leib, eben weil er sein eigenes thierisches Leben hat, kann auch, wie das stettige Pferd, der Kollerer, in seinem eigenen Geluste die Schranken der Unterordnung überschreiten und aufhören, das folgsame Instrument der Seele zu seyn. Willigt die Seele in das unbeschränkte thierische Gelüst, so bleibt eine Harmonie, aber freilich eine traurige, zwischen ihrem und dem leiblichen Leben; es kann daher wegen dieser Harmonie auch zu keiner psychischen Krankheit kommen, sondern wir haben vielmehr die Sünde, die hier jedoch von Seiten der Seele ursprünglich als etwas Passives erscheint. Ganz damit einstimmig ist Grohmann's treffliches Wort in seiner Abhandlung im vierten Hefte 1823 dieser Zeitschrift, wenn er sagt: „Die Sünde zieht sich mehr von unten hinauf, als daß sie von oben durch eigenmächtige Entschliessung der Seele herab käme."

Willigt die Seele nicht in das schrankenlose thierische Gelüst des Leibes, sondern trägt die Vernunft den Triumph über den empörten Leib davon, so stellt sich als Siegespreis eine neue höhere Harmonie her, in welcher das Leibliche die Uebermacht des Geistigen anerkennt. Es entsteht daher abermals, wegen dieser Harmonie, keine psychische Krankheit. Dies ist die Tugend.

Wenn aber die — vielleicht schwächere — Vernunft im ungleichen Kampfe mit dem leiblichen Tiger unterliegt; wenn sie, ohne selbst irr und wahnsinnig zu seyn, die Sclavin des Despoten von Körper wird, so ist die größte unter allen möglichen Disharmonieen, die Disharmonie zwischen der unterjochten Herrin und dem siegenden Sclaven, und eben damit jene furchtbare Krankheit, die psychisch genannt wird, gestiftet. Wie der Reiter des stettigen Kollerers den Seitensprüngen und rückgängigen Bewegungen desselben wider Willen folgen muß, und dem der Sache unkundigen Zuschauer als ein Narr erscheint, wo doch das Pferd, der Kollerer, die Schuld trägt:

so muß in der Narrheit die Seele dem übermüthig gewordenen Gelüste des Leibes wider Willen folgen. Und eben weil nach dieser meiner Ansicht die Entstehung der Narrheit nur in der, wiewohl fruchtlosen, Nichteinwilligung der Seele in das unbeschränkte thierische Gelüst des Leibes nothwendig bedingt ist, so erklärt sich ungemein leicht die gewiß merkwürdige Thatsache, daß der eigentlich schlechte Mensch, der Verbrecher — dessen Seele in das thierische Gelüst einwilligt — der Narrheit glücklich entrinnt, und nur der minder schlechte, der Halbgute, oft selbst der Gutmüthige, als ihr trauriges Opfer fällt. Es muß der Narrheit eine Art schrecklicher Verzweifelung vorangehen, ehe sie zum Ausbruch kommt; und das eben deutet auf den Kampf des, wenn gleich unterliegenden, Bessern im Menschen.

Ich habe in meiner Abhandlung über Spontaneität im ersten Hefte des laufenden Jahrs dieser Zeitschrift auf einen originellen Blick von Nasse aufmerksam gemacht, und denselben dort in Verbindung mit meiner Ansicht von der Freiheit gesetzt. Nasse sagte nämlich in der Zeitschrift für psychische Aerzte, 1821, drittes Heft, in der Hauptsache Folgendes: „Das Denken und Wollen des Irren möge in einem ähnlichen Grade vom Leibe aus angeregt und bestimmt werden, wie, auch beim gewöhnlichen Verhältnisse von Seele und Leib (im Geistesgesunden), das Empfinden vom Leibe aus angeregt und bestimmt wird; und wohl nicht unpassend liesse sich das Irreseyn im Denken und Wollen für einen Zustand erklären, wo diese beiden Verrichtungen, in Betreff des Bestimmtwerdens der Seele vom Leibe aus, die Stufe der Empfindung einnehmen.“ — Jetzt erst, nachdem ich durch Herrn Windischmann's tiefsinnige Abhandlung zu einigem Nachdenken über Lebenskraft und zum Versuch einer Reaction gegen seine römisch-priesterliche Heilkunde verleitet worden und in meinem Räsonnement bis hierher vorgerückt bin, — jetzt erst werde ich auch noch von einer andern Seite her das Tiefe und Wahre in dem

von Nasse nur leicht und wie im Vorbeigehen hingeworfenen Gedanken recht gewahr. Er bestätigt recht augenscheinlich meine eben vorgetragene Ansicht vom Thiere, daß sein eigenes Leben und seine eigenen Gelüste im Halbgotte Mensch hat, wie das Pferd in der Zusammensetzung des Reiters. Und diese meine Ansicht dürfte vielleicht hinwieder der Lehre Nasse's vom körperlichen Ursprunge des Irreseyns zu einer neuen Stütze, vielleicht gar, wie wir gleich sehen werden, zu ihrer Erweiterung dienen.

Also der lebende Körper, den weiland die Jatrochemiker zum heißen Destillirofen und die Jatromathematiker zur kalten hydraulischen Maschine machten, — sollte jetzt gar, nach meiner weder kalten noch warmen Ansicht, ein lebendes Thier, bald ein sanftes Schaaf, bald ein reissender Tiger seyn! Ich bin mir selber die weitere Ausführung meiner Ansicht schuldig. Daß die Boerhaave'sche Schule das ενορμῶν der Alten als eine Substanz angesehen habe, die in der Mitte stehe zwischen Geist und Materie, und die der Grund aller Bewegungen und Empfindungen im Körper sey, ist bekannt genug, und auch namentlich von Kurt Sprengel, a. a. O. S. 158 erwähnt. Das führt mich auf eine meiner frühern Ideen zurück, die ich in den Heidelberger Jahrbüchern der Literatur 1822, Nro. 47 und 48, in meiner Rezension der Zeitschrift für psychische Aerzte, bei Gelegenheit des so interessanten Streites zwischen Nasse und Hohnbaum vorgetragen habe. Ich glaube daselbst einen neuen Widerlegungsgrund des, aus der sinnlichen Unwahrnehmbarkeit eines ätherischen Leibes hergeleiteten Einwurfes gegen eine uralte erfreuliche Lehre, aufgestellt zu haben. Die, wie ich hoffe, fruchtbare Anwendung, die ich hier von diesem Gedanken zu machen habe, legt mir die Pflicht auf, die betreffende Stelle meiner Rezension hier einzurücken. Sie lautet also: „Herr Hohnbaum (welcher, wenn auch noch so feine, doch immerhin

körperliche Organe für die individuelle Fortdauer der Seele in einer künftigen Welt verlangt, und sie doch nirgends finden und wahrnehmen kann) frage sich selbst: Was ist es, das da macht, daß mein Körper, troß des ewigen Stromes von wechselnder Materie, aus der er besteht, troß seines Wachsthums vom punctum saliens an bis zum erwachsenen Mann und der Wiederabnahme in Alter und Krankheit dennoch stets der nämliche, im Ganzen sich selbst gleiche bleibt? Ist es nicht höchst wahrscheinlich eine meinem Körper tief inwohnende Urform, die, wenn gleich selbst körperlich, doch nicht sichtbar, nicht fühlbar, nicht ponderabel ist, und die nur im grobmateriellen Zuwachse, den mein Körper vom ersten Momente seiner Existenz im Mutterleibe an bis zum Tod von aussenher erhält, sichtbar, fühlbar und schwer wird, und die diesem Zuwachse die stets sich selbst gleiche, ja sogar meinem Vater und Großvater ähnliche Form aufdrückt? Die Unwahrnehmbarkeit dieses feinen, einfachen Stoffes durch meine Sinne giebt für mich keinen Grund ab, seine Existenz zu läugnen, indem meine entwickelten Sinnorgane selbst schon das Produkt aus dem groben, sichtbaren Zuwachse sind, und also auch nur auf das äussere Wahrnehmen des durch den Zuwachs Hervorgegangenen eingeschränkt bleiben müßen; so daß das Organ des Auges, das selbst etwas Zusammengesetztes ist, auch nur das Zusammengesetzte, nicht mehr das Einfache sehen kann. Dieser gröbere, sichtbare Zuwachs verwese: verweset darum auch der unsichtbare ätherische Keim? Wenn das sichtbare Blatt abfällt, ist darum die unsichtbare Wurzel ebenfalls mit vermodert? Schon Mark Aurel im zehnten Buche, siebenten Satze seiner Betrachtungen über sich selbst, macht auf den unveränderlichen Keim und den veränderlichen Zusatz aufmerksam, und erweckte im Rezensenten die vorgetragene Idee." — Die betreffende Stelle im Mark Aurel heißt also: „Wenn ich von unsern festen, fleischigten oder luftigen Theilen

(die im Tode zur Erde werden oder in die Luft zurückkehren) rede, so denke nicht, daß es in allen Stücken derselbe Leib sey, womit du geboren worden bist; denn der Leib, den du jetzt hast, ist von gestern und ehegestern her, auch mittelst der Speisen, die du zu dir genommen, und der Luft, die du an dich gezogen hast, vergrößert worden. Es verändert sich demnach dasjenige nicht, was deine Mutter geboren hat, sondern der Zuwachs, den der Leib nach der Zeit empfangen hat." — Eines dem obigen Schlusse auf die Unwahrnehmbarkeit des ätherischen Leibes ähnlichen bedienten sich die Materialisten, um die Existenz von Epikur's Atomen darzuthun. Man sehe Reinhold's Anleitung zur Kenntniß und Beurtheilung der Philosophie, S. 89.

Dieser, wie ich glaube, nun zur größern, mir wenigstens zur höchsten Wahrscheinlichkeit erhobene ätherische Leib, der nicht die Seele selbst und doch über dem sichtbaren verweslichen Leib ist, kann seiner Natur nach nun nichts anders seyn, als das Mittelding zwischen Seele und Leib. Da nun, wie vorhin gesagt, nach Boerhaave's Ansicht, das *ενορμῶν* des Hippokrates, d.i. die Lebenskraft, das Mittelding zwischen Geist und Materie darstellt, so fallen mithin beide, der ätherische unverwesliche Keim und die Lebenskraft in Eins zusammen: die Lebenskraft ist nichts anderes als der unsichtbare, elementarische Urkeim im lebenden Körper. Erstaunt über ein unvermuthet erfreuliches Zusammentreffen mit Hrn. Windischmann, lese ich in seiner Abhandlung den nämlichen Gedanken, der sich bei ihm nur von einer andern, religiösen Seite her dargeboten hat. Er sagt (im vierten Hefte, S. 496.): „Und so zeigt sich denn durch diese Betrachtung (des verklärten Leibes des Heilandes), daß, wie dieser verborgene, unsterbliche Leib in dem sterblichen und verweslichen Gebilde der eigentlich lebendige und mit der Seele und dem Geiste fortdauernde ist, er auch das unmittelbar Wirk-

same, das ἐνορμῶν des Hippokrates, in den leiblichen Bestrebungen ist, welche man der Heilkraft der Natur zuschreibt; daß demnach der Gedanke dieser Heilkraft kein leerer Gedanke, sondern daß der lebendige und unsterbliche Leib, welcher jetzt im Verborgenen wirkt, bei der Auferstehung aber in voller Evidenz erkennbar seyn wird, dessen wesentlicher und bestimmter Inhalt ist."

Aber was gewinnen wir denn an Licht, und nicht blos an neuen Phrasen, durch diese von mir zu beweisen gesuchte, durch Herrn Windischmann bereits, aber ohne Beweis ausgesprochene Identität der Lebenskraft und des unverweslichen Keimes? Die Materie des sichtbaren Leibes ist nur das vergrößerte Bild, der sichtbare Zuwachs des unsichtbaren Keimes. Die thierische Sinnlichkeit im Menschen, die in der Narrheit die Suprematie erlangt, quillt tief hervor aus dem unsichtbaren Herzen im unverweslichen Keime, wie das sichtbar heiße Blut aus dem ebenfalls verschlossenen leiblichen Herzen. Der sichtbare Leib mit sammt dessen fühlbarem Herzen stellt nur den grobmateriellen Zuwachs des elementarischen Unsichtbaren dar. Ueber das sichtbare Herz hinaus, das nur ein Aggregat darstellt, müssen wir mit unsern Schlüssen bis in das unsichtbare Herz, das allein elementarisch ist, hindurchdringen. Und das, denke ich, mag es wohl seyn, was, im Sinne des großen Stahl, einige tiefer blickende Neuere, namentlich, soviel ich weiß, Heinroth und Windischmann, verleitet haben mag, die Sünde als die wahre Ursache des Wahnsinnes sowohl als aller körperlichen Krankheiten anzuklagen. Was sie, zum Theil unter offenbaren Widersprüchen mit der Erfahrung und Natur, wenn auch auf noch so scharfsinnige Weise, in der Seele selbst, die sie krank werden lassen, suchen und zu finden glauben, dürfte es nicht glücklicher im Thiere, im Menschen, im unsichtbaren Keime zu suchen seyn?

Hier glaube ich nun auf einen Punkt zu stoßen, wo selbst

Nasse's Lehre vom körperlichen Ursprunge des Irreseyns einiger Erweiterung zugänglich seyn dürfte. Oft zwar und meistens, aber vielleicht nicht immer, liegt der letzte Grund des Irreseyns im sichtbaren Leibe und in dessen Gebilden; wohl aber auch dann und wann tiefer, nicht in der Seele selbst, aber doch im unsichtbaren Herzen des Thiers im Menschen, im unverweslichen Keime des Leibes, der wohl noch, nimmermehr aber die Seele, erkranken kann.

Aber, so muß ich mich selbst fragen, bleibt denn der unverwesliche Leib noch krank auch nach dem Tode? Seine Krankheit in dem Zeitleben bestand in dem ungezügelten thierischen Gelüste. Dieses Gelüst, diese Sinnlichkeit ist durch die Reize und Herrlichkeiten der Aussenwelt hervorgerufen und nur durch sie in der Wirklichkeit bedingt. Im Tode nun, wo mit dem groben Leibe und dessen Sinnwerkzeugen zugleich alle materielle Aussenwelt und ihre Lust dahin gestorben ist, tritt da nicht der ätherische Keim des Leibes nothwendig in seine ursprüngliche elementarische Unverdorbenheit zurück und wird und bleibt er da nicht das wieder gesund gewordene Organ der Seele?

Ich habe in meiner Abhandlung über Spontaneität (im ersten Hefte des laufenden Jahrs dieser Zeitschrift) die Thatkraft, die mit der Größe des Verstandes, mit der Güte des Herzens, kurz mit dem intellectuellen und moralischen Menschen gar zu oft, wenn gleich nicht immer, in einem umgekehrten Verhältnisse steht, — als ein vom reinen Willen der Vernunft ganz verschiedenes, für sich bestehendes selbstständiges Vermögen betrachtet, und in diesem verschiedentlich modifizirten Vermögen der Thatkraft die Basis der verschiedenen Temperamente vermuthet. Jetzt möchte die Behauptung dadurch an Wahrscheinlichkeit gewinnen, daß ich die Thatkraft in die Lebenskraft selbst, d. i. in den ätherischen Leib versetze. Von diesem unsichtbaren elementarischen Stoffe, und nicht von der Seele selbst, möchte die, sonst schwer zu erklärende, halb körperliche, halb psy-

chische Natur der Temperamente am glücklichsten abgeleitet werden.

Nach allem diesem hoffe und glaube ich nun, die Autokratie der Seele, freilich nicht mehr als die rein Stahl'sche, d. h. als eine unbeschränkte, sondern als eine allerdings sehr bedingte, ja im verdorbenen Menschen höchst getrübte, gegen den Haupteinwurf, den man mit gutem Grunde dieser Autokratie entgegensetzte, rechtfertigen zu können. Dieser Einwurf lautet nach Kurt Sprengel also: „Der stärkste und von keinem Anhänger des psychischen Systems hinlänglich gelöste Einwurf gegen eben dies System scheint immer noch die Allgemeinheit der organischen Wirkungen (und der Reizbarkeit) auch im Gewächsreiche zu seyn. Die Vergleichung der Physiologie der Pflanzen mit der Physiologie thierischer Körper gibt der letztern erst ihr wahres Licht. Ohne mit dem Worte Seele zu spielen, kann man die organischen Wirkungen im Gewächsreiche unmöglich von der Seele herleiten.“ Siehe Sprengel a. a. O. S. 102. — Indem ich nun die Seele im Menschen vom Thiere im Menschen, d. i. vom unsichtbaren Keime, der die Lebenskraft selbst ist, scharf unterscheide, darf auch für die Pflanzen ein ähnliches Lebensprincip angenommen werden, wie im Thiere und im Menschen, also auch ein unsichtbarer Keim, doch ohne eigentliche Seele, und eben darum fällt, trotz der vorhandenen Lebenskraft, die eigentliche Autokratie im Pflanzenreiche hinweg.

Ohne diese Annahme der Identität der Lebenskraft und des unsichtbaren Keimes führt allerdings die Lehre von den organischen Kräften, die im Menschen eben so unabhängig von der Seele wirken sollen, als sie zum Theil in den Thieren und noch vollständiger in den Pflanzen, ohne eine solche, wirken, zuletzt auf den Materialismus. Porterfield, ein Vertheidiger von Stahl's psychischem Systeme, sagt sehr treffend (nach Sprengel): „Wenn man glauben wollte,

daß die Muskelfasern eine Kraft zu empfinden und sich zu bewegen haben, ohne mit ihnen ein thätiges Wesen, als die Ursache davon, vereint zu denken, so wäre dieß ungereimt, denn eben so gut könne man der Materie das Denkvermögen zuschreiben." Siehe Sprengel a. a. O. S. 67. — Herr Windischmann hat sich daher, wenigstens in meinen Augen, ein wirklich großes Verdienst erworben, daß er, wie ich glaube zuerst, den Glauben an die selbstständigen organischen Naturkräfte, als auf einer äusserst beschränkten, materialistischen Ansicht ruhend, zu erschüttern und diese Kräfte von einem höhern Standpunkte aus zu beurtheilen sucht. Sey auch seine, vom Glauben an die allein selig machende und heilende römisch-apostolische Kirche ausgehende Ansicht eine selbst äußerst beschränkte, so liegt doch hinter ihr, wie vielleicht aus dem bisher von mir Gesagten hervorgehen möchte, der Keim einer höhern Wahrheit verborgen.

Es hat zwar der tiefsinnige und selbst von Hrn. Windischmann hochgeachtete Glisson diese organischen Kräfte durch ein Räsonnement zu erweisen gesucht, dem unstreitig viel Wahres zum Grunde liegt. Ich muß dasselbe, um es nach meiner Ansicht berichtigen zu können, hier wörtlich aus Sprengel anführen: „Daß die Materie belebt sey, kann man a priori daraus schliessen, daß Gott alles gut und vollkommen erschaffen, und daß er bei der Schöpfung alles nach seinem Ebenbilde hervorgebracht. Die Materie muß also auch Wirksamkeit haben; sonst wäre von Gott, dem Urquell aller Realität, ein Mangel an Realität ausgeflossen. Die Materie muß auch wirksam seyn, wegen der Zwecke der Schöpfung; denn die Welt würde sonst unnütz, träg und dumm seyn. Das innere Princip der Bewegung ist nicht blind; es handelt freiwillig, begehrt den Zwek und wählt die Mittel zu demselben. Auch nicht äussere Ursachen, nicht der Zufall bestimmen es; denn sonst würde es seine Zwecke nicht erreichen.

Würden der Himmel und die Sterne sich wohl natürlich bewegen, wenn sie von äußern Ursachen gezwungen würden? Diese Gründe widerlegen die Lehre des Cartesius, daß alles, was bewegt werde, von einem andern bewegt werden müße, und daß nicht Leiden und Thätigkeit zugleich in demselben Körper seyn können." (Sprengel a. a. O. S. 107.) — Ich fühle die Kraft von Glisson's Gründen; ich glaube mit ihm an ein Belebtseyn der Materie, aber nur insofern wir der organischen Materie einen unsichtbaren Keim, einen ätherischen Leib, zuzuschreiben berechtigt sind. Ohne diese einschränkende Bedingung führt, wie schon gesagt, die Lehre von den organischen Kräften zuletzt unfehlbar zum Materialismus.

Vor noch nicht Langem las ich in einem durch mehrere eigenthümliche Ideen und feine kritische Bemerkungen ausgezeichneten Buche eines aufblühenden Gelehrten eine Behauptung, die mir bis jetzt unverständlich geblieben war, und deren innern haltbaren Grund ich nun erst jetzt, indem ich dies schreibe, besser zu ahnen anfange. Ich rede von des Hrn Professors Leupoldt in Erlangen „Heilwissenschaft, Seelenheilkunde und Lebensmagnetismus. Berlin 1821." Dieser sucht nämlich die Aufmerksamkeit der Aerzte und Philosophen auf „ein leiblich-geistiges Eine, d. i. auf ein reelles Mittlere, das Leib und Geist in Einem ist oder das Indifferente von Leib und Seele, und was er den Lebensäther nennt", hinzuleiten. Entkleidete man seine Idee, die er jedoch nur problematisch hinstellt und nicht zu erweisen gesucht hat, von dem naturphilosophischen Gewande, oder aber thäte man der meinigen die Ehre an, ihr das nämliche Gewand anzulegen, so würde man vielleicht sehen, daß beide Ideen, wenn gleich jede selbst verschiedener Abkunft und durchaus verschiedenen Schlags, sich durch ein Accomodement mit einander dahin vereinigen ließen, für ein wichtiges und heiliges Interesse zu streiten: für ein in der rohen sichtbaren

Materie waltendes Unsichtbares, Imponderables, das nicht die Seele selbst ist, nur ihr unmittelbares Organ, und das sich als die Lebenskraft organischer Geschöpfe zu erkennen giebt.

Ich habe zum Schlusse noch eine, bereits von mir angedeutete, Lücke auszufüllen: den verborgenen Uebergang der Heilwissenschaft in die Moral darzulegen.

Der Kern einer Philosophie, welche, eben so fern von aller Mystik als von aller Sophistik, recht dazu geeignet seyn möchte, dem Arzt als Leitstern wohlthätig vorzuleuchten, scheint mir die scharfe Unterscheidung eines irdischen und verweslichen Stoffes, wodurch wir der Erde verwandt sind, eines sinnlichen und gelüstenden Thiers im Menschen, d. i. des unverweslichen Keims, der die Lebenskraft ist und wodurch wir den unsichtbaren Naturkräften im Thier- und Pflanzenreiche zugewandt sind, von der unsterblichen und vernünftigen Seele, wodurch wir dem Geisterreiche angehören und Gott erkennen.

Von dieser Unterscheidung, deren Richtigkeit ich, nach dem von mir bisher Vorgetragenen, hier als ein Gegebenes, nicht erst zu Beweisendes ansehen zu dürfen glaube, gehe ich nun in meinen ferneren Schlüssen aus.

Der Seele gebührt also ihr hohes Vorrecht vor dem Thiere im Menschen und noch weit mehr vor dem irdischen Stoffe. Das muß gleich vornan in der Heilkunst anerkannt und mit der strengsten Consequenz durch alle Glieder der Wissenschaft durchgeführt werden.

Den verweslichen Leib sehen wir sich täglich verändern, in seinen kleinsten Theilen in die Außenwelt übertreten, und hinwieder aus derselben erneuert werden; wir sehen ihn wachsen, altern, verwesen. Ihn allein, nicht mehr den ganzen sinnlichen und geistigen Menschen hatte die jatromathematische und jatrochemische Schule vor Augen.

Das sinnliche Thier im Menschen sehen wir, von den

Lebensreizen der Außenwelt genährt und gefüttert, ein unselbstständiges, gezwungenes Leben äußern, das sich in die verborgene Werkstätte der Naturkräfte zurückzieht und der Wahrnehmung verschwindet, sobald der äußere Zufluß der Lebensreize ganz fehlt. Dieses gelüstende Thier im Menschen allein, nicht mehr den ganzen Menschen, weder nach seinem irdischen Stoffe noch nach seiner vernünftigen Seele, würdigte die Brown'sche Schule.

Die, Gott verwandte, unsterbliche Seele erkennen wir als die Regentin des ganzen menschlichen Staates. Diese Regentin allein, aber nicht mehr den ganzen Organismus des menschlichen Staates, weder nach der Seite seiner thierischen Kraft, noch nach der seines irdischen Stoffes, erkannte die autokratische Schule Stahl's an.

Die Seele also der Regent, der Oberaufseher aller Einwirkungen der Lebenskraft auf den irdischen Stoff des Leibes! Ja, aber nicht mehr im strengen Sinne Stahl's, sondern in dem gemilderten einer beschränkten Autokratie! Dies ist es, was ich, in Hinsicht der Moral, hier nur ganz kurz anzudeuten, nicht auszuführen mir vornehme.

Das Leben äussert sich durch Thätigkeit. Diese Thätigkeit wohnt nicht unmittelbar im irdischen Stoffe, der nicht mehr nur der Gegenstand dieser Thätigkeit ist; sie wohnt im Thiere im Menschen, in der Lebenskraft, und die Reaktion der Faser auf den angebrachten Reiz, die Funktionen der Eingeweide, sind eben Thätigkeit. Aber das ist noch nicht alle Thätigkeit des ganzen Menschen. Der Mensch handelt auch auf Antriebe und nach Zwecken, die beide moralischer Art sind. Da stoßen wir denn auf seine vernünftige Natur.

Würde es blos ein Thier im Menschen, ohne Seele, geben, so würde die menschliche Thätigkeit, nach Brown, ein nothwendiges Produkt aus der Lebenskraft und den auf sie wirkenden Lebensreizen, also ein gezwungener Zustand des

Und das ist auch wirklich an und für sich die Reaktion der Faser, jede Funktion der Eingeweide. Und doch ist auch sie es nur zum großen Theil, nicht ganz. Der Mensch, als Vernunftmensch, denkt und handelt auch, und diese höhere Thätigkeit der Vernunft drückt der niedern Thätigkeit seiner Eingeweide das Siegel eines höhern Charakters auf.

Beurtheilen wir den Menschen nach seiner Vernunftseite, so sehen wir ihn, wie eben gesagt, handeln auf moralische Antriebe. Muß er nun auf diese Antriebe der Dinge in der Außenwelt eben so mechanisch-nothwendig zurückwirken d. h. handeln, als seine Lebenskraft auf die Lebensreize reagirt? Nein! sage ich, denn wenn es je eine tiefe Wahrheit giebt, so ist es die, welche bereits die alten Stoiker durchschaut und die neuern Idealisten aus der Ficht e'schen Schule mit unwiderleglichen Gründen dargethan haben: „daß der Mensch alle Ideen und Empfindungen zuletzt aus sich schöpfe und daß alle anderen Dinge ihm empfindbar werden, nur indem sie sich in ihm abdrücken; daß es also nicht das Wesen der äußern Dinge sey, was des Menschen Seele bewegt und ihn zu Handlungen antreibt, sondern daß es einzig die Vorstellungen, die Begriffe seyen, die er sich von den äußern Dingen macht, was ihn zu Handlungen antreibt; daß mithin die Eindrücke der Außendinge, die er erhält, sich in seinem Selbste nach der jedesmaligen Beschaffenheit dieses Selbstes richten, daß er also nur das ist, was er sich vorstellt, und seine Vorstellungen und Gedanken seinen wahren, glücklichen oder unglücklichen Zustand ausmachen, und die Zufälle des Lebens für ihn gut oder bös sind, je nachdem er selber davon ein vernünftiges oder unvernünftiges Urtheil fällt.“

Ist dies wahr — und wer könnte es läugnen, der in sich selbst zu schauen versteht? — so mißt sich die Vollkommenheit oder Unvollkommenheit nicht nur der Vernunft, son-

dern selbst der körperlichen Reaktion der Faser, also die der Gesundheit selbst — zuletzt nach den vollkommenen oder unvollkommenen Begriffen, in denen der Mensch recht eigentlich lebt, webt und wirkt.

Jetzt erscheint also die Seele um so mehr als der Autokrat, da die äußere Welt zuletzt ihr doch nur der Reflex ihrer eigenen Vorstellung, ihres eigenen Selbstes ist. Warum sollte also auch nicht, wie ich vorhin sagte, die höhere Thätigkeit des Vernunftmenschen der niedern Thätigkeit des Thiers im Menschen das Siegel eines höhern Charakters aufdrücken und die brownische gezwungene Erregung der Faser aus der Sklavensphäre des Thiers in die freiere Sphäre des Menschen erheben?

Wir dürfen und müssen daher auch in ärztlicher Hinsicht die leiblichen Verrichtungen des Weisen und Tugendhaften als nicht nur in seinen Handlungen, sondern auch in den Funktionen der Eingeweide von den gleichnamigen Verrichtungen des Thoren und Lasterhaften verschieden voraussetzen. In jenem werden alle äußeren, selbst die nachtheiligen Lebensreize, durch die Erhabenheit der Vorstellungsweise, womit sie die Seele auffaßt, erst veredelt, von ihr heilend auf den Körper reflektirt; und das giebt eine ganz andere, höhere Erregung der Faser, als die im Thoren und Lasterhaften statt findende, wo die niedere Vorstellungsweise der Seele den schädlichen äußern und innern Lebensreizen eine von innen aus erst recht giftig werdende Natur mittheilt. Dort ist freie, ruhige, kraftvolle, heilsame Thätigkeit der Nerven und Muskeln; hier sind erzwungene, gestörte, krampfhafte, atonische Bewegungen. Also ruht die brown'sche Erregungslehre nicht auf einer durchaus selbstständigen Basis, sondern diese Erregung als erzwungenes Produkt zweier Faktoren wahr an und für sich, wird zuletzt doch nur der Reflex des moralisch verschieden beschaffenen innern Selbst's, des eigentlichen Autokraten.

Suchen wir nun der ersten Ursache der mannigfaltigsten Krankheiten nach, so finden wir sie in der unmittelbar schädlichen Wirkung der Leidenschaften auf den Körper. Manche andere Krankheiten erhalten durch die Einflüsse der Leidenschaften die nachtheiligste Complication. Das ist für den Arzt von der höchsten Wichtigkeit, und hier ist es, wo die Heilkunst, wenn sie bis zur ersten Ursache vordringen will, unmittelbar in die Moralphilosophie übertritt und des Lichts, welches letztere über die Natur der Leidenschaften verbreitet, als eines Führers bedarf. Den Streit der Stoiker mit den Peripatetikern vorbeigehend, ob nämlich die Leidenschaften ganz zu unterdrücken oder nur zu mäßigen seyen, der sich zuletzt in einen bloßen Wortstreit verliert, weil beide Streitende doch nur auf ein und das nämliche schöne Ziel ausgiengen, auf die Befreiung des Gemüthes von der Herrschaft der Leidenschaften, will ich hier nur auf einen tiefen Geistesblick der alten Stoiker aufmerksam machen. Sie, die da lehrten: „Siehe in dich selbst hinein; in dir ist ein Born des Guten, der allezeit quellen wird, wenn du nur allezeit gräbest,“ — sie zogen aus dem Schachte, der in die Tiefe des menschlichen Geistes führt, goldene Wahrheiten an das Licht hervor, und fanden im Geiste selbst, in seinen Anlagen und Keimen zu Tugenden, das Gegengift gegen jede schädliche Leidenschaft: wie die Sanftmuth gegen den Unwillen über den Unverstand des Gegners; die Enthaltsamkeit gegen die Empfindsamkeit für die Reize der Wollust; die Ausdauer gegen den Verdruß über die Mühseligkeit der Arbeit ꝛc. Ist diese Behauptung der Stoiker von Anlagen zu Tugenden als ein angebornes dem Menschen zur Aussteuer gegebenes Palladium gegen die Despotie der Leidenschaften, — Anlagen, die aber erst durch Uebung zu Fertigkeiten werden müssen, — wahr, so ist es auch wahr, daß es nicht Stärke, sondern Schwäche des Geistes voraussetzt, wenn sich der Mensch von der Heftigkeit irgend einer

Leidenschaft entflammen läßt, weil er die, der Leidenschaft entgegengesetzte, Tugend-Anlage im Geiste unbenutzt und ungeübt seyn läßt, und also, wenn gleich körperlich noch so thätig, doch geistig unthätig, passiv bleibt, wo er höchst activ seyn sollte. Die dadurch entstehende körperliche Krankheit ist also zuletzt doch moralisch bedingt. Also je schwächer — ich sage nicht, je böser — der Mensch in seinem Edelsten, in seinem innersten Selbste ist, das über aller Brown'schen Erregung hinausliegt, desto offener steht sein Gemüth den Leidenschaften und eben darum sein Körper den Krankheiten. Es ist eine bekannte, von den Moralisten oft erwähnte Erfahrung, daß Kinder, Weiber, Greise und Kranke mehr dem Zorne, der Rachgier, der Eifersucht, dem Neide, dem Uebermaaß des Mitleidens ꝛc Preis gegeben sind, als der stärkere Mann, der seine innersten Anlagen zum Widerstand zur schönen Fertigkeit entwickelt und in seinem eigenen Geiste die Schwingen findet, die ihn dort hinauf tragen, wo Windstille wohnt.

Ich habe in den „Resultaten aus meiner ärztlichen Tabelle für das Jahr 1820 von der Irrenanstalt dahier zu Pforzheim“ (im zweiten Vierteljahrhefte 1822 der Zeitschrift für psychische Aerzte) eine wichtige Stelle aus Epictet angeführt, die zur Erklärung der Entstehung von Krankheiten durch Leidenschaften im Unweisen schön benutzt werden könnte. Hier will ich diese Stelle nicht wiederholen und verweise daher den Leser auf jenen Aufsatz.

Die Kultur des Willens zur Harmonie mit dem Willen Gottes und zum Gehorsam unter das Schicksal, wie sie Sokrates und Zeno's Schule gebot, ist die höchste Aufgabe beides der Moral und derjenigen Heilkunst, die ihren Blick über das Produkt der Erregung hinaus bis in das Gebiet des innern Autokraten erhebt, dessen vollkommene oder unvollkommene Beschaffenheit es eigentlich ist, was das Produkt der Erregung, d. i. die Reaction der Faser gegen die wohlthätigen

oder schädlichen Lebensreize, erst recht zur höhern Dignität des Heilsamen oder des Zerstörenden erhebt. Ja, in der Harmonie unsers Willens mit dem Willen Gottes liegt eine Zauberkraft, die den Menschen über sein Schicksal erhebt, daß er unüberwindlich da steht. Meine Seele seufzt nach einem bessern Loose, mein Körper schmachtet unter den Seufzern meiner Seele; er trägt in sich den Samen zum langsam zehrenden Nervenfieber. Siehe da! mein Genius ruft mir warnend zu: Elender, wo ist die Harmonie deines Willens mit dem Willen Gottes? Gott will nicht, und du willst noch? — Und eben so plötzlich ist das größte Wunder geschehen, meine Seele ist zufrieden, mein Körper lebt frisch auf, heiter ist mir das Leben.

„Alles“, sagt Epictet, „steht unter den Gesetzen der Natur und muß dem Ganzen dienen, die Erde, das Meer, die Sonne, die Sterne, die Gewächse und Thiere der Erde. Auch unser Leib steht unter ihren Gesetzen; er ist gesund oder krank, jung oder alt, und geht durch die und diese Veränderungen, wenn es die Natur will. Es ist deswegen vernünftig und billig, daß das, was wir in unserer Gewalt haben, nämlich unser Urtheil, nicht das einzige sey, was sich gegen sie auflehne. Denn sie ist gewaltig und stärker als wir, und beräth uns besser als wir selbst, und ihre Regierung erstreckt sich nicht nur über das Allgemeine, sondern auch über uns insbesondere. Empörest du dich wider sie, so schändest du deine Vernunft und richtest nichts anderes aus, als daß du dich vergebens anstrengest und dich in Verdruß und Plagen stürzest.“

Diese Harmonie des Willens mit dem Willen Gottes ist die wahre Religion, der wahre Glauben der Vernunft, bedingt in der thätigen Entwickelung unserer angebornen Anlagen zur innern Vollkommenheit des Geistes, und nicht im unthätigen Glauben, insofern dieser vom Marienbilde und vom Weihwasser die Hülfe erwartet, die der Mensch in sich selbst zu suchen und zu finden hat, wenn er nur seine hohe

Natur erkennen und den Ruf zur geistigen Thätigkeit nicht faul und träg überhören will. Ist es denn nicht Geistesfaulheit, von einem äußern Idole Wunder passiv zu erwarten, wo man activ sich selbst ein schöneres Wunder abgewinnen sollte?

Das ist das Sokratische, von dem ich in der Ueberschrift dieser Abhandlung meinte, daß es der Heilkunst Noth thue.

---

## Ueber das angebliche Vermögen der Somnambulen, ihre Heilmittel zu bestimmen, und in die Zukunft zu sehen;

von

Herrn Medicinalrath Dr. Günther

zu Köln.

> — — velut aegri somnia, vanae
> Finguntur species.

Als ich neulich die Bemerkungen des Herrn Dr. Groos über Bertrand's Werk „vom Somnambulismus", (Traité du Somnambulisme et des différentes modifications qu'il présente; par A. Bertrand) in dem ersten diesjährigen Vierteljahrshefte dieser Zeitschrift las, drängten sich mir, besonders bei den Abschnitten: „von der instinktartigen Kenntniß der Heilmittel", und „von dem Vorhersehungsvermögen der Somnambülen", verschiedene Ideen auf, die ich hier mitzutheilen mir erlaube, sey es auch, daß solche schon von Andern hier oder dort mehr oder weniger ausgesprochen, da Wahrheiten dieser Art in eine Zeit,

wo der menschliche Geist so begierig nach dem Wundervollen hascht, und darüber das Alltägliche vergißt, nicht oft genug wiederholt und wenigstens zur Prüfung vorgelegt werden können.

Wenn Herr Bertrand in seinem so schätzenswerthen Werke das Vermögen der Somnambulen, die Heilmittel in Bezug auf ihren eigenen Krankheitszustand anzugeben, als eine Wirkung des auch bei dem Menschen nicht erloschenen Instinctes betrachtet, so ist dagegen allerdings nichts einzuwenden, wenn von solchen Mitteln im Allgemeinen die Rede ist, und es unterscheidet sich dieses im Grunde nur gradu von der sich täglich darbietenden Erfahrung, daß der Kranke, durch ein natürliches Bedürfniß getrieben, im hitzigen Fieber sich nach säuerlichen Getränken sehnt und im Gallenfieber Ekel vor Fleischspeisen äußert; allein, wenn einige Magnetiseurs so weit in ihren Versicherungen gingen und noch gehen, zu behaupten, daß der Kranke während seines somnambulen Zustandes speziell diese oder jene Arznei, als zu seiner Heilung dienlich, durch Angabe ihres (offizinellen) Namens bezeichnet habe, so ist dies vernünftigerweise nicht anders zu erklären, als daß der Kranke den Namen dieser Arznei früherhin von seinem Arzte gehört, oder irgendwo gelesen, und seinem Gedächtnisse eingeprägt habe, der alsdann während seines magnetischen Schlafes wieder einer Erinnerung vorschwebt, so wie es zweifelsohne Manchem mit mir begegnet seyn dürfte, daß er sich im Traume, wo die Organe des innern Sinnes und der Phantasie nicht selten eine sehr starke Regsamkeit behalten, Namen von Gegenständen, oder Stellen aus Schriftstellern, Verse ꝛc. wieder erinnerte, die er zwar ehemals gewußt, aber so weit wieder vergessen hatte, daß er sie im wachen Zustande nicht zu recitiren im Stande gewesen wäre. Unter dieser Voraussetzung ist, jenen Fall als möglich angenommen, doch übrigens nicht zu läugnen, daß selbst hierin nicht selten Betrug und Charlatanerie

herrschen, wie mir dieß selbst ein paarmal bei vorgeblichen Somnambulen begegnet ist, die ich zu beobachten Gelegenheit hatte. Denn, wenn höchstens zugegeben und als hinreichend durch die Erfahrung bewährt, angenommen werden kann, daß das Geistesvermögen des Somnambulen in Dingen, die auf den innern Zustand seines eigenen Organismus unmittelbar Bezug haben, ungewöhnlich gesteigert ist, so ist es doch wahrhaft lächerlich zu erwarten, daß derselbe zur Heilung seiner Krankheit ihm vorher unbekannte Namen von Arzneien angeben sollte, deren Benennung, sie geschehe in dieser oder jener Sprache, ja auch anders seyn könnte, und bloß als etwas Zufälliges zu betrachten ist, und wo es daher an allen Mittelgliedern zur Verknüpfung einer solchen Erscheinung fehlt, so wie es überhaupt jedem Menschen unter allen Umständen (ohne Dazwischenkunft einer göttlichen Wunderkraft) schlechterdings unmöglich ist, sich in einer Sprache auszudrücken, die er zuvor nie erlernt hatte. Denn dieß setzt ein absolutes Wissen voraus, was nur der unendlichen Intelligenz zukommt, da hingegen der menschliche Geist in seiner irdischen Verbindung mit dem Körper, in Ansehung seiner empirischen Kenntnisse nur das Erlernte (durch Uebung, Erfahrung Erlangte) wissen kann, es möge dies nun im eigentlichsten Verstande unter diese Categorie gehören oder durch Analogie aus dem bereits Erlernten erschlossen seyn: denn alle unsere empirischen Kenntnisse beziehen sich auf Objecte, deren Natur wandelbar ist, und kein Mensch, sey auch sein Verstand der gebildetste, wäre im Stande, dieselben ohne Erfahrung einzusehen, und z. B. aus der Flüssigkeit und Durchsichtigkeit des Wassers zu erkennen, daß es ihn ersticken, oder aus dem Lichte und der Hitze des Feuers, daß es ihn verzehren könne, wie viel weniger denn zu wissen, daß bei einem gewißen Volke des Alterthums jenes durch den Ausdruck aqua, und dieses durch den Ausdruck ignis angedeutet wurde, da solche Bezeichnungen schlechterdings eine Geburt der menschlichen Will-

Kühe, der Uebereinkunft oder des reinen Zufalls sind. „Sprachen", sagt Gall *) „sind wandelbare Töne, deren Bedeutung willkührlich ist; keine in der Natur gegründeten Wahrheiten; sie können also auf keinerlei Weise von irgend einer Geisteserhöhung erkannt werden. Aber eine Sprache, in der man keine Uebung hat, im Rausche, oder bei sonst einer Veranlassung, mit einer gewissen Fertigkeit zu sprechen, ist eben so natürlich, als daß der Wohlredner aus ähnlichen Ursachen ein elender Stammler wird." — Eben derselbe erzählt, daß er einen Freund gehabt, der sonst in der lateinischen Sprache keine sonderliche Fertigkeit hätte, aber jedesmal im Rausche, mit bewundernswürdiger, fliessender Beredsamkeit, auch wenn er, vor Taumel ganz seiner unbewußt, auf dem Boden hingestreckt lag, ganze Stunden lang, unter Hörcheln und Keuchen, sehr kraftvolle (lateinische) Reden hielt. „Dieser Art Beispiele" setzt er hinzu, „sind nichts Besonderes. Aber daß man, in was immer für einer Art von Entzückung, fremde Sprachen spreche, wie dieses ganz neuere Schriftsteller annehmen, dies ist, mit sämmtlichen daher abgeleiteten Folgen, nicht nur gegen alle wohlgeprüfte Erfahrung, sondern auch natürlicherweise schlechterdings unmöglich." — Ich habe, wie gesagt, ein Paar Fälle dieser Art beobachtet, wo die Somnambulen (es waren junge Mädchen, wie denn die meisten hieher gehörigen Beobachtungen das weibliche Geschlecht betreffen) die Namen der Arzneyen verstümmelt und unrichtig angaben, zur Belustigung der Umstehenden. Auch wird man bemerken, daß solche Individuen sich gewöhnlich in ihren Verordnungen im Allgemeinen an das System ihres Arztes oder Magnetiseurs ziemlich gut anzuschliessen wissen, je nachdem dieser zu der Schule der Gastriker, der Stheniker oder der Antiphlogistiker gehört, mit dessen

*) In seinen philosophisch-medicinischen Untersuchungen über Natur und Kunst.

Methode sie, durch mehr oder weniger langen Umgang mit demselben, mehr oder weniger bekannt geworden sind. Wer könnte wohl an solchen Gaukeleien Gefallen finden? — Ich wiederhole es daher, daß auch bei dem potenzirtesten Geistesvermögen des Somnambulen sich in dieser Hinsicht doch die Fähigkeit desselben nicht weiter erstrecken kann, als dahin, daß er, je nach dem Bedürfnisse seines Gefühls, in Bezug auf den innern Zustand seines Organismus die allgemeine Indication angiebt, und daß nur in dem Falle, wo die Arzneimittel selbst mit ihm in nähern Rapport gebracht sind, ihm die spezielle Bezeichnung derselben möglich gemacht werden dürfte, hier wie dort, durch die Wirkung des Instinkts, der gewöhnlichen Sprache des Lebens- und Erhaltungs-Triebes, der hier, als zu einer höhern Potenz gesteigert, durch die Einwirkung der Objecte der Aussenwelt auf die äussern Sinne, aufgeregt, seine Hülfe in sich selbst zu finden glaubt.

Daß in dem Menschen ein Vermögen liege, sich künftige Begebenheiten zum voraus vorzustellen, ist nicht zu läugnen; es ist dieses eine Aeußerung der Vernunft, in Verbindung mit der Einbildungskraft. Die Vernunft schließt nämlich von einer vorhandenen Ursache auf ihre bestimmte Wirkung, und erwartet diese mit Gewißheit, sobald jene gesetzt ist, in einer gewissen Zeitreihe, welcher die Einbildungskraft in ihrer Succession folgt, und so sich zum voraus das Bild dieser Wirkung vorstellt. Ob ein solcher Akt der Vernunft, mittelst dessen diese von der Ursache auf die Wirkung schließt, auf dem bloßen Princip der Gewohnheit beruhe, wie Hume will, oder ob derselbe zu den vielen Stammbegriffen des Verstandes gehöre, wie die kritische Philosophie behauptet, lassen wir hier ununtersucht, da dies vor ein anderes Forum gehört; genug, daß all unser Räsonnement über Thatsachen sich auf den Zusammenhang von Ursache und Wirkung (Caussalität) gründet. Diese Weise, die künftigen Begebenheiten vorherzusehen, ist

der menschlichen Vernunft ausschließlich eigen; wenigstens scheint sie von den Thieren nur in einem weit geringern Grade prädicirt werden zu können: denn wenn gleich nicht zu läugnen ist, daß auch diese manches aus der Erfahrung kennen lernen und nicht selten von den Eigenschaften des bereits durch die Erfahrung erkannten Gegenstandes auf die von ähnlichen Gegenständen gleichsam einen Schluß machen, wodurch sich eben die List und Verschlagenheit der Alten von der Unwissenheit der unerfahrnen Jungen in manchen Dingen so auffallend unterterscheidet, so hat es doch das Ansehen, als sey eine solche Erscheinung mehr im Gefühle der thierischen Natur, als in der Vernunft selbst, gegründet; wenigstens bleibt der höhere Vernunftschluß, wo die Begebenheiten durch eine längere Reihe von Gliedern mit einander in Verbindung stehen, ein Vorrecht des menschlichen Geistes. Es gibt aber eine andere Art eines solchen Vorhersehungsvermögens, welches zwar viel gewisser in seinen Erwartungen, aber auch weit beschränkter in seinen Aeusserungen ist, indem es sich nur auf einzelne unwandelbare Wirkungen der Natur erstreckt. Dieses Vermögen äussert sich im thierischen Instinkt, der gewissermaßen in diesem Falle die Stelle der Vernunft vertritt, oder als ein Analogon (analogon rationis) derselben angesehen werden kann, wovon die auffallendsten Thatsachen von den Beobachtern der thierischen Oekonomie aufgezeichnet sind. So werden nicht nur manche Insecten durch die widrige Empfindung von andern Thieren aufgeregt, daß sie ihren Stachel hervorschieben und damit stechen, oder durch den Geruch und das Gesicht gereizt, daß sie ihren Rüssel zur Speise ausstrecken und damit saugen, sondern diese Einwirkung der Aussenwelt auf das thierische Gefühl regt oft selbst zu Handlungen an, die auf die ferne Zukunft Bezug haben. Daher sieht sich der Hamster auf den nahenden Winter mit Frucht vor; das Murmelthier bereitet sich sein Winterlager; die Schlange kriecht in ihre Höhle; und alle

diese, so wie die Schnecke und der Regenwurm, graben sich desto tiefer unter die Erde, je strenger die Kälte des folgenden Winters seyn wird. Der Kukuk zieht in fremde Gegenden, noch ehe jene Witterung zu Ende ist, die er anderswo aufsucht *); die Larve des männlichen Einschläfers gräbt sich bei ihrer Verwandlung eine Grube, die ihre Länge zweimal übertrifft, damit das Horn, welches jetzt schon entwickelt in ihr liegt, bequem ausgestreckt werden könne; der Ameisenlöwe bauet in seiner Sandgrube, ehe er weiß, daß es Ameisen giebt; die Spinne spannt ihr Netz aus, ehe sie das Daseyn und die Natur der Fliege kennt, u. s. w. **)

Daß auch dem Menschen ein ähnliches Vorgefühl der Zukunft beiwohne, welches wir unter dem Ausdrucke des Ahnungsvermögens begreifen und das sich unter gewissen Umständen äußert, kann wohl schwerlich geläugnet werden. Indeß so lange die Seele mit dem Körper, als ihrer irdischen Hülle, umgeben ist, ist auch ihr Wirkungsvermögen, wie überall, so auch hier, durch die Fesseln desselben eingeschränkt, und ihr freier Flug bleibt fortwährend gehemmt,

---

*) Die im Spätjahre 1821 herrschende elektrische Spannung der Atmosphäre, und die Vorempfindung des ungewöhnlich gelinden Winters, zog nach den Beobachtungen des Herrn Professors Nitsch, mehrere nordische Vögelarten, die theils nach allen bisherigen Erfahrungen nie das mittlere Deutschland besuchten, theils dort sonst selten und in geringer Anzahl oder nur zuweilen zahlreich erschienen, in Menge nach diesen Gegenden hin, während andererseits manche der dortigen Zugvögel ihren Zug nach südlichen Ländern sehr verspäteten, oder gar zurückblieben. (M. s. Schweigger's und Meineke's neues J. f. Chemie ꝛc. Neue Reihe Bd. VII. H. 1. S. 16. ꝛc.) Aehnliche Beobachtungen machte man auch hier.

**) Gall a. a. O. und Reimarus von den Trieben der Thiere.

was auch manche, ihrer Phantasie zu sehr nachgiebige Schriftsteller hierüber behaupten mögen. Daher sind' alle künftigen Begebenheiten, die mit dem gegenwärtigen Zustande des Organismus nicht in solcher Verbindung stehen, daß die Vorhersagung derselben aus dem (oft sehr tief liegenden und leise sprechenden) Gefühle dieses Zustandes, als des Grundes des künftigen, abgeleitet werden kann, in Bezug auf das Vorhersehungsvermögen des Menschen als bloßer Zufall zu betrachten, und wäre auch das Seelenvermögen des Somnambulen in dieser Hinsicht noch so sehr gesteigert *), so ist doch, so lange der Geist seine sterbliche Hülle bewohnt, nicht abzusehen, wie das Urtheil der Seele, welches sie in ihren Ahnungen ausspricht, auf eine andere Weise, als auf die eben angegebene, zu Stande kommen sollte. Wir müssen daher alle dergleichen Erzählungen von Vorhersagungen der Somnambulen, in Betreff solcher Gegenstände, die mit ihrem gegenwärtigen Zustande nicht den entferntesten Rapport haben, z. B. ihnen bevorstehender, schlechterdings von aussen her kommender Unglücksfälle, des Todestages entfernter Freunde oder geliebter Personen 2c, als mit aller vernunftmäßigen Ansicht solcher Erscheinungen unvereinbar, in das Reich der Mährchen verweisen, wo sie den ihnen angemessenen Platz finden, und können nur den Zufall bewundern, der hier zuweilen im Spiel ist, so wie man aus tausend verborgenen Nummern doch zuweilen die verlangte herausfindet. Denn dies sind keine

*) Ich bitte meine Leser, Ausdrücke dieser Art hier, wie überall, im uneigentlichen Sinn zu nehmen, denn meinerseits kann ich mich nicht zu dem Glauben an eine Erhöhung des Vermögens der Seele selbst durch magnetische Manipulationen, bereden, wohl aber eine Potenzirung des Seelenorgans statuiren.

Ahnungen, wo man die Zukunft, ohne alle Schlüsse zum voraus, nicht zu empfinden, sondern vielmehr anzuschauen, sich anmaaßt, sondern es sind wirkliche Weissagungen, die einem Wesen, als der menschliche Geist in seiner sinnlichen Hülle ist, völlig fremd sind. Aber Ahnungen von dem nahe bevorstehenden Tode eines Menschen, von der Abnahme, dem Aufhören, oder der noch längern Dauer des einen Kranken folternden Schmerzens, von eintretenden Affectionen des Nervensystems, bevorstehenden Krisen, auf diesem oder jenem Wege, von naher Genesung ꝛc. — sind durch zu viele Beobachtungen der Aerzte älterer und neuerer Zeiten, besonders auch bei somnambulen Kranken, bestätigt worden, und liegen in der Natur des animalischen Organismus zu wohl gegründet, als daß man dieselben, ohne sich dem Wunderglauben hingeben zu dürfen, bezweifeln könnte, uud bloß auf solche Fälle ist der Glaube an ein solches Vorhersehungsvermögen des Menschen auch zu beschränken. — Ob es angeborene Ahnungen von dem Daseyn eines höhern Wesens, unserer Fortdauer nach dem Tode, u. dgl. gebe, wollen wir hier nicht untersuchen; es sind dies Gegenstände, worüber uns die Offenbarung vollkommene Gewißheit verschafft, mit der alle Aussagen und Ahnungen der Menschen keinen Vergleich aushalten und für die es, bei dem Grade von Evidenz, der aus dem Glauben an dieses göttliche Zeugniß hervorgeht, noch nach so schwankenden Beweisen zu suchen unnöthig ist.

---

# Kurze Nachricht von dem Hospitale und Irrenhause Hofheim im Großherzogthum Hessen, nebst beigefügten Krankengeschichten;

von

Herrn Dr. F. Amelung,

Hospitalarzt daselbst.

---

In Folge der in einem früheren Hefte dieser Zeitschrift von dem Herausgeber geschehenen Aufforderung an diejenigen Aerzte, welche Irrenanstalten vorstehen, gebe ich hier ganz kurz und vorläufig einige Nachricht von dem Großherzoglich Hessischen Irrenhause Hofheim nebst dem summarischen Verzeichniß der in den Jahren 1822 und 1823 in diesem Hospitale Verpflegten.

Die beigefügten Krankengeschichten und Leichenöffnungsberichte hielt ich der Bekanntmachung nicht unwerth, nicht als therapeutische Meteore, sondern weil ich überzeugt bin, daß nur nach und nach durch eine Masse von Erfahrungen, die hier in diesem vielgelesenen Journale den besten Platz finden, eine rationelle Psychiatrie sich gründen und vervollkommnen kann. Wenn man hierbei bedenkt, wie lehrreich selbst solche Fälle sind, die einen unglücklichen Ausgang hatten, bei denen die Bemühungen und Heilungsversuche des Arztes fruchtlos waren, so sollte sich keiner scheuen, auch diese aufzuzeichnen und bekannt zu machen, wenn sie anders ihres Interesse wegen hierzu sich eignen. Die Erfahrung kann hierdurch nur gewinnen.

Das Hospital Hofheim, in einer der fruchtbarsten Ge-

genden der Provinz Starkenburg unfern den Ufern des Rheins und drei Stunden von Darmstadt gelegen, war ursprünglich ein geistliches Stift und die Mutterkirche mehrerer umliegenden Ortschaften. Die Reformation, die so viele Aufhebungen von Klöstern, Stiften und Abteien bewirkte und diese zu nützlicherm Zwecke bestimmte, schuf auch dieses Stift zu einem Zufluchtsort für Alte, Schwache, Lahme und preßhafte Personen um. Philipp der Großmüthige war es, der sich hierdurch ein ewiges Denkmal setzte und das neue Hospital mit bedeutenden Grundstücken und Gerechtsamen fundirte.

Die Urkunden der Fundation besagen, daß dieses Hospital für sieche und preßhafte Personen des platten Landes bestimmt seyn solle. Im Anfange mögen auch dergleichen Leidende allein hier verpflegt worden seyn. Späterhin sah man sich aber genöthigt, in Ermangelung einer andern hierzu passenden Anstalt, auch Epileptische und Melancholische hier aufzunehmen. Die Fundirung unserer Anstalt stand mit der von den churhessischen Hospitälern Hayna und Merxhausen in Verbindung. Das hiesige Hospital schien in dieser Verbindung blos unheilbare Fälle von Geisteskranken aufgenommen zu haben, die dann, nach der Sitte der damaligen Zeit, Irre mit Züchlingen in eine Kategorie zu setzen, durch Schläge, Ketten und Fußklötze in Zucht und Ordnung gehalten wurden. An Heilung dieser Irren dachte man nicht. Die ärztliche Besorgung des Hospitals war dem in der Nachbarschaft wohnenden Amtschirurgen als Nebengeschäft übertragen über den der in Darmstadt wohnende Stadtphysikus, der alle Jahre ein paarmal das Hospital besuchte, die Aufsicht führte.

Politische Veränderungen, die Verwandlung Churhessens in das Königreich Westphalen, die Gestaltung der vormaligen Landgrafschaft Hessen-Darmstadt in ein souveränes Großherzogthum, trennten die in Verbindung gestandenen Hospitäler. Das Hospital Hofheim blieb nun die einzige Anstalt

der Art für das Großherzogthum, stand aber nun mit der Größe des Landes in keinem Verhältniß.

Dieser Umstand machte es nothwendig, fast jedes Jahr für Erweiterung und Vermehrung der Wohnungen zu sorgen, und indem man zugleich ein aufmerksameres und menschlicheres Auge auf die Irren warf, sorgte man dafür, daß nicht nur die Wohnungen freundlicher und zweckmäßiger eingerichtet, sondern auch, daß die Irren selbst besser verpflegt und menschlicher behandelt wurden. Man sorgte für eine strenge Trennung der Wohnungen und Höfe der beiden Geschlechter, deren Gemeinschaft vorher zu vielen Unordnungen Anlaß gegeben hatte. Die Fuß- und Handschellen wurden abgeschaft, die Schläge verbannt, Mißhandlungen der Irren von Seiten der Wärter aufs strengste verboten, sie selbst allmählig an eine bessere Ordnung und Folgsamkeit gewöhnt.

Eine gütige und Zutrauen einflößende Behandlung, passende Zwangsmittel für die Unruhigen und Tobsüchtigen, sollten von nun an die Mittel seyn, die Irren an Ordnung zu gewöhnen und dadurch die mögliche Heilung derselben zu befördern. Man erweiterte die Höfe, trennte die Unruhigen von den Stillen und legte für letztere einen freundlichen Spaziergang an. Dadurch, daß ein eigener Arzt für die Anstalt angestellt wurde, der in dem Hospitale selbst wohnt, daß man ferner zum Vortheil derselben in der Nähe eine Apotheke etablirte, ist wenigstens jetzt die Möglichkeit gegeben, Irre wiederherzustellen.

So wurde der Anfang zur Verbesserung dieser früherhin so sehr vernachlässigten Anstalt gemacht, und wenn sie auch in diesem Augenblicke noch nicht den Grad von Vollkommenheit erlangt hat, den man in der jetzigen Zeit von einer Irrenanstalt erwartet, so steht doch zu hoffen, daß bei der väterlichen Fürsorge unsers allverehrten Fürsten und den besondern Bemühungen und Einsichten der obern Staatsbehör-

den, sie einer bedeutenden Erweiterung und Vervollkommnung entgegensieht.

Unvermeidliche Hindernisse, die in diesem Augenblicke noch entgegenstehen, können dieses Ziel nur weiter hinausrücken, nie aber ganz entfernen, und wenn auch die Zahl der Genesenen bis jetzt sehr gering ausfällt, indem noch immer wegen Beschränktheit des Raums meistens unheilbare, schon mehrere Jahre leidende Irre aufgenommen werden, so läßt doch die Zukunft, wenn diese Hindernisse einst entfernt sind, auch hierin ein günstigeres Resultat erwarten.

Die Größe der Anstalt und die Anzahl der Verpflegten, so wie die Leiden, die sie zur Aufnahme qualificirten, erhellt aus folgenden Uebersichten.

---

## Summarische Uebersicht über den Bestand der Verpflegten im Hospital Hofheim vom Jahre 1822.

| | |
|---|---|
| Zu Ende des Jahrs 1821 waren im Hospital verblieben | 199 Personen |
| darunter 108 Männer, 91 Weiber. | |
| Zugegangen sind im Laufe des Jahrs 1822, 21 Männer, 7 Weiber. | 28 Personen |
| | 227 |
| Abgegangen sind: | |
| 1. definitiv entlassen | 4 M. 1 Fr. |
| 2. provisorisch entlassen | 2 M. |
| 3. gestorben | 6 M. 4 Fr. |
| 4. entwichen | 1 M. |
| 5. als Wartmann angestellt | 1 M. |
| | 14 M. 5 Fr. |
| | Zusammen 19 Personen. |

Bleiben zu Ende des Jahrs im Bestand 208 Personen, und zwar 115 M. u. 93 Fr.

Von diesen leiden an.

| | |
|---|---|
| Geisteszerrüttung verschiedener Art 45 M. u. 30 Fr. | Schwach- und Blödsinn 26 M. u. 22 Fr. |
| Epilepsie mit und ohne Geisteszerrüttung 10 M. u. 14 Fr. | Blindheit und Augenfehlern 6 M. u. 9 Fr. |
| Taubstummheit 2 M. u. 1 Fr. | Lähmung und Gebrechlichkeit 20 M. u. 13 Fr. |

Altersschwäche 6 M. u. 4 Fr.

---

## 1823.

Zu Ende des Jahrs 1822 waren im Hospital verblieben 208 Personen

darunter 115 Männer u. 93 Weiber.

Zugegangen sind im Laufe des Jahrs 31 Personen
23 M. u. 8 W. 239 Personen

Abgegangen sind:

| | |
|---|---|
| 1) definitiv entlassen | 3 M. 1 W. |
| 2) provisorisch entlassen | 3 " |
| 3) gestorben | 9 " 4 W. |
| 4) als Wartmann angestellt | 1 " |
| | 16 M. 5 W. |
| | 21 Personen. |

Bleiben zu Ende des Jahrs Bestand 218 Personen und zwar 122 M. und 96 W.

Unter diesen leiden an

| | |
|---|---|
| Geisteszerrüttung 43 M. u. 36 W. | Schwach- und Blödsinn 27 M. u. 22 W. |

| | | |
|---|---|---|
| Epilepsie | Blindheit | Taubstummheit |
| 15 M. u. 12 W. | 6 M. u. 9 W. | 2 M. u. 1 W. |
| Lähmung und Gebrechlichkeit. | | Altersschwäche |
| 22 M. u. 13 W. | | 5 M. u. 3 W. |

---

Aus diesen summarischen Uebersichten erhellt, daß die Zahl der Geisteskranken sich zur Gesammtzahl der Verpflegten wie 6 : 10 verhält. Alle Nicht-Geisteskranke sind aber theils Inkurable oder werden hier, als in der Versorgungsanstalt des Landes, aufgenommen, weil sie sich durch ihrer Hände Arbeit nicht mehr ernähren und auch sonst keine Unterkunft finden können. Von den Geisteskranken selbst sind die meisten veraltet und unheilbar. Höchst selten, vielleicht des Jahrs kaum zweimal, ereignet sich der Fall, daß ein Geisteskranker hierher gebracht wird, dessen Krankheit erst seit kurzem entstanden ist. Diese Umstände, das Verhältniß der Geisteskranken zu der Gesammtzahl der Verpflegten und die geringe Anzahl noch nicht veralteter Fälle, sind die Ursachen, warum die Summe der Entlassenen in jedem Jahr so gering ist. Hierbei ist übrigens zu bemerken, daß unter den Entlassenen meistens genesene Geisteskranke begriffen sind, indem von den übrigen selten einer entlassen wird. Außerdem werden aber öfters Geisteskranke, welche schon seit geraumer Zeit leiden, wiederhergestellt oder gebessert, verbleiben aber im Hospital, weil entweder durch die Länge der Krankheit ihr Verstand geschwächt, oder zu befürchten ist, daß die Krankheit, wie häufig der Fall ist, nach kürzerer oder längerer Zeit recidivire, oder endlich, weil durch die Länge des Aufenthalts im Hospital ihre Verhältnisse in Bezug auf die Außenwelt so schwierig und hinderlich geworden sind, daß sie es vorziehen und es für eine Gnade halten, in dieser Versorgungsanstalt ihr Leben zu enden. Solche Gebesserte, die in dem Hospital verbleiben, werden dann der Anstalt selbst dadurch sehr nützlich, daß sie überall hülfreiche Hand leisten und die Wartleute in ihren Geschäften unterstützen.

Das Verhältniß der Geisteskranken in Bezug auf die Gattung der Krankheit, die Verschiedenheit in Ansehung des Geschlechts, die Ursachen, die Periodicität, die Heilung und endlich die Summe derjenigen, welche sich in den zwei Jahren wegen ihres psychischen Leidens in Behandlung befanden, erhellt aus folgenden Tabellen:

# Tabellarische Uebersicht

## der im Jahr 1822 im Hospital Hofheim anwesenden Geisteskranken.

| Krankheitsgenus. | Zahl der Kranken. | Männer. | Weiber. | Ursachen d. Krankheit: physische. | moralische. | unbekannt. | periodische. | geheilt od. gebessert: entlassen. | noch im Spital. | gestorben. | wegen ihres physischen Leidens waren in Behandlung. | verbleiben zu Ende des Jahrs im Spital. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Wahnsinn mit Neigung z. Tobsucht, Mania | 26 | 17 | 9 | 11 | 12 | 3 | 11 | 2 | 5 | 3 | 15 | 24 |
| Narrheit, Moria. | 18 | 12 | 6 | 6 | 10 | 2 | 6 | 1 | 4 | 1 | 8 | 27 |
| (Monomania.) Tiefsinn, Melancholia | 5 | 2 | 3 | « | 5 | « | « | « | 2 | « | 8 | 5 |
| (Monomania.) Wahnsinn mit fixer Idee | 5 | 4 | 1 | 1 | 4 | « | « | « | « | 2 | 1 | 3 |
| Allgemeiner Wahnsinn, Dementia, (Demence). | 28 | 14 | 14 | 6 | 4 | 19 | 5 | 1 | 13 | 2 | 1 | 25 |
| Wahnsinn mit Epilepsie. | 11 | 7 | 4 | 11 | « | « | « | « | « | 1 | 3 | 10 |
| Schwach- u. Blödsinn, Amentia, (Idiotisme). | 45 | 27 | 18 | 43 | 1 | 2 | « | « | 1 | « | « | 45 |

# Tabellarische Uebersicht
## der im Jahr 1823 im Hospital Hofheim anwesenden Geisteskranken.

| Krankheitsgenus. | Zahl der Kranken. | Männer. | Weiber. | Ursachen d. Krankheit. physische. | moralische. | unbekannt. | periodische. | geheilt od. gebess. entlassen. | noch im Spital. | gestorben. | wegen psychischen Leidens waren in Behandlung. | verbleiben zu Ende des Jahrs im Spital. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| Wahnsinn mit Neigung zur Tobsucht, Mania | 27 | 17 | 10 | 12 | 11 | 4 | 10 | 2 | 8 | « | 9 | 25 |
| Narrheit, Moria | 21 | 14 | 7 | 7 | 11 | 3 | 7 | 2 | 5 | 1 | 6 | 19 |
| Tiefsinn, Melancholia } (Monomanie.) | 8 | 3 | 5 | « | 8 | « | « | « | 1 | 1 | 4 | 7 |
| Wahnsinn mit fixer Idee } (Monomanie.) | 8 | 7 | 1 | 1 | 7 | « | « | 1 | « | 2 | 3 | 8 |
| Allgemeiner Wahnsinn, Dementia, (Demence). | 26 | 13 | 13 | 6 | 4 | 16 | « | « | 2 | 2 | 2 | 24 |
| Wahnsinn mit Epilepsie. | 13 | 10 | 3 | 13 | « | « | « | « | 2 | 3 | 9 | 10 |
| Schwach- u. Blödsinn, Amentia, (Idiotisme). | 48 | 28 | 20 | 45 | 1 | 2 | « | « | 1 | 3 | « | 45 |

In Bezug auf die Eintheilung der verschiedenen Gattungen der Geisteskrankheiten, wie ich sie in diesen Tabellen befolgt habe, bemerke ich folgendes:

Leider ist noch keine Eintheilung dieser Klasse von Krankheiten allgemein bestimmt und nach einem festen Typus geordnet. Fast jeder Schriftsteller hat seine eigne Eintheilung. Selbst die Bedeutung der einzelnen Namen, womit wir die verschiedenen Gattungen der Geisteskrankheiten bezeichnen, sind noch nicht genau bestimmt. Wie oft werden die Namen Wahnsinn, Verrücktheit, Narrheit, Melancholie und Manie mit einander verwechselt und eins für das andere gebraucht. Ja selbst die Benennung der ganzen Klasse dieser Krankheiten steht nicht fest. Heinroth bedient sich des Ausdrucks Seelenstörung, Georget benennt sie nach Heinroth's Uebersetzung im allgemeinen Verrücktheit, Vering psychische Krankheiten. Der populärste Name ist in der Regel auch derjenige, welcher die Sache am besten bezeichnet. Im allgemeinen scheint mir daher der Name Geisteskrankheit am passendsten für solche Leiden, die sich unserer Wahrnehmung hauptsächlich als Störungen geistiger Funktionen zeigen, und zwar auf eine dauernde, längere Zeit anhaltende Weise; denn auch das Delirium im Fieber ist eine Krankheit des Geistes, oder äußert sich wenigstens als ein Leiden desselben.

Was die einzelnen Gattungsnamen betrifft, so muß ich gestehen, daß mir von allen die Pinel-Esquirolsche Eintheilung sich am meisten der Natur zu nähern scheint, indem sie hauptsächlich eine zu weit getriebene Klassifikation dieser Krankheiten vermeidet, die theoretisch sich ganz gut ausnimmt, aber in praktischer Hinsicht keinen Nutzen bringt. Wenn eine jede Krankheit im konkreten Falle verschieden ist von einer andern, die denselben Namen hat, je nachdem sie zwei verschiedene Personen befällt: wie vielmehr muß

dieß bei Geisteskrankheiten der Fall seyn, da der menschliche Geist sich in jedem einzelnen Menschen so verschieden äußert und in jedem noch weit mehr als der Körper durch Eigenthümlichkeiten sich auszeichnet. Doch konnte ich die allerdings durch mehrere eigenthümliche Erscheinungen sich als eigne Gattung charakterisirende Narrheit unter keine Rubrik der Esquirolschen Eintheilung bringen und habe dieselbe daher hier als für sich bestehend angegeben.

Unter der Rubrik Monomanie, (Wahnsinn in Beziehung auf ein Object) habe ich die Melancholie und den fixen Wahn angeführt. Für beide paßt der Name, obgleich das eine mehr ein Gemüthsleiden, das andere ein Leiden des Verstandes ist.

Die unter der Rubrik: allgemeiner Wahnsinn angegebenen sind meistens ganz veraltete Fälle, deren Krankheitscharakter sich zum Theil nicht genau nachweisen läßt, sondern nur durch eine größere oder geringere Verwirrung der Ideen mit durch die Dauer der Krankheit bewirkten großen Verstandesschwäche sich zu erkennen gibt.

Die Ursachen des Schwach- und Blödsinns sind meistens in der ersten Organisation begründet und entweder angeboren oder in der Jugend erworben. Da der Blödsinn mehr ein absoluter Mangel an Verstand, als ein krankhaftes Leiden des Geistes ist, so ist er eigentlich unter die Geisteskrankheiten gar nicht zu zählen und hier nur der Vergleichung wegen mit angeführt.

---

## Krankengeschichten.

### I.

Margaretha Keller, eine Frau von sechs und dreißig Jahren, litt vor zwölf Jahren an Wahnsinn, der nicht selten in Tobsucht ausartete und in einer unglücklichen Ehe seinen Grund gehabt haben soll. Von diesem wieder

hergestellt, blieb bei ihr eine besondere hysterische Reizbarkeit mit von Zeit zu Zeit sie quälenden Convulsionen der Extremitäten zurück. Ihr Geist litt dabei nicht, sie war eine stille fleißige Person und auch ihre Reproductionsorgane empfanden die Verstimmung ihres Nervensystems so wenig, daß sie wohlgenährt war. Gegen diese Convulsionen gebrauchte sie krampfstillende und antihysterische Mittel sehr häufig und mit Erleichterung.

Zu Ende Decembers 1821 klagte sie über Kopfschmerzen, die bald einen sehr hohen Grad erreichten, aber nur in den äußern Theilen und namentlich in der galea aponeurotica des Schädels ihren Sitz zu haben schienen und sich bis in den Nacken erstreckten. Von Zeit zu Zeit ließen diese Schmerzen noch, kehrten aber m. erneuerter Heftigkeit zurück. Da sie die wahrscheinliche Folge einer Erkältung waren, so wurde die Kranke mit diaphoretischen und ableitenden Mitteln behandelt, zu welchen späterhin noch krampfstillende zugesetzt wurden.

Am achten Januar 1822 hörte ich, daß sie die Nacht hindurch sehr unruhig gewesen sey und die Arznei nicht mehr einnehmen wolle. Als ich ihr deswegen Vorstellungen machte, mußte ich zu meinem größten Befremden von dieser vorher so vernünftigen und geduldigen Person erfahren, daß sie sich sehr unartig gegen mich äußerte und vielen Trotz zeigte. Schon den Abend vorher hatte ich bei ihr eine gewisse Unruhe, ein gereiztes und unschamhaftes Benehmen bemerkt, was heute besonders auffallend war und mir hierin den Anfang ihrer wiederkehrenden Geisteskrankheit zeigte. Am folgenden Tage fand ich sie anfangs ziemlich ruhig, doch als ich anfing ihr zuzureden und sie bewegen wollte, Arznei zu nehmen, wurde ich mit Schimpfreden von ihr zurückgestoßen. Gegen Abend, als ich mich freundlich ihr näherte, war sie anfangs sehr zufrieden und fing sogar an Liebkosungen gegen

mich zu äussern; allein, als ich diese zu erwiedern keine Lust bezeugte, stieß sie mich wüthend von sich und fing an zu schimpfen. Nach wenigen Stunden wurde sie nach und nach so tobsüchtig, daß sie mittelst des Zwangskamisols so viel als möglich in Ruhe gehalten werden mußte. Sie wurde hierauf die Nacht stiller und beantwortete am folgenden Morgen meine Fragen ziemlich ruhig. In ihren zerstörten Gesichtszügen und den verwirrten Haaren sah man noch die Spuren der dagewesenen Wuth. Sie klagte nicht mehr über Kopfschmerzen, wohl aber über große Hitze und Durst. Sie genoß nichts als frisches Wasser. Diese Symptome, verbunden mit einem schnellen, härtlichen Puls, schienen mir Anzeige genug, ihr einen Aderlaß am Fuß zu machen und eine antiphlogistische Mixtur mit Nitrum zu reichen. Demungeachtet tobte sie die darauf folgende Nacht wieder so heftig, daß sie Fenster und Möbel zerschlug. Den eilften Januar fand ich sie zwar ruhiger, doch war sie nicht zu bewegen, die Arznei fortzunehmen. Sie wurde nun in ein fester verwahrtes Zimmer gebracht. Abends fand ich sie in großer Unruhe. Sie hatte ihr ganzes Bett verwirrt und beantwortete mir meine Fragen sehr unartig und scheltend. Schon seit mehreren Tagen hatte sie nichts genossen als kaltes Wasser, womit sie reichlich versorgt wurde.

Merkwürdig ist es, daß diese Frau, die nach einem Zwischenraum von zwölf Jahren wieder in Wahnsinn verfiel, nun in diesem neuen Anfall beständig die heftigsten Vorwürfe und Verwünschungen gegen ihren Mann ausstieß. Eine unglückliche unzufriedene Ehe wird als die Ursache ihres ersten Wahnsinns angegeben und nun nach dieser langen Zwischenperiode, worin sie alle Kränkungen und Beleidigungen vergessen zu haben schien, erwachten diese aufs neue in ihrem wiedergekehrten Irreseyn. Abneigung und Zorn gegen das ganze männliche Geschlecht war die Folge

dieser lebhaften Erinnerung an die Kränkungen ihres Mannes, und auffallend genug war hierbei der auf mancherlei Weise durch unzüchtige Geberden und Worten sich äußernde Geschlechtstrieb, mit denen sie jeden Mann anzulocken schien und dann plötzlich wieder von sich stieß. Dieser beständige Widerspruch in ihren Ideen, der Streit in ihren Gefühlen zwischen Abscheu und Verlangen, machten die charakteristischen Züge in ihrem jetzigen Paroxysmus aus. Die Kopfschmerzen, woran sie anfangs so heftig litt, waren verschwunden, wenigstens klagte sie nicht mehr darüber.

Den zwölften Januar fand ich sie zwar etwas ruhiger und nicht mehr so tobend, sie hatte auch die vergangene Nacht etwas geschlafen, es blieb jedoch eine beständige Unruhe in ihrem ganzen Wesen sichtbar. Ihre Physiognomie hatte sich seit einigen Tagen außerordentlich verändert. Ihr Gesicht war eingefallen, das Auge trüb, verwirrt, unstät. Sie wollte noch immer keine Arznei nehmen, und wenn man sie dazu bereden oder gar zwingen wollte, so ward sie unbändig und tobsüchtig.

Erst den funfzehnten Januar fand ich sie etwas munterer und nicht mehr so verwirrt. Sie sprach ziemlich ruhig und vernünftiger, obgleich immer noch mit einem gewissen großen Trotz, der früher bei dieser Frau unerhört war. Von Arznei wollte sie noch nichts wissen; doch konnte ich sie heute zu einem lauwarmen Bade bereden, welches ihr auch nachher so angenehm war, daß sie gar nicht wieder heraus wollte. Ich fand sie aber nach dem Bade um nichts gebessert. Im Gegentheil wurde sie den folgenden Tag wieder unruhiger, trotziger und unbändiger, und konnte nur durch strenge Maßregeln, Drohungen und Zwangsmittel einigermaßen in Ordnung gehalten werden. Nach einem Fußbade mit Senf schien sie etwas ruhiger und folgsamer zu werden, legte sich zu Bette, fing an über ihren unglück-

lichen Zustand zu klagen und zu weinen. Allein diese Besserung war von kurzer Dauer. Schon die folgende Nacht wurde sie aufs neue so tobsüchtig als je, und am andern Morgen fand ich sie wieder sehr widerspenstig und verwirrt. Die Fußbäder wurden fortgesetzt, zeigten aber keine so günstige Wirkung mehr. Innerlich konnte man ihr noch immer keine Arznei beibringen. Den zwei und zwanzigsten Januar war die Exacerbation aufs höchste gestiegen, das Gesicht roth, das Auge trüb und verwirrt, der Puls frequent und voll. Diese Symptome bestimmten mich abermals einen Aderlaß von zwölf Unzen am Fuß zu machen, wonach sie auch wirklich ruhiger wurde und ziemlich lange im Bette blieb. Allein auch diese Besserung war von kurzer Dauer. Sie fing bald wieder an zu toben und sich widerspenstig zu zeigen. Ich verordnete ihr nun, um den Orgasmus des Bluts herabzustimmen, ein Infus. digital. purp. mit Aq. Laurocer., welches man ihr endlich nach vieler Mühe und anfangs selbst mit Gewalt einbrachte. Bis zum acht und zwanzigsten bemerkte ich keine Besserung. An diesem Tage aber fand ich sie ruhiger, indeß auch unglücklicher und unzufriedener über ihren gegenwärtigen Zustand. Zugleich fing sie an, sich kränker zu fühlen. Das Leiden schien nunmehr die Brust einzunehmen. Sie fing an zu husten, ihr Athem wurde sehr frequent und keuchend. In dem Grade, als der richtige Gebrauch ihres Verstandes wiederkehrte, stieg nun das Brustleiden. Sie hustete immer stärker, fing an auszuwerfen, ihr Athem nahm einen röchelnden Ton an und roch sehr übel. Sie fühlte sich sehr matt, klagte aber weder über Schmerz noch über Druck auf der Brust. Der Puls war dabei frequent, weich und klein. Ich verordnete ihr ein Infus. Valerian. mit Sal. ammon. dep. Liq. ammon. acet. und Oxym. spl.

Den neun und zwanzigsten. Die Kranke nimmt jetzt

sehr gern ein und spricht ganz vernünftig. Sie ist aber im Ganzen viel kränker und fühlt sich sehr matt; der Puls ist frequent und schwach, wenig härtlich, die Zunge ziemlich rein, der Athem frequent; öfters erfolgt Husten mit rasselndem Tone und starkem Auswurf, der ganz ein puriformes Ansehen hat. Von nun an wurde das Brustleiden immer größer, der Athem röchelnd, die Stimme sehr heiser, kaum hörbar, der Auswurf anfangs häufig, dann unterdrückt, selten und aus Mangel an Kraft höchst beschwerlich. Die Dyspnoe ward immer stärker, der Puls sehr frequent, klein, kaum fühlbar, Stärkende und expectorirende Mittel konnten den schnell eintretenden Tod nicht abwenden, der am dreißigsten Januar den Leiden dieser bedauernswürdigen Kranken, wahrscheinlich durch Suffocation und Lungenlähmung, ein Ende machte. Merkwürdig ist, daß diese Frau in den letzten Tagen ihrer Krankheit mehrmals äußerte, daß ein an eiteriger Lungensucht vor kurzem verstorbener Wartmann sie angesteckt habe, als sie, ihm hülfreiche Hand leistend, seinen Hauch einathmete.

Die Section zeigte folgende krankhafte Erscheinungen. Obgleich im Ganzen der Körper noch sehr wohlgenähet und sogar fett zu nennen war, so war doch das Gesicht sehr eingefallen und abgemagert, der Ausdruck der Gesichtszüge kaum noch bemerklich. Der Hirnschädel zeigte nichts Abnormes. Die harte Hirnhaut war theilweise fest mit ihm verwachsen, die weiche Hirnhaut und Spinnenwebehaut an verschiedenen Stellen verdickt und mit einer serös-lymphatischen Flüssigkeit angefüllt. Das Gehirn war nicht blutreich, etwas blaß von Farbe, in Ansehung seiner Consistenz sehr weich. In den Ventrikeln fand sich etwas Wasser, in jedem etwa ein Theelöffel voll; die plexus choroidei waren blaß, mit einer Menge kleiner Hydatiden besetzt. Aus dem Rückenmarkskanal floß etwas Wasser. Die glandula pituitaria zeigte sich

härter als gewöhnlich. Die übrigen Theile des Gehirns waren normal.

In der Brusthöhle fand sich die linke Lunge beträchtlich mit der Pleura verwachsen; die Bronchien enthielten eine große Menge eines eiterartigen übelriechenden Schleims, die Schleimhaut derselben war etwas geröthet. Der Herzbeutel war überall mit der Pleura stark verwachsen, in der Höhle desselben fand sich viel Wasser, etwa vier bis fünf Unzen. Das Herz selbst war sehr groß, mit vielem Fett überzogen, und von blasser Farbe.

In der Bauchhöhle fand sich der Magen ungeheuer groß, von Luft sehr ausgedehnt; die Leber normal, allein die Milz ungewöhnlich klein und zusammengeschrumpft, dabei so mürbe, daß sie in der Hand zu Brei zerrieben werden konnte. Der Darmkanal war von gesunder Beschaffenheit; die Harnblase aber sehr klein und in ihren Häuten ungewöhnlich dick und fest; die Gebärmutter außerordentlich hart, ziemlich groß, das linke Ovarium mit der Tuba bedeutend angeschwollen, etwa in der Größe eines großen Apfels. Bei Eröffnung desselben quoll eine klare durchsichtige Flüssigkeit heraus in der Menge von etwa fünf Unzen. Die Haut des Sackes war blaß und durchsichtig.

Der Verlauf dieser Krankheit bietet unstreitig mehrere interessante Punkte dar. Während dieselbe anfangs unter der Form eines hartnäckigen Rheumatismus auftrat, der wahrscheinlich in der galea aponeurotica capitis seinen Sitz hatte, verschwindet dieser plötzlich, und die Kranke verfällt in completen Wahnsinn. Der Metaschematismus ist nicht zu verkennen. Es ist ein und dieselbe Krankheitursache oder ein und derselbe Krankheitsstoff, der rheumatische, oder wie einige sich ausdrücken würden, die zurückgetretene Hautkrätze, welche hier in verschiedenen Formen auftritt. Während sie zuerst die fibrös-tendinöse Bedeckung des Schädels ergriff, nahm sie wahrscheinlich ihren Weg in der dura mater

als derjenigen Hirnhaut, welche der galea aponeurotica in ihrer organischen Structur am nächsten steht. Gleichzeitig mögen die übrigen Gehirnhäute und namentlich die Spinnwebenhaut per consensum und als benachbarte Organe von der Entzündung mit ergriffen worden seyn. Die Obduction leitet darauf hin. — Der durch frühere Anlage herbeigeführte Wahnsinn war höchst akut, eine wahre Phrenitis. Theils von selbst, vielleicht auch durch die angewandten Heilmittel, ließ der Wahnsinn nach und verschwand endlich ganz und gleichzeitig trat das Brustleiden auf unter der Form einer Bronchitis, die bald den Charakter des Brandes annahm und auf diese Art den Tod herbeiführte. Dieß allein konnte man wenigstens als hinreichende Todesursache ansehen.

Die Verwachsung des Herzbeutels mit der Pleura, die bedeutende Ansammlung von Wasser in demselben, läßt auf Mitleidenschaft, auf Theilnahme desselben an der entzündlichen Affection der Lungen schließen. In welcher Beziehung aber diese Abnormität zu dem psychischen Leiden gestanden haben mag, wage ich nicht zu entscheiden. Daß aber Leiden des Herzens und seiner umgebenden Theile bei Geisteskranken, besonders bei Melancholischen, nicht selten sind, davon sind heutzutage, besonders durch die Bemühungen des würdigen Herrn Herausgebers dieser Zeitschrift, viele Erfahrungen bekannt.

Die Section zeigt uns ferner die Kleinheit und außerordentlich mürbe Beschaffenheit der Milz. Die Ahnherrn unserer Kunst, welche die Quelle des Wahnsinns meistens in Unterleibsleiden suchten und mit Glück nicht selten den Helleborismus anwandten, glaubten namentlich auch in der abnormen Beschaffenheit der Milz eine bedingende Ursache der Seelenstörung zu finden. Worin liegt aber hiervon der Grund? Nach unsern jetzigen physiologischen Kenntnissen dieses Organs gehört es nächst der Leber zu den vorbereitenden

der Hämatose und gleichzeitig mag es auch noch als blutzuführendes Organ zur Verdauung beitragen. Welche Andeutung geben uns aber die physiologischen Funktionen dieses Organs zur Ableitung des Wahnsinns? Bis jetzt bleibt dies noch immer ein Räthsel, so wie es überhaupt noch durchaus unausgemacht ist, ob die abnorme Beschaffenheit der Milz wirklich im Causalnexus mit dem Wahnsinn stehe; wenigstens sind die Fälle von einem krankhaften Zustande dieses Organs bey Wahnsinnigen gewiß nicht häufiger, als die, wo dasselbe bei solchen Kranken vollkommen normal gefunden worden ist.

Die Sackwassersucht des linken Eyerstocks und die aufgetriebene harte Beschaffenheit der Gebärmutter, die ohne Zweifel schon vor der letzten Krankheit dieser Frau, vielleicht schon viele Jahre vorher vorhanden waren, ohne sich durch irgend ein Kennzeichen zu verrathen, falls nicht eine ungleiche Ausdehnung des Unterleibs zum Grunde lag, die aber unbrachtet blieb, scheinen in Bezug auf die letzte Krankheit vielleicht dann einige Bedeutung zu erhalten, wenn wir damit die unzüchtigen Worte und Gebärden, das sichtbare Verlangen nach männlichem Umgange vergleichen, welche diese Frau während ihres Wahnsinns äußerte, die aber immer wieder durch die Erinnerung an die Treulosigkeit ihres Mannes verscheucht wurden und so mit allgemeinem Hasse gegen das ganze männliche Geschlecht in stetem Streite waren. Weit entfernt jedoch, hierauf Gewicht zu legen, glaubte ich doch deswegen diese Combination nicht unberührt lassen zu müssen, weil sie sich mir von Anfang an gleichsam aufdrang. Gewiß würde es für die Nosologie der Geisteskrankheiten keine geringe Ausbeute geben, wenn wir immer die Aeußerungen der Geistesthätigkeiten mit den physischen Veränderungen und Abnormitäten vergleichen, die wir in den Leichen finden. Wiederholte Erfahrungen könnten hier zu

manchem Resultate führen und in der Aetiologie der Geisteskrankheiten Licht verbreiten.

---

II.

Heinrich Berks, ein Mann von drei und vierzig Jahren, lebte bis zu diesem Alter unverheirathet bei seiner Mutter, die er durch seine unermüdete Thätigkeit ernährte und sich dadurch selbst einiges Vermögen erwarb. Er war im ganzen Ort als ein braver und friedliebender Mensch bekannt; allein sein von Natur etwas beschränkter Verstand mochte nicht selten Veranlassung gegeben haben, daß muthwillige Menschen ihren Spott an ihm ausließen, wovon sich wahrscheinlich sein höchst mißtrauischer Character herschreibt.

Eine muntere Dirne, die Tochter eines verstorbenen Dorfschullehrers und daher unter dem Namen Schulchristiane bekannt, die wegen Armuth dienen mußte, zog seine Aufmerksamkeit auf sich, und war muthwillig genug, ihren Spaß mit ihm zu treiben. Sie versprach ihm mehrmals im Scherz die Ehe, ohne doch daran zu denken, jemals ihr Versprechen zu halten. Im Gegentheil pflog sie mit einem Andern Umgang und versprach sich mit diesem.

Dieser Umstand, verschmähete Liebe und Eifersucht, sollen die Ursachen der Geisteskrankheit dieses Mannes gewesen seyn. Schon seit längerer Zeit unruhig und ein fremdartiges wiederspenstiges Wesen zeigend, soll er mehrmals geäußert haben, selbst zum Großherzoge gehen zu wollen, um sich Recht und seine Braut zu verschaffen. Diesen Vorsatz führte er denn auch wirklich aus. Er war eines Tags aus dem Orte verschwunden und kein Mensch wußte, wohin er gegangen sey. Er war wirklich in die mehrere Tagereisen entfernte Residenz gelaufen, wo er in dem großherzoglichen Schlosse aufgegriffen und als wahnsinnig erkannt, und dann in das hiesige Hospital geliefert wurde.

Er wurde den dritten April 1822, an Händen und Füßen geschlossen, hierher gebracht. Sein Aeußeres war in der That fürchterlich. Ganz schwarzbraun von der Sonne verbrannt mit wildrollenden Augen und menschenscheuem Blicke, schäumendem Munde, mit einer Haltung des Körpers, welche stets einen erwarteten Angriff abzuweisen und zuvorzukommen schien, mit einer heiseren Stimme, die stets Drohungen und Schimpfworte ausstieß, bot er in der That einen Furcht erregenden Anblick dar. Nur mit der größten Mühe konnte er gereinigt und in ein wohlverwahrtes Zimmer gebracht werden. Jeden, der sich ihm näherte, betrachtete er als seinen Feind, als einen Teufel, und in der irrigen Voraussetzung, jener komme, um ihn zu tödten, suchte er ihm durch einen plötzlichen Angriff zuvorzukommen.

Er blieb mehrere Tage in diesem heftigen Paroxysmus von Wuth und Tobsucht, wüthete besonders auch des Nachts sehr stark und suchte sich auf alle mögliche Weise aus seiner Verwahrung zu befreien. Während dieser Zeit aß er nichts, als etwas Brod und Suppe, so daß es fast unbegreiflich war, wie er demungeachtet so viel Kräfte behalten konnte. Das Fleisch hielt er für Menschenfleisch, das Bier für Blut, alle Menschen, die sich ihm näherten, für Juden, die ihn morden und schinden wollten. Indem jedoch nach und nach sein Paroxysmus etwas nachließ und nur in einzelnen Intervallen exacerbirte, wurde er, mit der Zwangsjacke angethan, zuweilen in den Hof geführt, wo er dann halbe Tage lang auf einem Flecke stand und mit stierem Blick und einer beständigen taktmäßigen Bewegung des Körpers halbsinnend ein Gebet hersagte, welches er wahrscheinlich schon als Kind gelernt hatte. Er schien, sich überall von seinen Feinden verfolgt wähnend, gleichsam Hülfe von seinem Schöpfer zu verlangen. Auch jetzt noch konnte man sich ihm nur mit Vorsicht nähern.

Jede, auch die liebreichste und sanfteste, Anrede stieß er mit Zorn und Schimpfworten zurück. Demungeachtet vertrug er sich mit den Irren, die mit ihm sich in demselben Hof befanden, ganz gut und schloß sich sogar an einen derselben näher an, so daß er diesen stets begleitete und selbst einigemal mit ihm zu sprechen schien.

Ohne im geringsten bis dahin mit der Geschichte und Entstehungsweise der Krankheit dieses Mannes vertraut zu seyn, suchte ich doch, als er endlich anfing zugänglicher zu werden, die Congestionen des Bluts nach dem Kopfe dadurch bei ihm zu mäßigen, daß ich ihm von der Höhe eines Stockwerks ein kaltes Douchebad auf den abgeschorenen Scheitel geben ließ. Während desselben, welches ungefähr eine Viertelstunde fortgesetzt wurde, betrug er sich sehr unruhig, ungeduldig und widerspenstig. Dadurch, daß ich ihn nachher bedauerte und theilnehmend fragte, wer ihn so mit Wasser begossen habe, und versicherte, daß ich den Thäter bestrafen würde, suchte ich nicht nur sein Zutrauen, sondern auch eine gewisse Antwort von ihm zu gewinnen. Und dieß gelang mir. Er wurde nun überaus folgsam, legte sich ganz ruhig in sein Bett, hüllte sich in den Teppich ein und schlief den Abend und den größten Theil der Nacht sehr ruhig. Gegen Morgen fing er wieder von Neuem an zu toben, aber weder in dem Grade wie früher, noch so anhaltend. Die zwei folgenden Tage zeigte er sich noch etwas trotzig und unfolgsam, aber eine ernsthafte Ermahnung von meiner Seite brachte bei ihm eine so gute Wirkung hervor, daß er sehr ruhig wurde, mir auf alle Fragen Rede und Antwort gab, sich ruhig rasieren ließ, mir die Hand gab, und, wenn er gleich noch verwirrt redete, sich doch erinnerte, wo er sich befand und sich erkundigte, wer ihn hierher gebracht habe. Er verlangte sehnlichst nach Hause. Er, der früher jede Speise verschmähte, konnte nun kaum gesättigt werden. Er wurde nun mit der

größten Liebe und Schonung behandelt und die Zwangsmittel wurden gänzlich entfernt. Sein Zustand besserte sich mit jedem Tage. Er verlor nach und nach den menschenscheuen Blick, wurde zutraulicher und freundlicher, höflich und folgsam.

Ich betrachtete seinen Anfall von Tobsucht als eine entzündliche Affection des Gehirns oder der Gehirnhäute. Das kalte Douchebad auf seinen Kopf hatte offenbar den besten Erfolg. Ich verordnete ihm nun Kalomel, welchen er längere Zeit ohne auffallende Aenderung gebrauchte. Er blieb fortwährend ruhig und folgsam.

Den ersten Mai bemerkte ich einen flechtenartigen Ausschlag in seinem Nacken, den er im vergangenen Winter seiner Aussage nach schon einmal gehabt hatte. Die Möglichkeit, daß vielleicht eine Suppression desselben Mitursache seiner Krankheit gewesen seyn könnte, bestimmte mich, ihm die Autenriethsche Salbe in den Hinterkopf einreiben zu lassen. Sobald die Pusteln hervorkamen, breitete sich auch der flechtenartige, stark juckende Ausschlag auf den Rücken aus. Es wurden ihm neun blutige Schröpfköpfe in den Nacken gesetzt und innerlich erhielt er die Plummerschen Pulver mit Resin. Guajac. und Rad. Squill.

Die Pusteln auf dem Kopfe gingen bald in starke Eiterung über. Der flechtenartige Ausschlag trocknete ab, zeigte sich aber späterhin wieder an den Beinen. Ein Aderlaß, wegen neuer Congestionen nach dem Kopf angestellt, bekam ihm sehr gut und minderte diese augenblicklich. Ueberhaupt besserte er sich während dieser Behandlung von Tag zu Tage mehr. Er sprach und urtheilte über jede Sache vernünftig, bis auf die fixe Idee, daß er die Schulchristiane heirathen müßte. Erst späterhin erfuhr ich von seinem Bruder seine ganze Geschichte.

Der Besuch seines Bruders, der ihn sehr aufregte und besonders der Umstand, daß ihm dieser nicht mitnehmen

konnte, hatten die unangenehme Folge, daß er nun wieder verrückter, unfolgsamer und widerspenstiger wurde. Ein passendes psychisches Regimen mit Beihülfe mehrerer Aderlässe wegen häufiger Congestionen nach dem Kopfe, brachten ihn jedoch bald auf den vorigen Punkt seiner Besserung zurück.

Sein sehnlichster Wunsch war jetzt, nach Hause zurückzukehren. Ein neuer Besuch seines Bruders hatte die unangenehmen Folgen nicht wie der vorige. Diese unläugbare Besserung und besonders auch der Umstand, daß, wie ich von seinem Bruder hörte, die sogenannte Schulchristiane nun geheirathet habe, wodurch ihm jede Möglichkeit zu deren Besitz genommen und er vielleicht gerade dadurch zur Besinnung und zu der Einsicht gebracht werden konnte, daß er das einmal Geschehene nicht ändern und das Unmögliche nicht möglich machen könne, bewogen mich, dem Wunsche seines Bruders zufolge, der ihn unter besondere Obhut zu nehmen versprach, auf seine Beurlaubung anzutragen. Seine Rückkehr zu seiner ihm sehr theuren Mutter und zu seinen regelmäßigen Geschäften gaben mir Hoffnung zu einer wohlthätigen Wirkung auf sein Gemüth. Und so konnte diese Beurlaubung hier selbst in dieser Hinsicht als ein Heilmittel und demnächst als ein Prüfungsmittel seiner Genesung angesehn werden.

Bis jetzt, nach Verlauf von anderthalb Jahren, scheint seine Genesung Stand gehalten zu haben. Wenigstens ist mir von einem Rückfalle bei ihm nichts bekannt geworden. Er wurde im vorigen Jahre definitiv aus der Anstalt entlassen. —

Was die Ursachen der Krankheit dieses Mannes betrifft, so glaube ich, daß eine gewisse Anlage, große Neigung zu Kongestionen nach dem Kopf, vielleicht auch ein unterdrückter Flechtenausschlag, woran er bereits den

vorhergehenden Winter litt, als disponirende Ursachen vorhanden gewesen seyn mögen, und daß die hinzugekommene psychische Aufregung, die Leidenschaften der Liebe und Eifersucht, als accessorische Gelegenheitsursache angesehn werden könne. Es ist mir wenigstens kaum glaublich, daß eine Leidenschaft, wie Liebe und Eifersucht, — allein auf einen Mann, der bereits das drei und vierzigste Jahr erreicht hat, nachdem er früher der Aussage seines Bruders gemäß niemals Neigung zu dem andern Geschlechte gezeigt hatte, so entschieden einwirken und Wahnsinn erzeugen konnte.

Gar oft wird im gemeinen Leben eine Verrücktheit von einem psychischen Einfluße hergeleitet, die in der That bloß aus physischer Ursache sich entwickelt hat, und nicht selten wird die fixe Idee des Verrückten, die wirklich schon ein Symptom der Krankheit ist, als die wahre Ursache angesehn, weil die innere materielle dem Laven unerforschlich bleibt. Der Arzt, der dann nicht genau über das frühere Leben, die Gewohnheiten, die Constitution, die dagewesenen Krankheiten des Patienten sich unterrichten kann, wird dann immer im Dunkeln schweben und die Heilung höchst selten gelingen. Die wahre Ursache des Leidens ist ihm verborgen, er ist gezwungen, die allgemein angenommene für die einzige Ursache der Krankheit anzusehn und vergebens bringt er die Reihefolge empirischer Mittel in Anwendung. Nichts vermag den Kranken zu retten, und er wird endlich aufgegeben, nachdem er anfangs, bei gehöriger Bekanntschaft des Arztes mit den veranlassenden Ursachen, auf eine sehr einfache Weise vielleicht hätte geheilt werden können.

Ich will damit keineswegs behaupten, daß in jedem Falle eine materielle Ursache primitiv bei Erzeugung einer Geisteskrankheit mit im Spiele sey. Ich behaupte nur, daß dieses häufig und wohl in der Mehrzahl der Fälle statt finde. Auch ich bin überzeugt, daß die Verrücktheit primär

durch eine rein psychische Ursache herbeigeführt werden kann, die dann schädlich auf das körperliche Substrat einwirkt und hierdurch erst der Krankheit einen bleibenden Charakter giebt. Den Folgegang dieser Genesis der Geisteskrankheit sehen wir sehr deutlich in der Einwirkung der Leidenschaften. Die excitirende oder deprimirende Wirkung derselben auf den Organismus ist bekannt. Ist die Leidenschaft gering und von kurzer Dauer, betrifft sie ein leichtsinniges Subject, so wird ihre Wirkung sehr vorübergehend seyn und keine Spur zurücklassen. Die Einwirkung steigt mit ihrem Grade und ihrer Dauer; heftiger schon wirkt der Zorn, am verderblichsten aber die anhaltende der unglücklichen Liebe, der Eifersucht, des Aergers und Kummers. Ihre Einwirkung ist anhaltend, sie verändert die organische Structur des Gehirns, die Krankheit wird bleibend und mit der Zeit unheilbar. Nur auf diese Weise vermögen wir uns die Entstehung der mannichfaltigen Desorganisationen im Gehirn zu erklären, die wir nicht selten auch in den Leichen solcher Verrückten antreffen, bei denen rein psychische Ursachen die Krankheit erzeugt haben.

---

## III.

Nicolaus Schork, fünf und zwanzig Jahre alt, wurde den sieben und zwanzigsten Juni 1822 ins Hospital gebracht. Die Geschichte dieses Menschen bietet mehrere interessante Probleme. Er ist ein mäßig großer, wohlgenährter Mann von angenehmen Gesichtszügen, schwarzen Haaren und brauner ins Gelbliche spielender Gesichtsfarbe. Er spricht sehr vernünftig und gesetzt, und äußert in keiner seiner Handlungen irgend etwas, was auf eine Geisteszerrüttung schließen ließe. Wohl aber läßt sich aus seinen Reden und seinem ernsten ruhigen, aber auch in Gott ergebenen

vorhergehenden Winter litt, als disponirende Ursachen vorhanden gewesen seyn mögen, und daß die hinzugekommene psychische Aufregung, die Leidenschaften der Liebe und Eifersucht, als accessorische Gelegenheitsursache angesehn werden könne. Es ist mir wenigstens kaum glaublich, daß eine Leidenschaft, wie Liebe und Eifersucht, — allein auf einen Mann, der bereits das drei und vierzigste Jahr erreicht hat, nachdem er früher der Aussage seines Bruders gemäß niemals Neigung zu dem andern Geschlechte gezeigt hatte, so entschieden einwirken und Wahnsinn erzeugen konnte.

Gar oft wird im gemeinen Leben eine Verrücktheit von einem psychischen Einflusse hergeleitet, die in der That bloß aus physischer Ursache sich entwickelt hat, und nicht selten wird die fixe Idee des Verrückten, die wirklich schon ein Symptom der Krankheit ist, als die wahre Ursache angesehn, weil die innere materielle dem Layen unerforschlich bleibt. Der Arzt, der dann nicht genau über das frühere Leben, die Gewohnheiten, die Constitution, die dagewesenen Krankheiten des Patienten sich unterrichten kann, wird dann immer im Dunkeln schweben und die Heilung höchst selten gelingen. Die wahre Ursache des Leidens ist ihm verborgen, er ist gezwungen, die allgemein angenommene für die einzige Ursache der Krankheit anzusehn und vergebens bringt er die Reihefolge empirischer Mittel in Anwendung. Nichts vermag den Kranken zu retten, und er wird endlich aufgegeben, nachdem er anfangs, bei gehöriger Bekanntschaft des Arztes mit den veranlassenden Ursachen, auf eine sehr einfache Weise vielleicht hätte geheilt werden können.

Ich will damit keineswegs behaupten, daß in jedem Falle eine materielle Ursache primitiv bei Erzeugung einer Geisteskrankheit mit im Spiele sey. Ich behaupte nur, daß dieses häufig und wohl in der Mehrzahl der Fälle statt finde. Auch ich bin überzeugt, daß die Verrücktheit primär

durch eine rein psychische Ursache herbeigeführt werden kann, die dann schädlich auf das körperliche Substrat einwirkt und hierdurch erst der Krankheit einen bleibenden Charakter giebt. Den Folgegang dieser Genesis der Geisteskrankheit sehen wir sehr deutlich in der Einwirkung der Leidenschaften. Die excitirende oder deprimirende Wirkung derselben auf den Organismus ist bekannt. Ist die Leidenschaft gering und von kurzer Dauer, betrifft sie ein leichtsinniges Subject, so wird ihre Wirkung sehr vorübergehend seyn und keine Spur zurücklassen. Die Einwirkung steigt mit ihrem Grade und ihrer Dauer; heftiger schon wirkt der Zorn, am verderblichsten aber die anhaltende der unglücklichen Liebe, der Eifersucht, des Aergers und Kummers. Ihre Einwirkung ist anhaltend, sie verändert die organische Structur des Gehirns, die Krankheit wird bleibend und mit der Zeit unheilbar. Nur auf diese Weise vermögen wir uns die Entstehung der mannichfaltigen Desorganisationen im Gehirn zu erklären, die wir nicht selten auch in den Leichen solcher Verrückten antreffen, bei denen rein psychische Ursachen die Krankheit erzeugt haben.

---

## III.

Nicolaus Schork, fünf und zwanzig Jahre alt, wurde den sieben und zwanzigsten Juni 1822 ins Hospital gebracht. Die Geschichte dieses Menschen bietet mehrere interessante Probleme. Er ist ein mäßig großer, wohlgenährter Mann von angenehmen Gesichtszügen, schwarzen Haaren und brauner ins Gelbliche spielender Gesichtsfarbe. Er spricht sehr vernünftig und gesetzt, und äußert in keiner seiner Handlungen irgend etwas, was auf eine Geisteszerrüttung schließen ließe. Wohl aber läßt sich aus seinen Reden und seinem ernsten ruhigen, aber auch in Gott ergebenen

haften That, die er verübt hatte, flößte er doch allen seinen Bekannten, die ihn früher schätzten und liebten, und wohl einsahen, daß er jetzt seiner Vernunft nicht mächtig sey, nur Mitleiden ein. Einer von diesen brachte ihm, nach mehreren früheren vergeblichen Versuchen, eine Arzney bei, die ihn mehrmals stark abführte. Hierauf wurde er besser. Er kam nach und nach mehr zu sich, wurde ruhig, sprach vernünftig und zeigte sich wieder ganz als der vorige gutmüthige fromme Mensch. Jetzt erst hörte er, was er in seinem Irreseyn begangen hatte. Von jenem Augenblicke an, wo der Arzt ihn besucht hatte, wußte er nicht, was mit ihm vorgegangen war, und weswegen und wie er an den Ort gekommen sey, wo er sich jetzt befand. Wie unaussprechlich unglücklich er sich nun fühlte, wie tief in seinem Innersten erschüttert er war, als er die gräßliche That erfuhr, läßt sich denken. Er konnte sich anfangs von der Wahrheit derselben gar nicht überzeugen, und als er überall nur traurige Bestätigung hörte, konnte er sich nicht beruhigen in seinem Schmerz, und nur dadurch, daß er überall nur Trost und Mitleid fand, wurde er nach und nach beruhigter in seinem Innern. Er suchte nun sich auf mancherlei Weise zu beschäftigen, und blieb fortan psychisch gesund. Er wurde hierauf zur genauen Beobachtung und Aufsicht in das hiesige Hospital gebracht, wo er sich von Anfang an durch stilles, fleißiges und ordnungliebendes Betragen auszeichnete.

Obgleich während seines hiesigen Aufenthaltes geistig gesund, ließ sich doch ein gewisser Ernst und eine Neigung zur melancholischen Gemüthsstimmung, besonders im Anfange, an ihm nicht verkennen. Aber während er sich stets mit Fleiß beschäftigte und hierdurch seine Gedanken von dem traurigen Gegenstande seines Grams ablenkte, gewann auch sein Gemüth allmählig einen heiterern Anstrich, voll festen Vertrauens auf eine allweise sein Schicksal leitende Vorsehung.

In Ansehung seines körperlichen Wohlseyns verdient folgendes bemerkt zu werden. Sein plethorisches Ansehen mit deutlich statt findenden Kongestionen nach dem Kopfe berücksichtigend, wurde ihm bei seiner Ankunft anfangs mehrmals zur Ader gelassen und antiphlogistische Diät empfohlen. Von Zeit zu Zeit litt er an galligter Ueberladung des Magens mit Fieber, starken Kopfschmerzen und gelblicher Gesichtsfarbe, die jedoch jedesmal bald durch den wiederholten Gebrauch von Brech- und Purgirmitteln gehoben wurde. Nachdem er ein Jahr lang sich durchaus als psychisch wohl gezeigt hatte, seine Entlassung aber höhern Orts nicht genehmigt worden war, wurde er, um seines bisherigen musterhaften Betragens willen, als Wartmann angestellt, als welcher er sich fortwährend durch eine in jeder Hinsicht brave Aufführung auszeichnet.

Die Geschichte dieses Mannes bietet uns ein Beispiel dar von einem vorübergehenden, nur kurz anhaltenden Wahnsinn, und erscheint nicht nur in dieser Hinsicht, sondern auch in allen übrigen Erscheinungen dem gewöhnlichen Delirium im Nervenfieber als höchst analog. In keinem Beispiele mag die Identität beider auffallender hervortreten und es sich offenbarer darlegen, wie beide nur in dem mehr vorübergehenden oder bleibendern Charakter verschieden sind, je nachdem die nächste Ursache des Leidens, die materielle, krankhafte Veränderung im Gehirn, kürzere oder längere Zeit anhält, oder endlich bleibend wird. Es sey mir erlaubt, die wahrscheinliche Verkettung der Ursachen in diesem konkreten Falle, die Genesis der Krankheit, so wie ich sie mir denke, aus einander zu setzen.

Erinnern wir uns der Geschichte dieses Kranken und vergleichen wir damit seine physische Constitution, so zeigt sich, daß ein Conflikt von moralischen und physischen Ursachen hier das Leiden begründete. Zuerst die Constitution in Erwägung ziehend, so bietet uns

hasten T
Bekannten,
einsahen, da
Mitleiden ein
ren früheren v
ihn mehrmals s
kam nach und nac
nünftig und zeigte
ehige fromme Mensch
nem Irreseyn begang
wo der Arzt ihn besucht
vorgegangen war, und we
kommen sey, wo er sich jetzt
glücklich er sich nun fühlte.
schüttert er war, als er die
denken. Er konnte sich anfan
gar nicht überzeugen, und als
stätigung hörte, konnte er sich
Schmerz, und nur dadurch, da
Mitleid fand, wurde er nach und
Innern. Er suchte nun sich auf
schäftigen, und blieb fortan psych
hierauf zur genauen Beobachtung und
Hospital gebracht, wo er sich von
fleißiges und ordnungliebendes Betrag

Obgleich während seines hiesigen A
sund, ließ sich doch ein gewisser Ernst
melancholischen Gemüthsstimmung, d
an ihm nicht verkennen. Aber während
beschäftigte und hierdurch seine Gedank
Gegenstande seines Grams ablenkte,
müth allmählig einen heiteren An
trauens auf eine allweise sein Schicks

unteren Fläche sehr mißfarbig, roth, entzündet. Auch die Lunge war etwas an ihrer hintern und untern Seite ...ndet. Im Herzbeutel war etwas Wasser, das Herz sehr ... und schlaff, besonders der rechte Ventrikel. In der ...öhle fand ich in der linken reg. hypogastrica und pu... innere Bauchwand sehr verdickt und in eine schwarze, ... Materie umgewandelt. Ebenso waren der psoas und ... iternus auf der linken Seite sehr verdickt und gleich... ...lt, in der Mitte derselben aber eine gallertartige ... vorhanden, die sich beim Herausnehmen zerdrücken ... eine hellgelbe Flüssigkeit zerfloß. Das Colon des... ...t einem Theil des transversi waren entzündet ... degenerirten psoas und iliacus internus sehr ... Das ganze Colon zeigte sich in seinem Lu... ...mmengeschrumpft. Die verkohlte und verdickte ...s psoas und iliacus internus ließ sich an dem ... derselben bis an ihre Insertion an dem Ober...

...ndung und nachherige Desorganisation zog ... Zweifel durch den hohen Sprung von der ... nachherige Anstrengung auf der Flucht zu.

## II.

...acht und sechzig Jahre alt, früher ein ...cht Jahren an einem Wahnsinn mit fixer ...acht entstanden war. Er starb an Al... ...tischen Zufällen. Die Section des ... Abnormitäten.

... sehr dick und fest, die dura mater ...nfange fest mit ihr verwachsen. Die ... Hirnhaut zeigte sich mit ausgetrete... ...ut bedeckt. Die arachnoidea und ... Gegend des Hinterhauptes sehr ver...

diese folgende Erscheinungen. Man darf den Mann nur ansehen, um auf den ersten Blick das Bild eines cholerisch-melancholischen Temperaments in ihm zu erkennen, wie es sich im Körperlichen ausdrückt, als da sind: muskulöser Körperbau mit scharfen Umrissen, schwarze Haare, schwarze kleine glänzende Augen, braungelbliche Gesichtsfarbe und markirte Gesichtszüge. Aus meinem Examen erfuhr ich, daß er wenig krank gewesen sey, aber doch häufig an Kopfweh gelitten und zweimal heftig am hitzigen Gallenfieber darnieder gelegen habe. Was ich oben von seinem mehrmaligen Erkranken während seines hiesigen Aufenthalts erwähnte, stimmt damit überein, daß er eine besondere Neigung zu galligten Krankheiten besitzt. Diese Momente nebst Vollblütigkeit bieten die Anlage (materielle Ursache), der Kummer und Gram über den Tod seiner geliebten Mutter und seines vertrauten Freundes die gelegentliche (moralische) Ursache dar. Jedermann kennt die Wirkung der Gemüthsaffecte auf die Gallensekretion und umgekehrt wiederum die Wirkungen verdorbener Galle, der Magen- und Leberleiden, auf das Gehirn, insbesondere wenn Plethora und Neigung zu Congestionen nach dem Kopf das Mittel bieten. Gewiß verdient die Aufmerksamkeit, welche neuerdings mehrere amerikanische Aerzte auf das Leiden des Magens im Delirium tremens wenden, beachtet zu werden; und ohne Zweifel spielt dieses Organ auch in andern Arten des psychischen Erkrankens eine große Rolle. Gehören nicht die Brechmittel zu den Matadoren in der materia medica der Geisteskrankheiten? Auch Jenner's glückliche Erfahrungen von der Einreibung der Brechweinsteinsalbe in die Magengegend beim Wahnsinn gehören hierher. — Es befindet sich in der hiesigen Anstalt ein junger Mann, der schon seit vielen Jahren am periodischen Wahnsinn leidet. Es gelang mir schon mehrmals diesen Menschen wiederher-

zustellen, so daß er oft lange Zeit von jedem Anfalle befreit blieb; aber jedesmal recidivirte die Krankheit, so oft er, trotz des strengsten Verbots und einer genauen Aufsicht, sich mehr Speisen verschaffen konnte, als ihm gestattet war und dadurch seinen immerwährenden Hunger befriedigte.

Zu den ursächlichen Momenten kommt noch, daß Schork eine sitzende Lebensart führte, wodurch nicht allein die Nachtheile der Plethora vermehrt werden, sondern auch durch die gedrückte Lage der Leber die Gallensekretion beeinträchtigt werden mußte. In Bezug auf die Erscheinungen seines Irreseyns darf nicht übersehen werden, daß er als eifriger Katholik sich sehr häufig in geistlichen Büchern erbaute, die dann meistens, wie ich von ihm selbst weiß, schon etwas veraltet waren, auf denen jeder Seite der Teufel citirt ist, und der denn auch in seinem Irrwahne eine so große Rolle spielte.

Endlich gibt uns die Heilung dieses Wahnsinns einen Fingerzeig zur Bestätigung des Auseinandergesetzten. Abführende und aller Wahrscheinlichkeit nach drastische Mittel, bewirkten schnell einen Nachlaß des Wahnsinns. Die stark ausleerende und sekundär vom Gehirn ableitende Wirkung dieser Mittel auf einen, durch lange Enthaltung von Nahrung, durch Tobsucht und Einkerkerung entkräfteten Körper, hatte diesen heilsamen Erfolg.

Während ich auf diese Weise die Genesis dieses Krankheitsfalles zu entwickeln suche, sehe ich mich freilich dem Vorwurfe derer ausgesetzt, welche die nächste Ursache der Seelenleiden in dem Erkranken der Seele selbst suchen. Allein in der festen Ueberzeugung, daß nur durch krankhafte Veränderungen im Organischen sich Abnormitäten der Geistesfunktionen offenbaren können, indem der Geist oder die Seele nicht an und für sich erkranken kann, werde ich mich stets bemühen, diese organischen Veränderungen und ihre Entwickelung in jedem einzelnen Falle, so weit es mög-

lich ist, zu erforschen. Nur auf diese Weise wird uns ein rationelles Heilverfahren möglich werden und dahin muß es mit der Psychiatrie noch kommen, wenn wir nicht ewig im Finstern tappen und durch bloße empirische Versuche gewiß oft mehr Schaden als Nutzen stiften wollen.

## Leichenöffnungen.

### I.

Daniel Herchen, ein etliche dreißig Jahr alter, früherhin dem Trunk ergebener, seit mehreren Jahren an Wahnsinn mit fixer Idee und Neigung zum Selbstmord leidender Mann, welcher im Anfang seiner Krankheit sein eigenes Kind aus dem Fenster eines obern Stockwerks hinausgeworfen hatte, fand Gelegenheit über eine hohe Mauer des Hospitals zu entspringen. Er kam nach einigen Tagen in einem sehr zerrissenen Anzuge und betrunken wieder. Von dieser Zeit an kränkelte er. Seine Verrücktheit und sein Nicht-Klagen waren die Ursachen, daß sein eigentliches Uebel, eine chronische Psoitis, lange verkannt wurde. Er starb in Folge einer heftigen Diarrhoe, welche die geringen Kräfte dieses abgezehrten Menschen vollends aufrieb. Die Leichenöffnung gab folgende Resultate.

Der Körper hatte ein sehr welkes Ansehen, die Glieder waren ungewöhnlich schlaff. Die Hirnschale zeigte außer einer unbedeutenden Hervorragung des Stirnbeins weder in ihrer Gestalt noch Dicke eine Abnormität. Die Gehirnhäute waren sehr blaß, das Gehirn selbst ebenfalls sehr blaß ins Gelbliche spielend und ungewöhnlich weich. In den Gehirnhöhlen fand sich etwas Wasser, die plexus choroidei waren sehr blaß, mit kleinen Hydatiden besetzt. Aus dem Rückenmarkskanal floß viel Wasser. Die hypophysis cerebri war in eine dünne eiterartige Materie verwandelt.

Die rechte Lunge zeigte sich an ihrer hintern und vorzüg-

lich unteren Fläche sehr mißfarbig, roth, entzündet. Auch die linke Lunge war etwas an ihrer hintern und untern Seite entzündet. Im Herzbeutel war etwas Wasser, das Herz sehr welk und schlaff, besonders der rechte Ventrikel. In der Bauchhöhle fand ich in der linken reg. hypogastrica und pubis die innere Bauchwand sehr verdickt und in eine schwarze, blutige Materie umgewandelt. Ebenso waren der psoas und iliacus internus auf der linken Seite sehr verdickt und gleichsam verkohlt, in der Mitte derselben aber eine gallertartige gelbe Masse vorhanden, die sich beim Herausnehmen zerdrücken ließ und in eine hellgelbe Flüssigkeit zerfloß. Das Colon descendens mit einem Theil des transversi waren entzündet und mit dem degenerirten psoas und iliacus internus sehr fest verwachsen. Das ganze Colon zeigte sich in seinem Lumen sehr zusammengeschrumpft. Die verkohlte und verdickte Verwandlung des psoas und iliacus internus ließ sich an dem ganzen Verlauf derselben bis an ihre Insertion an dem Oberschenkel verfolgen.

Diese Entzündung und nachherige Desorganisation zog sich der Mann ohne Zweifel durch den hohen Sprung von der Mauer und durch die nachherige Anstrengung auf der Flucht zu.

---

## II.

Franz Brotzler, acht und sechzig Jahre alt, früher ein Weinhändler, litt seit acht Jahren an einem Wahnsinn mit fixer Idee, der aus Trunksucht entstanden war. Er starb an Altersschwäche und scorbutischen Zufällen. Die Section des Schädels zeigte folgende Abnormitäten.

Die Hirnschale war sehr dick und fest, die dura mater fast in ihrem ganzen Umfange fest mit ihr verwachsen. Die innere Seite der harten Hirnhaut zeigte sich mit ausgetretenem dunkel venösen Blut bedeckt. Die arachnoidea und pia mater waren in der Gegend des Hinterhauptes sehr ver-

dickt und in eine feste leberartige milchweiße undurchsichtige Haut verwandelt, vorzüglich an dem hintern Theil der falx cerebri, von welchem Punkt aus sich diese abnorme Beschaffenheit peripherisch verlor. Unter dieser Stelle war die Gehirnsubstanz sehr fest und kallusartig, von etwa einem Zoll im Durchmesser. Die übrige Gehirnsubstanz war sehr blaß und welk, die Rindensubstanz so fahl, daß sie kaum von der Marksubstanz unterschieden werden konnte. Sowohl unter der arachnoidea als auch in den Gehirnhöhlen und dem Rückenmarkskanal fand sich viel gelbliches Wasser. Die plexus choroidei zeigten sich sehr blaßroth und schlaff.

In diesen Erscheinungen, besonders aber in der außerordentlichen Schlaffheit und Weichheit des Gehirns, in dem blassen Aussehen der Rindensubstanz und der plexus choroidei, läßt sich die allgemeine Krankheit, woran dieser Mann in der letzten Zeit seines Lebens litt, nicht verkennen. Sie bestand in einer allgemeinen Neigung zur organischen Zersetzung und Auflösung, dem Endresultat der anhaltenden und immer wiederkehrenden, ja immer steigenden Reizung des Gefäß- und Nervensystems, wie wir es bei allen alten Trinkern finden, die sich dann unter der Form des serösen Schlagflusses oder allgemeiner Wasseransammlungen oder endlich des Scorbuts ausspricht.

Die beträchtiche Verwachsung der harten Hirnhaut mit der Hirnschale, die verdickte und zu einer weißen, festen Membran umgestaltete weiche Hirnhaut, die verdickte und kallusartige Gehirnsubstanz an dem hintern Theile der falx cerebri, lassen auf eine frühere, aber wahrscheinlich langsam entwickelte Entzündung schließen, womit zugleich die Erscheinungen des Wahnsinns sich offenbarten. Die anhaltende Dauer dieser schleichenden Entzündung der Membranen des Gehirns, brachte am Ende die organische Veränderung derselben zuwege und somit die Unheilbarkeit des Wahnsinns.

Wir sehen hier deutlich die Ausbildung der Krankheit in ihren Wirkungen, die den Grund enthalten, warum das Uebel in spätern Zeiträumen so äußerst selten geheilt werden kann.

---

III.

Adam Eckhardt, dreißig Jahre alt, litt, als er ins Hospital gebracht wurde, seit drei Vierteljahren an Wahnsinn, der in Folge eines Nervenfiebers entstanden seyn soll. Da die Krankheit noch nicht veraltet war, so hatte ich noch Hoffnung zu seiner Wiederherstellung. Nächst seinen irren Vorstellungen sah er einem beständig Betrunkenen nicht unähnlich, immer unstät sich mit allerhand kindischen Spielereien beschäftigend und von der einen Stelle zur andern taumelnd. Nicht selten artete seine Unruhe in Tobsucht aus, weswegen Zwangsmittel häufig bei ihm in Anwendung gesetzt werden mußten. Er gebrauchte mit abwechselndem Erfolge, mehrmals mit scheinbarer, aber nicht dauernder Besserung, nach und nach die Ekelkur, lauwarme und Sturz-Bäder, Digitalis und Kalomel, narkotische Mittel, namentlich Opium, Belladonna in starken Gaben, die Tinct. Datur. stramonii und endlich auch die Einreibungen der Brechweinsteinsalbe, die bei ihm eine solche Geschwulst der allgemeinen Kopfbedeckungen zuwege brachte, daß er mehrere Tage lang nicht aus den Augen sehn konnte. Dies letztgenannte Mittel brachte im Ganzen bei ihm noch die günstigste Wirkung hervor. Er war hierauf eine kurze Zeit lang weit vernünftiger, ruhiger und folgsamer, fiel aber, so wie das Geschwür auf dem Kopfe zu heilen und nach einer lange unterhaltenen Eiterung zu trocknen anfing, in seinen vorigen Wahnsinn zurück, der nun immer mehr einen tobsüchtigen Charakter annahm und sich mit einer wahren Carpologie verband, indem er alles, was er erwischen konnte, zerriß und zerzupfte. Er starb plötzlich mit Zufällen großer Adynamie und unter krampfhaften Er-

scheinungen. Die Section des Kopfs zeigte folgende Abnormitäten.

Die Hirnschale fand sich ungewöhnlich dick und hart, die dura mater sehr fest und stark und in der Mitte des Schädels etwas angewachsen, die pia mater ungewöhnlich dick, zellulös und fast von milchweißem Ansehen, die Zellen mit einer großen Menge Wasser angefüllt; die Gehirnsubstanz sehr weich, die substantia corticalis blaß, graubraun, in den Seitenventrikeln viel Wasser, gewiß in jedem eine Unze, die plex. choroid. mit kleinen Hydatiden besetzt; desgleichen auf der basis cranii und in der Rückenmarkshöhle etwas Wasser.

Diese Erscheinungen deuten auf vorhergegangene Entzündung der Gehirnhäute. Das Nervenfieber, woran dieser Mensch früher gelitten haben soll, war höchst wahrscheinlich eine wahre menyngitis, in deren Folge als Nachkrankheit der Wahnsinn entstand. Die fortdauernde und vielleicht in der letzten Zeit bedeutend zugenommene Wasseransammlung im Gehirn mußte am Ende ähnliche Erscheinungen, wie sie der seröse Schlagfluß zeigt, und den Tod herbeiführen.

## IV.

Catharina Löber, seit vielen Jahren im Hospital, litt an Wahnsinn, welcher früher häufig in heftige Tobsucht ausbrach. In den letzten Jahren ihres Lebens äußerte sie keine Verrücktheit mehr, sie war ruhiger und arbeitsam geworden. Doch waren die Spuren des Wahnsinns nicht ganz verschwunden und zuweilen bei ihr ein durch nichts zu bändigender Eigensinn bemerkbar. Sie starb in Folge einer sehr heftigen pneumonia biliosa, die sie sich durch Eigensinn zuzog und eben dadurch zu heilen unmöglich machte.

Zwei Tage nach ihrem Tode wurde die Section gemacht. Das äußere Ansehn des Leichnams bot nichts Merkwürdiges dar. Er war noch ziemlich wohlgenährt. Der

Kopf war ungewöhnlich klein. Die Eröffnung des Schädels war sehr beschwerlich, weil der vordere Theil der dura mater etwas verdickt und mit dem Hirnschädel fest verwachsen war. An dem hintern Theile war dieß nicht der Fall. Das Gehirn selbst hatte eine ziemlich gesunde Beschaffenheit, war blutreich, nur etwas weicher als normal. In den Seitenventrikeln fand man zu beiden Seiten zwei große Hydatiden, dicht neben dem plexus choroideus lateralis, von welchem ein Theil selbst in diese Wasserblase degenerirt zu seyn schien. In der vierten Hirnhöhle und dem Rückenmarkskanal etwas Wasser. In der Zirbeldrüse eine größere Menge von Sandkörnern als gewöhnlich.

Brusthöhle: Der linke Lungenflügel gesund. Der rechte nach unten, vorn und hinten bedeutend verwachsen, die Pleura an mehreren Stellen in eine dicke, speckartige Masse verwandelt. Der untere Theil derselben verhärtet. Beim Aufschneiden floß eine große Menge Jauche heraus. In dem Herzbeutel drei bis vier Unzen gelbliches Wasser, das Herz sehr blaß mit vielem Fett. In dem rechten Ventrikel fand man einen sehr dicken, fleischig-sehnigen Polypen mit deutlich zu unterscheidenden Blutgefäßen, dessen einer Arm in die vena cava inferior, der andere in die arteria pulmonalis überging und sich hier noch in zwei Aeste theilte. Der Körper dieses Polypen hatte das Ansehn einer Gallerte, die Arme sahen aus wie dickes venöses Blut. In dem linken Ventrikel fand sich ein zweiarmiger Polyp, der mit den Fleischpapillen verwachsen war und in der Mitte einen dreieckigen Kopf hatte.

Bauchhöhle: Der tractus intestinorum normal. Die Leber an ihrem rechten und untern Lappen mißfarbig. Die Gallenblase ungewöhnlich groß, von dunkler Galle strotzend. Der Gallenblasengang zeigte sich bei sorgfältiger Untersuchung etwa einen Zoll weit von der Mündung der Gallenblase, ei-

scheinun-gen. Die Section be
mitäten.

Die Hirnschale fand sich unge
mater sehr fest und stark und in b
angewachsen, die pia mater ung
fast von milchweißem Ansehen,
Menge Wasser angefüllt; die
die substantia corticalis blaß, g
ventrikeln viel Wasser, gewiß in je
choroid. mit kleinen Hydatiden be
basis cranii und in der Rückenmark

Diese Erscheinungen deuten au
zündung der Gehirnhäute. Das Ne
Mensch früher gelitten haben soll, wa
eine wahre menyngitis, in deren F
der Wahnsinn entstand. Die fortdaue
der letzten Zeit bedeutend zugenommene
im Gehirn mußte am Ende ähnliche
sie der seröse Schlagfluß zeigt, und den

---

## IV.

Catharina Löber, seit vielen Jahre
an Wahnsinn, welcher früher häufig
ausbrach. In den letzten Jahren ihres
keine Verrücktheit mehr, sie war ruhiger
worden. Doch waren die Spuren des
ganz verschwunden und zuweilen bei ihr ein
digender Eigensinn bemerkbar. Sie starb
heftigen pneumonia biliosa, die sie si
zuzog und eben dadurch zu heilen unmögl

Zwei Tage nach ihrem Tode wurd
macht. Das äußere Ansehn des Leichnams
würdiges dar. Er war noch ziemlich

nz— intermediäre Theil des dreigetl
on da an, wo die drei Nerven oder
n, bis hieher erstreckt, um von der
ihm entgegenstreckt (s. diese Zeitsch
70), der sogenannten Wurzel des
zu werden. Unmittelbar hinter
ird die Grenze der Region des G
daß die harte Hirnhaut den Nerv
nur locker umgiebt und einen n
eten länglichten Spalt läßt. D
e Hirntheil aber documentirt s
r von der Spinnwebenhaut un
n ist. Er besteht in zwei Abth
der größern und kleinern Wur
Zeitschrift a. a. O. S. 163.).
el gehört, so wie das Ganglion
sten gemeinschaftlich an. Allein
Hauptast nur die sensuelle Thä
hs, und außerdem bloß die T
ren, von denen das Individue
nd der Sprache abhängt, so li
eine mehr umfassende Wirksa
ersten und zweiten Hauptast
ßern Antheil am Ganglion G
auch an der größern Wurze
voraus, daß in ihm eine g
welche er sowohl zu einer ve
iner eben solchen Verwendun
hig wird. Außer seiner W
n Gasseri und mit der g
r noch die ihm allein eigen
n Wurzel, deren Fasern m
von den übrigen unterscheide

nen halben Zoll lang fest verwachsen, was ohne Zweifel die nähere Ursache des beständigen gelben Ansehns oder einer chronischen Gelbsucht, woran diese Person litt, so wie in der letzten Krankheit die Quelle der galligten Symptome gewesen war.

---

## Ueber das Wesen der miasmatischen Wasserscheu;

von

Herrn Dr. F. F. G. Eggert,

Physicus des mansfeld'schen Seekreises und Bergamts zu Eisleben

---

Unter der Direction des sogenannten dreigetheilten Nerven oder des fünften Hirnnervenpaars, steht eine Summe von Organen, von denen ein jedes aus mehreren einzelnen, verschieden geformten, besteht, die jedoch ein zusammengreifendes Ganzes bilden, von denen aber übrigens ein jedes unabhängig von den andern seine Thätigkeit äussert, so daß die ganze Masse aus einer Sammlung einzelner Systeme besteht, ohne selbst den Character eines Systems zu haben. So verschieden jedoch die Organe sind, die diesem Nerven angehören, in Hinsicht der Form und Materie, der Textur und Construction, und der daraus hervorgehenden Beziehung auf Aussenverhältnisse, durch welche ihre Thätigkeit in Anspruch genommen wird, so findet doch eine vollkommne Gleichheit unter ihnen darin statt, daß sie, bei sehr geringer extensiver Bewegung, eine desto größere intensive zu äußern vermögen, daß sie, mit sehr geringer Verwendung des Materiellen, einer höchst energievollen, nach der individuellen Bestimmung eines jeden eingerichteten, Thätigkeitsäusserung fähig sind und daß sie sowohl ein-

zeln, als auch sämmtlich zu gleicher Zeit und ohne allen Unterschied im Grade der Energie, gegen die Potenzen reagiren, durch die sie erregt werden können.

Wenn nun aber die hieher gehörenden Organe mit größerem Aufwande dynamischer Eigenschaften und desto geringerem der materiellen fungiren, so kann das nur durch einen, dem angemessenen großen Fond von dynamischem Princip begründet werden, zu welchem dann freilich die eigenthümliche Construction des Nervenstammes selbst passend eingerichtet seyn muß. Er zeichnet sich daher, neben seiner breiten und plattgedrückten Form, auch durch seinen strahlenförmigen Bau aus und beweißt sowohl damit, als auch mit seiner Masse, die größer ist, als die der drei Nerven oder Hauptäste, die ihn zusammensetzen, daß sein Fasergewebe, wenn nicht eine unmittelbare Vermehrung, doch eine vollkommnere Entwickelung erlangt habe. Das Strahligte in der Structur kann nur eine Vorrichtung seyn, die das Nervenfasergewebe bis dahin begleitet, wo sich die eigentliche Organisation des abgerundeten Nervenstrangs anfängt und die auf Mittheilung und immer gleiche, und unter allen Verhältnissen hinlängliche, Versorgung mit dynamischem Princip abzweckt. Der Grund, auf welchen sich diese Voraussetzung stützt, ist die weitere Vervollkommnung des strahligten Baues, dessen parallel laufende Strahlen in der Richtung nach dem Gehirn hin divergiren, und, indem sie den weiten Raum zwischen dem zelligten Blutleiter und der harten Hirnhaut, die die Seitentheile des Türkensattels umgiebt, benutzen, sich in einen breiten, übrigens aber platten Wulst, das **Ganglion Gasseri**, ausbreiten.

Untersucht man dieses Ganglion *), so sieht man deutlich, wie die strahligten Faserbündel sich umbiegen, sich mit

*) Bock Beschreibung des fünften Nervenpaars, S. 4.

ihren Krümmungen durchkreuzen und sich vielfältig verwirren, so daß zwischen den einzelnen Faserbündeln nur sehr enge Zwischenräume bleiben, die aber sämmtlich von einer weichern, bräunlichrothen, der sogenannten Rindensubstanz des Gehirns sehr ähnlichen Masse angefüllt werden; auch nimmt man sehr bestimmt wahr, wie, besonders gegen diese weichere Substanz hin, die sehr zarte Verzweigung der Aestchen aus der innern Kopfschlagader am bedeutendsten ist. Dieser ausgezeichnete Zufluß von Blut nun und die vom bloßen Nervenfaserngewebe sich so wesentlich unterscheidende Substantialität giebt deutlich genug zu erkennen, daß hier eine eigenthümliche Production von dynamischem Princip statt findet, das für die Nervenfasern verwendet wird. Das Verhältniß dieser Fasern zu dem Princip aber muß dann auch ein anderes seyn, als in Nerven, die kein solches Ganglion besitzen und im allgemeinen mehr ein gleichmäßig verbreitetes und schnelles Ausströmen des Princips, als eine bestimmte Richtung desselben nach einem gewissen Punkte, die erst in der Verästelung der Nerven selbst erreicht wird, zum Zweck haben.

Es findet aber in diesem Ganglion die Anordnung statt, daß die für den dritten Hauptast des dreigetheilten Nerven bestimmten Faserbündel in einen besondern rundlichen Hügel anschwellen, und diese Anschwellung ist charakteristisch. Sie steht in Verhältniß zu diesem Hauptast, der unter den dreien der stärkste ist und auch die mächtigste Herrschaft auszuüben hat, indem er nicht allein die Thätigkeit des Gehör- und Geschmacksorgans, der Speicheldrüsen und einer Anzahl sehr wirksamer Muskeln, sondern auch den Lebensprozeß der Zähne in der Unterkinnlade dirigirt, die wegen der Bewegung dieser Kinnlade im Besitz eines größern Widerstandsvermögens seyn müssen, als die der Oberkinnlade.

Mit dem hintern concaven Rande des Ganglions aber

endigt sich der ganze intermediäre Theil des dreigetheilten Nerven, der sich von da an, wo die drei Nerven oder Hauptäste zusammentreten, bis hieher erstreckt, um von dem Gehirntheile, der sich ihm entgegenstreckt (s. diese Zeitschrift f. 1823. Hft. 3. S. 170.), der sogenannten Wurzel des Nerven, aufgenommen zu werden. Unmittelbar hinter dem Ganglion nämlich wird die Grenze der Region des Gehirns dadurch bezeichnet, daß die harte Hirnhaut den Nerven anfangs fest, dann aber nur locker umgiebt und einen nach der Form desselben gebildeten länglichten Spalt läßt. Der sich ihm entgegenstreckende Hirntheil aber documentirt sich als solcher dadurch, daß er von der Spinnwebenhaut und weichen Hirnhaut umgeben ist. Er besteht in zwei Abtheilungen, die den Namen der größern und kleinern Wurzel erhalten haben (s. diese Zeitschrift a. a. O. S. 163.).

Die größere Wurzel gehört, so wie das Ganglion Gasseri, allen drei Hauptästen gemeinschaftlich an. Allein wenn der erste und zweite Hauptast nur die sensuelle Thätigkeit des Gesichts und Geruchs, und außerdem bloß die Thätigkeit von Organen dirigiren, von denen das Individuelle im Ausdruck des Gesichts und der Sprache abhängt, so liegt in dem dritten Hauptaste eine mehr umfassende Wirksamkeit, die, so weit sie der des ersten und zweiten Hauptasts verwandt ist, durch den größern Antheil am Ganglion Gasseri und wahrscheinlich dann auch an der größern Wurzel gesichert wird. Das setzt voraus, daß in ihm eine größere Thätigkeit besteht, durch welche er sowohl zu einer verstärkten Aufnahme, als zu einer eben solchen Verwendung des dynamischen Princips fähig wird. Außer seiner Verbindung mit dem Ganglion Gasseri und mit der größern Wurzel, knüpft er daher noch die ihm allein eigenthümliche an mit der kleinern Wurzel, deren Fasern man in den Bündeln dieses Asts von den übrigen unterscheiden und

in ihren Fäden bis zu dem Kiefermuskelnerven und Backenmuskelnerven verfolgen kann.

Offenbar steht also der dritte Hauptast in einer vollkommnern und ausgebreitetern Verbindung mit dem großen Hirnknoten, als die beiden andern, und da nun überhaupt sowohl die größere als die kleinere Wurzel des dreigetheilten Nerven ihre Fasern mit denen des Hirnknotens verweben, so ist dieser Nerv als ein für diesen Hirntheil wesentlicher Theil zu betrachten. Der letztere aber besteht als der allgemeine Stützpunkt für die innere Bewegung des Gehirns (s. diese Zeitschrift a. a. O. S. 162.) und besitzt den dreigetheilten Nerven, als den Leiter der als erregende Potenzen auf die innere Bewegung des Gehirns wirkenden Sinneneindrücke.

Der Vielseitigkeit nun, ja man kann sagen, der Allseitigkeit in der Ausbildung der Sinne, ist nur der Mensch fähig, da das Thier, aus welcher Klasse es auch seyn mag, nur einseitig eine hervorragende Sinnesthätigkeit erlangt, und so auch nur mehr oder weniger unvollkommen eine intellectuelle Thätigkeit sich aneignen kann. Aber auch nur der Mensch besitzt den Hirnknoten in seiner ganzen Vollkommenheit, und je tiefer das Thier steht, desto unvollkommner ist auch dieser Theil seines Gehirns. Im Vogel *) ist ein eigentlicher Hirnknoten noch nicht wahrzunehmen, indessen ist eine beträchtliche wulstige Anschwellung und eine Umbiegung des verlängerten Marks nach unten allerdings hier vorhanden. Bei den Säugthieren findet man ihn allemal, immer ist er aber viel kleiner als im Menschen. Je enger und je genauer also dem Thiere die Sphäre bezeichnet ist, in welcher es leben soll, desto beschränkter ist auch der

*) Carus Versuch einer Darstellung des Nervensystems, S. 206.

Wirkungskreis seines dreigetheilten Nerven und die Anlage seines Hirnknotens.

Wenn aber nun dieser der Stützpunkt ist für die innere Bewegung des Gehirns, welche die psychische Thätigkeitsäußerung bedingt, so muß diese Thätigkeitsäußerung auch mit dem Grade von Vollkommenheit in dem Hirnknoten in Verhältniß stehen, und also im Menschen am stärksten seyn. Er allein besitzt daher das Vermögen, Ideen, ohne Impuls von außen, zu schaffen, indem die Kraft seines Gehirns sich freier und stärker äußert, was nun freilich auch im Hirnknoten und durch diesen im dreigetheilten Nerven bemerkbar wird, der in einen exaltirten Zustand geräth, so wie er sich in den sämmtlichen, diesem Nerven angehörenden Organen ausdrückt, sobald nämlich die Bewegung im Gehirn selbst den Schwung erreicht, der solcher Exaltation angemessen ist. Umgekehrt kann aber auch durch Impuls von außen, durch Sinneneindruck, das schaffende Vermögen des Gehirns erregt werden, und der Hirnknoten tritt dann in dasselbe Verhältniß. Alles läuft aber nur auf Hervorbringung und Verbindung von Ideen hinaus, und bleibt nur eine Aktion im Reiche des Psychischen; das Thier hingegen lebt nur im Sinneneindruck und sein Hirnknoten reagirt nur gegen solche Eindrücke. Da aber das Thier der personificirte Egoismus ist, es sein ganzes Dichten und Trachten nur auf seine Erhaltung wendet, ohne einige Nebenrücksicht, und ohne einer weitern Ideenverbindung fähig zu seyn, so ist die Affektion seines Hirnknotens und seines Gehirns zwar auch durch Sinneneindrücke und daraus hervorgehende Ideenerweckung zu bewirken, die in Uebereinstimmung mit seinem Wesen stehen, aber immer nur mit Mäßigung, denn es liegt darin zugleich die Befriedigung der Begierden und folglich Beruhigung der lebhaftern Bewegung. Anders hingegen verhält es sich, wenn der Sinnen-

eindruck und die dadurch bewirkte Ideenerweckung im Kontrast mit der Richtung der Begierden steht, denn der Sturm wird dann schon heftiger, weil er seine Beruhigung nicht mit sich führt und der Hirnknoten ist desto lebhafter in Anspruch genommen.

Berücksichtigt man nun die Vollkommenheit, mit welcher in den Thieren eins oder mehrere der Sinnesorgane angelegt sind, freilich nicht um Verfeinerung des Sinnes, oder innere Vervollkommnung desselben zu bezwecken, sondern um energische Aeußerung, Extensität der Thätigkeit desselben zu erreichen, so ergiebt sich hieraus der Umstand, daß hier leichter ein Impuls auf den dreigetheilten Nerven und durch diesen auf den Hirnknoten geschehen kann, der schon seiner Einseitigkeit wegen, noch mehr aber deshalb zu mächtig werden kann, weil der Hirnknoten, zufolge seiner weniger vollkommnen Construction, weniger den Zweck eines Stützpunkts für die innere Bewegung des Gehirns haben kann, als gegen die Bewegungen im dreigetheilten Nerven zu reagiren. Leicht ist daher hier Reaction bewirkt, leicht aber auch das Gleichgewicht gestört, denn die Unvollkommenheit des Hirnknotens rührt von dem geringern Beitrag her, den das kleine Gehirn zu seiner Zusammensetzung giebt, und der die Normalität der reagirenden Bewegung bedingt.

Da nun aber der Hirnknoten eine Organisation ist, die zu viel Lebensthätigkeit besitzt, als daß die Störung des Gleichgewichts sogleich in Passivität übergehen könnte, so geräth er vielmehr, ehe dieß eintreten kann, in erhöhete Erregung, d. h. nicht in entzündlichen Zustand, zu welchem bei dem ganzen Vorgange weder ein passendes Außen- noch Innenverhältniß existirt, sondern in vermehrte und kräftigere Wirksamkeit, sowohl auf das Gehirn als auch auf den dreigetheilten Nerven, die sich aber auf den letztern hauptsächlich concentrirt, weil von Natur schon die Beziehung auf

das erstere die geringere ist. Die Erweckung der Ideen nimmt ihre Richtung, weil eine Verbindung mit andern nicht statt findet, auf einen Punkt und stellt sich im Zorn oder in der Wuth dar; für den Nerven aber tritt vorherrschende Begünstigung seiner innern Bewegung ein, deren Vermehrung oder Erhöhung unterstützt wird durch den im Ganglion Gasseri liegenden Fond von dynamischem Princip. Es findet nun hier im dreigetheilten Nerven derselbe Zustand statt, der in andern Nerven durch übermäßige krankhafte oder künstliche Erregung hervorgebracht wird und dort die Erschöpfung der Erregbarkeit mit sich führt, was hier der Fall nicht ist, denn da die Thätigkeit des Hirnknotens erhöhet ist, so äußert auch das Ganglion Gasseri erhöhete Thätigkeit und es findet folglich ein vollkommenes Gleichgewicht im Nerven selbst, eine der Action des Nervenfasern-gewebes angemessene Reaction im Fond des dynamischen Princips statt. In den Organen, die ihm angehören, tritt erhöhetes Leben oder vielmehr Ueberspannung der Thätigkeitsäußerung hervor, die, auch da, wo eine äußere Thätigkeit mit der innern verbunden ist, bemerkt werden kann. Die Hornhaut des Auges sprühet Feuer und Leben (im Thränennerv), die im Gaumen liegenden Muskeln geben der Stimme einen fremdartigen Ton (im Flügelgaumennerv), die Muskeln, die das Individuelle in der Gesichtsbildung und dem daraus hervorgehenden Gesichtsausdruck bestimmen, verziehen sich so weit, als es die unvollkommene Anlage für Gesichtsbildung überhaupt gestattet (im Unteraugenhöhlennerv), die Erregung der für die Unterkinnlade und Zähne wirkenden Muskeln zeigt sich durch den Trieb des Beißens (im oberen vorderen Zweig des dritten Hauptastes des dreigetheilten Nerven), und die Produktion in den Drüsen der Haut des Maules erhöhet sich (im Zungennerv und oberflächlichen Schläfennerv). Alles das setzt sich jedoch wieder in Ruhe, oder

das Gleichgewicht wird wiederhergestellt, sobald der Sinneneindruck verschwindet, denn ein fortdauernder Einfluß der Ideen oder eine fortdauernde Erhöhung psychischer Thätigkeit findet nicht statt, da das Gehirn zu wenig selbstständiges Vermögen besitzt, um selbst sich in Erregung zu bringen oder um ohne ein wirksames Außenverhältniß zu agiren, mag dieses nun innerhalb des übrigen Körpers oder außerhalb desselben liegen.

Je mehr nun dieß der Fall ist, desto mehr Einfluß gewinnt es auf den Lebensproceß des ganzen Körpers und das Thier besitzt daher nicht allein mehr Excentricität in der Kraftäußerung seines Körpers als der Mensch, sondern auch eine mächtigere Productivität, denn sein ganzer Lebenszweck besteht ja nur in Unterhaltung seines Körpers und Fortpflanzung seiner Art. Alles daher, was diese beiden Zielpunkte seines Daseyns feindselig ergreift, trifft auch sein Gehirn, und Entziehung der Nahrungsmittel oder des Getränks, zu große und zu schnelle Abweichung des Klimas und Unterdrückung des Geschlechtstriebes, sind die Hauptmomente, von denen die erstern die Alienation in der Hirnthätigkeit prädisponiren, das letztere aber sie wirklich hervorbringen kann. Erwachen die Genitalien, sobald der ihnen eigenthümliche Typus das mit sich bringt, oder werden sie durch äußere Veranlassung erweckt zu erhöheter Thätigkeit, und produciren sie dann das kräftige Agens, das, nicht zu seinem Zweck verwendet, in die Blutmasse wieder aufgenommen wird, so circulirt nun im Körper ein Blut, das einen Ueberschuß an Vitalität enthält und bei normalen Verhältnissen ein erhöhetes Leben durch das ganze Thier verbreitet, so wie es sich während der Brunstzeit zeigt. Anders kann dieß nicht bestehen, als mit einer erhöheten Bewegbarkeit des Gehirns, einer Exaltation seiner Thätigkeit, die sich wieder herabstimmt, entweder durch die Befriedigung des Geschlechtstriebes oder durch das Wieder-Zurücktre-

ten der innern Geschlechtstheile auf den vorigen normalen Grad ihrer Thätigkeitsäusserung, weil ihre Exaltation durch kein Aussenverhältniß mehr begünstigt wird, oder weil, ihrer individuellen Anlage nach, der Fond für die vermehrte Kraftäusserung erschöpft ist. Wenn nun aber das Gegentheil statt findet, die Befriedigung des mächtig erwachten Geschlechtstriebs nicht möglich ist oder derselbe durch fortgesetzte Reizung auf dem hohen Grade der Erweckung erhalten wird, so gewinnt er dieselbe und vielmehr noch eine anhaltender wirkende Gewalt wie der erhöhete Sinnenreiz, nämlich es tritt die größere Bewegbarkeit im Hirnknoten hervor, weil er, aus dem oben angegebenen Grunde, am ersten und mehr noch dazu geeignet ist, als im Menschen. Die größere Erregung des Hirnknotens und durch diese die des dreigetheilten Nerven kann nicht ohne Theilname des Ganglion Gasseri bestehen, und so fehlt es denn auch nicht an dem erforderlichen Quantum des dynamischen Princips und der geringste durch die Sinne wirkende Impuls ist nun vermögend, den Sturm zum Ausbruch zu bringen, der mit dem Namen der Wuth bezeichnet wird.

Er erhebt sich in diesem Zusammenhange nun nach und nach ohne die erwähnten prädisponirenden Ursachen, wenn die Unterdrückung des Geschlechtstriebs, der Eigenthümlichkeit des Individuums nach, ohne sie mächtig genug ihren nachtheiligen Einfluß äussert; allein er verändert auch das ganze Wesen des Thiers, er setzt es gleichsam außer sich selbst; denn noch inniger als beim Menschen ist die Individualität beim Thiere an die Organe des dreigetheilten Nerven geknüpft. Ihre Empfänglichkeit für Reize ist zu groß und eben so übermäßig die Aeusserung der Reaction, allein der Apparat, auf dessen Thätigkeit der Stoffwechsel beruht, bleibt dabei, als Gegensatz des entzündlichen Zustands, indifferent. In der Parthie dieser Organe, die nur für Empfindung und

Bewegung bestimmt sind, drückt sich das durch die vermehrte Bewegbarkeit aus; in denen aber, die einen productiven Zweck haben, wird die Quantität des Products nicht vermehrt, so wenig als der Blutzufluß; allein in der Darstellung des Products selbst findet nicht das gehörige Verhältniß statt; der Proceß verläuft hier gerade so wie der chemische, wenn der Grad der dabei anzuwendenden Wärme zu schnell erhöht wird, und das Product erhält hier, in Hinsicht des dynamischen Characters, solche Eigenschaften, die seiner normalen Beschaffenheit ganz fremdartig sind. Die mächtigsten productiven Organe unter den dem dreigetheilten Nerven angehörenden sind die Speicheldrüsen und die Drüsen der Haut des Mauls, denn einerseits produciren die Thränenorgane und die Schneidersche Haut in weit geringerer Menge, anderseits ist auch der dritte Hauptast, zu welchem der oberflächliche Schläfennerv und der Zungennerv, als die Nerven jener Drüsen, gehören, der stärkste und hat den meisten Antheil am Ganglion Gasseri; die Drüsen geben daher ein Product, in welchem in Hinsicht der materiellen Bestandtheile, und daher äußerlich, zwar keine wesentliche Veränderung bemerkbar ist, dem aber die überreiche Einwirkung des dynamischen Princips einen specifischen, dem Organismus heterogenen Character ertheilt hat.

Das Product dieser Drüsen nämlich ist, ohngeachtet des Anscheins einer bloß eiweißstoffig wäßerigten Flüssigkeit, nichts weniger als ohne dynamische oder vitale Eigenschaften, die ihm sehr wesentlich sind, wie sich das wenigstens aus der Entstehungsweise und aus dem Zweck desselben ergibt. Den bedeutensten Theil davon bildet das Produkt der Parotis.

Die Acini dieser Drüse liegen schuppenartig über einander und sind durch ein sehr kurzes und festes Zellgewebe mit einander vereinigt, wozu noch kommt, daß sie ziemlich groß sind und aus einer mehr zusammengesetzten Verwicke-

lung der Haargefäße als in andern Drüsen bestehen *). Es läßt sich hieraus auf einen hohen Grad von Energie der innern Thätigkeit schliessen, mit welcher sie auf das ihnen zugeführte Blut wirken. Sie erhalten dieses durch eine große Menge weiter und kurzer Arterien, so daß in der Drüse ein bedeutender, gleich verbreiteter Zufluß immer statt finden muß, der um so größer erscheint, je kleiner die Anzahl ihrer Venen ist. Beweist einerseits dieser verhältnißmäßig geringe Rückfluß, daß dem hierher gelangten Blute ein großes Quantum seiner Bestandtheile entzogen worden ist, so ergibt sich anderseits daraus, daß hier überhaupt eine geringe Menge von venösem, d. h. von solchem Blute erzeugt wird, in welchem ein als Rückstand vom organischen Crystallisationsprozeß gebliebener, der vitalen Eigenschaften beraubter und daher der Rückkehr nach dem Mittelpunkt der Cirkulation bedürfender Theil enthalten ist. Folglich wird der Consumtionsproceß, dem das hierher gelangte arterielle Blut unterworfen ist, nicht so wie in andern Haargefäßsystemen bloß den vitalen Theil betreffen, sondern es wird außer diesem auch ein angemessenes Quantum der bloß materiellen wäßrigten Theile entzogen, um diesen, durch die Verbindung mit jenem, vitale Eigenschaften zu verschaffen, oder um das in wäßrigter Form erscheinende Produkt mit vitalen in der Sphäre des Dynamischen wirksamen Eigenschaften zu versehen. So führt es der stenonische Gang in die Mundhöhle, damit es aus dieser in den Magen gelange und zur Unterstützung der Function des Magensafts diene. Einen solchen Zweck wird das Produkt der Parotis nicht erfüllen können ohne verhältnißmäßigen Reichthum an vitalen Eigenschaften, die

*) Burdach in den Rußisch. Samml. f. Naturwissensch. und Heilk. Bd. 2, Hft. 3, S. 420.

dann aber verloren gehen würden, wenn es isolirt in die Mundhöhle sich ergöße und hier bis zum weitern Transport in den Magen stagnirte. Die Oeffnung des stenonischen Gangs ist daher von den Drüsen umgeben, die der Haut des Mundes eigenthümlich sind und die nur hier größer sind als die übrigen. Das Produkt des Pancreas reizt sie sowohl bei dem Ausgange aus seinem Canale, als auch bei seiner Fortbewegung längs des Buccinators und verbindet das ihrige mit sich, wodurch es ein größeres Quantum materiellen Vehikels erhält, in welchem vorläufig schon die Bindung der vitalen Eigenschaften gesichert wird. Ohne Verlust derselben kann es sich sammeln in dem Raume zwischen der äußern Fläche des Zahnfleisches, der Unterkinnlade und der Haut der Backen und diesen ganzen Raum einnehmen bis auf die Mitte der Unterlippe, wo die innere Haut des Mundes eine Falte, das **Frenulum labii inf.**, bildet, um damit den Uebergang in die Vertiefung, in welcher die Zunge liegt, zu sichern.

In dieser nun wird es von dem Produkt der Kinnbackendrüsen aufgenommen, die weich und in größere Lappen vertheilt, deren Acini verhältnißmäßig groß und größer als die der Parotis und deren Venen wie die der Parotis klein sind. Beweist das erste die Anlage für voluminöse Produktion, so spricht das letztere für den Besitz von dynamischen Eigenschaften des Produkts, zu dem nun das Produkt der Zungendrüsen sich gerade so verhält, wie das der Drüsen in der Backenhaut zu dem Produkt der Parotis. Die Zungendrüsen ergießen deshalb einen großen Theil ihres Produkts schon in den whartonianischen Gang, aus dem nun die Produkte beider Drüsen hervorgehen, das der Parotis aufnehmen und nun mit einander eine Flüssigkeit bilden, in welcher das materielle Vehikel dem dynamischen Princip angemessen ist, um den erwähnten Zweck im Magen zu erfüllen.

Wenn nun in den Nerven dieser Drüsen, wohl unterschieden von der übrigen Substantialität derselben, ein zu mächtig erregter Zustand sich entspinnt, wozu diese Nerven zufolge ihrer schon angegebenen Eigenthümlichkeiten besonders qualificirt sind, so wird nicht sowohl Entzündung der Drüsen und dadurch gestörte Produktion, als vielmehr fortwährende Unterhaltung der Funktion, nur mit einem solchen Mißverhältniß in der Zusammensetzung des Produkts angerichtet, daß ein Uebergewicht des vitalen oder dynamischen Antheils, im Verhältniß zu dem materiellen und so das hydrophobische Miasma entsteht, das sich wesentlich von andern Krankheitsmiasmen unterscheidet. Jedes dieser letztern wird von einem Apparat producirt, der nicht bloß in seiner dynamischen Anlage, sondern in seiner Substantialität selbst, verändert ist. Das Produkt selbst aber besteht aus einem dynamischen Agens und einem materiellen Vehikel, von welchen jenes an dieses so fest gebunden ist, daß dieses zu einem Stoff von specifischem Charakter wirklich umgeformt ist. In paßliche Berührung mit einem andern Organismus gebracht, vermag es das Materielle desselben so zu ergreifen, daß jener vermittelst eines dafür geeigneten Apparats einen gleichen Stoff hervorbringt, vorausgesetzt daß der in Anspruch zu nehmende productive Apparat sich gerade auf einer solchen Stufe von Erregbarkeit befindet, wie sie zu dem zu erwartenden Regenerationsgeschäft erforderlich ist. Diese Krankheitsmiasmen erhalten sich daher in ihrer reinen Beschaffenheit auch nur unter den gleichen Thierarten, ohne auf andere übergehen zu können. Nicht so das hydrophobische Miasma. Der Apparat, der es producirt, ist an sich selbst nicht wesentlich verändert, und so hat nun auch an der Veränderung, die in dem Produkt statt findet, das materielle Vehikel nicht Theil, sondern sie betrifft bloß das Quantum des dynamischen Agens. Die Bindung desselben an das materielle Ve-

hikel ist nicht fester als im normalen Zustande und vielmehr noch vermindert, weil im Verhältniß zu seiner Stärke die, die Bindung befördernden, Flüßigkeiten der Backen- und Zungendrüsen zu gering sind; das materielle Vehikel hat daher auch keinen specifischen Charakter erhalten und die Empfänglichkeit für dieses Miasma, so wie das Reactionsvermögen gegen seine Einwirkung, beschränkt sich nicht auf Gleichheit der Thierspecies. Die Empfänglichkeit daführ ist eine generelle, so wie die krankmachende Eigenschaft selbst eine generelle ist und daher auch nicht einem dazu qualificirten Apparat für seine Regeneration umändert. Versuche und Beobachtungen über die Eigenthümlichkeiten dieses Miasma bestätigen das. Nur in dem Speichel oder Geifer des hydrophobischen Thieres, wenn er durch den Biß applicirt wird, wirkt das Miasma ansteckend, denn bei einer andern Applicationsweise derselben Flüssigkeit geht schon der erforderliche hohe Grad der Wirksamkeit des dynamischen Agens verloren und Inokulation ist daher fruchtlos. Noch weniger findet eine Ansteckung statt durch eine andere Flüssigkeit, wenn sie auch in frische Wunden gebracht wird, denn so sind z. B. Verletzungen bei Sectionen ohne Folgen geblieben *). Auch der Geifer der gestorbenen Thiere hat die Wirkung verloren **), denn da das zu mächtige dynamische Agens nicht fest genug an das materielle Vehikel gebunden ist, um nach dem Tode noch zu bestehen, so ist die Flüssigkeit eine indifferente geworden. Endlich liegt in dem

*) Rougemont Abh. von der Hundswuth, S. 64. Königsdörfer in den Annalen der Heilkunst 1812, S. 528. Rust in seinem Magazin für die gesammte Heilkunde, Bd. 1, Heft 1, S. 167.

**) Fothergill über die Natur der Krankheit, die durch den Biß des tollen Hundes veranlaßt wird, S. 17.

Speichel hydrophobischer Menschen keine Ansteckungskraft mehr, denn die Krankheit ist hier nur eine örtliche des großen Hirnknotens und dann freilich auch des dreigetheilten Nerven. Sie wird auf den Grund der großen Bewegbarkeit dieser Organe durch das Miasma erweckt, ohne daß der Strom des dynamischen Agens durch das Ganglion Gasseri so mächtig fundirt werden kann, um in dem Drüsenprodukt selbst thätig genug hervorzutreten, weil das Blut überhaupt, und so denn auch das diesem Ganglion zufließende, nicht ursprünglich in seinen Vitalitätsverhältnißen gesteigert ist und weil dieses Ganglion selbst nicht ursprünglich afficirt, sondern erst in Folge der Affection des großen Hirnknotens in Erregung gesetzt ist, die eher schon den Tod herbeiführt, bevor die Produktivität des Ganglions den höchsten Grad, so wie es erforderlich seyn würde, erreichen kann. Beides aber ist bei dem Thiere der Fall, in welchem sich die Krankheit ursprünglich entwickelte. Hier entspringt sie zuerst im Ganglion Gasseri und dreigetheilten Nerven und ergreift dann den Hirnknoten, dagegen sie beim Menschen von diesem ausgeht und sich über den dreigetheilten Nerven verbreitet. Beim Thiere dauern daher die Vorboten länger, die Krankheit zeigt keine Intervallen und vorherrschend sind hier die Organe des dritten Hauptastes des dreigetheilten Nerven, der den meisten Antheil am Ganglion Gasseri hat, ergriffen, was beim Menschen nicht so ausgezeichnet der Fall ist, sondern mehr über den ganzen Nerven verbreitet sich zeigt und überhaupt mit raschen Schritten, zuweilen ganz unerwartet schnell mit Lähmung des Gehirns, zum Tode führt. Ein an der Wasserscheu Erkrankter *) bekam, nachdem er die gräßlichste Angst ausgestanden hatte, einen Anfall von Wuth, der zehn bis funf-

*) Horn Archiv f. med. Erfahrung, 1817, Heft 2, S. 354.

zehn Minuten dauerte, worauf er plötzlich im Bette rückwärts fiel und jede Spur des Lebens an ihm verwischt war.

Unter den Thieren aber muß bei den fleischfressenden, vorherrschend vor den grasfressenden, der dreigetheilte Nerv und namentlich der dritte Hauptast desselben, eine größere Anlage für Thätigkeitsäußerung besitzen, theils weil im Allgemeinen ihre Lebensweise einen weitern Bereich der einzelnen Sinne erfordert, damit sie ihren Fang weit genug bemerken können, theils weil das Muskelsystem und die Zähne der Unterkinnlade bei ihnen größerer Kraft bedarf, theils weil das Produkt ihrer Speicheldrüsen mit größerer Energie und Quantität in das durch größere Gefräßigkeit in Anspruch genommene Verdauungsgeschäft eingreifen muß. Mit dieser Anlage des dreigetheilten Nerven nun lebt der zu den Carnivoren gehörende Hund in Verhältnißen, die die Freiheit des Naturspiels in seinem Körper, besonders so weit das eine Beziehung auf die Erwachung seines Geschlechtstriebs hat, am ersten beschränken, und er ist daher dieser Krankheit am meisten ausgesetzt. Es wird aber weder eine Hündin, noch ein castrirter Hund, noch ein junger Hund, der den Geschlechtstrieb noch nicht kennt, ursprünglich wüthend; eben so sind in Ländern, wo die Hunde gänzlich uneingeschränkt in Hinsicht ihres Geschlechtstriebs leben, wie z. B. in den türkischen Besitzungen oder in Kamtschatka, diese Thiere der Krankheit nicht ausgesetzt, ob sie gleich einen hohen Grad von Hitze oder Kälte und von Mangel an Nahrung und Getränk oft zu bestehen haben. Alle aber können sie die Krankheit durch Ansteckung bekommen und so können auch der Mensch und alle andere wilde und zahme Thiere bis zu den Vögeln herab diese Krankheit durch einen Biß mitgetheilt erhalten, dahingegen nach den mit dem Wuthgifte bei den inländischen Amphibien, besonders Schlangen, Eidechsen, Frö-

chen und Kröten, darüber angestellten Versuchen *) es auf diese nicht wirket. Diese Thiere sind also nicht fähig für diese Krankheit, denn ihnen fehlt der große Hirnknoten, der selbst, nach oben schon gemachter Bemerkung, im Vogel noch nicht so vollkommen wie in den Säugthieren existirt.

Da nun aber der Hund der vornehmste Erzeuger der Krankheit ist, so kann er auch am ersten als Modell bei Aufstellung ihres Bildes dienen.

Er wird zuerst niedergeschlagen oder mürrisch, hat eine mehr trockne Schnauze als gewöhnlich, ist unachtsam auf die Stimme seines Herrn, hat keine Lust zum Fressen, säuft aber gierig. Nach einigen Tagen aber tritt die Krankheit deutlicher hervor. Das Thier verliert die Erinnerung an bekannte Verhältnisse, es kennt die Stimme seines Herrn gar nicht mehr, läuft vom Hause fort mit offenbarer innerer Unruhe, mit halbgesenktem Kopfe, hängendem Schwanze und schwankendem Hintertheile. Es beißt, was ihm zu nahe kommt, aber nicht um zu verletzen, sondern mit einem einzigen hastigen Biß und so gut in lebende als todte, harte und weiche Gegenstände, also nur um den Trieb des Beißens oder vielmehr die in den Beißmuskeln befindliche Aufregung zu beschwichtigen (Affection des obern vordern Zweigs des dritten Hauptastes); seine Stimme ist verändert, es gibt einen Ton von sich, der im ersten Anschlag dem Bellen gleicht, sogleich aber in ein kurzes Geheul endigt, weil das Gewölbe des weichen Gaumens seine Bewegungen nicht regelmäßig macht, und der Geruchssinn ist ganz unthätig (Affection des Flügelgaumennerven); ein äußeres Geräusch bleibt von ihm unbemerkt, oder wenigstens stört es seinen Lauf nicht und sein Gehörsinn ist völlig alienirt (Affection des oberflächlichen Schläfenerven); die Schnau-

*) Greve Erfahrungen und Beobachtungen über die Krankheiten der Hausthiere, S. 125.

ze ist voll Geifer; ihre innere Haut dunkelroth, die Zunge hängt angeschwollen hervor (Affection des Zungennerven); die Vorderlippe ist aufgedunsen (Affection des Unterkiefernerven); die Hornhaut gibt einen eignen, widrigen, rothen Lichtschein von sich (Affection des Thränennerven) und eine ganz ausgezeichnete Scheu gegen helles Licht oder überhaupt gegen alles Glänzende, also eine heterogene Einwirkung desselben auf das System der Iris (Affection des Nasennerven) ist allemal bemerklich und so mächtig und einflußreich, daß ein glänzendes Licht eine bis zu Zuckungen gesteigerte Erhöhung der Krankheit hervorbringen kann, gerade so wie beim menschlichen hydrophobischen Kranken der Anblick des Wassers, den das Thier nicht scheuet. Je weiter nun die Krankheit vorschreitet, desto mehr geht die Thätigkeit der Sinne verloren; das Thier empfindet die Schläge nicht mehr, die Beißmuskeln werden gelähmt, der Unterkiefer hängt herab, die Augen werden trübe, das Maul geifert wenig mehr, die vorige Unruhe und Heftigkeit aller Bewegungen geht in Ermattung und Lähmung der Extremitäten über, es kommen Zuckungen und der Tod.

Deutlich ist bei diesem Vorgange die steigende Alienation in dem Wesen aller der Organe, die vom dreigetheilten Nerven abhängen, und wenn sich die Affection der hier nicht mitgenannten Zweige desselben, des unteren Augenhöhlennerven, Wangenhautnerven und Stirnnerven, nicht so deutlich bemerkbar macht, wie die der übrigen, so liegt das bloß in der Form der Organe, die nicht dazu geeignet ist, dynamische Alienation an ihnen erkennen zu lassen. Der Tod aber erfolgt durch Ueberreizung und daraus entstehende Lähmung des großen Hirnknotens, als des Stützpunktes für die Bewegung des Gehirns.

So eigenthümlich nun die Entstehung und Entwickelung der Krankheit ist, so eigenthümlich ist auch die Art, auf welche das von ihr ausgehende Miasma seinen Ein-

gang in ein anderes Individuum nimmt und Reaction findet.

Auf die Haut gebracht, erregt es keine Entzündung, denn es ergreift nicht unmittelbar den in dieser liegenden Apparat der Haargefäßsysteme, der den Stoffwechsel dieses Organs unterhält, sondern es wird bloß von den Gefühlswärzchen aufgenommen, deren Hauptbestandtheil das Nervenfaserngewebe ist, in welches, eben zu ihrer Formation, die Nerven ausgehen, welche die letzten Ramificationen von Nerven der unter der Haut liegenden, dem Muskelsystem zunächst angehörenden, Theile sind. Diese Gefühlswärzchen nun werden zwar jedesmal in Mitleidenheit gezogen, wenn ein Miasma Reaction in der Haut erweckt, allein sie versehen dann nur die Stelle von Excitatoren für die in Anspruch genommene Stelle, durch welche das tiefer liegende Haargefäßsystem fähig gemacht wird für die Reaction gegen das Miasma. Außer dieser vermittelnden Wirkungsart kann in den Gefühlswärzchen ein weiterer Thätigkeitsproceß von dem Miasma selbst nicht erweckt werden, weil sein Agens, eben als Produkt eines Apparats, der bei der Produktion seine Materialität veränderte, wesentlich mit dem materiellen Vehikel verbunden ist, oder weil die Individualität des Agens eben erst aus dem individuell veränderten Vehikel hervorgeht. Das ist nun mit dem Drüsenprodukt nicht der Fall, in welchem das, nur aus einem Uebermaaß des dynamischen Antheils bestehende hydrophobische Miasma enthalten ist.

Mit der Substantialität der Gefühlswärzchen in Verbindung gebracht, findet es seinen Boden, auf welchem es wirksam werden kann, theils weil jene aus Nervenfaserngewebe bestehen, theils, und zwar hauptsächlich, weil der in ihnen bestehende Gang der Lebensthätigkeitsäußerung darauf abzweckt, imponderables, dynamisches Agens zu entwickeln, und er daher, indem jenes assimilativ wirkt, geeignet

ist, das in der miasmatischen Speichelflüssigkeit Gebundene frei und wirksam zu machen. Je nachdem nun der Grad von Energie in den Gefühlswärzchen, welche die ergriffenen sind, ein höherer oder niederer ist, was theils von der Individualität des Subjects, theils von der Individualität der ergriffenen Stelle abhängt, geschieht diese Lösung schneller oder langsamer. Die Folge davon ist allemal Alienation des Wesens der afficirten Gefühlswärzchen, denn es ist hier ein Agens in Wirksamkeit getreten, das ursprünglich Nervenprodukt, aber das eines fremden Organismus, und unter nicht normalen Verhältniß erzeugt ist. Wenn ihm daher zwar die Einwirkung auf die Gefühlswärzchen als Nervenorganisationen gesichert ist, so führt es auch zugleich durch seine Verwandtschaft zum vitalen Princip die Kraft mit sich, die Alienation in dem Wesen der ergriffenen Gefühlswärzchen zu unterhalten und gerade so einen krankhaften Zustand in ihnen zu etabliren, wie es ein anderes Miasma in den mehr materiellen Haargefäßsystemen vermittelst der Entzündung thut, ohne jedoch in der Materialität der Gefühlwärzchen etwas zu ändern.

So ist denn in den betreffenden Gefühlswärzchen ein Apparat etablirt, analog dem Haargefäßsystem, das von einem Miasma afficirt ist. Dieses verwendet das ihm zugeführte Blut zu Produktion eines Stoffs, der durch die angerichtete Alienation ebenfalls einen eigenthümlichen Charakter erhalten hat und dem angemessen auf Haargefäßsysteme wirkt, die Aneignung gegen ihn haben. Das alienirte Gefühlswärzchen aber verfährt gerade so mit dem ihm in den Nerven zuströmenden imponderablen Agens, das nun zwar als eine immaterielle Potenz keine gänzliche Umwandlung seines Wesens erfahren kann, dennoch aber eigenthümliche Wirksamkeit erhält.

Jedes Gefühlswärzchen nämlich ist einer Consumtion unterworfen, weil seine Erregbarkeit nur von Gegenstän-

den, die außer ihm liegen, oder von fremdartigen Substanzen in Anspruch genommen wird, und es besitzt daher in seinem Innern eine reproduktive Anlage. Die Consumtion selbst aber betrifft den Hauptbestandtheil der Gefühlswärzchen, das Nervenfaserngewebe, denn die verschiedenen Modificationen der in ihnen angeregten Bewegungen, die das Bewußtseyn mit der Verschiedenheit des Angenehmen und Unangenehmen vermittelst der entsprechenden Nerven empfängt, setzen eine jedesmalige Aenderung in dem Wesen des Gewebes voraus. Nicht durch Reibung oder auf ähnliche mechanische Weise geschieht die Consumtion in ihnen, sondern nur dadurch, daß jedes Partikelchen ihres Gewebes, welches Reaction geleistet hat gegen äußere Einwirkung, die Fähigkeit für Fortsetzung dieser Reaktion verliert und so für das Gefühlswärzchen selbst zwecklos wird. Jedes solches Partikelchen nun wird, weil es nicht in Folge zerstörender Abnutzung gebildet ist und daher keine Heterogeneität gegen vitale Verhältniße angenommen hat, von den überall unter dem malpighischen Netze befindlichen Lymphgefäßen aufgenommen und in die Circulation gebracht.

Wenn nun das miasmatische Agens eine Zahl von Gefühlswärzchen auf specifische Art in alienirten Zustand versetzt hat, jedoch so, daß der Gang ihrer Thätigkeit nicht gehemmt ist, so findet von ihnen derselbe Abgang statt, nur mit dem Unterschiede, daß alle von den lymphatischen Gefäßen aufzunehmenden Partikelchen einen specifischen, dem mit ihnen verbundenen Agens angemessenen Charakter behalten. Sie circuliren nun im Blute und werden eben so, wie bei normalem Verhältniß, mit den vitalen Bestandtheilen desselben verbunden, weil sie an ihrer Vitalität nichts verloren haben. Ist nun gleich durch den specifischen Charakter ihre nähere Beziehung auf den organischen Crystallisationsprozeß des Individuums verloren gegangen, so ist

doch, zufolge ihrer Verbindung mit den vitalen Theilen des Bluts, der Eingang in die Substanz des Gehirns ihnen ungehindert. In der, die Produktion der für das Blut bestimmten vitalen Stoffe bezweckenden, Thätigkeit des Gehirns kann das keine Aenderung veranlassen, weil der für die Produktivität überhaupt bestimmte Stoff, so wie die Selbstthätigkeit des Gehirns in dieser Hinsicht viel zu mächtig ist, und der Lebensprozeß des ganzen Organismus geht dann seinen ungestörten Gang; allein auf die innere Bewegung des Gehirns selbst wird es von Einfluß.

Die Marksubstanz des großen Gehirns nämlich, für welche zunächst die Hirnarterien ihr Blut führen, ist die aktive Hülle des ganzen Systems der vom Pyramidalkörper in die Hemisphären ausgehenden Strahlung der Markstäbe (diese Zeitschrift a. a. O. S. 153.), auf deren Bewegung das Sensorielle beruht (ebendas. S. 164.) und die also das Individuelle bedingen, so daß folglich die Marksubstanz im Concentrationspunkte der Individualität des Organismus liegt, und wesentlich wirksam für das Bestehen derselben ist. Das geringste fremdartige, übrigens aber vollkommen vitale oder dynamische Agens verursacht nun, sobald es hieher gelangt, eine heterogene Reaction, die nun zwar sich nicht sogleich bis zu einer Störung des Ganzen ausbreiten kann, die aber, je nach dem Grade von Mächtigkeit, mit welchem das Agens eingreift, eine größere oder geringere Neigung zu Abweichungen in der Funktion der Marksubstanz und sodann freilich auch in der Funktion des in sie eingelegten Systems der Markstäbe bewirkt. In diesem selbst, da es eine zu mächtige Selbstthätigkeit besitzt, kann sich dieß nicht ursprünglich bemerkbar machen, wohl aber wird sich die Wirkung des angerichteten Mißverhältnißes im großen Hirnknoten fixiren, da er der allgemeine Stützpunkt für die Bewegung des Markstab-

fordernd ist (diese Zeitschr. a. a. O. S. 161.). Reagirend gegen den Eindruck, den die Wirkung des fremdartigen Agens durch die Marksubstanz auf das System der Markstäbe macht, geräth er in den Zustand erhöheter Erregbarkeit, der nach und nach, schneller oder langsamer, steigt, und so ist nun im Hirnknoten die Prädisposition zu der vom hydrophobischen Miasma ausgehenden Krankheit, gegründet. Diese bricht nun aus, sobald durch den dreigetheilten Nerven ein äusserer Impuls hinzukommt, der an sich sehr unbedeutend seyn kann, bei der Anlage zu übermässiger Reaktion im Hirnknoten aber doch wirksam wird.

Aus diesem allem erhellt der Grund, weshalb es für Abolition des Miasma unerlässliche Bedingung ist, die afficirten Gefühlswärzchen zu überreizen, ihren Reproduktionsprozess gewaltsam zu heben, ehe noch durch ihren Stoffwechsel das Daseyn des Miasma in der Cirkulation gegründet ist und dann einen Eiterungsprozess in ihnen zu unterhalten, d. h. den Gang des Stoffwechsels in ihnen so einzuleiten, dass das Produkt desselben eine Masse von materiellen Theilen annimmt, in welchen es gebunden bleibt und wegen zu grosser Materialität unfähig zum Uebergange in die Lymphgefässe gemacht wird. Ist diess versäumt, so besteht der abnorm erregte Zustand der ergriffenen Gefühlswärzchen und so denn auch die Produktion des reizenden Agens fortwährend, jedoch eben so wenig mit steigender Menge, als hier überhaupt von materiellen oder von quantitativen Verhältnissen nicht die Rede seyn kann, weil es dessen nicht bedarf bei einer Organisation, die innere Bewegbarkeit in so hohem Grade besitzt, wie der Hirnknoten. Die in ihm aufgeregte Bewegung trägt, wenn gleich der Impuls nur in gleicher, ursprünglicher Stärke fortdauert, das Motiv ihrer Steigerung in sich selbst und erreicht auf diese Art den Grad eines völlig gereizten Zustandes schneller oder langsa-

mer, je nach der individuellen größern oder geringern Bewegbarkeit des Hirnknotens, und daher oft noch weit langsamer, als sonst ein anderes Miasma den Erfolg seiner Wirksamkeit im Organismus zu Stande bringt.

Die Bestimmung über die Dauer des Zeitraums von der Infection bis zum Ausbruch der Krankheit kann nur aus der Individualität des großen Hirnknotens hervorgehen, je nachdem dieser nämlich die Anlage zu größerem oder geringerem Widerstand gegen das ihm drohende oder in ihm sich vorbereitende Mißverhältniß besitzt. Daß nun aber dieser Widerstand zu Ende geht, das kündigt sich zuerst durch den dreigetheilten Nerven an, indem eine nicht normale Steigerung der Sinnenthätigkeiten eintritt: anhaltende oder abwechselnde Empfindlichkeit der Augen gegen das Licht, Ohrenklingen, Alteration des Geschmacks und Geruchs; was jedoch in einem so niedern Grade bleibt, daß dadurch für den innern Sinn noch keine wirkliche Störung erwächst, und daher das Sensorium im vollen Bestand seiner normalen Thätigkeit bleibt.

Ohne Einfluß auf das allgemeine Selbstgefühl kann indessen ein solcher Eingriff in den Mittelpunkt des äußern Sinnes nicht bleiben, theils im psychischen Zusammenhange, weil, wenn gleich die Vernunftthätigkeit noch mächtig genug bleibt, um nicht zu unterliegen, doch durch die Verrückung der ihr als Fuß dienenden äußern Sinnenthätigkeit, Anwandlungen von Täuschungen unvermeidlich werden, theils im somatischen Zusammenhange, und dieß letztere hauptsächlich. Gerade so nämlich, wie von den Nerven eine Störung auf das Epithelium des Gehirns, und dadurch dann auch auf die psychische Bewegung des letztern ausgehen (Zeitschr. a. a. O. S. 190.) und Alienation des Selbstgefühls anrichten kann, gerade so geht nun hier, im umgekehrten Verhältniße, vom Epithelium ein Impuls zu Erhöhung der

Erregbarkeit im Fasergewebe des ganzen Nervensystems aus, und prädisponirt einen Zustand von Anomalie in diesem System, der sich, in Uebereinstimmung mit der Anlage zur psychischen Alienation und in der Berührung mit den Außenverhältnissen, durch Beängstigung, Unruhe, Schlaflosigkeit, Schwindel, Empfindlichkeit der Haut gegen die Temperatur, Abspannung der Muskelkräfte, Anwandlung von krampfhaften Bewegungen &c. ausdrückt.

Daß hierbei das ganze System der Gefühlswärzchen, die aus Nervenfasergewebe bestehen und die einzelnen Endpunkte der Nerven darstellen, zur Theilnahme gezogen werden muß, ergiebt sich von selbst; indessen bleibt der Zustand, in welchem sie sich befinden, immer nur auf dem niedern Grade einer krankhaften Anlage, weil die ganze Affection der Nerven nur eine secundäre ist. Anders aber verhält es sich mit dem Theile der Gefühlswärzchen, welcher der ursprünglich afficirte war und als Eingangspunkt für das Miasma diente, denn von ihm kann es nicht gelten, die Affection eine secundäre zu nennen. In diesen Gefühlswärzchen war zuerst, jedoch nicht unmittelbar durch die Verletzung oder durch materielle Heterogeneität, sondern nur durch die dynamische Heterogeneität des von andern in dieser Hinsicht wesentlich verschiedenen Miasma, eine anomale innere Bewegung erweckt, die aber durch die Tendenz des lebenden Organismus, aus jedem angerichteten Mißverhältniß das Gleichgewicht wieder herzustellen, so weit beschwichtigt worden ist, daß sie nur noch als Disposition zu solcher Bewegung besteht, die nur unter passendem Verhältniß als realisirt wieder hervortritt. Gerade so wird eine durch Krankheitsreiz oder durch Verletzung bewirkte schmerzhafte Affektion, sobald nur die mit ihr verbunden gewesene substantielle Incongruität beseitigt ist, durch die organische Kraft beschwichtigt, und erwacht, unter dem bekannten Na-

men eines Calenders, bei jedesmaliger Einwirkung von veränderten atmosphärischen oder andern äußern Einflüssen. Da nun aber die Veränderung des Substantiellen in den Gefühlswärzchen, welche die Application des hydrophobischen Miasma etwa mit sich führte, das außerwesentliche ist, zufolge der schon oben angegebenen Eigenthümlichkeit dieses Miasma, so ist in den betreffenden Gefühlswärzchen alles, sowohl in sensitiver als in substantieller Hinsicht, so lange in Ordnung, bis die Erregbarkeit in dem allgemeinen Nervenfasergewebe und so dann auch in diesen Gefühlswärzchen gesteigert wird. Hier aber findet der Impuls zur Steigerung einen prädisponirten Boden, denn die Indifferenz, in welcher die zuerst ergriffen gewesenen Gefühlswärzchen bis hieher verharrt sind, hat ihren Grund darin, daß die Einwirkung des Miasma Reaction im Gehirn oder, näher bestimmt, im großen Hirnknoten erweckte, welche die mächtigere war und daher, gleich der durch einen künstlichen Gegenreiz bewirkten, die erstere zum Schweigen brachte, was denn aber freilich nicht die dort nun einmal eingerichtete specifische Empfänglichkeit gänzlich aufhob. Sobald nun also die Alteration im großen Hirnknoten so mächtig wird, daß sie eine auf das Nervensystem übergehende extensive Wirksamkeit zu äußern anfängt, findet sie in den prädisponirten Gefühlswärzchen die stärkste Reaction. Die in ihnen unterdrückt gewesene Erregung gewinnt wieder freien Gang, der Lebensprozeß in ihnen wird beschleunigt, der Stoffwechsel dem angemessen erhöhet und sie stellen den Zustand der Entzündung dar. Die vorherrschende Reaction, die so gegen den vom Gehirn auf das Nervensystem ausgehenden anomalen Impuls in ihnen statt findet, giebt diesem einen gewissen Richtungspunkt, so daß nun auch vorherrschend seine Wirksamkeit sich hierher erstreckt und der alienirte Zustand auf diesem Punkte so steigt, daß er moderirend für die in

dem übrigen Nervenfasergewebe angerichtete Bewegung wird, gleich dem zum Behuf der Moderation einer krankhaften Affection des Nervensystems applicirten Rubefaciens. So wird nun die angefangene allgemeine Sensation des Nervensystems immer auf einem niedern Grade erhalten; für den Zustand des Hirnknotens aber giebt das keinen Unterschied und er steigt mit raschen Fortschritten.

Beängstigung und Schwindel nimmt zu und geht in wirkliche Alienation derjenigen Bewegung des großen Gehirns über, in welcher die psychische Thätigkeitsäußerung desselben besteht (Zeitschr. a. a. O. S. 177.), jedoch weder mit Permanenz, noch allemal im höchsten Grade ausgedrückt; sondern nur paroxysmenweis und bald mit Heftigkeit und im Character der Manie, bald nur im Grade des gelindern Deliriums. Es ist nämlich nicht die Ausstrahlung der Markstäbe oder ihr Centralpunkt, der Pyramidalkörper, unmittelbar ergriffen, sondern es ist nur in dem Epithelium des großen Hirnknotens die Anlage für nicht normale Erregung entstanden, und folglich nicht sowohl Anomalie in das System der ausstrahlenden Markstäbe selbst, als vielmehr nur Unsicherheit oder zu große Bewegbarkeit in den Stützpunkt für die Bewegung derselben (Zeitschr. a. a. O. S. 162.) gebracht. Nur nach dem Verhältniß also, wie ein auf diesen Stützpunkt sich erstreckender Impuls in Wirksamkeit tritt, wird die das Psychische ausdrückende Bewegung des Markstabsystems unregelmäßig, so lange bis Ruhe und Sicherheit in ihren Stützpunkt wieder zurückgekehrt sind. Dieß letztere wird deshalb möglich, weil nicht eine anomale Erregung, sondern nur eine anomale Erregbarkeit im großen Hirnknoten angerichtet ist, und weil außer diesem Mißverhältniß ein anderes in dem ganzen System der Markstäbe nicht statt findet.

Daß nun aber der eigentliche Krankheitspunkt im gro-

ßen Hirnknoten liegt, das ergiebt sich hinlänglich, theils aus den Beweisen von wesentlicher Theilnahme des, zur Bildung des Hirnknotens hauptsächlich beitragenden, kleinen Gehirns an dem Krankheitszustande, theils aus der, die Hauptsumme sämmtlicher Krankheitssymptome darstellenden, alienirten Thätigkeit des mit dem Hirnknoten in nächster Verbindung stehenden und wesentlich für ihn fungirenden dreigetheilten Nerven.

Was zuerst die Affection des kleinen Gehirns betrifft, so giebt sie sich zu erkennen durch eine unregelmäßige Bewegbarkeit in allen den Muskeln, die unter dessen Einfluß sich befinden, ihre Nerven mögen nun unter unmittelbarer oder nur unter vermittelter Direction desselben stehen. Das erste zeigt sich durch Ziehen im Kappenmuskel (Affection des den hintern Schenkeln des kleinen Gehirns oder den strickförmigen Körpern angehörenden Beinerven), Beschleunigung der Zungenbewegung beim Sprechen, Krampf im Schlunde beim Schlucken (Affection des ebenfalls den strickförmigen Körpern angehörenden Zungenschlundkopfnerven) und durch unregelmäßige Bewegung der Gesichtsmuskeln, oder überhaupt durch höchste Erregbarkeit der Muskeln und der Haut des Gesichts, so daß die geringste Bewegung der das Gesicht berührenden Luft schon einen unangenehmen Eindruck macht (Affection des dem obern Theile der hintern Schenkel oder dem hintern Rande der mittlern Schenkel des kleinen Gehirns angehörenden Antlitznerven); das zweite aber durch die Anlage für ungeregelte Thätigkeit in dem Muskelsystem des übrigen Körpers (Affection der in das kleine Gehirn ausgehenden hintern Stränge des Rückenmarks, und dadurch der hintern Wurzelfäden der Rückenmarksnerven).

Vor allem aber tritt die Alienation in der Thätigkeit des dreigetheilten Nerven hervor, durch abnorme

Erregbarkeit der unter seiner Direction stehenden Organe.

Am deutlichsten bemerkbar wird das in dem Muskelsystem des weichen Gaumens (Affection des Flügelgaumennerven). Dieser Nerv hat am Ganglion spheno-palatinum gerade einen solchen Unterstützungsfond seiner Thätigkeitsäusserung, wie der Stamm des dreigetheilten Nerven selbst am Ganglion Gasseri hat, und ausserdem tritt er auch durch den vidischen Nerven mit dem obersten Halsknoten des Intercostalnerven in Verbindung, der durch seine röthliche Farbe und durch seine Weichheit sich als eine eben solche produktive Nervenorganisation als das Ganglion Gasseri charakterisirt. Wenn nun von gesteigerter Bewegbarkeit in dem ganzen System des dreigetheilten Nerven die Rede ist, so muss freilich das Charakteristische einer solchen Steigerung sich vorherrschend deutlich und stark in der Abtheilung dieses Systems, die dem Flügelgaumennerven angehört, aussprechen. Die Muskeln des weichen Gaumens, die ohnedem in beständiger Neigung, sich zu bewegen, schweben, weil die Produktion der Speicheldrüsen nicht unterbrochen ist und sich also immer Feuchtigkeit zum Verschlucken darbietet; diese Muskeln gerathen nicht nur beim wirklichen Versuch zum Trinken, sondern auch schon bei der lebhaften Vorstellung davon, in unregelmässige und zu heftige Thätigkeitsäusserung. Sie bewegen sich krampfhaft, verschliessen nicht allein den Eingang zum Pharynx, sondern bringen auch förmlichen Stillstand in die Bewegung des Schluckens, was nun mit Unbehagen überhaupt verbunden ist, da kein örtlicher oder partieller bloss diese Muskeln betreffender krankhafter Zustand zum Grunde liegt, sondern die zu grosse Erregbarkeit derselben sich vom Flügelgaumennerven und, weiter zurück datirt, vom Hirnknoten herschreibt. Das Verschlucken von festen Dingen ist hier bisweilen, jedoch immer in Ver-

bindung mit dem allgemeinen Unbehagen noch möglich, weil sie durch ihren Widerstand die krampfhafte Verschließung mäßigen oder hindern; das Verschlucken von Flüssigkeiten aber wird desto mehr unmöglich, je weniger sie Widerstand leisten und dem unregelmäßigen fast convulsivischen Muskelspiel volle Freiheit lassen. Sehr bezeichnend aber für den Grund des Unvermögens, Flüssigkeiten zu verschlucken, ist es, daß beim Menschen die bloße Ideenverbindung, durch den Anblick oder das Hören von etwas Fließendem, einen Paroxysmus erwecken kann, dagegen der tolle Hund mit Gier, und also ohne Scheu und Unbehagen, das Wasser leckt, es aber nicht verschlucken kann, sondern es wieder aus dem Munde auslaufen lassen muß und vielmehr an der Lichtscheu leidet. Ihn quält also nicht auf gleiche Art wie den Menschen die Wasserscheu, obgleich ein Vermögen der Ideenverbindung ihm nicht ganz und gar abzusprechen ist. Es erklärt sich das, wenn man sich erinnert, daß beim Hunde die Krankheit vom dreigetheilten Nerven und Ganglion Gasseri ausgeht und von da aus erst den Hirnknoten ergreift, dagegen sie beim Menschen von diesem ausgeht und dadurch erst den dreigetheilten Nerven ergreift, so daß bei ihm das Psychische ursprünglich, beim Hunde aber consecutiv leidet und folglich seine ohnedem geringere Mächtigkeit ohne Einfluß bleibt.

Weniger deutlich drückt sich die Affection des Flügelgaumennerven in seiner der Nase als Riechorgan angehörenden Abtheilung aus, weil der Riechsinn theils relativen Bestimmungen sehr unterworfen ist, theils weil die Einwirkung der riechbaren Effluvien nur momentan, nur auf die jedesmalige Dauer einer Inspiration beschränkt ist und bei jeder Exspiration wieder verschwindet, theils weil die Reactionsbewegung des Riechorgans selbst, so leicht auch ihr Uebergang auf das Sensorium geschieht, doch an sich selbst nicht zu den intensiv mächtigern gehört.

Der anomale Zustand der Deglutition aber wird noch dadurch befördert und vermehrt, daß der Mylohyoideus und der vordere Bauch des Digastricus ihre Bewegungen unregelmäßig machen (Affection des Unterkiefernerven) und daher die zum Geschäft des Verschluckens nothwendige Bewegung des Zungenbeins, als Stütze der Zungenwurzel, wegfällt, bevor noch die eigentlichen Muskeln des Pharynx in Anspruch genommen werden.

Dem angemessen zeigen nun auch die übrigen, dem dreigetheilten Nerven angehörenden, Organe einen übermäßig erregbaren oder erregten Zustand, denn die Thränenorgane sind thätiger als gewöhnlich und die Augen, oder, genauer bezeichnet, die Hornhaut ist empfindlich gegen das Licht und gegen alle helle und glänzende Dinge und befindet sich in einem eigenthümlichen gespannten oder starren Zustande, was einen ganz besondern, diese Krankheit vor andern auszeichnenden, Blick gibt (Affection des Thränennerven); jedes Geräusch irritirt den Kranken, weil die Ohren zu heftig dagegen reagiren (Affection des oberflächlichen Schläfenerven); die Speicheldrüsen produciren schaumige und zähe Flüssigkeit, die innere Haut des Mundes leidet Mangel an der gehörigen Befeuchtung, weil auch das Produkt ihrer Drüsen zu viscid ist (Affection des Zungennerven); das Gesicht wird entstellt und convulsivisch verzogen (Affection des Stirnnerven, untern Augenhöhlennerven und Wangenhautnerven); das Sehvermögen ist alienirt, die Pupille ist zusammengezogen (Affection des Nasennerven); es entsteht Krampf in dem Muskelsystem der Unterkinnlade, krampfigtes Zusammenbeißen der Zähne (Affection des obern vordern Zweigs des dritten Hauptasts).

Wenn nun also das Wesen der miasmatischen Wasserscheu seinen Grund nur in einer dynamischen Abnormität des großen Hirnknotens hat und hier wieder nicht in einer

absoluten Erregung, sondern nur in einer zu hoch gesteigerten Erregbarkeit seines Epitheliums, die nothwendig denselben Zustand für die sowohl vom großen als vom kleinen Gehirn gegebenen Fasern seines Gewebes herbeiführen muß, so läßt sich freilich eine primitive krankhafte Veränderung nur innerhalb dieses Hirntheils voraussetzen, vielleicht aber nicht dem Auge sichtbar machen; und die bei Leichenöffnungen in der übrigen Substanz des Gehirns oder eines andern Organs gefundenen können nur entweder zu den consecutiven oder zu den außerwesentlichen gehören. Vergleicht man die bisher genommenen Anschauungen, so sind die Befunde in der Bauch-, Brust-, Mund- und Kopfhöhle so mannichfaltig, so unbeständig und einander so widersprechend gewesen, daß ein nur einigermaßen genügendes Resultat daraus nicht hervorgehen konnte. Unbefangene und ohne vorgefaßte Meinung sehende Beobachter *) haben daher auch die Ueberzeugung ausgesprochen, daß der Leichenbefund sie nicht an das zu entdeckende Ziel geführt habe.

*) Sabatier in den Mémoires de l'Institut national T. II, p. 249. Heim in Selles Beiträgen zur Natur- und Arzneiwissenschaft, Th. 2. S. 143. Rust in seinem Magazin für die gesammte Heilkunde, Bd. 1. Heft 1. S. 174. Horn in dem Archiv für medicinische Erfahrung 1821. Heft 1. S. 5.

# Zur vergleichenden Psychologie;

von

Herrn Professor Grohmann.

---

Eine der interessantesten Untersuchungen in der Psychologie ist, die kleinere Quelle aufzufinden, aus welcher sich die Seelenthätigkeiten entwickeln und diese ersten Entwickelungszustände gleichsam in ihrem Keime zu ergreifen. Aber es geht diesen Untersuchungen wie andern ähnlichen: der Anfang eines jeden Seyns und Lebens ist so verborgen, daß man nur den Keim sieht, wo er schon aus seiner ersten Hülle getreten ist. Die bestimmte Scheidung des Somatischen und Psychischen ist nimmermehr aufzufinden. Es liegt dieß schon in der innigen Verwachsung beider Zustände selbst. Am wahrscheinlichsten ist, daß das eigenthümliche Seelenleben, wenigstens in seiner höheren und freiern Andeutung, erst anfange mit dem sichern Standpunkte der Sinne, wo diese sich von den niedern, allgemeinen Gebilden des Körpers scheiden, und über der somatischen Sphäre einen eigenthümlichen Standpunkt der Beschauung und Thätigkeit einzunehmen anfangen. Nach aller Analogie verhält sich der Sinn zu dem Somatischen nicht anders wie das Animale zu dem Pflanzlichen und das Pflanzliche zu dem Erdboden. Wir erblicken immer höhere, weitere und thätigere Beziehungen und zugleich höhere lebendige Kreise, wo, indem das Eine auf dem Andern wurzelt, jedes sich eben dadurch von dem niedern Seyn zu einer eigenen Selbstständigkeit erhebt.

Die Sinnengruppen und die stufenweise Ausbildung derselben bis zum Cerebralleben oder der in den Sinnen abgeschlossenen Kopfsphäre scheinen das eigenthümliche Instinktleben

des Thiers zu bilden, bis diese Ausbildung sich auch wieder zu dem Standpunkte erhoben hat, daß über dieser Sphäre ein noch höherer Kreis zu walten beginnt, das Intellektuelle, der eigenthümliche Geist und Begriff des Menschen.

So verdeutlichen wenigstens die allgemeinen Analogieen der Natur die verschiedenen Kreise und Fortbildungen des Psychischen. Und wenn auch selbst dadurch für die deutlichere Einsicht in die Natur der Seele nichts gewonnen ist, so leisten sie doch einige Hülfe in der systematischen wissenschaftlichen Anordnung und besonders in der Scheidung das Intellektuellen von dem Sensuellen und dieser Sphäre von dem rein Somatischen, damit nicht immer die alte Vermengung wiederkomme, daß Körper und Seele nur einen und denselben organischen oder materiellen Bestand bilden. Das psychische Reich hat, wie jede andere kosmische Sphäre, drei besondere Fortbildungen, nämlich den sensuellen, den intellektuellen und den rationellen Kreis; der erste und zweite scheidet Thier und Mensch — das Thier als Sinneswesen, den Menschen als Verstandeswesen.

Die psychischen Fähigkeiten der Thiere beginnen also mit der Bildung der Sinne, und wie sich diese immer mehr von dem Allgemeingefühl des Somatischen trennen und sich zu einer eigenthümlichen Organengruppe erheben, so steigern sich auch die psychischen Fähigkeiten und überbieten den rohern Instinkt und das bloße Körperleben. Sensuelle Beziehungen, Anschauungen, Vorstellungen, Verähnlichungen fangen nun schon an, kurz es bildet sich hier die merkwürdige psychische Haushaltung, die wir an den Thieren und ihren Handlungen finden. Diese Technik und bewunderswürdige Haushaltung wird immer größer und freier, je mehr selbst die Sinne in ihrer Anordnung und Beziehung verschieden sind und nach dieser Verschiedenheit sich sondern.

Ausser den allgemeinen somatischen Ausbildungen, wo z. B. mit den vollkommnern Brustorganen, mit dem Herzen und der

Punge eine lebhaftere Regung beginnt, gründe ich besonders die Eintheilung der thierischen psychischen Fähigkeiten nach der Beziehung und Stellung der Sinnorgane als den eigenthümlichen Repräsentanten der Beziehung zwischen Organismus und Aussenwelt, zwischen psychischer und somatischer Thätigkeit.

Die Sinnorgane bilden eine eigenthümliche Stufenleiter von dem Telluren zu dem Solaren, und wir müssten uns sehr täuschen, wenn nicht die Natur diesen Stufengang beobachtete, daß sie das Seelenleben des Thiers nach diesen drei Kreisen theilet, also in dem einen Kreise, ausser dem tiefer liegenden Magenorgane des Kopfes, dem Geschmacke, den Geruchssinn, in einem zweiten den Gehörsinn und in einem dritten den Sehsinn besonders ausbildet. Fassen wir diese Sinne in ihrer allgemeinern physiologischen Beziehung auf, daß sie nicht bloß in den beschränktern funktionalen Bestimmungen, als Riechen, Hören u. s. w. auftreten, so erhält diese Stellung und Ausbildung eine faktische Erläuterung durch die eben so stufenweise Ausbildung und Gliederung des venösen und arteriellen Lebens in der Thierreihe, und jene Sinne bekommen auch dadurch mehr physiologische und psychologische Bedeutsamkeit.

Das psychische Leben des Thiers scheint nach folgender Ordnung zu steigen, je nachdem von den höhern Sinnen entweder das Geruchs-, das Gehör- oder das Sehorgan die oberste und ausgebreitetste Gruppe einnimmt. Es theilen sich demnach die Instinkte des Thiers. Und selbst die organische Bildung der Thierschädel bekommt dadurch ihre Erläuterung.

Diese Formung der Thierschädel theilt sich nämlich in vier Hauptgruppen, nach welchen die Steigerung des psychischen Lebens fortschreitet: erstlich die Gruppe der Kiefer, in welcher das Ernährungsorgan liegt, und welches in den niedern Thieren eine so vorzüglich ausgebreitete und vorstehende Sphäre der Kopfbildung einnimmt; zweitens die Gruppe der

Geruchsorgane, wie diese Bildung in den höhern Thieren schon mehr hervortritt und die Stirne mit ihren weit ausgebreiteten Höhlungen, gleichsam dem Brustgewölbe des Vogels, einnimmt: drittens die Gruppe des Gehörsinns, welcher im andern Thieren bis zur Höhe des Stirn- und Hinterhauptbeins aufsteigt und nun das vorzüglichere Organ des Lebens und der psychischen Thätigkeit wird, und viertens, wo alle jene Sinne theils sich zurückziehen, theils sich tiefer lagern, die vorzüglichere Wölbung der Sehgruppe, welche besonders an dem menschlichen Schädel so ausgezeichnet ist und einen eigenthümlichen Antheil an seinem sich unterscheidenden Baue hat.

Bezieht man diese Sinne auf ihre allgemeine, kosmische Bedeutung, wie sich in ihnen der tiefere Tellurismus oder das beweglichere Luftleben oder der Sonnen- und Lichtkreis darstellt und so ein Element über das andere nach der Ordnung der Natur aufsteigt, vergleicht man diese Sinnengruppen in physiologischer Bedeutung mit dem, was schon als Organenreihe sich in der Brust bildet, so ist es meines Erachtens nicht schwer, die systematische Anordnung in den psychischen Thierstufen zu finden und darnach die verschiedenen psychischen Kreise des Thierlebens zu erklären.

Die Sinnorgane sind bis jetzt sowohl in der Physiologie als auch Psychologie viel zu beschränkt bloß von der materiellen oder mechanischen Seite behandelt worden, da sie doch die wichtigsten Hirngruppen bilden und sich in ihnen die großen kosmischen Beziehungen der allgemeinen Natur darstellen. Das irdische wie das atmosphärische und solare Leben bildet sich in ihnen in weiterer und höherer Beziehung, und darauf beruhet das verschieden instinktartige und psychische Leben der Thiere, das in seinen Thätigkeiten der symbolische Ausdruck jener Bestimmungen ist.

Aber nach unserer Beobachtung theilt sich auch wieder jede solche Organengruppe in drei namentliche Stufen von Aus-

bildung. Ich will hier nichts von dem tiefern Geschmacks- und Ernährungsorgan erwähnen, sondern nur z. B. von dem atmosphärilen Sinn des Geruchs, und wiefern sich in diesem entweder mehr die terrestrische Beziehung als Rüssel oder mehr die atmosphärile höhere des witternden Luftorgans ausdrückt oder endlich in ihm nur noch die nothwendige Bestimmung der Athmung zurückbleibt wie bei dem Menschen, wo die höheren Organe vertreten; oder auch von dem Gehörsinn, inwiefern auch hier mehr bloß eine vegetative Bedeutung auftritt oder er das Organ der größeren Aufmerksamkeit und einer empfänglichern psychischen Beweglichkeit, oder endlich auch Musik- und Rhythmusorgan wird; oder endlich von dem Auge, wie es auch in den Thierstufen bis zum Menschen in seiner beweglichern Sphäre und in seiner Auffassung sich ausbildet, bis es gleichsam das höhere solare Organ des solaren, alles in Anschauungen versinnlichenden Cerebrallebens wird. — Alle diese Beziehungen und psychischen Steigerungen der Sinnengruppen würden nur durch Nachzeichnung der Natur, durch Abbildungen der verschiedenen Thierstufen erläutert und in ihr wahres Licht gestellt werden können: eine Arbeit, die größere Mühe und einen freiern Raum erfordert, als ich jetzt, so nothwendig ich auch eine solche Sinnenlehre für die Verständigung der Psychologie halte, mir nehmen kann. Ich gebe hier nur Andeutungen, die, wenn man sie für zu naturphilosophisch halten sollte, widerlegt werden mögen, so wenig ich auch solchen Widerlegungen, die von dem einseitigen Maaßstabe der Mechanik oder Physik ausgehen, ein großes Zutrauen schenke. Der Kreis der thierischen psychischen Fähigkeiten ist das Sinnenleben, von denen aber auf keine Weise die empfindende, begehrende und vorstellende Seele ausgeschlossen ist; vielmehr gehören diese zu jenem Kreis und machen den eigenthümlichen Sinnen-Instinkt, die anima animalis oder sensitiva aus. Die Thierseele, daß wir es mit einem Worte zusammenfassen, ist die große Ver-

wandlungssphäre des äußern Anschauens zu innern Vorstellungen, wo diese Vorstellungen schon an allgemeinere sinnliche Begriffe und Conceptionen streifen.

Doch genug über diesen Gegenstand, den ich zu einer andern Zeit weitläufiger erörtern werde.

Das Nachstehende, das ich hier von einem Hunde erzähle, hat weder etwas besonders Interessantes noch Erhebliches, wie etwa Cuvier's Beschreibung des neuholländischen Hundes oder des Orangutangs (m. s. diese Zeitschr. Jahrg. 1818 u. 1821), denn jener Hund gehörte zu der gewöhnlichsten inländischen Gattung, kann also auf keine Weise etwas Neues darbieten, was nicht von Andern schon wäre bemerkt worden; doch haben mich besonders einige Züge an diesem Thiere interessirt und diese Züge gehören in das Seelenleben.

Wie die kleine Hündin, eine von der Mopsart, trächtig war und die Zeit kam, wo sie werfen wollte, überraschte mich besonders folgender Zug. Eines Nachmittags, wie ich zu Hause kam und kaum in die Stube getreten war, kam das Thierchen aus seinem Korbe winselnd zu mir gelaufen, wendete sich von mir ab nach der Thüre der Kammer hin, in welcher ich des Nachts zu schlafen pflegte, lief dann wieder zu dem Korbe und gab mir die deutlichsten Zeichen, daß ich es in die Stille und Verborgenheit der Kammer tragen möchte. Ich that es, das Thier lief freudig beiher, legte sich sogleich in den Korb und sogleich fiengen auch die Schmerzen an, die vier, fünf Junge zu Tage brachten.

Was ist dieses nun, frage ich, für ein Instinkt, der so deutlich nicht blos auf einzelne Vorstellungen sondern auf eine Verbindung derselben nach Art eines verständigen Urtheils hinweiset, daß der Hund mir die Anzeige zu einer Handlung gab, die mit dem Zwecke seiner Entbindung so nothwendig übereinstimmte?

An diesem Hunde habe ich recht deutlich gesehen, was Er-

ziehung und Erziehung thun kann und wie ähnlich der Mensch in seiner Kindheit der thierischen Schöpfung ist. Hatte ich dem Hunde zwei oder dreimal etwas zu Gefallen gethan, so wollte er es immer haben, und er wurde eben so störrisch und widerwillig, wie Kinder in ähnlichen Fällen zu werden pflegen. Eine leichte, dazwischen kommende Vorstellung konnte ihn aber auch bald von dem Eigensinn ableiten der Faden der Vorstellungen war bald abgebrochen, gerade auch so wie bei Kindern, wo die Apperception so lebhaft, aber auch so leicht zerstreuend ist.

Welche Fürsorge und Zärtlichkeit hat nicht die Natur schon in den Sinn eines solchen Thieres gelegt! Von dem Augenblicke an, wie die Hündin trächtig war, wurde sie für sich sorgsamer und gleichsam mütterlich. Die Wildheit legte sich, sie wurde anschmiegender und selbst in der ersten Woche, wo sie noch kaum etwas von der neuen Bürde fühlen konnte, nahm sie sich mehr in Acht beim Springen, daß sie nicht anstieß. Sie wurde scheuer und furchtsammer, was sie ebenfalls, nur noch in höherm Grade, zu der Zeit war, wo die erste Geschlechtsentwicklung anfieng. Sie lief dann vor jedem neuen Gegenstande, und ich möchte fast behaupten, daß bei dieser und andern verwandten Ordnungen der Säugthiere mehr das Ohr als das Auge das vorzüglich thätige und auffassende Organ sey. Der Gesichtssinn scheint nur die äußere Fläche zu berühren, da das Ohr in diesen Geschlechtern das aufgespannte Luftorgan ist.

Daher erkläre ich mir auch die Wachsamkeit und Munterkeit dieser Thiere. Jedes auch leiseste Geräusch dringt in ihr Ohr, dieses ist immer zur größten Aufmerksamkeit gespannt. Die Seele sitzt gleichsam noch in diesem Sinne. Und eben aus der Reizbarkeit dieses Organs in dieser Art von Thieren möchte ich mir auch ihre Empfindlichkeit gegen scharfe feine Töne u. s. w. erklären. Ihr Ohr kann dies nicht vertragen. Ich glaube daher keineswegs an das Linneische »mus musica

delectatur.« Wenigstens hat man in einigen Gegenden die Gewohnheit, aus den Häusern, wo viele Mäuse und Ratzen sind, diese Gesellschaft durch Musik zu vertreiben: man spielt öfters eine Violine und davon sollen Ratzen und Mäuse weglaufen. Auch das Schellengeläute soll ihnen widerlich seyn. Man fängt eine Ratze lebendig ein, hängt ihr ein Schellenband um und läßt sie wieder laufen. Alle Ratzen und Mäuse sollen sich vor diesem schellenden Gast retiriren. *)

Mein Hündchen stellte sich oft, wenn es etwas haben wollte, vor mich hin, sahe mich lange an und wandte sich dann mit seinen Ohren nach mir, als wollte es hören, was ich sagte. Ueberhaupt bemerkte ich an ihm wie an mehreren Hunden ein besonderes Mienenspiel, so möchte ich es nennen, der Ohren, als wollte es durch das Ohr urtheilen. Der Gesichtssinn, glaube ich, ist bei diesen Thieren, so scharf sie auch sehen, undeutlicher als das Gehör, und dieses scheint ihnen klarere Vorstellungen zu geben. Sie brauchen den Geruchsinn, um, was sie gesehen haben, zu verdeutlichen. Wenn ich pfiff, so kam der Hund immer bestimmt zu mir gelaufen; die Vorstellung schien ihm hier nichts ungewisses zu haben. Aber wenn er mich von fern sah, so schien er ungewisser zu seyn; er kam erst herzugelaufen und spürte mit dem Geruche. Ich glaube, daß die Vorstellungen eben so wie die Sinne ihre eigene Region haben oder vielmehr daß die Thiere auf der

---

*) Ein sonderbares Schauspiel habe ich einmal mit angesehen, welche Wirkung die Musik auf die Kühe macht. Nicht weit von einer Weide spielte eine Drehorgel; die Kühe kamen dadurch wie in Wuth, eilten in tanzähnlichen Sprüngen auf die Gegend zu, wo der Schall herkam. Alle schnaubten wild, stiessen sich und machten tausend konvulsivische Bewegungen. Ich hätte gern sehen mögen, wie dies gehen würde; allein die Drehorgel hörte auf und so waren die Kühe auch wieder ruhig.

Stufenleiter der Geruchs-, Gehör- und Gesichtsvorstellungen sich herausbilden. Wie lebhaft ist nicht das Auge bei dem Affen, es ist in einer beständigen Beweglichkeit; tausend Vorstellungen mögen sich hier durchkreuzen, ohne daß sie noch einen vereinigenden Punkt in dem Begriffe haben. Auch der Nachbildungssinn der Affen scheint zu beweisen, daß in ihnen der Gesichtssinn schon ein höheres und wichtigeres Organ ist, als in den übrigen Thieren. Der Gesichtssinn schließt sich mehr an die Formen, an die äußern deutlichen Anschauungen an. Er ist gleichsam der mimische Sprachsinn.

Welche Aufmerksamkeit und beständige Regsamkeit in dem Ohre der Hunde sitzt, habe ich so oft an dem meinigen erfahren. Wenn ich von ihm sprach, ohne daß ich glaubte, daß er es hörte, so kam er doch zu mir herzugelaufen. Ja er schien selbst bemerkt zu haben, ob ich ihn lobte oder tadelte. Der Unterscheidungssinn scheint bei den Hunden also größer durch das Gehör zu seyn, als durch das Auge. Wenn mein Hund in ein Zimmer kam, wo Büsten, menschenähnliche Figuren, standen, so bellte er auf sie zu. Wenn man dieselben bewegte, so lief er schon davon. Zahlensinn können die Thiere nicht haben, denn er beruht schon auf einer innern Abstraktion, auf einer Zusammenfassung der Vorstellungen. Als meinem Hündchen unvermerkt einige Junge genommen wurden, schien es den Unterschied nur durch den kleinern Haufen, den es nun vor sich sahe, aufzufassen. Es beruhigte sich aber bald, ob es schon die Person, welche die Hunde unvermerkt weggenommen hatte, beständig anbellte. Es ist erstaunlich, welche Neigung diese Thiere zu ihren Kleinen haben, ob es schon eben so auffallend ist, daß diese Neigung so geschwind abbricht. Nach drei Wochen, wo der Hund die Jungen gesäugt hatte, verließ er sie plötzlich und wollte nichts mehr von ihnen wissen. Er behandelte sie nun sehr stiefmütterlich. Der Ortsinn war bei ihm, wie bei allen Hunden, sehr ausgebildet.

Doch scheint mir auch dieser Sinn bei ihnen noch sehr an den Geruch, an die atmosphärische Auffassung, zu gränzen. Es ist der witternde Ortssinn der Thiere.

Der sogenannte Kunsttrieb der Thiere ist nicht blos, wie man früher meinte, auf Mechanismus beschränkt. Mehr als einmal habe ich gesehen, wie die Spinne auf eine ganz verschiedene Art ihr Netz anspinnt und ihrer Kunst, je nachdem es nothwendig ist, einen andern Behelf giebt. Es stehet ihnen also auch eine eigene Art der Perfektibilität zu und diese ist nicht blos dem Menschen eigen; der Hund weiß die Mittel sehr geschickt zu ändern, um zu seinem Zweck zu kommen. Man sehe die List, die Schlauheit der Katzen.

Wie die Hündin zum zweitenmale laufen wollte und ich sie zurückhielt, so wurde sie krank, traurig, wollte nicht fressen und alle äußern Zeichen, die der Hundswuth vorausgehen, äußerten sich. Mit der Stillung der Begierde war sie wieder gesund.

Eine eigene Erfahrung machte ich, wenn die Hündin mit ihren Zähnen an meiner Hand herumspielte: ich hatte dann lange ein widriges prickelndes Gefühl auf der Hand, welches nur nach mehrmaligem Waschen vergieng. Ich denke hier an den Giftzahn und Giftsporn. Auch die Wunden durch einen Nagel haben etwas ungemein schwer zu heilendes. Es scheint dies nicht blos eine mechanische Folge von Riß- oder Quetschwunden zu seyn, sondern ein eigenthümlicher Stoff scheint überzugehen. Ich weiß nicht, ob es wahr ist, was mir als ein bewährtes Mittel erzählt worden ist, — wenn man jemand trunken machen wolle, so dürfe man ihm nur etwas von dem Nagel in das Glas Wein schaben.

Es ist überhaupt eigen, daß einem die Vorstellungen vom Tollwerden durch die leichteste Verbindung anwandeln. Wie bange war ich bei jenem prickelnden Gefühl! Ein junger Mann, den ich früher kannte, war in der größten Be-

sorgniß, er möchte toll werden und es artete bei ihm fast schon in Wasserscheu aus. Und die Veranlassung war blos, daß ein junger Hund ihm an das Gesicht gesprungen und dieses geleckt hatte. Welcher kontagiöse Stoff liegt selbst in den Vorstellungen, in der Furcht!

Ich hatte keine Lust, den Hund zu Kunststücken zu gewöhnen und er that es auch nicht, wenn ich ihn übte. Aber ich sehe, was die Stimme, das kennende Wort thut. Wie ein Freund zu mir kam und ihm mit starker Stimme dies oder jenes zu thun befahl, so gehorchte er und zeigte viel Gelehrigkeit. Daß doch die sinnliche Natur überall mit Strenge will behandelt seyn! Diese angehende Kunstfertigkeit sehe ich nicht gern an den Thieren; sie verkrüppeln dabei und verlieren den natürlichen Kunstsinn, wie die Kinder, die zu früh lernen.

Zu Kindern, den kleinen Gestaltungen, hatte mein Hündchen eine ungemein große Neigung. Es spielte und scherzte mit ihnen. Hingegen Hunde, die kleiner als er waren, übersah er mit Verachtung; auf ganz große sah er mit Gleichgültigkeit hin; aber solche, die ihn an Größe etwas übertrafen, schätzte und liebte er, fast so wie der Mensch es macht. Das ganz Große scheuet er, das Kleine liegt unter ihm; aber dem er allenfalls gewachsen ist, mit dem bindet er an. Eine eigene Maasbestimmung der Eitelkeit und des Egoismus!

Wie treu und zärtlich war nicht mein Hündchen! — Wenn ich zu Hause kam, wie tanzte es um mich herum, sein Athem schien nicht zuzureichen, seine Freude auszudrücken! — Der Vater einer meiner Freunde hatte einen Hund. Wie jener starb und die Leiche auf den Gottesacker getragen wurde folgte der Hund, legte sich auf das Grab und starb nach etlichen Tagen. Welche rührende Zärtlichkeit! — Gefühle der Zärtlichkeit, der Treue und Dankbarkeit also schon in der Seele des Hundes! Wo und wie scheidet sich nun die feine Moralität von dieser so gefühlvollen, die instinktartig genannt wird!

Doch dieser Bemerkungen über ein scheinbar so geringes psychisches Leben genug! In der Rangordnung der Seelen nimmt es aber doch auch seinen Platz ein. Und in der Rangordnung der Geister giebt es gewiß auch eben eine solche Verbindungskette wie in der Natur. Eins reihet sich an das andere, und alles ist eine volle Harmonie von kleineren und größeren Harmonien.

---

## Ueber die Veränderungen des Baues und der Verrichtungen des menschlichen Körpers im hohen Alter;

von
Herrn Dr. König
in Bonn.

---

„Wenn die Kräfte des Leibes abnehmen, und sich immer mehr von der Peripherie nach dem Centrum zurückziehen, so tritt der Mensch in das Greisenalter", sagt Hr. Prof. Ennemoser (M. s. diese Zeitschr. Jahrg. 1824. Hft. 1), und unstreitig mit vollem Rechte. Beim Greise verlieren die äußern Theile an Wärme und Gelenkigkeit, sie schrumpfen zusammen, werden rigider, und entziehen sich allmählig der Willkühr; aber auch die innern Theile bleiben dabei nicht unverändert. Im hohen Alter erleiden alle den Körper konstituirende Organtheile eine Metamorphose, die, wenn auch nicht in plötzlicher, doch in allmählig und unmerklich fortschreitender Umänderung, merkbar ist.

Das hohe Alter ist eine seltene Erscheinung; unter tausend Menschen stirbt es kaum zwanzig, die das achtzigste Jahr

erreichen (m. s. J. W. v. Fischer's Abhandlung von dem hohen Alter des Menschen; aus dem Lateinischen von Thomas Weichart; Leipz. 1777 S. 2 der Vorrede), und von mehreren Tausenden wird oft kaum einer hundert Jahre alt. (m. s. Grundriß der Physiologie von Dr. K. A. Rudolphi 1r Bd. S. 277.) Haller (m. s. dessen Elem. Physiolog. C. H. T. VIII. Bernae 1766; pars sec. pag. 105) zählt aus seinen Adversarien die Menschen auf, die über hundert Jahre alt wurden, um eine Uebersicht zu geben, wie mit dem Anwachs der Zahl der Jahre die Beispiele immer seltener werden: Beispiele von Menschen, die zwischen hundert und hundert zehn Jahre alt wurden, fand er über tausend; von solchen, die zwischen hundert und hundert zwanzig alt wurden, ungefähr zwei und sechszig; von hundert zwanzig bis hundert dreissig nur neun und zwanzig; von hundert dreissig bis hundert vierzig (als gewiß) nur funfzehn; über hundert vierzig und hundertfunfzig hinaus wird die Sache schon sehr ungewiß. Meist waren es Leute aus niedern Ständen, die ein so hohes Alter erreichten, und aus nördlichen oder hochgelegenen Ländern, durch Arbeit und mäßiges Leben abgehärtete (Rudolphi's Physiol.: S. 276. u. Fischer a. a. O.). Nach Sohlius (Abhandlungen der Berliner Aerzte. Vorrede zu Fischer, S. 3) sollen die Weiber öfter zu den höchsten Stufen des Alters gelangen, als die Männer; Fischer sagt, dies bestätige auch die Erfahrung in Absicht des höhern (grandaevitas), nicht aber des höchsten Alters (longaevitas) in Hinsicht des letzteren, finde man zehn hundertjährige Männer gegen ein hundertjähriges Weib. Nach Merat (Dict. des Sciences medicales, T. 58. p. 2) tritt das hohe Alter bei Frauen früher ein, und es soll in dieser Rücksicht eine Verschiedenheit von zehn Jahren zwischen beiden Geschlechtern statt finden. Seiler (Archiv für die Physiologie von J. Chr. Reil; 6 Bd. S. 7) sagt dagegen: Das weibliche Geschlecht scheint später

als das männliche den Veränderungen unterworfen zu seyn, die der Körper im hohen Alter erleidet, und öfter die höchste Stufe zu erreichen. Für die hiesige Gegend scheint Seiler Recht zu haben. Daß übrigens Lebensweise, Leidenschaften, Klima, Beschäftigungen u. s. w. auf den frühern oder spätern Eintritt des Greisenalters einen ungleich größern Einfluß haben, als Geschlechtsverschiedenheit, ist nicht zu leugnen; der eine tritt mit dem vierzigsten, der andere erst mit dem siebenzigsten, achtzigsten Jahre in das Greisenalter bisweilen muß man einen Mann von sechzig Jahren einen Jüngling, und einen von funfzig Jahren einen Greis nennen. (Fischer a. a. O. Vorrede, S. 9).

Fischer erzählt (a. a O. S. 33), daß die Greise gemeiniglich im Winter, und zwar gegen das Ende desselben sterben; ob dies die Erfahrung im allgemeinen bestätigt, wage ich nicht zu bestimmen, übrigens wird Fischers Erklärung dieser Erscheinung wohl keinem genügen.

Wer über die Vorhersorge für ein hohes Alter etwas zu lesen wünscht, der sehe bei Fischer (a. a. O. S. 2 bis 12.) nach, wo die Erforderniße zur Erreichung eines hohen Alters in einzelnen Punkten nach Boerhaave aufgezählt sind. Ueber die Gegenden und Länder, in welchen die meisten und ältesten Greise lebten, sehe man vorzüglich Haller (a. a. O. S. 104 bis 115) und Fischer (a. a. O. S. 12 — 19), den Haller auch einigemal angeführt hat.

Daß nur sehr wenige Menschen an eigentlicher Altersschwäche sterben, ist allgemein bekannt; wie geringe ist die Zahl derjenigen, die den Lebensschauplatz so allmählig verlassen, wie die Physiologie diesen Vorgang schildert, wenn er durch wahren Marasmus senile herbeigeführt wird! Bei weitem die meisten Menschen sterben an Krankheiten, auch selbst im hohen Alter; so starb ja noch der hundert und zwei und funfzigjährige Thomas Parre, dessen Sektion Harvei be-

kannt machte, an Plethora, weil er durch die Milde des Königs zu reichliche Nahrung erhielt, und in der Niere fand man bei ihm Hydatiden. (Haller a. a. O. Bd. 8. S. 104.) Es ist oft sehr schwer zu bestimmen, welche in den Leichen alter Leute gefundene Veränderungen wirklich auf Rechnung des Alters, und welche auf Rechnung einer früher oder später vorausgegangenen Krankheit geschrieben werden müssen; worauf auch schon Seiler aufmerksam macht; und besonders schwierig ist dies, wenn alte Leute im Leben Krankheitserscheinungen zeigten, deren körperliche Ursache dem Arzte dunkel blieb. Ohne Zweifel sind diese beiden Punkte die Hauptquellen, aus denen die nicht ungewöhnlichen Widersprüche über die organischen Veränderungen mancher Körpertheile im Alter entstanden.

Mein Zweck ist, die Veränderungen zu betrachten, welche die einzelnen, sowohl flüssigen als festen Organtheile des menschlichen Körpers im Alter erleiden, hiernach die Funktionen ganzer Organensysteme, Verdauung, Athmen u. s. w. zu berücksichtigen, und endlich mit einer Betrachtung der psychischen Verrichtungen des Greises zu schließen. Die in diesem Aufsatze anzuführenden eigenen Thatsachen (das Andern gehörende wurde soviel wie möglich immer bezeichnet) verdanke ich sechs genau angestellten Leichenuntersuchungen; der eine, interessanteste, Fall ist der von einer hundert Jahr alten Frau, an der ich auch noch während ihrem Leben Beobachtungen anzustellen Gelegenheit hatte; nur einer ist unter den Berichten von der Leiche einer fünf und siebenzig Jahr alt gewordene Frau; von den übrigen vier sind zwei von vier und neunzig und fünf und neunzig-, und zwei von vier und achtzig- bis neunzigjährigen theils weiblichen, theils männlichen Greisen. Die physiologischen und psychologischen Beobachtungen machte ich vorzüglich an den eben genannten Personen, die ich fast alle noch während ihrem Leben kennen lernte, außerdem aber an mehreren noch jetzt lebenden Greise

Eine ehrwürdige Versammlung alter Leute findet man im sogenannten Cäcilienspital zu Cöln am Rhein; die mehrsten unter denselben sind aus dem höhern Alter. Aus dem höchsten Alter ist eine Frau mit Namen Müller aus Walldorf, einem Dorfe in der Umgegend von Bonn, vorzüglich merkwürdig. Sie ist hundert und zwei Jahr alt, hatte zehn Geschwister, die alle schon ziemlich früh starben; sie selbst war nie erheblich krank, menstruirte vom neunzehnten bis sechs und sechzigsten Jahre regelmäßig; heirathete im vierzigsten Jahre; ist jetzt dreißig Jahre Wittwe; geboren hat sie nie. — Ihre Körperhaltung ist gerade und aufrecht, ihr Wuchs gut, ihre Statur etwas unter mittlerer Größe, ihr Temperament heiter, munter, und drückt Zufriedenheit aus. Stuhl und Urinsecretion sind normal, Schlaf und Appetit gut; ihre Nahrung ist mehr flüssig, ihr Athemholen leicht und frei, der Herzschlag regelmäßig, mit dem Pulse übereinstimmend; Puls etwas härtlich und voll, mit sechzig Schlägen in der Minute; Gehör gut, Gesicht auf dem rechten Auge gut, auf dem linken fängt die Linse an sich zu verdunkeln (Cataracta senilis incipiens); Geruch und Geschmack sind ungestört; die Kopfhaare lang, weiß und dicht; am Kinn und unter der Nase sieht man kurzes weiches Haar, mit zwischenstehenden einzelnen steifen Haaren von $^1/_3$ Zoll Länge; der Mund völlig zahnlos, das Zahnfleisch hart und schwielig, sie beißt gut, und ihr Gebiß ist, wie sie selbst sagt, weit besser, als da sie noch mehrere Zähne hatte. Im Gesicht sieht man wenige Falten, und nicht sehr deutlich markirt, außer wenn sie Bewegungen mit den Gesichtsmuskeln macht. Am merkwürdigsten ist die Haut beschaffen: die Epidermis ist pergamentartig, dabei aber weich und geschmeidig, dünn, schillernd, gleichsam etwas fettig, sanft im Anfühlen, (dies alles gilt jedoch mehr von der Haut der Extremitäten); hebt man die ganze Haut in Falten auf, so bekommt die Epidermis Eindrücke, wie wenn man ganz dünnes

Pergament knittert, indessen ohne Geräusch; dabei überzieht die Haut ziemlich glatt die Körperoberfläche und hängt nicht in unausgefüllten Falten schlaff um den Körper herum. Das Gedächtniß aus frühern Zeiten, so wie aus spätern, ist fast ungestört. Man sollte die Kranke für eine sechzigjährige halten, allein der Chirurg der Anstalt versichert ihr Geburtsjahr im Kirchenbuche nachgeschlagen zu haben; sie selbst meint nicht, daß sie so alt sey, und begreift es erst, wenn man sie an die wichtigsten Perioden ihres Lebens erinnert.

## A. Veränderungen der einzelnen Organtheile und Organensysteme im Alter.

1. Blut. Aristoteles meint, das Blut werde im Alter schwarz und sey in geringer Menge vorhanden. Was das erste betrifft, so lehrten unsere Beobachtungen darüber Folgendes: Venenblut von einem sechs und siebenzigjährigen Manne genommen, hatte ein dunkeles, kirschbraunes Ansehen; es gerann eben so vollständig als das Blut junger Leute, hatte aber mehr Serum, und dieses von einem etwas gelbbräunlichen Ansehn; die am Boden liegende Plazenta war dichter, und fester als im Blute junger Leute. Das in Leichen von Greisen vorgefundene Blut zeigte sich im Wesentlichen nicht verschieden von dem, was man in Leichen junger Personen findet, nur war es etwas dunkler. In der Leiche einer sechs und achtzigjährigen Frau enthielten die Aorta und die Lungengefäße lange, dünne Stränge geronnenen Faserstoff und eine ziemliche Menge sehr dünnflüssigen, röthlichen Blutstoff, so daß, wenn man hiermit das Blut junger Leute in der Gerinnung verglich, sowohl der Faserstoff- als ganz besonders der Cruorgehalt sehr geringe seyn mußten. Bei einer hundertjährigen Frau fand sich im linken Herzventrikel ein großes Coagulum dunkelrothen Bluts, welches tief in die Brust-Aorta hineinragte. Der rechte Ventrikel war ganz mit sehr dünnflüs-

sigem, sehr dunkelrothem Blute angefüllt; es schien als wenn in diesem aller Faserstoff fehlte. Bei einer fünf und neunzigjährigen Frau war die ganze Aorta, auch die des Bauchs, mit dunkelrothem Blute gefüllt, welches beim Auswaschen äusserst wenig Faserstoff gab.

Haller (a. a. O. S. 75 u. 76.) und Fischer (a. a. O. S. 46) führen an, daß das Blut von Greisen mehr erdige, salzige und scharfe Theile enthalte. J. Hunter (Ueber Blut, Entzündung ꝛc. Bd. 1. S. 105) sah das Serum eines fast gesunden sechs und funfzigjährigen Mannes in der Hitze fast ganz zu einer ziemlich festen Masse gerinnen, von der sich nur ein kleiner Theil nicht gerinnbare Flüssigkeit abschied. Serum eines zwei und siebenzigjährigen gesunden Mannes gerann kaum in der Hitze, wurde nur ein wenig dicker, und bildete eine geringe Menge fester Masse, welche sich an den Boden des Gefäßes anlegte; mit Weingeist gab dies Serum nur eine geringe Menge Gerinnsel. Dagegen gerann Serum eines funfzehnjährigen Jünglings fast ganz in der Hitze, und schwitzte fast gar nichts Flüssiges aus. Auch über die Fäulniß des Greisenbluts stellte Hunter (a. a. O. S. 202 und 203) Versuche an, und fand, daß das Blut junger Leute länger frisch blieb, als das von Greisen.

Mit unsern angeführten Beobachtungen stimmen die Angaben von Merat, (a. a. O.) und zum Theil die von Parmentier und Deyeux (Archiv für die Physiologie von J. Chr. Reil. Bd. 1. Heft 3, S. 3.) überein; nur darin weichen letztere ab, daß sie den Blutkuchen nicht so fest werden sahen. Da indessen die Beschaffenheit des Bluts selbst und noch mehr dessen Gerinnungsprozeß durch so manche äußere Einflüsse Veränderungen und Störungen erleiden kann, so darf uns diese Verschiedenheit in den Resultaten der Beobachtung nicht wundern.

Mit Hunters Angaben über die Beschaffenheit des

Serums alter Leute stimmen die von Parmentier und Deyeux (a. a. O.), und mit denen über die Fäulniß desselben die von Merat (a. a. O.) überein, denn auch letzterer sagt, das Blut des Greises zersetze sich leichter.

Was die Quantität des Bluts im Greisenalter betrifft, so stimmt Haller (a. a. O. S. 74.) der Aristotelischen Angabe in Rücksicht auf alle Flüssigkeiten des Körpers bei, sagt aber, daß in den dicken Flüssigkeiten die Verminderung nicht immer so merkbar sey, und daß Greise oft noch an falscher Plethora leiden. Nach Merat (a. a. O.) vermindert sich ebenfalls die Quantität des Bluts im Alter.

2. Zellgewebe. Wir fanden das Zellgewebe immer locker. Bichat (Allgemeine Anatomie, übersetzt von Pfaff 1. Th. 1. Abthl. S. 190) betrachtet die allgemeine Laxität und Erschlaffung des Zellgewebes als einen beständigen Antheil des Greisenalters. Nach Merat (a. a. O.) ist das Zellgewebe in Greisen eben so reichlich wie in Erwachsenen vorhanden, seine Elastizität und Härte aber hat es verloren. Bichat (a. a. O.) fand im letzten Lebensalter (selten) Verknöcherungen im Zellgewebe; einmal eine solche im hintern Theile des Mesenteriums, einige andere in den Zellgewebe, das die Gebärmutter vom Mastdarm trennt.

Fett. Solche Leute, die in aller Bequemlichkeit und Ruhe leben, werden oft im Alter dick und fett. In das höchste Alter erstreckt sich jedoch diese scheinbare Verbesserung der äussern Gestalt nicht hinein (Fischer a. a. O. S. 22). Gewöhnlich gehöret dem Alter das Fett nicht an (Merat a. a. O.) Auch wir fanden nie sehr fette Greise. — Die qualitative Veränderung des Fetts im Alter ist sehr merkwürdig; es nimmt immer mehr oder weniger eine citronengelbe Farbe an, welche wahrscheinlich von einer eigenthümlichen färbenden thierischen Materie, die sich in ihm entwickelt, und die mit andern färbenden Stoffen im thierischen Körper, wie z. B. mit dem des Harns Aehnlichkeit zu haben scheint, herrühet. Auf

einem bloßen abgeänderten Orydationsverhältniß scheint diese Farbenveränderung nicht zu beruhen.

3. Knorpel. Daß auch die bleibenden Knorpel im hohen Alter gewöhnlich verknöchern, ist allgemein bekannt, und es ist unnöthig, besondere Autoritäten dafür anzuführen. Auch wir fanden diese Verknöcherungen häufig, immer aber am stärksten an der Rinde; in der Mitte war die Substanz mehr körnig, mürbe und braun von Farbe. Haase (de fabrica cartilagin. Lips. 1767, p. 30) fand die Knorpel im sehr hohen Alter sehr spröde, und fast ohne alle Elastizität.

Es frägt sich noch, ob nicht die Verknöcherung der Knorpel im hohen Alter zu den abnormen Zuständen zu rechnen sey? Bei der hundert Jahre alten Frau waren alle Knorpel noch fast unverändert, nur mit Fasern durchwebt und von dunklerem Ansehen als bei jüngeren Menschen. Bei dem schon erwähnten hundert und zwei und funfzigjährigen Thomas Parre waren die Rippenknorpel nicht knöchern (Haller a. a. O. S. 104), eben so wenig bei einem hundertdreißigjährigen Manne, den Keil untersuchte. (Phil. Transact. 1706. Sömmerring Knochenlehre, S. 24.

4. Faserknorpel. So häufig die Verknöcherung der wahren Knorpel ist, so selten kommt die der Faserknorpel vor. So verknöchern die Faserknorpelscheiben zwischen den Wirbeln sehr selten, da doch Verschmelzung der Wirbel durch eine Knochenborke so häufig vorkommt. Auch ist noch keine reine Verknöcherung des Schaambeinbandes bekannt. (Sömmerring a. a. O. S. 24 u. 25.) In allen sechs Leichenöffnungen von Greisen, denen wir beiwohnten, fand keine Verknöcherung eines Faserknorpels statt. Uebrigens verhärten auch sie und verlieren an Dicke und Elastizität, (Merat a. a. O.); auch wird ihre Farbe dunkler, eben so wie die der wahren Knorpel.

5. Knochen. In den Leichen alter Personen, die wir untersuchten, waren die Knochen im Allgemeinen sehr dunkel

von Farbe, und ungewöhnlich brüchig, so daß man auch dicke Knochen viel leichter zerbrechen konnte. Letzteres bestätigen Fischer (a. a. O. S. 54) und Sömmerring (a. a. O. S. 45 u. 46.), welcher letztere noch bemerkt, daß im Alter die Knochen das feste, elfenbeinartige Korn verlieren, daß sie erdiger, spröder, allmählig dünner, um mehr als den vierten Theil leichter und deshalb brüchiger werden, ja daß an einigen Stellen die Knochenmasse ganz weggeführt wird, so daß Löcher und Lücken entstehen. Letzteres wird ebenfalls von Merat (a. a. O.) angeführt, und von Ribes (Meckel's Archiv für die Physiologie, Bd. 6. Heft 3, S. 446.); ersterer sagt: „Untersuchungen neuerer Anatomen haben gezeigt, daß die Knochen im Alter an Volum und Gewicht verlieren ꝛc., sie besitzen dann weniger Gallerte und phosphorsauren Kalk in ihrer Mischung. Die äußere feste Rinde des Knochen ist minder dick, die innern Zellen sind größer, die Venenkanäle weiter; wenn man die Enden der Knochen von Greisen zusammendrückt, so kommen einige Tropfen Blut hervor; sie geben dem Drucke nach.“ Letztere Beobachtung findet man nur an den Rippen, nicht aber an den langen Knochen der Extremitäten bestätigt. Was den Gehalt an phosphorsaurem Kalk betrifft, so ist es wahr, daß gleiche Volumina der Knochen eines alten und eines jungen Menschen Merats Behauptung rechtfertigen, nicht aber gleiche Gewichttheile von beiden. Ich nahm dem Gewichte nach gleiche Theile von Knochen einer sechs und neunzigjährigen, und einer jungen sechs und dreißigjährigen Frau. Beide Quantitäten wurden in einem Tiegel im offenen Feuer bis zur Weiße kalzinirt; vierhundert und sechzig Gran der erstern hinterließen zweihundert und vier, und eben so viel der letztern zweihundert Gran phosphorsaure Kalkerde. Diese zurückgebliebenen Massen der ausgebrannten Knochen sowohl des ältern als des jüngern Weibes enthielten einen Antheil kaustischen Kalk, welchen wie in dem

darauf gegossenen destillirten Wasser durch Kohlensäure, so wie auch aus der Entwickelung von Ammonium, wenn wir der Masse salzsaures Ammonium hinzusetzten, entdeckten. In beiden Verfahrungsweisen schien uns aber die Knochenmasse des alten Weibes reicher an kaustischen Kalk zu seyn; denn beim ersten Versuche wurde das über der ersten Knochenmasse stehende Wasser durch hinzugesetzte Kohlensäure mehr getrübt, und es bildete sich ein reichlicher flockiger Niederschlag; beim zweiten Versuch entwickelte sich mehr Ammonium, und die Masse des erzeugten salzsauren Kalkes war größer. Nachdem die Knochenmaßen einige Zeit an der Luft gestanden hatten, verwandelte sich der kaustische Kalk in kohlensauren, und auch jetzt entwickelte die erste Knochenmaße auf hinzugesetzte Säure eine größere Quantität kohlensaures Gas.

Ribes (a. a. O.) vergleicht die Veränderungen des Knochengewebes im Alter mit den bei Gichtischen, Skrophulösen, Krebskranken und Syphilitischen. Daß Knochenbrüche im hohen Alter so schlecht, oft gar nicht heilen, ist bekannt. Du Hamel (Mém. sur les os, in den Mém. de l'Acad. royal des sciences 1742) sagt: Die Härte der Knochen der Greise gibt sich schon durch die Farbe zu erkennen; sie sind weiß, statt daß die Knochen junger Leute röthlich sind. Du Hamel scheint hierin nicht richtig beobachtet zu haben, denn Ribes (a. a. O.) fand die Knochen der Greise nur ausnahmsweise, und nur sehr selten, dick, dicht, schwer, weiß wie Elfenbein, die Venenkanäle fast ganz geschwunden; und nach unsern Beobachtungen sind die Knochen ebenfalls, wenigstens in der Regel, keineswegs hart; der Schädel der hundertjährigen Frau war so mürbe und so leicht mit der Säge zu durchschneiden, wie man es in jungen Leuten nicht findet; ferner sind die Knochen nicht weiß, wie Du Hamel sagt, sondern dunkler, gelbbräunlich, womit auch Sömmerring übereinstimmt. Sernets (de siccitatis senilis effectibus, Lipsiae, 1758. p. 10) Behauptung, daß des

Periosteum bei Alten mit den Knochen fester, als in frühern Jahren zusammenhänge und trockener sey, fanden wir bestätigt.

6. Knochenmark. In dem Schenkelknochen einer sechs und neunzigjährigen Frau fanden wir dies Mark in grosser Menge, den ganzen Knochenkanal ausfüllend, braungelb von Farbe, und so fettig, daß es, nachdem der Knochen einige Zeit zum Trocknen an der Luft gelegen hatte, wie Oel ausfloß. Sömmerring (a. a. O.) fand es bei alten Leuten dunkel goldgelb. Daß es öliger, flüssiger, mehr gefärbt sey als beim Erwachsenen, sagt auch Merat (a. a. O.)

7. Seröse Häute, Synovialhäute, Faserhäute, Schleimhäute. Die innere Organisations- und Stukturveränderung aller dieser Häute im Alter ist uns noch sehr wenig bekannt; alles, was wir wissen, ist blos Veränderung des äußern Ansehens. Wir fanden die serösen Häute im Aeußern wenig verändert, meistens nur etwas weisser; die Synovialhäute dichter, dicker und lockrer als in jungen Leuten; die Faserhäute fester; die Schleimhäute trocken und nicht von so hellrothem Ansehen, wie bei jungen Menschen. Nach Merat (a. a. O.) zeigen diese Gebilde ebenfalls in ihren physischen Merkmalen keine deutliche Veränderung im Alter. Man schreibt ihnen mehr Rigidität zu, allein mehr nach der allgemeinen Meinung, daß alles im Alter hart werde. Das Schleimgewebe wird blaß mit dem Alter und verdickt; das seröse wird dichter, geschlaßener, ohne sich mehr als in andern Lebensperioden zu verknöchern; die Synovialhäute werden graulich und etwas dicker; das Fasergewebe wird hart, dicht, geschlossen, gelb, mit phosporsaurem Kalk überzogen, oft knöchern.

8. Gefäße.

a. Schlagadern. Die vorzüglichsten Veränderungen, die das arterielle Gefäßsystem im hohen Alter erleidet, sind nach Fischer (a. a. O. S. 44) eine bedeutende Er-

weiterung der Aorta, und eine Verwandlung der herab-steigenden Schlagadern, besonders der innern Haut der-selben in Knochen; die Verknöcherung der oberhalb dem Herzen befindlichen Schlagadern ist viel seltener. — Die Er-weiterung und übermäßige Ausdehnung der Schlagadern (und des Herzens) hält Fischer für ein wesentlicheres Attribut des Greisenalters, als die Verknöcherung. Nach Bichat (a. a. O. S. 126.) nimmt das Caliber der Pulsadern im hohen Alter nicht zu; nur der Bogen der Aorta erfährt beinahe kon-stant eine mehr oder weniger beträchtliche Erweiterung; an anderen Krümmungen der Pulsadern hat Bichat nichts der-gleichen bemerken können. Die kleinern Arterien, welche die Enden des Schlagaderbaumes bilden, ziehen sich allmählig gegen sich selbst zurück, verwachsen und verwandeln sich in eben so viele kleine Bänder (a. a. O. S. 125). Ganz mit Bi-chats Angabe stimmt die von Merat (a. a. O.) überein. In unsern Fällen fanden wir auch einigemal Erweiterung der Aorta, doch betraf diese nicht so konstant den Bogen dersel-ben, sondern sie fand sich in einem Falle im bedeutenden Grade vom Ursprunge der Aorta an bis zur ersten ampulla Valsalvae.

Verknöcherungen der Arterien, besonders der Aorta, sind sehr häufig; gemeiniglich (wenigstens in unsern Fällen war es immer so) ist es die eigenthümliche Haut der Gefäße, die verknöchert. Haller (a. a. O. S. 81.) sagt, es werde zuerst in die innerste Zellhaut der Arterie eine breiartige kalk-löse Masse abgelagert, diese gehe allmählig in knorpelartige, darnach in knöcherne, zerbrechliche Schuppen über. Am häufig-sten komme dies am Ursprunge der Aorta, doch auch in an-dern Arterien, und selbst in fast allen Arterien des ganzen Körpers vor. Es verknöchere aber nur diese innere Schichte. Bichat hält die innere Membran der Arterie für den Sitz der Verknöcherung (a. a. O. S. 126); von der knöchernen

Masse selbst sagt er nicht, ob sie sich von anderer Knochenmasse unterscheide. Fischer (a. a. O. S. 49) will dagegen die Materie, die, wie er sagt, die Schlagadern inwendig überzieht, lieber unter die steinartigen Concremente, wozu die Nieren- und Blasensteine gehören, gerechnet wissen.

Legt man ein Stück einer verknöcherten Arterie in Wasser und läßt es darin aufweichen, so kann man zuerst die innerste Haut der Arterie hinwegnehmen; dann liegt die Verknöcherung bloß, nur noch von wenigem höchst lockeren Zellgewebe bedeckt. Geschah die Maceration lange genug, so kann man nun auch das Knochenblättchen aufheben und hinwegnehmen; zwischen diesem Knochenblättchen und der Muskelhaut findet sich nun wieder etwas Zellgewebe. Es ist also nicht die innerste Haut der Arterie, die im Alter verknöchert, sondern die knöcherne Materie wird zwischen der innersten und Muskelhaut in die innere Zellhaut abgelagert, was auch schon Walter, Sömmerring, Haller, Crell u. A. annahmen (m. s. Seiler a. a. O. S. 105). Sömmerring (a. a. O. S. 60) nennt diese eigenthümliche Haut kurzfaseriges Zellgewebe, und sagt, daß es nicht selten Knochenmaterie aufnehme. Was die knöcherne Masse, die man in den Häuten der Arterie findet, selbst betrifft, so ist sie weiß, etwas ins Gelbliche fallend, und hat im äussern Ansehen Aehnlichkeit mit der Knochenmasse, die man die Schuppennath am Schädel bilden sieht, ist aber bröcklicher und bei weitem leichter zerreibbar; übergießt man sie mit einer Säure, z. B. mit Salpeter- oder Salzsäure, so entsteht unter gelindem Aufbrausen eine Entwickelung von kohlensaurem Gas; untersucht man sie weiter, so findet man, daß sie hauptsächlich aus kohlensaurem Kalk, mit einem beträchtlichen Antheil phosphorsaurem besteht.

Man findet übrigens nicht immer im höhern Alter die Arterien verknöchert, dagegen man bisweilen schon früher Verknöcherungen derselben antrifft. Fischer (a. a. O. S. 43)

führt einen Fall von einem sechs und funfzigjährigen Manne an, in dessen amputirtem Beine man alle Schlagadern bis zu den Zehen verknöchert fand, und schreibt dies der Lebensweise des Mannes zu. Eben so führt er einen Fall von einer sieben- und neunzigjährigen Person an (S. 46), deren Pulsadern keine Verknöcherung zeigten. Bei unserer hundert Jahr alten Frau fand sich nur eine geringe Spur von Verknöcherung unterhalb des Bogens der Aorta; bei den übrigen fünf Fällen zeigten sich in zweien keine bedeutende Verknöcherungen in der Aorta, und in einem andern nur eine geringe Spur einer solchen; im fünften gar keine; im sechsten endlich vollständige Verknöcherung der Aorta ihrer ganzen Länge nach, eben so des Truncus anonymus, und eine Strecke weit der beiden Unterschlüsselbeinpulsadern und der linken Carotis, ferner der beiden Schenkelarterien. Diese Frau starb an gangraena senilis. Die Stärke der Arterien, dem Zerreißen zu widerstehen, nimmt mit dem Alter zu (Sömmerring a. a. O. S. 362). Bei unserer Hundertjährigen trug ein zwei Zoll langes Stück der linken Carotis fünf bürgerliche Pfunde, ehe es zerriß. Auch das spezifische Gewicht der Arterienhäute nimmt im Alter zu; es war in einem jungen Hunde wie 1059 : 1000, in einem alten 1084 : 1000. (Seiler a. a. O. S. 99).

b. Venen. Die Blutadern sind von Verknöcherung frei (Fischer a. a. O. S. 47). Auch wir fanden in den Venen nie Verknöcherungen; doch sahen sie Salzmann (de ossificat. praeternaturali, §. 8.) Palfin (osteolog. pars. 1. Cap. 2. p. 19) Haller (Opusc. min. T. III. pag. 360). und Andere. Die Stärke der Venen, dem Zerreißen zu widerstehen, nimmt im Alter ab (Sömmerring a. a. O. S. 55). Ob die Venen im Greisenalter sich wirklich erweitern, wie man dies allgemein annimmt, wage ich nicht zu bestimmen; bei weiblichen Greisen sieht man oft Varices an den untern Gliedmaaßen, allein wahrscheinlich doch nur bei sol-

chen, die geboren haben; an den obern Extremitäten, und vorzüglich auf den Rücken der Hände, ragen die Venen mehr hervor, was indeß auch von dem Eingefallenseyn der übrigen Theile beim Greise herrühren könnte, oder von einer bloßen Verminderung des Widerstandes der Venenwände, worin auch Bichat (a. a. O. S. 186) wenigstens einen Grund findet. Uebrigens beobachtete Walter Erweiterung der Venen des Gehirns in Greisen (Anatom. Mus. Thl. 1. S. 143). Merat (a. a. O.) meint, die Venen gewönnen an Caliber, was sie an Festigkeit verlören, so daß sie das Umgekehrte des Arteriensystems darstellten, was nämlich das Volumen im Alter und bei Erwachsenen betrifft. Wohl zu allgemein sagt derselbe, alle Greise hätten große, erweiterte, variköse Venen, vorzüglich an den untern Extremitäten.

c. Saugadern. Nach Basilowitsch (de systemat. absorb. Argent. 1791. S. 6.) sind die Saugadern beim Greise enger. Und Seiler (a. a. O. S. 109) sagt, in einigen Theilen verschwänden diese Gefäße ganz, und sie zerstörten durch wechselseitige Einsaugung sich gleichsam selbst. Daß die Saugadern bei Greisen dünner, schlaffer und zusammengefallen sind, ist sicher und durch Untersuchungen bestätigt (Seiler).

12. Drüsen. In zwei Fällen fanden wir die Drüsen etwas größer und härter als in jungen Leuten. In den andern vier Fällen schienen sie uns geschwunden. Nach Mascagni (Geschichte und Beschreibung der Saugadern des menschlichen Körpers; deutsch von Ludwig, Leipzig 1789; S. 28) werden sie kleiner, platter, saftloser. Beim Greise verschwinden die Lymphdrüsen beinahe (Bichat a. a. O. S. 317).

13. Muskeln. Sie bilden auf der Körperoberfläche des Greises nicht jene scharf gezeichneten Gränzen, die den kräftigen Körper des Mannes so vortheilhaft auszeichnen. Beim weiblichen Greise ist die Zeichnung eben so stumpf, wie beim

männlichen, allein, verglichen mit der schön gerundeten und ausgefüllten Form des jungen weiblichen Körpers, doch bedeutend mehr ausgesprochen, so daß Weib und Mann in dieser Lebensperiode sich hierin nicht mehr unterscheiden; bei beiden fühlt man durch die schlaffe Haut hindurch die einzelnen gesonderten Muskeln (Seiler). Im Greisenalter behaupten die Beugemuskeln vor den Streckmuskeln ein bedeutendes Uebergewicht. Der ganze Körper des Greises zittert in gewissem Grade, besonders bei gewissen Bewegungen; und das Zittern (tremor senilis nach Sauvage) ist eines der sichersten Attribute des Alters (Merat a. a. O.). In den Leichen von Greisen fanden wir die Muskeln immer ungewöhnlich dunkelbräunlich von Farbe und mürbe, so daß sie sich leichter zerreißen ließen; überhaupt aber sind sie weniger voluminös, ihre einzelnen Fibern liegen dicht auf einander, in ihrer Umgebung findet sich wenig Fett, und das die einzelnen Muskelbündel trennende Zellgewebe ist sparsam. Nach Seiler (a. a. O.) nimmt das Gewicht der Muskeln beim Greise ab; ein Muskel von bestimmter Größe aus einem jüngern Menschen übertrifft einen von derselben Größe aus einem Greise in Rücksicht seines Gewichts um ein Beträchtliches. Sömmerring (Muskellehre, S. 3.) behauptet, im hohen Alter würden die Muskelfasern, wie in der Jugend, gewöhnlich etwas blässer; wir fanden dies nicht, sondern sie im Gegentheil viel dunkler braunroth. Merat (a. a. O.) gibt das Muskelgewebe im hohen Alter als gelblich werdend, die Faser als weniger zähe, schlaff, ohne Zusammenhang, und zerreißbarer an. Nach Haller (a. a. O. S. 71) sind die Muskeln im Alter dürr, blaß und leichter. Haller (S. 80) und Garengeot (Hist. de l'Acad. des Sc. 1726. S. 34) erzählen, sie hätten zwischen den Backenmuskeln im Alter lanzenförmige Knochenstücke gefunden.

Sehnen der Muskeln. Die Sehnen der Muskeln

sind lang, gelblich von Farbe; in einigen Fällen fanden wir sie so locker mit der Muskelsubstanz zusammenhängend, daß ein starker Zug beide zu trennen vermochte; dagegen scheinen ihre Ansatzpunkte an den Knochen um so fester zu seyn. Daß die Sehnen bei zunehmendem Alter länger werden, fanden Marcher (praelect. phys. T. II. p. 544 u. T. III. p. 41) und Boerhaave (praelect. T. VI. p. 142); Seiler aber nimmt nur eine scheinbare Verlängerung an, und gibt eine ziemlich genügende Erklärung dieser Erscheinung. Man hat auch Verknöcherungen der Sehnen gefunden (Haller a. a. O. Vesling obs. anatom. et epist. med. p. 15.)

14. Nerven. Haller fand die Nerven in alten Weibern sowohl dem Gefühle nach, als bei der Durchschneidung hart (a. a. O. S. 72). Schreger (bei Seiler a. a. O. S. 118), fand das Nervenmark trocken, die Nervenstränge dünner. Nach Bichat (a. a. O. S. 287) ist das Hirn außerordentlich konsistent beim Greise, seine Farbe wird blässer (S. 288), in seltenen Fällen verknöchert es; im hohen Alter verwelkt das Nervensystem, die Nerven werden graulicht (S. 216). Die Nerven verhärten, ihre Farbe wird matt, sie erhalten weniger Gefäße, verknöchern aber niemals (S. 289). Merat (a. a. O.) sagt, das Nervensystem lasse im Alter keine deutliche Veränderung wahrnehmen. Die Schriftsteller sprechen von vertrockneten, zusammengeschrumpften Nerven u. s. w. bei Greisen, allein dies sind unbestimmte Ausdrücke; der entgegengesetzte Zustand zeigt sich häufiger in einigen Theilen des Nervensystems. — Uns kam die Nervensubstanz im Allgemeinen fester, dichter vor, als in Erwachsenen. Ein zwölf Linien langes Stück des herumschweifenden Nerven, und zwar des Brusttheils von der Stelle, wo er an dem rechten Bronchus hinabsteigt, zerriß mit dem Neurilem von einem vier und zwanzig Loth schweren Gewichte. Ein anderes Stück oberhalb dem vorigen, vom Halstheil desselben Nerven, von

fünf und einer halben Linie Länge, dehnte sich mit einem angehängtem Gewichte von dreissig Loth bis zu sieben Linien, mit einem von sieben und dreissig Loth bis zu acht und einer halben Linie aus; und von sieben und dreissig Loth und drei ein halb Quentchen zerriss es endlich.

15. Ganglien. Ueber die Veränderungen, die die Ganglien im hohen Alter eingehen, wissen wir nichts Bestimmtes: Seiler (a. a. O. S. 119) vermuthet blos, dass sie in dieser Periode auf ähnliche Weise wie die Nerven sich verändern. Bichat (a. a. O. S. 310) sagt, sie würden hart, widerstehend und kleiner. Bei der hundertjährigen Frau konnten wir nichts Besonderes an ihnen finden, und eben so wenig in den übrigen fünf Fällen.

16. Aeussere Haut. Eine sehr merkwürdige Veränderung geht im hohen Alter die Haut ein. Sie ist dünner, und ihre einzelnen Schichten liegen dicht auf einander. Sie faltet sich (Seiler a. a. S. 64) und umgibt die Körperoberfläche nicht so fest anliegend wie früher. Sie ist von Falten, Furchen und Vertiefungen gerunzelt, besitzt wenig Elastizität und Derbheit, und ist nicht mehr durch festes, elastisches Zellgewebe unterstützt (Merat). Ihre Oberfläche ist trocken, ihre Farbe gelbbräunlich, oder auch, jedoch seltener, ganz weiss, mit blau durchschimmernden Venen.

a. Oberhaut. Ihr Ansehen ist glänzend und schillernd, glatt, gleichsam fettig und geschmeidig im Anfühlen, schuppig, und hat im Ganzen viel Aehnlichkeit mit der mit Schuppen besetzten Haut einer Schlange. Bei einigen Greisen ist die Epidermis hart, trocken und kallös, und gleicht der Haut der Pachidermen (Merat).

b. Nägel. Sie sind dicker, spröder, mehr gefärbt beim Greise (Merat).

c. Haare. Die Haare des Greises sind trockner, hart, spröde; ihr Absterben oder Weisswerden beginnt an der Spitze (bei den Hottentotten bemerkte dies Phänomen schon

Le Vaillant (voyage dans l'Intérieur de l'Afrique. T. II. S. 47); ihre Wurzeln sind kleiner und zusammengeschrumpft, auch selbst wenn die Haare lang sind, und die Wurzel steht nicht mehr wie ehemals mit der Länge und Stärke der Haare im Verhältniß. Nach Buffon zerreißen graue Haare leichter (Hist. nat. T. II. p. 526). Wenn im Alter die Haare ausfallen, so verschwindet auch ihre Zwiebel; beim krankhaften Ausfallen der Haare bleibt dieselbe, wo jene dann wieder wachsen können (Merat). Im allgemeinen scheinen bei Weibern die Haare länger ihre Farbe zu behalten, als bei Männern; in den von uns beobachteten Fällen verhielt es sich wenigstens so, und bei der hundertjährigen Frau fanden sich unter den dunkeln Kopfhaaren nur einzelne weisse Haare; an der Spitze waren jedoch auch mehrere der erstern weiß geworden. Nach Haller (a. a. O. S. 69. Robinson Ess. on animal oeconomy p. 519) nimmt die Stärke der Haare vom achten bis zum sieben und funfzigsten Jahre beinahe um anderthalb Theile zu.

d. Rete Malphigii. Es ist im Alter sehr trocken und zusammengeschrumpft; auch durch Maceration im Wasser ist es mit Mühe noch deutlich zu erkennen.

e. Die Lederhaut ist dünn; durch Maceration im Wasser läßt sich die Oberhaut nicht so leicht davon trennen. Vom unterliegenden Zellgewebe lößt sie sich leichter ab.

17. Gliedmaaßen. Sie sind abgemagert; die untern, mit dem Knie nach Außen, mit der planta pedis nach Innen gerichtet, unterstützen nur mühsam den nach vorn gebeugten Rumpf, woher denn zum Theil der schwankende Gang des Greises; die obern befinden sich mehr in der Beugung, und der Greis vermag nicht mehr sie grade zu strecken; die Knochenenden, besonders aber die Knochen der Handwurzel, stehen mehr hervor.

Die Knochen der Gliedmaaßen verlieren an Knochensubstanz, und die Menge des Marks scheint in ihnen zuzunehmen (Seiler). Das Schulterblatt steht mit seinem innern obern Rande

mehr hervor. Das viereckige Schulterblattband besitzt Sömmerring (Bänderlehre, S. 42) verknöchert. Die einzelnen Gelenkköpfe liegen in den ihnen entsprechenden Gelenkflächen nicht grade, sondern unter einem größeren oder kleineren Winkel an (Seiler). Die untern Gliedmaaßen krümmen sich, der Oberschenkel macht in der Pfanne, der Unterschenkel im Kniegelenk einen Winkel. Der Winkel des Oberschenkelhalses verkleinert sich, der höchste Theil des Kopfes sinkt oft in gleiche Höhe mit dem großen Rollhügel herab, die Pfanne vergrößert sich u. s. w. (S Rides in Meckel's Archiv für die Physiologie. Bd. 6 Heft 3). Die Sehnenbeinchen am Fuße vergrößern sich. Die oben angegebene merkwürdige Beschaffenheit der Oberhaut gilt auch vorzüglich von der Oberhaut der Gliedmaaßen.

Daß man an den Gliedmaaßen bisweilen verknöcherte Arterien antreffe, ist schon oben angegeben; wir selbst fanden die ganze Schenkelarterie bis zu den Zehen hin bei einer sieben und neunzigjährigen Frau verknöchert. Die Venen ragen bedeutend stärker als in jüngern Individuen hervor. Nicht selten findet man im sehr hohen Alter das Zellgewebe der Füße und Unterschenkel mit Wasser infiltrirt, doch scheint dies mehr krankhaft zu seyn. Die Behaartheit der Gliedmaaßen scheint im Alter bei beiden Geschlechtern keine Veränderung zu erleiden, nur werden die Haare selbst dicker u. s. w. Bisweilen findet man bei alten Weibern die Achselhöhle behaart, doch sahen wir dies nur einmal bei einem sechs und achtzigjährigen Weibe, bei welchem das Haar dünn, struppig und trocken war; dagegen sahen wir es auch einmal bei einem vierzig Jahre alten Weibe, wo das Haar dicht, lang und kraus war. Bei Männern, auch bei alten, findet man jenes bekanntlich häufiger, doch scheint bei ihnen im hohen Alter die Behaartheit etwas abzunehmen.

18. Bauchhöhle. Die allgemeine Bedeckung des Bauches, die Haut, ist besonders beim weiblichen Greise, runz-

lich, mehr als an andern Körpertheilen; die Falten laufen queer, bei Weibern aber vorzüglich der Länge nach; der Nabel ist klein und nach Innen gezogen, der Schaamberg schlaff und mit sparsamen struppigen Haaren besetzt; die großen Schaamlippen sind welk, und verschließen die Schaamspalte nicht; um den After herum befinden sich viele, theils konzentrische, theils in einem halben Bogen hinter ihm zusammenkommende Falten. Beim männlichen Greise sind ebenfalls die Haare des Schaamberges dünn und struppig; die Ruthe ist runzlich und zusammengeschrumpft, die Vorhaut, wie bei Kindern, über die Eichel herabhängend, schlaff, so daß es scheint, als habe sich der Penis in den Hodensack zurückgezogen. Schon Morgagni (Epist. XLVI. art. 20) bemerkt, daß beim weiblichen Greise die Haare am Schaamberge größtentheils ausfallen, daß die Schaamlefzen dürr, mager, welk, schlapp und runzlich werden. Conradi fand den Hodensack bei Greisen schlaff und lang herunter hängend.

Theils durch das Weiterwerden der untern Zwischenrippenräume, theils durch die nach vorn herüber gebeugte Haltung des Greises, wird die Bauchhöhle mehr von Knochen umgeben; eben dadurch, und durch das Zusammenschrumpfen der Bauchmuskeln, so wie durch das Herabsinken des Zwerchfells, wird die Bauchhöhle nicht nur von den Seiten her, sondern auch von oben nach unten verengt. Auch die Lage der Baucheingeweide wird in etwas verändert; im allgemeinen liegen dieselben etwas mehr nach links tiefer (so fanden wir es wenigstens in zwei Fällen) und oberhalb dem Schaambeine bilden die Bauchdecken häufig deshalb eine Erhöhung.

Walter (de dissectione synchondros. oss. pubis; Berlin 1782, S. 15) sagt, daß die Schaambeinvereinigung häufig verknöchere; Andere zweifeln daran; und noch Andere halten diese Verknöcherung für sehr selten (Seiler a. a. O.) Bei Weibern fand Sömmerring nicht selten in der Schaam-

beinvereinigung eine Höhle (Bänderlehre, S. 35). In der Hüft- und Kreuzbeinvereinigung findet man öfter eine Verknöcherung (Meckel, Blumenbach, van de Wynpersse). Nach Einigen sollen die Knorpel des weiblichen Beckens im Alter härter und spröder werden. (Seiler).

Das Fett zwischen dem Bauchfell und den Bauchmuskeln verliert sich.

a. Organe des Verdauungssystems.

α. Leber. Diese fanden wir fast in allen Fällen unverhältnißmäßig groß, meist von lehmfarbigem Ansehn, ihre Substanz körnig, ungefähr wie die Eierstöcke eines Herings, und mehreremale so mürbe, daß man sie mit geringer Mühe zwischen den Fingern zerdrücken konnte. Vom serösen Ueberzuge war das Parenchym leicht trennbar, welches letztere auch ein mehr braunes Ansehn hatte. Nur in einem Falle, bei einer sechs und achtzigjährigen Frau, war die Leber, so wie die Milz klein, von mehr gelblichgrünlichem Ansehn, ihr Parenchym zähe und schleimig. Auch Bartholin (Anat. S. 159) fand die Leber vergrößert. Nach Seiler (a. a. O. S. 81) ist die Leber im Alter gewöhnlich blässer und härter. Einige fanden die äußere Haut derselben mit knöchernen Konkrementen besetzt (Sömmerring in Baillie's Anatomie des krankhaften Baues; Berl. 1794, S. 139. Haller a. a. O. S. 71 u. 79. Zach. Lusitan. Med. Hist. Lib. I.) Beides sahen wir nie. Auch in der Substanz der Leber fand man verschiedene knöcherne Konkremente (Delbier cons. L. III. S. 105 bei Haller).

Die Gallenblase fanden wir bald enorm ausgedehnt, mit einer dünnflüssigen, schwach okergelben Galle angefüllt, bald fanden wir sie leer und kaum ein Quentchen Galle enthaltend. Unter den sechs Leichenöffnungen waren in vier Fällen Gallensteine vorhanden, die eine schwarze Rinde, ein oker-

gelbes Parenchym, eine höckerige Oberfläche und eine unregelmäßige Gestalt besaßen. Merat (a. a. O.) sagt, die Galle sey im Greise weniger reichlich, als im Erwachsenen, sie sey dicker, zäher, mit mehr Salztheilen überladen. Diesem müssen wir widersprechen: oft ist die Galle in Greisen viel reichlicher; dicker und zäher ist sie selten, sondern viel öfter entartet und dünnflüßiger, bedeutend weniger bitter, und in der Farbe immer sehr merklich verändert.

β. Milz. Sie war in allen Fällen klein (bei einer sieben und neunzigjährigen Frau wog sie nur zwei Unzen, war dabei mürbe und körnig) und dünnflüßiges Blut enthaltend, ihre Substanz körnig und mürbe; ihr Ansehen aber viel dunkler als das der Leber. Fischer (a. a. O. S. 53) zählt als eine hervorstechende Beschaffenheit der innern Gestaltveränderung der Milz beim Greise die Verwandlung der Oberfläche derselben in Knorpel auf. Derselbe (S. 39) erzählt, daß man bei einem achtzigjährigen Greise die Milz klein, ihre Haut fast knöchern, und die Häute der Milzschlagadern, so wie auch der Schlagadern des Unterleibs verknöchert gefunden habe. Auch Haller führt an, daß ein Knorpelartig-, Kallös- und Dickerwerden der Haut der Milz und große Kleinheit der Milz in Greisen mehrmal vorgekommen sey (a. a. O. S. 79). Bei einem achtzig Jahre alten Manne war diese ganze Haut verknöchert (Comment. Acad. Paris 1706. Morgagni Epist. VII. art. 9 et 11. X. art. 19). Auch fand man die Milz schlaffer, ihre Scheide dicker, und eine rundliche Knochenplatte in derselben (Loschge bei Seiler a. a. O. S. 87). Bei einem hundert und dreißig Jahre alten Manne war die Milz kaum so groß als eine Niere (Keil in Phil. Trans. 1706).

γ. Bauchspeicheldrüse. Sie war härter beim Einschneiden als in jungen Körpern, aber sonst nichts Besonderes an ihr zu bemerken; nur in einem Falle fanden wir ihren Ausführungsgang verknorpelt. Auch Fischer (a. a. O.) und Morgag-

ni (Epist. XXI. art. 1. u. Epist. XXVII art 2) fanden das Pankreas zusammengezogen und hart.

δ. Gekröse. Die Venen des Gekröses fanden wir meistens sehr mit Blut angefüllt, und in denselben bei der Sieben und neunzigjährigen Frau einzelne kleine Knöchelchen von der Größe einer Linse. Auch Andere sahen einzelne Knochenstückchen im Gekröse (Act. Mar. Balth. 1699 p. 239. Haller a. a. O. S. 79); zwischen den Blättern des Gekröses ziemlich vieles, in einzelnen Klümpchen stehendes, zitronengelbes Fett. Bei einem übrigens sehr abgezehrten Manne von hundert und dreissig Jahren war das Gekröse sehr mit Fett angefüllt, auch bei einer sehr alten, zahnlosen Frau, und bei einem sehr alten Manne.

Die Gekrösdrüsen fanden wir oft hart, wie Hirsenkörner, und schwer zerschneidbar (Haller a. a. O.).

ε. Magen. Diesen fanden wir in fünf Fällen leer, in drei Fällen waren seine Häute sehr verdickt; in einem Falle war er so zusammengezogen, daß seine Höhle kaum der des Dickdarms an Weite gleich kam; dabei war die innere Schleimhaut aufgelockert und leicht mit dem Bistouriestiel wegzuschieben. In einem Falle fanden wir den Grund des Magens sehr ausgedehnt und eine Flüssigkeit enthaltend. In einem andern Falle bei einer vier und siebenzigjährigen Frau fand sich im mittlern Theile des Magens eine harte, knorpelartige Einschnürung. Bei dem Manne von hundert und dreißig Jahren (Keil a. a. O.) war der Magen von Luft ausgedehnt und der Grund desselben sehr dünne frei von Falten und Runzeln. Auch Haller (a. a. O. S. 79) gibt den Magen als zusammengezogen, und bisweilen fast knorpelartig an. Sehr zusammengezogen fanden ihn auch Portal (Mém. de l'acad. d. Sc. à Paris, 1771) und Morgagni (Epist. LXII art. 7). Lösche fand ihn dagegen groß und weit.

ζ. Darmkanal. Im Ganzen fanden wir ihn wenig

verändert, nur häufig sehr zusammengezogen, blaß; einmal livide. Blaß war er auch in Keils Fall (a. a. O.); enge nach Hagemeyer (a. a. O. S. 17) und Loschge; die engen Därme weit, die weiten enge fand Timmius (Fischer a. a. O. S. 40). Bei einer sieben und neunzigjährigen Frau fanden wir den ganzen Dünndarm in der Höhle des Beckens liegen, die innere Fläche des Bauchfells, so wie den serösen Ueberzug des Darmkanals bei einer vier und siebenzigjährigen Frau mißfärbig und dunkel stahlblau; das Peritonäum außerdem mit völlig durchsichtigen, linsengroßen, wie Kristallinsen aussehenden Erhabenheiten gleichsam besäet. Bei derselben Frau war die Lage des Queergrimmdarms merkwürdig: er machte von seinen obern Winkeln her eine Krümmung, deren Schenkel nahe an einander lagen und völlig bis auf die Schaambeinvereinigung hinabstiegen. Die Flocken im Darmkanal werden im Alter rigide, und verlieren die Fähigkeit einzusaugen (Seiler a. a. O. S. 88); den Blinddarm fand Schreger sehr groß (daselbst).

ζ. Netze. Das große Netz war mehrentheils klein, runzlich, zurückgezogen, es enthielt mehrere zum Theil angefüllte venöse Gefäße, und Streifen zitronengelben Fettes. Bei der vier und siebenzigjährigen Frau war es gar nicht aufzufinden, und man entdeckte nur Rudimente davon am untern vordern Rande des Queergrimmdarms. Auch bei dem hundert und dreißigjährigen Manne war das Netz klein (Keil a. a. O.), eben so bei dem hundert und neunjährigen, dessen Scheuchzer (Fischer a. a. O. S. 36) erwähnt, wo es fast völlig fehlte. Knochentheilchen im Gekröse erwähnt Haller (a. a. O. S. 79)

b. Harnsystem.

α. Nieren. In dreien von unsern Fällen war an den Nieren nichts Besonderes zu finden, außer daß sie härter wie bei jungen Personen waren. In einem Falle war diese Härte und

Resistenz beim Durchschneiden sehr auffallend. In den zwei übrigen Fällen waren dagegen die Nieren weich und mürbe, so daß man sie zwischen den Fingern zerdrücken konnte; in diesen beiden Fällen ließen sich zugleich die beiden Substanzen der Nieren, wenigstens der Farbe nach, durchaus nicht unterscheiden. Sonst fand man im Allgemeinen die Nieren gesund, nur bisweilen etwas Gries in ihnen, wie z. B. in Keils Fall. Nach Beubt sollen die Nieren bei Greisen mehr schwarzem Blute ähnlich seyn (Hallers coll. dissert. anatom. T. III, p. 279. art. 1).

β. Nebennieren. Wir fanden sie klein und bisweilen schwer aufzufinden. Droysen (de renib. et capsul. suprarenal. 1752 und Wharton (Adenographia Amstel. 1659) fanden eine kleine Quantität Saft von dunkeler Farbe darin.

γ. Harnleiter. An diesen bemerkt man im hohen Alter selten eine andere Veränderung, als daß ihre Häute verdickt sind, und ihr Kanal sich bisweilen erweitert.

δ. Harnblase. Im Allgemeinen findet man ihre Höhle etwas verkleinert, ihre Häute verdickt (Conradi's Handbuch der path. Anatomie. 1796, S. 263. Morgagni Epist. X. art. 19. XLIX. art. 18; Seiler a. a. O.). So fanden auch wir es. Mehrentheils findet man bei Greisen die Harnblase leer, nur zweimal fanden wir sie angefüllt: das einemal mäßig, so daß der Blasengrund kaum über die Schoosbeine hervorragte; das andremal hingegen reichte der Grund der sehr stark angefüllten Harnblase bis ungefähr an den Nabel, hatte das Netz sammt allen Eingeweiden nach oben und hinten gedrängt und füllte das ganze Becken aus; ihr Umfang war enorm, ihre Häute fanden sich dabei noch verdickt, aber so mürbe, daß sie sich leicht mit den Fingern durchdrücken ließen, besonders die hintere Wand derselben; dabei hatte sie ein bläuliches, livides Ansehen wie alle Unterleibsorgane in diesem Falle. Im Blasenhalse und in der Harnröhre fand sich kein Hinderniß,

doch war Phymosis vorhanden, die indessen nicht so beträchtlich war, dass sie den Abfluss gehindert hätte; auch die Harnleiter waren nicht übermässig ausgedehnt.

Der Urin verändert im hohen Alter seine Beschaffenheit. Der am Morgen gelassene Urin der hundertjährigen Frau verhielt sich auf folgende Weise. Seine Farbe war etwas blässer als die des Urins eines jungen Menschen, der Geruch viel penetranter (etwas nach Ammonium), der Geschmack scharf, salzig. Lakmuspapier röthete er nur schwach. Nach vierundzwanzigstündigem Stehen setzte er einen geringen flockig körnigen (diess Körnige entdeckte man aber nur durch die Lupe) Bodensatz ab; blieb er noch länger stehen, so äusserte sich am vierten Tage die faulige Zersetzung deutlich. Bis auf ein Viertel eingedickt, wurde er trübe; ruhig hingestellt, setzte er dann einen beträchtlichen aus kohlensaurem und phosphorsaurem Kalk bestehenden, mit Schleim gemengten Niederschlag ab. Rein ausgewaschen und stark getrocknet, betrug dieser Niederschlag in 2400 Theilen Harn ungefähr 3,5. Wurde nach Absetzung dieses Niederschlags der Urin noch weiter, bis auf ein Sechszehntel ungefähr, abgeraucht, so stellte er eine syrupsdicke klare Flüssigkeit dar. Die Bestandtheile dieses Urins waren übrigens, so weit ich ihn zerlegte: Wasser, Harnstoff, Kohlensäure, Phosphorsäure, Salzsäure, Schwefelsäure, Kalk, Ammonium, Natron und Schleim. (Eine genaue quantitative Analyse konnte ich nicht anstellen, indem mir die Geräthschaften dazu abgingen) Auch Fourcroy fand im Harn alter Leute phosphorsauren Kalk (Système de chimie). Nach Berzelius neuester quantitativer und qualitativer Analyse des Urins befinden sich nun zwar auch im normalen Zustande in demselben erdige Phosphate, aber nur in sehr geringer Menge, nämlich 1 in 1000 Urin; im Harn alter Leute scheint mir das Verhältniss aber beträchtlich grösser. In qualitativer Hinsicht unterschied sich also der Urin alter Leute von dem Erwachsener vorzüglich durch

den Kohlensäuregehalt. Berzelius erwähnt zwar der Kohlensäure, sowohl der freien, als der mit Basen verbundenen, gar nicht als eines Bestandtheils des Urins; daß aber der Urin, auch junger Leute, reine Kohlensäure enthalte, ist ganz sicher; zuerst fand sie Proust in demselben, nachher A. Vogel (Neues Journal für Chemie und Physik, von Dr. J. S. C. Schweigger. Bd. 2. Heft 4. 1814. S. 399), und neulich wurden diese Versuche von unserm Herrn Prof. G. Bischoff wiederholt und ganz richtig befunden; bemungeachtet unterscheidet sich der Urin des Greisen von dem des jungen Menschen: beide enthalten freie Kohlensäure, ersterer aber außerdem kohlensauren Kalk. Das spezifische Gewicht des Urins im Greisenalter nimmt zu: das spezifische Gewicht des Urins ist nach Prout bekanntlich 1,012; das des Urins der alten Frau war 1,014½. Zu gleicher Zeit wurde Urin von einem ein und zwanzigjährigen Manne und von einem sechs und achtzigjährigen Greise in den Morgenstunden genommen, das spezifische Gewicht des erstern war = 1,012, das des andern = 1,015. Am folgenden Tage wurde wieder in den Morgenstunden zu gleicher Zeit von beiden Urin genommen, und jetzt war das spezifische Gewicht des erstern = 1,010, das des letztern = 1,015½. Ueberhaupt scheinen in dem Urin alter Leute die salzigen Bestandtheile mehr als in dem des jungen Menschen vorzuwalten; und hiernach ist es gerechtfertigt, wenn man, wie z. B. Merat (a. a. O.), sagt, daß der Urin der Greise dicker und schärfer sey, als in jeder andern Lebensperiode.

c. Geschlechtssystem.

1. Männliche Geschlechtstheile.

*a.* Hoden. Wir fanden sie nicht besonders verändert; doch sollen Knochenblättchen in ihnen nicht selten vorkommen (Haller a. a. O. S. 79.). Man will sie bisweilen ganz in Knorpel oder Knochen verwandelt gesehen haben (Morgagni Epist. VII. art. 11; Seiler a. a. O. S. 91.).

β. Vas deferens ist gewöhnlich enger (Seiler a. a. O. S. 91. nach Hagemeyer.).

γ. Saamenbläschen. Wir fanden sie einmal verhärtet und klein; wie Sandifort (Museum anatomicum) bei einem vier und achtzigjährigen Manne, wo sie knorpelicht waren. Die Quantität des Saamens in ihnen ist gering, und, wie beim Kinde, dem Serum ähnlich (Seiler a. a. O. S. 91); auch nach Merat ist die Quantität des Saamens gering (a. a. O.); seine qualitative Veränderung kennen wir aber noch wenig.

δ. Vorsteherdrüse. Sie soll bei Greisen oft verhärtet, jedoch auch (bei einem vier und neunzigjährigen Greise, nach Timmius obs. anat. pract.) saftvoll gefunden worden seyn. (Seiler S. 92.).

ε. Penis. Zwischen den Veränderungen des Lungengewebes im Alter (Magendie) und zwischen dem Schwammgewebe der Ruthe und der Knochen glaubt Ribes (a. a. O. S. 449) *)

*) Daß Ribes die Zellen des Schwammgewebes der Ruthe und der Knochen im Greisenalter erweitert und auch minder zahlreich fand, glaube ich gern; denn bei dem letztern machte ich selbst mehreremale die Beobachtung; daß aber, wie er sagt, zwischen den Veränderungen dieser Organe und denen der Lunge die genaueste Analogie statt finde, ist wohl nicht richtig, da der Bau ein so ganz verschiedener ist: die Zellen der cavernösen Körper und die des Parenchyms der Knochen stehen auf mannigfaltige Weise mit einander in Communikation, aus einer Zelle findet ein unmittelbarer Uebergang in die andere statt; ganz anders ist dieß bei den Lungen, hier sind es keine Zellchen, sondern cylindrichte Kanälchen, die neben einander liegen, ohne mit einander weitere Gemeinschaft, als nur gegen ihren Stamm hin, zu haben; zwischen diesen Kanälchen findet sich Zellgewebe, nicht so zwischen den Zellchen der Knochen u. s. w.

aus angestellten eigenen Beobachtungen die genaueste Analogie zu finden. Bei jungen Menschen waren die Zellen der Ruthenkörper klein, die Scheidewände dicht, gedrängt; bei alten die Zellen, im geraden Verhältniß mit dem Alter, weiter, die Scheidewände dünner und weiter abstehend. Fischer (a. a. O. S. 75) sucht das Unvermögen der Greise in einer Schlappigkeit der Muskeln des männlichen Gliedes, und diese in dem Mangel der elastischen Materie, vermöge welcher dasselbe aufgerichtet wird.

## 2. Weibliche Geschlechtstheile.

α. Gebärmutter. Alle weibliche Greise, deren Leichen wir zu untersuchen Gelegenheit fanden, hatten früher geboren, was man nothwendig bei Betrachtung ihrer Geschlechtsorgane berücksichtigen muß. Bei der hundertjährigen Frau war die Gebärmutter, besonders deren Halstheil, sehr hart, ihre Höhle klein, die Mündungen der Fallopischen Röhren in dieselbe waren weit, der Muttermund bildete ein längliches Oval, lag mit seinem Querdurchmesser in dem des Beckens und war weiter als gewöhnlich; die innere Schleimfläche des Uterus zeigte eine festsitzende Röthe. Bei einer achtzigjährigen Frau fanden wir in der Höhle der Gebärmutter, besonders in deren Halstheil, der mehrere vernarbte Einrisse zeigte, eine durchsichtige schleimige Masse, etwas dicker und röther als Eiweiß; da, wo die Tuben in die Höhle derselben einmündeten, zeigten sich dunkelrothe Stellen. Bei einer fünf und neunzigjährigen Frau enthielt der Uterus eine gallertähnliche livide Masse; seine Substanz war knorpelartig und mißfarbig, der Muttermund sehr dünn und eben so hart. Auch bei einer fünf und siebenzigjährigen Frau war die Substanz der Gebärmutter sehr hart. Auch Röderer fand den Muttermund sehr hart, und weißlich von Farbe (icon. uteri humani, Gött. 1759. S. 37) Bisweilen wird er knorpelicht, ja knöchern gefunden

(Eph. natur. cur. Vol. X. Obs. 56). Röderer (a. a. O.) fand auch, daß sich für den Durchmesser des Uterus kein bestimmtes Maaß aufstellen lasse, und daß derselbe auch bei alten Subjekten nicht viel kleiner sey als bei jüngern (Seiler a. a. O.). Eine Zeichnung von den Geschlechtstheilen einer über achtzig Jahr alten Jungfer befindet sich in Osianders Denkwürdigkeiten, (zweiter Band, S. 75). Vor zwei Jahren wurde hier auf der Anatomie eine achtzig Jahr, und vor wenigen Tagen eine zwischen siebenzig und achtzig Jahr alte Jungfer secirt: in beiden Fällen war das Hymen noch vorhanden, und sowohl die innern als äussern Geschlechtstheile fanden sich ganz unverletzt, wie in jungen Mädchen; nur war in dem ersten Falle die Substanz der Gebärmutter dichter und fester als in jungen Körpern, und in dem zweiten fand sich in der Substanz der Gebärmutter ein kleiner Tuberkel. Noch ist bemerkenswerth, daß sich im Eierstocke eine grcße Anzahl Graafscher Bläschen fanden, die von denen in jungen Jr:dividuen sich dadurch unterschieden, daß sie eine sehr geringe Menge Flüssigkeit enthielten und daß ihre Häute welk und kollabirt waren. Diese Notizen verdanke ich der Güte des hiesigen Herrn Prosektor Weber. Derselbe erzählte mir auch, daß er in Leichen von Greisen die Gefäße der Extremitäten, besonders der obern, immer im Verlaufe sich schlängelnd gefunden habe. Die Bemerkung, daß die Eier im Eierstocke sehr wenig Flüssigkeit enthalten, machte schon Moz (de structura, usu et morbis ovariorum. Jen. 1789. S. 15 u. 31 bei Seiler a. a. O. S. 94.)

β. Eierstöcke. Wir fanden sie einmal sehr hart, gelb, knorpelartig; das anderemal ganz in röthliche, eine dünnflüssige Masse enthaltende Bläschen verwandelt; das drittemal hart und mehrere Graafsche Bläschen enthaltend, die ebenfalls hart im Anfühlen und mit einer hellgelblichen Masse gefüllt waren; bei der hundertjährigen Frau waren sie, ausser ungewöhnlich hart, normal. Auch findet man im Eierstocke

nicht selten Knochenblättchen (Haller a. a. O. S. 79). Man fand die Eierstöcke im Allgemeinen kleiner, glatter und an der Oberfläche zusammengeschrumpft. Die Größe der Ovarien fand Röderer bei alten Weibern von der bei jüngern nicht sehr verschieden (m. s. Seiler, S. 94 und die von ihm angeführten Schriftsteller). Die Eierchen verschwinden meistens im Alter; man fand sie verdickt und in entartete Kugeln verwandelt.

γ. Die Nymphen und die Clitoris fanden wir bei alten Weibern sehr klein und verschrumpft; erstere fanden auch Andere (Osiander a. a. O. S. 75.) ganz geschwunden. In der Mutterscheide verlieren sich die Runzeln bei Weibern, die mehrmal geboren haben, nicht aber vom Alter.

17. Zwerchfell. Bei der hundertjährigen Frau war der muskulöse Theil desselben so mürbe, daß er bei dem geringsten Drucke zerriß.

18. Brusthöhle. Haut und Muskeln leiden im Allgemeinen im hohen Alter dieselben Veränderungen wie die Bauchdecken, doch sind die Falten mehr Querfalten. Im Allgemeinen ist die Haut der Brust beim männlichen Greise noch wohl die am stärksten gespannte und glätteste des ganzen Körpers. Die Haare des Hofes sind zum Theil ausgefallen, die noch anwesenden stehen einzeln und hängen herab. Die Höhle der Brust wird von vorn nach hinten enger, platter; in die Länge aber nimmt sie zu, sowohl durch das Weiterwerden der Zwischenrippenräume als auch durch das Herabsinken des Zwerchfells. Daß die Brusthöhle an Länge von oben nach unten zunehme, ist übrigens nur scheinbar, und im Vergleich mit der Bauchhöhle zu verstehen (Ueber die Veränderung der knöchernen Brusthöhle im Alter s. vorzügl. Seiler a. a. O. S. 49—51). Die Rippenknorpel verknöchern meistens. Die Rippen selbst werden sehr porös, enthalten eine röthliche Flüssigkeit (so fanden wir es wenigstens in zwei Fällen), ihre Rinde wird dünn,

und sie lassen sich leicht zusammendrücken. Bei alten Männern ist die Behaarthcit der Brust sparsam. Das Athemhölen des Greises ist mühsam, mehr oder minder, am Morgen fast immer, etwas rasselnd. Der Herzschlag ist langsamer und scheint nicht so stark gegen die Wand des Thorax anzuschlagen. Die Brusthöhle selbst ist in ihrem Volumen beim Athemholen mehr unveränderlich.

a. Brüste. Bei der hundertjährigen Frau war die Brustdrüse klein, und hing in einer schlaffen Hautfalte an der vordern Seite des Thorax herab. Ihre Substanz war kaum etwas härter, sonst aber nicht verändert. In den Brüsten alter Leute findet man oft eine knorpelartige knöcherne Härte (Haller a. a. O. S. 79.). Die Drüse soll endlich fest mit dem Thorax zusammenhängen, indem das Zellgewebe um dieselbe allmählig verschwindet. Die Milchgänge sollen enger, verstopft werden. Doch hat man Fälle, wo Menschen im hohen Alter noch Kinder an die Brust legten und Milch absonderten; zwei solcher Fälle führt Fischer (a. a. O. S. 66) an; den einen von einem fetten Greise (aus den Ephem. N. C. Dec. II.), den andern von einem achtzig Jahr alten Weibe (aus den Act. Litterar. Suec. 1733); andere Fälle erwähnt Seiler (a. a. O. S. 85). Die äussere Oberfläche der Brust verändert auch ihre Farbe, diese wird gelblich, dunkelgelb; besonders verändert sich die Farbe des Hofes und der Warze; ersterer wird braun oder bläulich, welche Verschiedenheit sich nach der Farbe der Haare richten soll.

Uebrigens ist es gewiß, daß der Umstand, ob das Weib früher Kinder säugte, ob sie gebar, auch ohne nachher selbst zu stillen u. s. w., bei Betrachtung der Brüste im hohen Alter eben so sehr Berücksichtigung verdient, als man beim Uterus in dieser Lebensperiode hierauf Rücksicht zu nehmen hat.

b. Herz. Den Herzbeutel fanden wir in allen sechs Fällen nicht merklich verändert; einmal enthielt er etwas

Wasser. Haller sagt, daß er nicht selten verknöchere (a. a. O. S. 78); auch andere sahen Verknöcherungen in demselben (S. bei Seiler S. 96). Man fand ihn leer von seinem Wasser (daselbst S. 95).

Das Herz selbst verhielt sich in unsern Fällen sehr verschieden. Bei der hundertjährigen Frau war es groß, seine äußere Fläche reichlich mit einer zitronengelben Fettmasse überzogen; die Kranzvenen fanden wir stark mit dunkelrothem Blute angefüllt; seine Substanz selbst war so mürbe, daß man sie zwischen den Fingern leicht zerdrücken konnte; die Farbe der Muskelsubstanz war wie die der übrigen Muskeln, nur noch stärker dunkelbraun; die Wandungen der Ventrikel, besonders die des linken, waren ungewöhnlich dünn; die Fleischbälkchen in demselben eben so mürbe. Die Klappen des Herzens waren normal, nur die halbmondförmigen an der Wurzel der Aorta knorpelicht. Im zweiten Falle zeigte das Herz weder innerlich noch äußerlich etwas Ungewöhnliches, nur war es sehr klein und seine Substanz mürbe, die Wandungen des rechten Ventrikels waren sehr dünn. Im dritten Falle waren die Erscheinungen ganz dieselben, nur hatten die sehr dünnen und mürben Wandungen des rechten Ventrikels die größte Aehnlichkeit mit einer fettwachsähnlichen Masse, und die Klappen in der linken, nicht die der rechten Seite des Herzens, waren verknöchert. Im vierten Falle war die Mürbheit des Herzens dieselbe. Im fünften war die Oberfläche desselben mit vielem zitronengelben Fette überzogen, bei dunkelblau durchschimmernden, sehr angefüllten Venen, wie im ersten Falle; Dünnheit der Wandungen und sehr große Mürbheit hatte es mit den andern Fällen, Kleinheit mit dem zweiten Falle gemein. Im sechsten Falle, bei einem Manne, war seine Oberfläche rauh, im Anfühlen gleich einer groben Feile. Die Kranzarterien waren knorpelartig; der rechte Ventrikel war weit, mürbe, seine Wandungen dünn; die Substanz des linken Ventrikels dicker als gewöhnlich;

die Klappen am Ursprunge der Aorta waren sehr groß, weit abstehend, knorpelartig.

Unterhalb der äußern Haut des Herzens sind Knochen- oder knorpeliche Schuppen nicht selten; eben so auch in der Scheidewand, oder in den arteriellen und venösen Klappen (Haller a. a. O. S. 78). In sehr vielen Fällen fand man das Herz bei Greisen erweitert und ausgedehnt: doch zeigte es sich auch kleiner und zusammengeschrumpft (S. hierüber Seiler a. a. O. S. 96 u. 97). Conradi fand es bei einem sechzig Jahr alten Manne so klein, wie bei einem neugebornen Kinde. Lotschge fand es in vieles Fett eingehüllt. Auch zeigte sich bisweilen seine Substanz härter, ja kaum zerschneidbar. Conradi fand es in einem neunzigjährigen Greise, der eines fast natürlichen Todes gestorben war, hart, und wie eine Tafel ausgetrocknet, so daß es schwer zerschneidbar war. Was die Verknöcherung des Herzens betrifft, so sind die Meinungen der Schriftsteller über deren Vorkommen getheilt (m. s. hierüber die Citate bei Seiler a. a. O. S. 97 u. 98). Niegends finde ich, daß Mürbewerden des Herzens so konstant, wie in unsern sechs Fällen im Alter vorgekommen sey.

c. Lungen. Haller (a. a. O. S. 78) und Andere sahen die Pleura dicker und härter als die Leder; noch Andere sahen sie knöchern. Doch macht Haller die Bemerkung, daß die Konkremente in der zelligen Substanz, welche die Pleura umgibt, ihren Sitz haben. Wir fanden in unsern Fällen mehrentheils die Lungen und die Rippenpleura mit einander verwachsen übrigens aber die Pleura selbst nicht ungewöhnlich beschaffen.

Die Substanz der Lungen fanden wir mehr oder weniger entartet; in einem Falle bei einer vier und siebenzigjährigen Frau Tuberkeln in verschiedenen Stadien ihrer Entwickelung. In drei Fällen Oedema eines ansehnlichen Theils der rechten Lunge. Einmal fanden wir Luft in das Zellgewebe der

Lungen ausgetreten (emphysema pulmonum). In zwei andern Fällen waren die Lungen gesund und nicht verwachsen. Ein merkwürdiger Unterschied fand in den Fällen statt, wo die Lungensubstanz gesund war: die linke Lunge war hier immer mehr kollabirt und stärker gegen die Wirbelsäule zurückgedrängt, als die rechte; letztere füllte ihren Pleurasak aus, erstere dagegen ließ nach vorn einen mehr oder mindet ansehnlichen Raum übrig. In allen Fällen fand sich im Zellgewebe der Lungen zwischen den feinsten Endigungen der Bronchien viel mehr schwarze Masse, als in jüngern Individuen; die winklichen Felder auf der Lungenoberfläche waren größer und die sie trennenden schwärzlichen Streifen breiter. Die Bronchienzweige im Innern der Lungen fanden wir mehrmal verknöchert; dasselbe, so wie wie auch Knochenkonkremente in den Lungen, sahen auch Andere (Haller a. a. O. S. 79 und Isenflamm Comment. III. 1773). Seiler (a. a. O. S. 83) führt an, daß man in den meisten Sektionsberichten von Menschen, die ein hohes Alter erreicht hatten, angegeben finde, daß die Lungen gesund waren. Auch Fischer (a. a. O. S. 92) sagt, daß die Lungen in Greisen selten von der natürlichen Beschaffenheit abweichen und daß nur die Luftröhre bisweilen verknöchere.

Die neuesten Untersuchungen über die Strukturveränderungen der Lungen im hohen Alter verdanken wir Magendie (Journal de Physiologie experimentale. T. I. 1821, S. 78 — 82). Er fand, daß die Lungenzellen sich mit dem Alter erweitern, und daß die Anzahl der Zellen im umgekehrten Verhältniß mit der Zahl der Jahre steht; dadurch werden die Lungen spezifisch leichter, und ein gleiches Volum der Lunge eines, wenige Tage alten Kindes, wiegt funfzehnmal schwerer, als das eines siebenzigjährigen Alten. Noch sagt Magendie, daß der Zustand der Krankheit die Größe der Zellen abändert, eben so wie die Lebensweise.

Die Verfahrungsweise, die Magendie (a. a. O.) angibt, um die Beschaffenheit der Lungenzellen zu erforschen, ist folgende. „Man blase", sagt er, „die Lungen theilweise durch einen Bronchialast auf, unterbinde diesen, und lasse das aufgeblasene Stück an der freien Luft oder am Feuer trocknen. Wenn es wohl getrocknet ist, so ist es fast durchscheinend, und man kann es dann zerschneiden. Wenn man eines dieser abgeschnittenen Stückchen zwischen das Auge und das Licht einer Wachskerze bringt oder gegen das Tageslicht hält, so unterscheidet man die Lungenzellen leicht". Nach dieser angegebenen Verfahrungsart verfuhr ich mit einem Stücke der Lunge eines alten Mannes, welches mir übrigens gesund zu seyn schien, und, es ist wahr, die Lungenzellchen erschienen mir weiter, als wenn man auf ähnliche Art mit einem Stück Lunge von einem jungen Menschen verfährt. Ob aber die Zahl der Lungenzellen im Alter wirklich abnehme, darüber wage ich nicht zu entscheiden und überlasse dies genauern anatomischen Untersuchungen; unwahrscheinlich finde ich es indessen; denn wir wissen von Sömmerring und Reißeisen (über die Struktur, Verrichtung und den Gebrauch der Lungen, Berlin 1808, 8., zwei Preisschriften), daß die Luftzellen (vesiculae pulmonales) nichts anders sind, als die blinden Endigungen der feinsten Aestchen der Bronchien, die als feine, durch Zellgewebe mit einander verbundene Kanälchen neben einander liegen. In einander übergehen und eine gemeinschaftliche Höhle bilden können nun aber zwei solche neben einander liegende Kanälchen nicht; es müßten also, wenn die Anzahl der Zellen sich vermindern soll, einzelne Kanälchen sich schließen, und andere dafür einen größeren Umfang annehmen. Ob diesem so sey, weiß ich nicht, Magendie sagt nichts darüber. Daß die Lungen im Alter am spezifischen Gewicht abnehmen, läßt sich voraussehen, weil alle Theile des Körpers im Greisenalter es thun, und hierin hätten die

Lungen nichts vor andern Körpertheilen voraus. Daß aber die Lungenzellchen im Alter wirklich weiter scheinen, erklärt sich aus der größern Schlaffheit der Häute der Kanälchen, die durch das Einblasen der Luft mehr ausgedehnt werden.

d. Thymus. Wir fanden selten nur noch eine Spur von ihr, meistens statt ihrer eine Fettmasse von zitronengelbem Ansehn.

19. Hals. Der Hals wird dünner, besonders der Nacken; am hintern Theile des Halses verlieren sich die Haare, er wird kahl. Der Kehlkopf bewegt sich beim Schlingen langsamer, er scheint an Größe zu gewinnen, breiter zu werden, und ragt mehr hervor, wahrscheinlich weil Haut und Muskeln am Halse zurücksinken (Seiler a. a. O. S. 81). Die Sprache ist rauher und tiefer. Das Herabschlucken fester Nahrung geschieht nur mit Mühe.

a. Luftröhre und Kehlkopf. Bei der hundertjährigen Frau war keiner von den Knorpeln der Luftröhre oder des Kehlkopfs verknöchert. Die Knorpel des Kehlkopfs sahen wir indeß mehreremale verknöchert; die der Trachea dagegen nur in einem Falle. Verknöcherungen der erstern fanden auch mehrere Andere (m. s. die von Seiler S. 81 angeführten Schriftsteller); den gießbeckenförmigen Knorpel fand man selten verknöchert. Morgagni sah die Basis des letztern zellig und mit Mark angefüllt, aber niemals knöchern (Adv. anatomic. S. 29). Auch die Beobachtungen von Verknöcherung der Luftröhrenknorpel sind nicht selten (S. Seiler a. a. O. S. 81 und 82).

b. Schilddrüse. Mehrentheils fanden wir die Schilddrüse eher verkleinert als vergrößert; dasselbe bemerkt auch Seiler (a. a. O. S. 82). Nur in einem Falle bei einer vier und achtzigjährigen Frau war sie sehr groß, ihr linker Lappen enthielt in der Mitte einen Knochenkern, und an ihrem obern Ende einen kleinen Sack, der mit einer dunkelro-

then, dickflüssigen Masse gefüllt war. Haller (a. a. O. S. 79) führt ebenfalls Beispiele von Verknöcherungen dieser Drüse an. Nach Everts soll der Zwischenraum zwischen der Schilddrüse und dem Schildknorpel im Alter größer seyn (Halleri Coll. diss. anat. T. IV, p. 796).

20. Rückgrath.

a. Wirbelsäule. Sie erhält im Ganzen eine größere Neigung nach vorn, doch findet man sie auch noch ganz gerade, wovon die oben erwähnte hundert und zweijährige Frau ein Beispiel gibt. Die starke Beugung der Rückenwirbelsäule leitet Fischer (a. a. O. S. 55 u. 56) vom Schlaffwerden der Bänder derselben her, und er will dies durch ein Beispiel von einem während des Lebens stark gebogenen Gärtner, der nach dem Tode gerade wurde, beweisen. Derselbe erzählt (S. 38 u. 39) ein merkwürdiges Beispiel von einer im Entstehen begriffenen Erneuerung der Wirbelsäule. Ueber die Veränderung der Richtung der Wirbelsäule, der Wirbelkörper, der Zwischenwirbelbänder und der Zwischenwirbellöcher sehe man den Aufsatz von Seiler (a. a. O. S. 44 bis 49). Nach Ribes (a. a. O. S. 448) vermindert sich die Höhe der Wirbelkörper beträchtlich, und die Berührungsflächen überragen den Umfang derselben.

b. Rückenmark. Das Rückenmark der Greise ist noch sehr wenig untersucht, und man weiß deshalb nichts Sicheres von ihm in dieser Lebensperiode. Im Allgemeinen nimmt man an, daß es dieselben Veränderungen erleide, wie das Nervensystem überhaupt, und wie das Hirn insbesondere.

21. Kopf. Die ganze Kopfform scheint sich im Alter wenig zu verändern. Das Uebergewicht der Schädelknochen über die Gesichtsknochen wird wieder größer, gleichwie in frühern Lebensperioden. Das Gesicht ist eingefallen, und die Gesichtshaut bildet an vielen Stellen Falten, deren Richtung,

Zahl, Tiefe u. s. w. eine so hohe physiognomische Bedeutung haben. Am Kinn und auf der Oberlippe des weiblichen Greises stehen einzelne starke Haare, zwischen weichem Pflaum; beim männlichen Greise werden die Barthaare sparsamer. Der Kinnfortsatz tritt mehr hervor, eben so die Nasenspitze; die Lippen treten zurück, das ganze untere Drittheil des Gesichts wird verkürzt. An der Stirne treten die Haare weiter gegen den Scheitel zurück, daher wird die Stirne größer. Die Augenbraunenhaare sind auch bei sehr alten Leuten meistens noch ziemlich dicht stehend. Das äussere Ohr legt sich dichter an die Seitentheile des Kopfes an. Die Dichtigkeit der Kopfhaare nimmt im Alter ab, beim Weibe jedoch beträchtlich später als beim Mann; männliche Greise sieht man sehr selten ohne kahlen Kopf, häufig aber weibliche; bei der hundert und zwei Jahr alten Frau, eben so bei der hundertjährigen fehlten bemerkbar gar keine Kopfhaare; übrigens hatte auch der hundert und funfzehn Jahr alte männliche Greis in Nürnberg ein sehr schönes, langes Kopfhaar, so wie einen grauen, fünf brabändische Viertel langen Bart (Ephemerid. Nat. Cur. Dec. 1. Obs. 163). Das Weißwerden der Kopfhaare im Alter beginnt von den Schläfen her, verbreitet sich zuerst über das Haupthaar, dann über die Augenbraunen, Augenwimpern u. s. w. nach unten (Withof in Comment. soc. Reg. Gött. 1753. Tom. II, p. 374). Daß übrigens die Kopfhaare nicht bloß im Alter weiß werden, zeigt uns noch so eben ein Beispiel: ein vier und siebenzig Jahr alter Mann hatte seit seinem zehnten Lebensjahre ganz schneeweißes Kopfhaar. Das Ausfallen der Haare geschieht zuerst auf dem Scheitel und steigt so abwärts. Withof (a. a. O. S. 381) erzählt, daß graue Haare ihre natürliche Farbe wieder erhalten haben.

a. Schädelknochen und Gesichtsknochen. Die Schädelknochen, vorzüglich die Scheitelbeine, werden dün-

ner; man bemerkt oft sogar grössere Löcher und Lücken in denselben. (Seiler a. a. O. S. 23, Sömmerring, Walter, Blumenbach). Dasselbe sagt Ribes (a. a. O. S. 446) von den Schädel-, wie von allen flachen Knochen. Ausnahmsweise, aber sehr selten, fand derselbe (S. 448) die Schädelknochen sehr dick, dicht, schwer, weiß wie Elfenbein u. s. w. Interessant ist es, daß in den flachen Knochen das Verschwinden der Knochensubstanz beinahe an denselben Stellen beginnt, wo die Verknöcherung beim Kinde den Anfang nahm. Bei der hundertjährigen Frau schien der Schädel, indem er nach dem nicht vollständigen Durchsägen mit dem Meißel abgebrochen wurde, mehr als gewöhnlich brüchig. Bei einer vier und achtzigjährigen Frau fanden wir die Schädelknochen sehr dick, der Schädel ungewöhnlich schwer, die Diploe gering. In einem andern Falle waren die Schädelknochen sehr dick, aber weich, wenig Cohärenz zeigend, und daher leicht mit der Säge zu durchschneiden.

Den Unterschied des Gewichts des Schädels, ohne den Unterkiefer in verschiedenen Lebensaltern, ferner die Verschiedenheit des Umfangs des Schädels und der Durchmesser desselben in verschiedenen Lebensperioden findet man nach Tenon's Wiegungen und Messungen von Seiler angeführt (a. a. O. S. 24 — 27 aus Recherches sur le crane humain, in den Mémoires de l'institut national des sciences et arts, an 6. T. I, p. 221). Es ergibt sich hieraus: 1. daß das Gewicht des Schädels bis zum Alter des Erwachsenen zunehme, von da an bis in das hohe Alter aber wieder abnehme; 2. daß der Umfang des Schädels in dieser Lebensperiode in der Richtung des großen Umkreises noch zu-, übrigens aber abnehme; 3. daß die Durchmesser des Kopfs bis auf den kleinern, der indifferent bleibt, abnehmen.

Im hohen Alter verknöchern mehrentheils die Näthe; übrigens sind die Bedingungen, unter denen diese Verknöcherung

erfolgt, noch nicht genau bekannt, denn bald findet man sie sehr früh, bald sehr spät, oder auch gar nicht (Seiler a. a. O. S. 26 — 31). Ribes sagt (a. a. O. S. 447): Nie fand ich die Geisteskräfte da, wo die Näthe äußerlich verschwunden waren, ganz ungestört; dagegen kann man immer bei Greisen, wo der Geist nicht geschwächt ist, auf vorhandene Kranz- und Schuppennath, oft auch Pfeil- und Lambdanath rechnen.

Das Stirnbein bekömmt im Alter über den Augenbraunbogen eine Hervorragung, die Stirnglatze wird eingedrückt und tiefer, beides von Erweiterung der Stirnhöhle.

Verwachsung der Angränzungen der Gesichtsknochen unter einander ist bei weitem nicht so häufig, als der Näthe der Schädelknochen, doch gibt es auch davon Beispiele (m. s. bei Seiler, S. 33 u. 34).

b. Gehirn. Die Veränderungen der Häute des Gehirns im hohen Alter sind die im Allgemeinen von den serösen und fibrösen Häuten angegebenen. Häufig findet man sie unter sich ungewöhnlich fest zusammenhängend, und nicht selten verwachsen; die weiche Haut liegt nicht fest an die Hirnoberfläche an, sondern ist bei weitem leichter aus den Hirnwindungen trennbar, als in andern Lebensperioden; auch Schreger (a. a. O.) fand dieses. Einmal fanden wir auf der Hirnoberfläche, unter der weichen Haut, im ganzen Umfange des Gehirns eine wässerige Flüssigkeit ergossen. In der harten Hirnhaut sahen wir einigemal Verknöcherungen.

Auf der Oberfläche im Umfange des Gehirns waren in unsern Fällen die Furchen und Windungen ungewöhnlich stark ausgebildet, erstere oft beträchtlich tief. Bei der hundertjährigen Frau betrug ihre Tiefe auf den vordern Lappen beider Hemisphären des großen Gehirns sechs und drei Viertel Linien; dieselbe Tiefe hatten sie auf dem hintern Lappen der rechten Hemisphäre; auf dem hintern Lappen der linken dagegen betrug die Tiefe ganz nahe acht Linien. In einem zweiten

Falle, bei einer vier und achtzigjährigen Frau, war die Tiefe noch beträchtlicher: auf dem obern Theile des mittlern Lappens betrug sie eilf und eine halbe bis zwölf Linien, an der Basis auf dem hintern Lappen, und auf dem vordern Lappen über sechs bis sieben Linien. Im dritten Falle betrug die Tiefe der Windungen auf dem obern Theile der linken Hemisphäre über einen Zoll, mehr nach hinten drei Viertel Zoll, ganz vorn auf dem vordern Lappen sechs bis sieben Linien.

Nach Fischer (a. a. O. S. 50) wird das Gehirn im Alter trocken und hart, so daß man es zerschneiden kann, ohne daß das Messer davon naß wird; so war es bei einem hundert dreißigjährigen Manne. Bei einem Manne von hundert neun Jahren, der einige Zeit, die letzte vor seinem Tode ausgenommen, närrisch gewesen, fand man das Gehirn weich und wäßerig. Auch die von Rostan unter dem Namen Ramollissement du cerveau (Untersuchungen über die Erweichung des Gehirns u. s. w. von L. Rostan, übersetzt von Fischer, Leipzig 1824) beschriebene Krankheit wurde nur bei alten Leuten, meist bei solchen über siebenzig und achtzig, selten auch bei welchen zwischen sechzig und siebenzig Jahren, und nur bei Weibern beobachtet (Man vergleiche die Fälle).

Im Allgemeinen läßt sich nach dem äußern Ansehen das Gehirn alter Leute von dem Erwachsener nicht gut unterscheiden; doch erscheint das der erstern etwas ins Gelbliche fallend. Auf der Oberfläche fanden wir immer die Hirnsubstanz eher etwas weicher, als härter. Die Angaben über die Veränderung des Gehirns im Alter von Haller, Sömmerring, Testa, Mayer, Schreger u. A. m. s. m. bei Seiler (a. a. O. S. 113 — 117). Nach Bichat (a. a. O. S. 288 u. f.) nimmt das Gehirn im Alter an Härte zu, seine Farbe wird bläßer, in seltenen Fällen verknöchert es. Desmoulins (Meckel's Archiv für die Physiologie, B. 6, S. 460) verglich in einem dreimal wiederholten Versuche Gehirn von Siebenzig-

jährigen mit dem von Personen unter vierzig Jahren, und fand immer das erstere um $\frac{1}{15}$tel bis $\frac{1}{20}$tel leichter, bei gleichem Volum weniger Masse; zugleich war jenes härter und fester.

c. Mundhöhle. Sie wird trockner; die Lippen ziehen sich über die Zahnfortsätze mehr nach Innen; die Zunge wird schwerer beweglich, schlaffer, (Seiler a. a. O. S. 79); die Speichelabsonderung ist vermindert. Dies letztere führt auch Siebold (Hist. syst. salival. phys. et path. consid. Jen. 1797, p. 82 u. 122) an; er sagt auch, daß die Speicheldrüsen im Alter trockener, saftloser waren, und ihr ganzer Bau eine Zerstörung erleide. Die Höhe der Zahnfortsätze der Kiefer nimmt ab, weil die Zähne mehrentheils ausfallen und die Zahnlücken verschwinden. Die verschiedenen Angaben über die Veränderung der Zähne und der Kiefer im Alter, findet man bei Seiler (a. a. O. S. 34 — 44) angegeben. Bei unserer fünf und neunzigjährigen Frau waren die Zähne noch fast alle vorhanden, selbst die Schneidezähne; bei unserem sieben und neunzigjährigen Manne waren sie ebenfalls noch alle vorhanden, aber bis auf das sie umgebende Zahnfleisch abgeschliffen und ganz flach und glatt an ihrer Oberfläche. Bei der zu Anfang erwähnten hundert und zweijährigen Frau, und bei einer hundertjährigen, waren alle Zähne ausgefallen, und eine schwielige Sehnenhaut überzog die verkürzten Zahnfortsätze.

d. Nasenhöhle. Ueber die Veränderungen der einzelnen Theile des Geruchsorgans im Alter wissen wir sehr wenig. Die Haut, die Knorpel, die Schleimhaut, die Knochen und Nerven erleiden wahrscheinlich die im Allgemeinen von diesen Theilen angegebenen Veränderungen. Uebrigens ist die Schleimsecretion im Alter sehr vermindert.

e. Gehörorgan. Was die Knochen betrifft, so soll nach Cassebohm (Tractatus de aure humano, T. III. p. 50) die Furche zur Aufnahme des Trommelfells enger, der hintere Theil der Paukenhöhle kleiner werden, wegen des Ver-

wachsens der Zitzenhöhlen (a. a. O. S. 47). Murray (Abhandl. der königl Schwed. Akad. übers. von Kästner und Brandis, Bd. 5. Quart. 3. Nro. 5), Arnemann (Bemerkungen über die Durchbohrung des process. mast. in gewissen Fällen der Taubheit; Gött. 1791, S. 24) und Seiler (a. a. O. S 31) fanden letztere indessen nicht verwachsen. Das rundlich-dreieckige Fenster wird enger (Cassebohm a. a. O. S. 39), und mehr rückwärts gekehrt, und kömmt endlich senkrecht gegen das Paukenfell zu liegen (Sömmerring Bänderlehre §. 143.) In jüngern Menschen soll die Größe dieses rundlich-dreieckigen Fensters sehr verschieden und in Greisen nicht geringer als in jüngern Personen seyn, nach Wildberg (Versuch über die Gehörwerkzeuge, Jena 1795, S. 73). Der lange Fortsatz des Hammers verwächst mit den Häuten der Sehne des musc. mallei externi und mit der Rinne für's Trommelfell (Haller El. Phys. T. V. p. 210 und Cassebohm a. a. O. T. IV. p. 53). Die Gehörknöchelchen findet man nicht selten bei Greisen ankylosirt (P. F. Meckel diss. de labyr. auris contentis. Argent. 1777).

Das äußere Ohr ist bei Greisen gemeiniglich blässer, die äußere und innere Leiste werden glätter, die Ecke und Gegenecke spitzer, die kahnförmige Vertiefung ist flacher, das Ohrläppchen kleiner. Nach Tesla (a. a. O. S. 197) wird das ganze äußere Ohr länger. Die Absonderung des Ohrenschmalzes wird vermindert, es ist zugleich dicker. Das Trommelfell wird gespannter, härter und trockner (Cassebohm a. a. O. Thl. 3, S. 30). Bei einer alten Frau fand er in demselben zwei Knöchelchen (a. a. O. S. 30). Hagemeyer (a. a. O. S. 16) Löseke (Obs. anat. chir. med. p. 25, not. 1) fanden es knöchern. Die Veränderungen des innern Ohrs im Alter kennen wir noch fast gar nicht.

f. Auge. Der Augenhöhlfortsatz des Stirnbeins scheint mehr hervorzutreten, weil die Augen selbst tiefer liegen.

Die Völle und Wölbung des Augapfels nimmt ab, die Augenlieder sind schlaff, faltig; an ihrer innern Fläche sieht man mehr ausgedehnte Venen, mit gelben Zwischenräumen (Seiler a. a. O. S. 70 71. Ch. H. Th. Schreger Versuch einer vergleichenden Anatomie des Auges und der Thränenorgane; Leipzig, 1820, S. 23 u. 24). Augenbraunen und Augenwimpern fallen im hohen Alter nicht selten aus; die Augen leiden häufig an Thränentriefen, wegen Verschließung der Thränenpunkte (Schreger a. a. O. S. 24). Im Auge selbst entdeckt man einen matten Schein.

Die derbe Haut des Augapfels (Sclerotica) wird grau; man fand sie verknöchert (Haller a. a. O. S. 78). Aus Home's Versuchen über das Aufblasen derselben geht hervor, daß sie nach dem funfzigsten Jahre rigider werde (Seiler a. a. O. S. 72). Bei ganz alten Personen zeigt sich im Umkreise derselben ein graugelber Ring (Walter epist. anat. ad W. Hunterum de venis oculi; Berol. 1778, p. 22 angeführt von Schreger a. a. O. S. 43).

Die Hornhaut wird flacher (Haller a. a. O. S. 69), grau und dunkel (Haller a. a. O. T. 5. S. 360), runzlicht, dichter, einem Horne oder einem feuchten Knorpel ähnlich (Galen de usu part. Ed. Charter. L. X. c. 5). Die kreisförmige, im ganzen Umkreise nahe an der Einpflanzungsstelle der Hornhaut sichtbare, (meistens) weißgraulich, gelb oder weißbläulich, selten blaßgelb oder braun erscheinende, zuerst von Mauchart (Diss. de maculis corneae; Tub. 1743. Haller coll. diss. chir. T. I.) beschriebene Strukturveränderung der Cornea, (arcus senilis s. gerontoxon) sahen wir bei den Alten, die wir zu beobachten Gelegenheit hatten, nur in zwei Fällen; sie ist übrigens kein krankhafter Zustand und völlig unschädlich, überschreitet nie eine gewisse Gränze, der mittlere Theil der Cornea bleibt dabei völlig durchsichtig; nach der Ansicht des Herrn Prof. v. Walther entsteht er

durch eine Verwachsung der Lamellen der Hornhaut und deutet auf eine regressive Metamorphose dieses Gebildes; bei niedern Thieren fehlt die lamellöse Bildung desselben, und ursprünglich ist die Cornea nichts anders als eine fibröse Membran, ähnlich der Sclerotica; bei arthritischen Menschen zeigt sich schon früh ein annulus senilis, weil diese Menschen überhaupt früh altern, nicht weil sie etwa früher an arthritischer Augenentzündung litten.

Aderhaut. (chorioidea). Walter (Anat. Museum, Thl. 1. S. 147) fand sie verknöchert; Taylor (Tr. du mechanisme de l'oeil, p. 23) sah ihre äußere Fläche weiß; Mappus (de oculi. humani partib. et usu. Argent. 1677) Petit (Mém. de l'Acad. royale des Sc. 1726, S. 79) und Andere sahen ihre innere Fläche blaß werden, und mit den Haaren die Farbe ändern. Das schwarze Pigment ist bei Greisen schwächer (Seiler a. a. O. S. 73).

Die Regenbogenhaut verändert mit dem Grauwerden der Haare ihre Farbe; die Pupille wird enger und minder leicht beweglich (Haller Thl. 5, S. 410. Seiler a. a. O. S. 74. Schreger a. a. O. S. 75 bei Blumenbach de variet. gen. hum. p. 170).

Netzhaut. An ihrer Stelle sah man ein knöchernes Konkrement (Haller, Morgagni und Bieguy, angeführt von Seiler a. a. O. S. 73, und bei Schreger a. a. O. S. 95). Schreger fand sie zäher und trockner (Seiler S. 75). Im Alter ist die Farbe des Flecks verschieden und steht mit der Durchsichtigkeit der durchsichtigen Theile des Augapfels im Verhältniß (Michaelis Journ. der Erf. St. XV. angeführt bei Seiler S. 74). Die Falte der Retina verschwindet mit den Jahren endlich ganz, und der goldgelbe Saum um den Rand des Zentrallochs wird blässer (Sömmerring in Comment. soc. Götting. 1795 — 98. Vol. XIII. angeführt von Schreger S. 96).

Glaskörper. Er verändert nach Zinn nicht so leicht seine Farbe; nach Seiler (S. 77) schien er zuweilen dichter und zeigte weiße Punkte und Fasern. Die Zonula ciliaris scheint fester (Schreger S. 104).

Krystallinse. Sie wird zuerst flacher, platter; im hohen Alter verdunkelt sie sich (vergl. Seiler S. 75, und Schreger S. 109 u. 110). Diese Verdunklung geht vom Kerne der Linse aus, sie ist Folge des Mangels der Ernährung derselben. Man fand knöcherne Konkremente in der Krystallinse. (Haller El. Phys. T. VIII. sect. II. p. 78. Walter Anat. Mus. 1. S. 147).

Wässerige Feuchtigkeit. Sie vermindert sich, trübt sich in etwas, wird oft bernsteinfarbig (Schreger a. a. O. S. 115 — 116).

---

Soviel von den Strukturveränderungen und Modifikationen der einzelnen Theile des menschlichen Körpers im Alter; Eine physiologische und psycho-physiologische Betrachtung des Greises soll, denke ich, bald folgen.

---

## Zwey Fälle von psychischer Krankheit, mit einigen Bemerkungen darüber;

von

Herrn Dr. Müller

in Pforzheim.

---

### 1. Moria, Narrheit.

Eine neun und zwanzig Jahr alte Bäuerin, von zarter Constitution und von Jugend an schwächlich, von gutem Ver-

stand und guten Sitten, religiöser Gemüths- und Denkart, doch etwas düsterer Gemüthsstimmung, ist seit sechs Jahren glücklich verheirathet, hat indessen zwei Kinder geboren, und war immer eine gute Mutter und fleißige brave Hausfrau. Außer einigen leichten Krankheiten war sie früher immer gesund. An einem heißen Mittag, im Monat August 1823, wo sie gerade ihre Menstruation am zweiten Tage hatte, ging sie mit ihrem Ehemanne aufs Feld, Fruchtgarben zu holen. Die Hitze war drückend, und durch die schwere Arbeit erhitzte sie sich noch mehr, bekam starken Durst und trank, um diesen zu stillen, an einer Quelle kaltes Wasser. Gesund ging sie am Abend nach Hause, besorgte noch ihre häuslichen Geschäfte und erst als sie zu Bette ging, bemerkte sie, daß ihre Monatsperiode nicht mehr den gehörigen Gang hatte. Sie schlief aber in der Nacht darauf wohl. Morgens bemerkte sie, daß ihre Periode, die sonst sieben bis acht Tage gedauert, zu fließen ganz aufgehört hatte; sie fühlte sich dabei unwohl, hatte Mattigkeit, Schwere in den Gliedern, Schwindel, Druck auf der Stirne, und war immer schläfrig; den Tag über mußte sie im Bette bleiben. Ihr Mann ging aufs Feld, und ließ sie mit einem Kinde den ganzen Tag über allein. Am Abend fühlte sie den Druck auf der Stirne stärker, war düster, mürrisch und hatte etwas Hitze; man rief einen Bader, der ihr eine reichliche Portion Blut aus dem Arm abzapfte. Darauf wurde sie in der Nacht etwas ruhiger und schlummerte viel; am Morgen wurde die Betäubung wieder stärker und die Kranke unruhig, sprach viel und manches verwirrt, weshalb man ihr nochmals zur Ader ließ und sie die — in hiesiger Gegend unter den Landbewohnern gebräuchlichen — K. K. privilegirten Laxierpillen nehmen ließ, welche stark abführten. Darauf wurde sie zwar schwach, aber ihre Aeußerungen fingen an lebhafter zu werden, und es trat jetzt bei ihr eine gänzliche Verstandes-Verwirrung mit lebhafter Geschwätzigkeit ein.

Die Anverwandten blieben aber unempfindlich gegen die unglückliche Kranke, ja sie hielten dieselbe gar für boshaft wegen ihrer Aeußerungen, behandelten sie roh, strenge und ließen sie hülflos liegen. Am ersten September, als am sechsten Tage der Krankheit, wurde ich zu ihr gerufen. Ich fand die Unglückliche entkleidet im Bette sitzend, blaßgelb aussehend, mit stierem Blick, gerunzelter Stirne, abwechselnd mit wild umherspähenden Augen. Sie schrie fürchterlich, wenn man sie berühren wollte, war ganz verwirrt, sang, betete, lachte, fluchte, alles durch einander mit der größten Anstrengung der Stimmorgane, schlug mit den Händen um sich, zerriß das Bette, wähnte teuflische Gestalten in ihrer Nähe, die sie erhaschen wollten, glaubte sich bei Gott verloren, und gerieth durch alles dieß in eine beständige Angst und Furcht, worin sich ihre Verstandes-Verwirrung hauptsächlich charakterisirte. Eine eigentliche fixe Idee hatte sie jedoch nicht. Während dieser gänzlichen Verwirrung der Verstandes- und Vernunftoperationen war das Gedächtniß bei ihr ungetrübt; denn sie wußte alles zu erzählen, was mit ihr vorgenommen worden ist, beantwortete auch jede an sie gemachte Frage in lichten Zwischenräumen — die aber nur kurz anhielten — und nannte alle, ihr bekannte anwesende Personen mit deren Namen, so wie sie auch aus dem würtembergischen Gesangbuche ganze Verse her declamirte. Auch das Gemüth war nicht ergriffen; denn sie herzte ihr drei Vierteljahr altes Kind zärtlich und weinte bitterlich darüber, daß dasselbe wegen ihrer Sünden bei Gott verloren wäre. Der Puls war klein und schnell; sie hatte einen guten Appetit, aß selbst gierig, wenn man ihr etwas vorlegte, hatte regelmäßigen Stuhlgang und klagte durchaus über keinen Schmerz. Weil sie sich nicht bedeckt und angekleidet ließ, sondern immer entblößt war, so waren ihre Extremitäten kalt; doch war die Kälte als eine besondere, wie eine Todtenkälte, anzufühlen. Das Gesicht sahe zwar blaßgelblich aus, aber der Kopf, besonders

die Stirne war heiß anzufühlen. Schlafen konnte sie nicht; kaum eine Viertelstunde lang ruhig, fing sie schon wieder an ängstlich zu toben.

Es kann dem aufmerksamen Beobachter und Arzt nicht entgehen, daß das psychische Leiden hier durch ein physisches hervorgerufen wurde. Die schnelle Unterbrechung der Monatsperiode nach vorhergegangener Erhitzung, Aufwallung ꝛc. brachte Störung im Gefäßsystem, Ueberfüllung desselben, vorzüglich einen vermehrten Vegetationstrieb im Gehirn hervor — den man aber nicht gerade Entzündung, sondern mehr Erethismus nennen kann — und hierdurch wurde das in dieser Zeitperiode so sensible Nervensystem erregt, krankhaft in seinen Verrichtungen determinirt — und dadurch zunächst die psychische Störung veranlaßt. Ein weiteres Raisonement hierüber führt zu weit in die Pathogenie der Seelenkrankheiten und gehört nicht hierher.

Dieser Ansicht zufolge ordnete ich den Heilplan und die Heilmittel an. Es mußte, mit Berücksichtigung des Kräftestandes, kräftig ableitend und zugleich der topischen Affection begegnend psychisch eingegriffen werden, während auf der andern Seite auch eine schonende, liebevolle, belehrende und die Unglückliche aufrichtende Behandlung — psychische Hülfe der Kranken zu Theil werden mußte. Innerlich gab ich ihr daher: Calomel. gr. jj. Resin. Jalappae gr. jjj. mit süßen Mandeln zu einem Pulver abgerieben, alle drei Stunden eine solche Dosis, ließ Blutigel an die Schaamlefzen legen, kalte Fomentationen auf den Kopf machen, und die Brechweinsteinsalbe in den Nacken einreiben, bis Pusteln entstanden. Die Pulver bewirkten einen starken Durchfall, weswegen sie dann in größern Zwischenräumen gegeben wurden. Die Pusteln, welche durch jene Salbe in dem Nacken entstanden, schmerzten stark, so daß die Kranke, als ich sie am dritten September wieder besuchte, über empfindliche Schmerzen, die

dieselben verursachten, klagte. Sie war zwar jetzt sehr ermattet, ganz schwach, doch noch eben so verwirrt wie vorher, nur nicht mehr so rasch und lebhaft in ihren Aeußerungen, sondern mehr in innere Betrachtung ihres Ichs versunken, und durch den Schmerz der Pusteln auf dem Nacken etwas aufmerksam auf sich geworden, was als ein günstiges Vorzeichen anzusehen war. Obigen Pulvern setzte ich jetzt einen Gran Campher bei und ließ damit, jedoch in großen Zwischenräumen, so daß täglich nur zwei bis drei davon genommen wurden, continuiren; zugleich ordnete ich noch zwei Blasenpflaster auf die Waden an; die kalten Fomentationen auf den Kopf blieben aber weg. Zwei Tage später, am fünften September, besuchte ich die Kranke wieder und fand sie, zu meiner großen Freude in ihren psychischen Verrichtungen ganz verändert: sie erzählte jetzt zusammenhängend mit mehr Beurtheilung, ließ sich zurecht weisen, belehren, wenn sie in den Strom der Verwirrungen verfiel; sie war aber traurig, sah sehr leidend aus, war äußerst entkräftet und zitterte. Die Füße fingen an ödematös anzuschwellen; der Puls war klein und zitternd; doch war das Aussehen im Gesicht freier, nicht mehr so entstellt, das Auge, wie es früher wild und stier gewesen, jetzt matt, und die Kranke konnte auch etwas schlafen. Das psychische Leiden bei der Kranken machte jetzt besondere Aufmerksamkeit nöthig; denn die Krankheit schien einen nervösen Charakter annehmen zu wollen, der bei der Entmischung der Säfte um so bedenklicher war und das Leben der Unglücklichen bedrohete. Die Stuhlausleerung, durch obige Pulver veranlaßt, war bis jetzt immer noch stark; aber besonders schmerzhaft waren die Pusteln im Nacken geworden, die sich stark entzündeten, zusammenflossen und stark eiterten. Innerlich gab ich ihr jetzt folgendes: Rad. valer. offic. unc. ½ Cariophyllat. drjjj. Fol. digital. purpur. drachmam ½; infund. c. aq. font. fervid. q. s. stet per ¼ hor. Colat. unc. quinque add. Liq. terr. fol.

tartar. grjjj. Syr. alth. uno. unam. M. D. S. Alle drei Stunde einen Eßlöffel voll zu nehmen. Dabei ließ ich eine kräftige, mehr nährende Diät geben, und ordnete eine aufmunternde, Zerstreuung bezweckende, freundliche und frohe Umgebung an. Die Blasenstellen auf den Waden und die Pusteln im Nacken wurden in Eiterung erhalten.

Die Mixtur machte der Kranken, wegen dem Beisatz der Digitalis, Ekel, weshalb sie diese nicht gern nehmen wollte, aber auf Zuspruch doch nahm. Als ich die Kranke drei Tage später, am achten September, wieder besuchte, fand ich sie hinsichtlich ihrer geistigen Verrichtungen ganz gesund, aber äußerst erschöpft, und ihre Kräfte so gesunken, daß sie Zittern und subsultus tendinum hatte und convulsivische Bewegungen sichtlich waren. Der obigen Medizin wurde jetzt China und Liq. c. c. succinatus beigesetzt, der Liq. terr. fol. tartari dagegen weggelassen, und eine kräftige Diät und Wein &c. gegeben. Hierauf wurde die Kranke wieder ruhiger, die Kräfte sammelten sich und man sahe zuversichtlich einer erfreulichen Genesung entgegen. Der fortgesetzte Gebrauch der die Reproduction erhöhenden Arzneimittel, vorzüglich der China, mit bitteren auflöslichen Pflanzenextrakten versetzt, eine nährende stärkende Diät und Aufmunterung, stellten den Appetit, die Heiterkeit des Gemüths und die Kräfte der Kranken wieder her, und sie konnte als physisch und psychisch gesund am Ende September ihrem Geschäfte wieder vorstehen. Die Monatsperiode erschien erst in der Mitte Oktober wieder und seit der Zeit ist die Kranke vollkommen gesund.

---

2. Schlafsucht mit Uebergang in Melancholia attonita, (dumpfen Wahnsinn.)

Ein zehn Jahr altes, geistvolles, gut erzogenes Mädchen, von stillem sanftem Gemüth, aber scrofulös kachectischer Körper-

Constitution, ging gesund an einem Nachmittag, im Monat Juni 1822, in die Heuerndte. Nachdem es sich kurze Zeit, ohne zu arbeiten, spielend unterhalten hatte, lief es, ohne bemerkt zu werden, nach Hause. Die Eltern besorgten nichts schlimmes, und als sie Abends ins Haus zurück kamen, fanden sie das Kind angekleidet auf dem Bette liegen und schlafen; man dachte, die Hitze habe es ermüdet und ließ es deßhalb ungestört schlafen. Als es aber nach einigen Stunden immer noch nicht wach wurde, versuchte man es zu erwecken, konnte es aber nicht aus dem Schlafe bringen; zwar öffnete es die Augen und sah die Umstehenden stier an, redete auf alles Zurufen aber kein Wort, bewegte kein Glied, äußerte keine Empfindung, nahm nichts an, erkannte Niemand, war ganz in einem bewußtlosen Zustand. Die Eltern glaubten es in einen tiefen Schlaf versunken, aus dem es nicht erwachen könne, entkleideten es und legten es ins Bett. Die ganze Nacht hindurch schlief es ruhig fort; am Morgen suchte man es zu erwecken, aber umsonst! es machte höchstens die Augen auf, sah einen um den anderen der Umstehenden mit stierem Blick an, machte lächerliche Geberden, legte sich wieder zurück und schlief. Jetzt wurden die Eltern über den Zustand ängstlich und ließen mich zu Hülfe rufen. Ich kam erst nach einigen Stunden zu der kleinen Patientin und fand dieselbe im Bette auf dem Gesicht liegend und schlafend. Man versuchte sie jetzt zu erwecken, nahm sie aus dem Bettel, schüttelte sie und rief sie mit ihrem Namen, und als sie hierauf noch immer nicht erwachte, hielt ich ihr riechende Stoffe vor die Nase und ließ sie mit kaltem Wasser im Gesicht waschen; darauf öffnete sie endlich die Augen, rieb dieselben mit den Händen und sah dann mit stierem Blick die Umstehenden an; wenn man fragte, gab sie aber keine Antwort, lachte etwa, geberdete sich unartig und legte sich wieder zurück, um zu schlafen; doch wenn man ihr zu essen oder trinken vorsetzte, genoß sie

gierig davon, machte aber während des Genusses allerlei Fratzen, Verziehungen der Gesichtsmuskeln und närrische Bewegungen mit den Händen und Füßen. Dabei sahe sie blaßgelblich aus, hatte natürliche Wärme, nicht im mindesten Fieber und einen etwas langsamen aber kräftigen Pulsschlag. Die Zunge war mit einem dicken Schleime überzogen, die Füße bis an die Knie waren kalt, und sie machte bei aller Wärme des Körpers doch Bewegungen, als ob sie innerlichen Frost fühle, steckte sich z. B. tief unter die Bettdecke ꝛc. Stuhlgang hatte sie bis dahin keinen gehabt, aber den Urin ließ sie öfter unbewußt ins Bette gehen und blieb dann unempfindlich in dem nassen Bette liegen.

Ich vermuthete anfänglich ein genossenes betäubendes Pflanzengift als Ursache dieser merkwürdigen Erscheinungen; die Eltern versicherten, daß die Kleine kein solches genossen habe; dessen ohngeachtet verordnete ich, nach vorher gemachten Ableitungen mittelst Blutigeln am Kopf und Rubifacientien an den Waden, ein Emeticum aus Ipacacuanha. Durch dieses wurde viel sauerriechender Schleim ausgeworfen, aber die Patientin blieb hinsichtlich ihrer psychischen und physischen Verrichtungen sich gleich; nur wurde sie lebhafter in ihren Aeußerungen, und ohne ein Wort zu reden, schlug sie mit den Händen, und stieß mit den Füßen nach Jedem, der sich ihr näherte oder etwas an ihr machen wollte, erkannte aber Niemand, entblößte sich schaamlos und warf sich unartig im Bette herum, bis sie endlich ermüdet wieder in einen soporösen Schlaf versank.

Wie es praktischen Aerzten am Krankenbette öfter ergeht, daß sie sich von aller Schultheorie verlassen sehen und ihnen einzig nach den vorwaltenden individuellen Umständen empirisch, (worunter ich hier nicht rohe Empirie, sondern eine solche verstehe, die sich auf wissenschaftliche Grundsätze stützt, eine rationelle Empirie), zu handeln übrig bleibt: so erging es mir auch in diesem Falle.

Das Wesen der Krankheit so wie die Gelegenheits-Ursachen waren hier dunkel, und ich mußte solche einzig in den vorwaltenden individuellen Umständen suchen. Auf Störung in der Leberfunktion und Secretion der Bauchspeicheldrüsen wieß offenbar das blaßgelbe Aussehen, die kachektische Constitution der Kranken hin. In dieser Störung, so wie in einem Beherrschtwerden des Cerebralsystems von dem Gangliensystem, wird man zunächst die Veranlaßung, den Heerd der so schnell erfolgten Störung der Seelenverrichtung suchen müßen, obwohl das plötzliche Hervorgehen derselben noch räthselhaft bleibt. Mit Rücksicht auf diese Individualität ordnete ich jetzt den Heilplan und die Heilmittel an, und gab innerlich: Calomel, Resin, Jalappae ana. gr. j. Fruct. excort. amygdal. dulc. N°. j; exactiss. trit. f. pulv. S. Alle drei Stunden ein solches Pulver zu geben. Dabei ließ ich der Kranken Blasenpflaster auf die Waden legen und sie so viel als möglich ermuntern und mit ruhigem Ernst behandeln.

Nachdem sechs solcher Pulver genommen waren, erfolgten starke Stuhlausleerungen, wodurch eine Menge pechartige äußerst stinkende Materie ausgeleert wurde. Nach diesen Ausleerungen wurden die psychischen Thätigkeiten der Kranken etwas lichter; sie gab zum erstenmal auf an sie gerichtete Fragen Antwort, erkannte, jedoch nur momentan, umgebende Personen, und beklagte sich über Schmerz an den Blasenstellen; dennoch war das Bewußtseyn noch nicht vollkommen, sie sah befremdet um sich, bewegte sich wenig und neigte noch immer zum Schlaf. Ich ließ mit den verordneten Pulvern in größern Zwischenräumen, so daß täglich drei Stück genommen wurden, um die Stühle zu unterhalten, continuiren. Am fünften Tage der Krankheit fieng die Kranke, was bis daher nicht geschahe, von selbst an zu reden, jedoch verwirrt, beantwortete an sie gemachte Anreden meistens falsch, und sprach viel, aber gleichsam gedächtnißlos, alles durch einander, lachte

laut, geberdete sich wild, schimpfte zwischendurch auf die anwesenden Personen, selbst auf ihre Eltern, sprach wieder verworren vor sich hin. Ermüdet, wurde sie endlich still und schlief fest ein. Was man ihr gab, aß sie jedoch mit einem wahren Heißhunger.

Die oben angeführten Pulver ließ ich jetzt aussetzen und verordnete folgende: R. Fol. digital. purpur. gr. 1 ½ pulv. rhei. elect. gr. jjj. elaeosach. foenicul. scrup. ½. M. S. Alle drei Stunden ein Pulver. Dabei ließ ich ihr ungt. pustulosum in den Nacken einreiben, bloß in der Absicht, Schmerz zu erregen und sie dadurch auf sich selbst aufmerksam zu machen.

Durch den Ekel, den ihr diese Pulver machten, wurde sie ganz herabgestimmt, verlor die Eßlust und wurde leidend, fing an zu jammern und zu klagen, und es wurde nach und nach in ihren geistigen Verrichtungen helle. Gleichsam wie aus einem langgedauerten, tiefen Schlaf erwacht, kam sie endlich am neunten Tage der Krankheit wieder zum freien Gebrauch ihrer geistigen Kräfte, hatte aber alle Erinnerung an das verloren, was während der Dauer der Krankheit mit ihr vorgegangen war, so daß sie nicht das Mindeste von allem wußte.

Sie wurde von jetzt an mit solchen Arzneien, welche ihre kachektisch-scrofulöse Constitution verbesserten und das vorwaltende Leiden der Reproductionsorgane hoben, behandelt, und erhielt dadurch ihre Gesundheit vollkommen wieder, und selbst ein gesunderes lebhafteres Aussehen, als früher. Seither blieb sie vollkommen gesund, geht in die Schule, lernt fleißig und leicht, und ist wie früher das gemüthlichste und fleißigste Kind.

---

Die Erfahrung zeigt bei dem Irreseyn fast immer sichtbare körperliche Gebrechen, die wir indeß zuweilen blos vermuthen können. Die Behandlung muß deshalb eine zwiefache seyn, eine psychische und eine physische. Und dieses ver-

wickelte Verhältniß mag dann Schuld seyn, daß manche Fälle von Irreseyn so schwer zu heilen sind.

Die Heilung psychischer Krankheiten wird meistens durch stürmisches Eingreifen am sichersten erlangt, d. h. durch solche Arzneistoffe, welche mächtig erschütternd in den Organismus eingreifen. In den Schriften der Aerzte finden wir eine große Anzahl solcher Heilmittel aufgezeichnet. Solche Arzneistoffe, die in das Gemeingefühl am kräftigsten eingreifen, wie z. B. Schmerz und Ekel erregende, Brech- und drastische Abführungsmittel ꝛc., sind erfahrungsgemäß als die wirksamsten bekannt. Hr. Dr. Schneider nennt diese Heilart die antagonistische, (Zeitschr. f. d. Anthropol. Jahrg. 1823, 2s Heft), und rühmt dieselbe ebenfalls als die wirksamste.

Die zwei oben beschriebene Krankengeschichten sprechen sichtbar für diese Methode. Bei der Nro. 1. könnte man mir den Vorwurf machen, daß die angewandte antagonistische Methode zu stürmisch war und die Kranke dadurch in ein physisches Kranksеyn versetzt worden sey. Hier war aber die Ursache der psychischen Krankheit am Tage, rein somatisch, und nur ein kräftig eingreifendes Heilverfahren konnte hier nützlich seyn und einem chronischen Irreseyn vorbeugen, bei welchem dann so oft alle Heilversuche fruchtlos bleiben. Ist der Arzt doch auch bei physischen Krankheiten oft in der Lage, starke, stürmische Ableitungen zu machen, z. B. bei Entzündungen des Herzens, des Hirns, der Lunge ꝛc. Aderläße bis zur Ohnmacht, und er rettet nur dadurch das Leben der Kranken; oder wie früher häufig die Syphilis mit Quecksilber bis zur Salivation gegeben geheilt wurde. Da aber das psychische Leiden bei der Kranken Nro. 1 als Folge unterdrückter Menstruation auftrat, so ist vielleicht das im Verlauf der Krankheit hervorgetretene physische Kranksеyn, das Oedema der Füße ꝛc., als eine materielle Krise des Irreseyns, als ein Metaschematismus anzusehen, was nach der Lehre des Antagonismus zu erklären wäre.

Das Irreseyn in der Geschichte Nro. 1 entstand erst im Verlauf des physischen Krankseyns, gegen welches gleich am Anfang keine Heilmittel angewendet wurden. Man könnte sich hier noch die Frage erlauben, ob wohl das Irreseyn hätte können verhütet werden, wenn gleich vom Anfang an die physische Krankheit wäre richtig behandelt worden.

Die Krankengeschichte Nro. 2 bietet als psychische Erscheinung mehr Interessantes dar als die Nro. 1; hinsichtlich der Heilmethode zeigt sie besonders die Verlegenheit, in welche der Heilarzt am Krankenbette kommen kann, wenn bei dem Kranken keine evidente Krankheitsursache aufzufinden ist und er einzig nach den vorwaltenden individuellen Umständen die Heilmethode anzuordnen genöthiget ist — der Empirie sich in die Arme werfen muß. — In psychischer Beziehung ist die Krankheitsgeschichte Nro. 2 darin besonders merkwürdig, daß das Irreseyn so plötzlich ohne vorausgegangenes Uebelbefinden entstand, bis zum neunten Tag einen Typus beobachtete, und dann die geistigen Verrichtungen eben so schnell wieder normal wurden, ohne daß der Kranken eine Erinnerung an das mit ihr Vorgegangene geblieben ist. — Man könnte durch diesen Verlauf versucht werden, den Schluß zu machen, es sey das Irreseyn aus einer Fieberform hervorgegangen, an diese gebunden gewesen und mit dieser dann auch zur Entscheidung gelangt. Aber sichtbare Merkmale eines Fiebers waren bei der Kranken durchaus keine vorhanden, obwohl die Lehre von der Exposition der Fieber noch Manches zu wünschen übrig läßt; auch wurde keine materielle kritische Ausscheidung, wenn man die häufigen Stuhlausleerungen nicht dafür ansehen will, bemerkt, und es bleibt also das ursächliche Verhältniß dieses merkwürdigen psychischen Vorgangs noch dunkel.

# Beobachtungen über abnorme psychische Zustände, nebst Bemerkungen und Beobachtungen aus dem Gebiete der Physiologie;

von
Herrn Dr. Fr. Bird
zu Rees.

## 1. Maaßverhältniße des Körpers eines Blödsinnigen.

Der Kranke, dessen Ausmessung ich hier gebe, ist jetzt drei und dreißig Jahr alt.

Dem Anscheine nach lebte dieser schwachsinnige oder vielmehr durchaus kindisch gebliebene Mensch im ersten halben Jahre seines Lebens gesund; dann wollte das Kind durchaus die Brust seiner Mutter nicht mehr nehmen, und man sah sich genöthigt, dasselbe künstlich zu ernähren. Der Wilhelm K. war jetzt offenbar krank und verhielt sich wie ein Kind, das am sogenannten stillen innern Jammer leidet. Er sah hiebei blaß und elend aus, magerte ab, verdrehte beständig die Augen, den Mund aber nur wenig und sprach in seinen Zügen überhaupt sein inneres Unwohlseyn aus. Aeusserlich zuckte kein Glied, wodurch sich dieser Zustand von dem unterscheidet, den die Schriftsteller z. B. Henke (m. s. dessen Handbuch der Kinderkrankheiten 1809. S. 154), innere Krämpfe u. s. w. nennen. Erst mit dem sechsten Lebensjahre hörte dieser Zustand auf und, wie es scheint, mehr von selbst durch die Kraft der Natur, als durch ärztliche Beihülfe.

Indessen befand sich W. K. während seiner sechs ersten Lebensjahre in der körperlichen Entwickelung fast noch auf dem Punkte, wie da, wo er erst ein halb Jahr alt war; er glich, so ver-

sichert der Vater, in seinem sechsten Lebensjahre noch einem Wickelkind. Nach zurückgelegtem sechsten Lebensjahre trat bei ihm stärkere Körperentfaltung ein. Man setzte den etwas kräftigeren Patienten jetzt zuweilen auf einen Stuhl, und gegen das achte Lebensjahr lernte er etwas stehen, weit später aber erst gehen; noch jetzt ist sein Gang unsicher und schwankend. Mit dem zwölften Jahre erst sprach er, wie jetzt, eine Sprache, die indeß undeutlich und fast durchaus unverständlich ist; am besten vermag er laute unarticulirte Töne, ein höchst unangenehmes Geschrei, von sich zu geben.

Er hört ziemlich gut, ißt, trinkt und schläft wie ein Gesunder und hat in Sachen, die ihm minder wichtig sind, eine Erinnerung von drei bis acht Tagen.

Im Ganzen ist sein geistiger Zustand mit dem eines in tiefer ländlicher Stille aufgewachsenen Bauernkindes von zwei bis drei Jahren zu vergleichen. Sein Körper bietet der Beachtung noch folgende Umstände dar, welche in den Messungen nicht bemerkbar sind. Er ist auf dem Kopfe und am Bart stark behaart, minder stark in regione pubis. Die Genitalien sind gut und ziemlich stark entwickelt, aber ohne Verhältniß mit dem, wie sie seyn müßten, nach den Jahren. Die Nase ist groß, lang und stark gebogen. Die Augen stehen etwas queer und daher ist die Physionomie vogelartig und widrig. Der Kopf ist zugespitzt, wie ein Kegel und die Brustwarzen sind groß und weiblich, so wie die Brüste selbst sich fast wie die eines jungen Mädchens darstellen. Die Extremitäten sind mager, während Rücken, Brust und Bauch so wie der Kopf ziemlich fett sind. Die Knochen, welche den Stamm formen, sind derbe; die der Extremitäten aber sehr dünn und zart. Die Hand zeichnet sich durch lange Finger aus.

Folgendes sind die an diesem Blödsinnigen von mir aufgenommenen Maaßverhältnisse. In der zweiten Columne stelle ich die an einem durchaus gesunden jungen

Manne von 19 ½ Jahren aufgefundenen zur Vergleichung daneben.

| | Blödsinniger. | Gesunder. |
|---|---|---|
| Länge des ganzen Körpers | 5 Fuß 4 ½ Zoll | 4 Fuß 5 ½ Zoll Rheinländisch. |
| Länge des Kopfs vom Scheitel bis zur Kinnspitze | 1 — 2 ⅞ Zoll | — 11 ½ — |
| — — Halses vom obern Theile des Kehlkopfes bis z. Anfang des Brustbeins | — 3 ⅞ — | — 3 — |
| Länge der Brust nach dem Brustbein | — 7 ½ — | — 5 ½ — |
| Länge des Bauchs vom processus xyphoideus bis z. symphysis ossium pubis | 1 — ⅞ — | — 10 — |
| Länge des Oberschenkels | 1 — 4 — | 1 — 1 ½ — |
| — des Unterschenkels bis zur Fußsohle | 1 — 5 ⅞ — | 1 — 1 ¾ — |
| Länge des Fußes vom Absatz bis zur Spitze des großen Zehen an der innern Seite gemessen | — 10 ½ — | — 8 ¾ — |
| Länge des Oberarms | 1 — 1 ⅞ — | — 9 ½ — |
| — — Unterarms | — 10 — | — 8 ¼ — |
| Länge der Hand auf dem Rücken derselben gemessen | — 7 ⅛ — | — 6 ½ — |
| Umfang des Kopfs | 1 — 10 ⅝ — | 1 — 7 ½ — |
| Von einem Ohre bis zum andern über den Kopf hin. | 1 — 1 — | — 11 ¾ — |
| Von der Verbindung der Stirn- und Nasenknochen bis zur protuberantia | | |

| | | |
|---|---|---|
| ossis occipitis, über den Kopf hin | 1 Fuß 1 Zoll | 1 Fuß — Zoll |
| Länge des Gesichts, von der Verbindung der Stirn- und Nasenknochen (Nasenwurzel) bis zur Kinnspitze, neben der Nase gemessen | — 5 ½ — | — 4 ¾ — |
| Länge des halben Gesichts von der Seite der Nase bis zum Ohr, an der rechten Seite über dem Backenknochen gemessen | — eben so — | — eben so — |
| Gleiches Maaß an der linken Seite | — 4 ½ — | — 3 ¾ — |
| Maaß des Hinterkopfs von einem Ohre zum andern über die protuberantia ossis occipitis hin | — 9 — | — 8 ¼ — |
| Umfang der Brust, in der Mitte gemessen | 2 — 8 ½ | 2 — 2 ½ — |
| Umfang des Unterleibs über den Nabel fünf Stunden nach der Mahlzeit gemessen | 2 — 4 — | 3 — — |
| Länge der Clavicula | — 6 ½ — | — 5 ½ — |

Die hier gegebenen Ausmessungen zeigen, daß bei dem K. ein relatives Mißverhältniß der Organe unter sich statt findet. Länge des Körpers und Umfang des Kopfs sind durchaus im Mißverhältniß. Die Brust ist nur fünf ein halb Zoll lang, die von jenem gesunden Menschen dagegen sieben und einen halben Zoll. Jene Brustlänge entspricht einem Alter von zehn bis dreizehn Jahren. Die Länge des Oberschenkels beträgt einen Fuß und anderthalb Zoll, was einem Alter von neun bis zehn Jahren entspricht. Noch deutlicher wird das Mißverhältniß der

Körperbildung des W. K., wenn man die an ihm angestellten Ausmessungen mit denen vergleicht, deren Resultat ich früher in dieser Zeitschrift f. 1823, 2s Vierteljahrsheft S. 330 u. f. mitgetheilt habe.

---

## 2. Ueber das Boshaft- und Aergerlichwerden in Krankheiten.

Die verschiedenen Krankheiten, wovon der Mensch befallen wird, haben, wie bekannt ist, einen sehr verschiedenen Einfluß auf die geistige Stimmung des Erkrankten. So begleitet den, der rettungslos an der Schwindsucht leidet, die Hoffnung bis zum letzten Augenblick; sie macht ihm das Ertragen großer Leiden möglich und erhält ihn meist in sanfter Stimmung. Hier in keine weitern Bemerkungen der Art eingehend, bemerke ich nur noch, daß in den meisten acut verlaufenden Krankheiten, wo das Fieber bis zur Höhe des Deliriums steigt, die Kranken sich in der Regel boshaft und ärgerlich benehmen. Dies spricht offenbar zu Gunsten derer, welche das Fieberdelirium für einen acuten Wahnsinn halten, im Gegensatz des anhaltenden oder chronischen Wahnsinnes. Man könnte sagen, daß der zu sehr mit seinen Leiden beschäftigte Fieberkranke aufhöre sich zu verstellen und seinen Charakter deshalb so darlege, wie dieser ist, ohne daß gerade Wahnsinn da sey. Da indeß ein solches Benehmen im Fieberdelirium fast allgemein ist, so würde jene Annahme den Grundton des menschlichen Charakters schlecht darstellen, wenn Gutseyn blos Verstellung wäre. Besser ist daher die, daß das Boshaftwerden eine Folge des Deliriums oder des acuten Wahnsinns sey. Ich erzähle hier zwei Fälle eines solchen acuten Wahnsinns, welche mir so auffielen, daß ich sie der Mittheilung nicht unwerth halte.

Ein Knabe von vier Jahren, der früherhin sehr gesund war, erkrankte und fand seinen Tod am Scharlachfieber.

Eine so ausgesuchte Bosheit und Widerspenstigkeit, als dieses Kind bei seiner Krankheit zeigte, setzte mich in Erstaunen. Es sträubte sich gegen alles und jedes, was geschehen sollte und zeigte dabei in dieser Verkehrtheit, die besonders in den Exacerbationen des Fiebers auftrat, eine ausstudirte Schlauheit, die an dem Knaben in seinen gesunden Tagen nie bemerkt war.

In Fällen von Schwindsucht wird die Körperkraft langsam erschöpft und es scheint, als ob der Einfluß des Körpers deshalb nur noch unbedeutend auf unser besseres Theil einwirke. Fast möchte man daher auf den Gedanken kommen, als sey hier der Geist mehr entfesselt und freier geworden von den Banden, die ihn an die Körperwelt geknüpft; so wie dagegen die Art von Verkehrtheit, die im acuten Wahnsinn, dem delirio febrili und im chronischen Wahnsinn bei guter, nicht zuvor erschöpfter Körperkraft vorkommt, fast in der Regel ziemlich bestimmt vermuthen läßt, daß hier wieder der Körper allein das Bedingende des feindlichen Benehmens sey. Wäre dem nicht so, weshalb sollte dann der Schwindsüchtige auch im heftigsten Fieberparoxysmus meistens so sanft und so selten verkehrt und boshaft seyn?

Der zweite Fall ist dieser. N. erkrankte und klagte besonders über die Brust. Es trat Fieber ein, das man für nervös hielt und mit Nervenmitteln behandelte. Der Tod schloß die Scene und die Section zeigte Vereiterung und Verhärtung in den Lungen, deren dagewesenes entzündliches Leiden sich sehr deutlich aussprach.

N., in gesunden Tagen durchaus liebenswürdig, hatte den besten Karakter von der Welt; um so auffallender war es, daß er sich in der Krankheit, besonders aber in den Exacerbationen des Fiebers, so ausgesucht boshaft benahm. Es gab nur einzelne Personen, die keine thätliche Angriffe oder wenigstens nicht grobe Worte von ihm zu erwarten hatten; es waren die, die ihm zu imponiren wußten. Die Grobheiten, welche

er sagte, waren oft sehr sinnreich und witzig; während Hände, Füße und Zähne gebraucht wurden, um jenen Redensarten Nachdruck zu geben. Ueberhaupt schien er förmlich darauf zu studiren, wie er seine Umgebung nach Möglichkeit belästigen und ärgern könne.

So wie die Gewalt des Fiebers nachließ, und die Krankheit mehr und mehr das Gepräge der phthisis pulmonum exulcerata annahm; verschwand auch mehr und mehr jene Wildheit, bis endlich ein sanfter Tod den Kranken von einem lästigen Daseyn befreite.

(Fortsetzung folgt).

---

## Falret's Versuch über den Selbstmord;
### im Wesentlichen dargestellt und beurtheilt
### von
### Herrn Hofmedicus Dr. Friedrich Groos
### in Pforzheim.

---

Der Titel des hier anzuzeigenden Werks ist: De l'hypochondrie et du suicide. Considérations sur les causes, sur le siége et le traitement de ces maladies, sur les moyens d'en arrêter les progrés et d'en prévenir le développement. Par I. P. Falret, docteur en médecine de la faculté de Paris, membre de la société médicale d'émulation, de l'athénée de médecine de Paris, et médecin du bureau de charité. A Paris, chez Croullebois; 1822. Octav. 519 Seiten.

Das Werk zerfällt in zwei Abtheilungen: eine größere von S. 1 bis 358, einen Versuch über den Selbstmord dar-

stellend, und eine Relation über die Hypochondrie. Indem wir die letztere Abhandlung als unwichtig und einseitig übergehen, wollen wir auf das viele Bemerkungswerthe in der Abhandlung über den Selbstmord aufmerksam machen.

Die Haupttendenz des ganzen Buches ist, zu zeigen, daß in den Geisteskrankheiten, unter die er die Stimmung zum Selbstmord rechnet, das Gehirn der ursprüngliche ursächliche Sitz des Uebels sey, und daß die regelwidrigen Funktionen der übrigen Eingeweide nur Folgen des Gehirnleidens darstellen.

Der Verfasser fängt damit an, den Selbstmord als einen Akt des Deliriums der Eigenliebe zu betrachten, und vom Begriffe eines wahren Selbstmords, der ihm eine sträfliche Handlung ist, sowohl den unfreiwillig zu nennenden Selbstmord eines offenbar Wahnsinnigen, der nicht weiß, was er thut, als auch den freiwilligen jener großartigen Menschen, die dem Vaterlande zum Wohl absichtlich ihr Leben zum Opfer darbrachten, auszuschließen.

Durch den ganzen Verlauf des Werkes zeigt er eine vertraute Bekanntschaft mit der Geschichte der Griechen und Römer.

Die Ordnung, der er folgt, ist diese. Zuerst setzt er die Ursachen aus einander, die den schrecklichen Entschluß zum Selbstmord veranlassen können. Zweitens gibt er die Symptome der den Selbstmord zum Grund liegenden Geistesstimmung an, so wie deren verschiedene Formen, den verschiedenen Verlauf, die Complicationen und den wahrscheinlichen, aus den Leichenöffnungen nicht minder als aus der Aufeinanderfolge der Symptome abstrahirten ursprünglichen Sitz der Krankheit. Drittens zieht er die verschiedenen physischen, psychischen und moralischen Mittel zur Heilung der schon entstandenen und zur Verbannung der zu befürchtenden Neigung zum Selbstmord in Betrachtung. Endlich schließt er mit der Erzählung von zwanzig genau beschriebenen Fällen von Selbstmord, um dadurch seine Hypothese

von dem ursprünglichen Sitze der Krankheit im Gehirne erfahrungsmäßig zu unterstützen.

## Die Ursachen.

Unter den vorbereitenden Ursachen zum Selbstmord steht — schrecklich genug! — die Erblichkeit oben an. Ja, die mit Neigung zum Selbstmord begleitete Melancholie ist, nach dem Verfasser, unter allen Geisteskrankheiten diejenige Art, die vielleicht die erblichste ist. Mehrere hier angeführte Beobachtungen scheinen diesen traurigen Satz zu bestätigen. Der in dieser Zeitschrift im ersten Vierteljahrsheft dieses Jahres S. 251 f. beschriebene „Fall von Irreseyn, durch die bloße Furcht, irre zu werden, entstanden“ — dem ähnlich auch Falret einen anführt, kann wohl nichts gegen die Existenz der erblichen Anlage des Wahnsinns beweisen, da in der Blutsfreundschaft der hier aus Täuschung wahnsinnig gewordenen, nach der entdeckten Täuschung aber schnell geheilten Person der Wahnsinn nie geherrscht hatte. Es handelt sich hier um die Qualification zur Heilung.

Wenn die übrigen Arten von erblicher Narrheit gewöhnlich schon frühzeitig sich durch Querstreiche und durch Wunderlichkeit des Charakters zu erkennen geben, so fehlen in der Regel diese Vorläufer in den Fällen von Selbstmord, wenigstens fehlten sie in denen, die der Verfasser zu beobachten Gelegenheit hatte; und nur erst kurze Zeit vor der unseligen That äußerten sich an den Unglücklichen Zeichen von Schwermuth oder Unruhe und Abweichungen von der gewohnten Lebensweise. Ja öfters ging gar kein warnendes Zeichen voran.

Das Lebensalter anlangend, so führt der Verfasser Fälle von sieben- bis achtjährigen verlassenen Waisenkindern an, die, in tiefe Melancholie versunken, allem Genuß von Nahrung entsagten und als Opfer ihres hartnäckigen Entschlusses starben. Er selbst beobachtete ein zwölfjähriges Kind, das sich aus Verdruß, in der Klasse nur der zweite geworden zu seyn, erhenkte.

Referent möchte hinzusetzen: Schade! in diesem Knaben steckt ein Cäsar oder Napoleon; oder: vielleicht auch Schade, daß nicht dieser Knabe im Cäsar oder Napoleon gesteckt hat! Sie würden nur zwölf Jahre alt geworden seyn und Ströme von Blut wären nicht hinterdrein geflossen!

Das männliche Alter und der Eintritt in dasselbe, in welchem die Sorgen erwachen, das Leben ein Streit wird und die einmal ergriffene Laufbahn entweder Unehre darbietet, wenn den Pflichten des Amtes nicht volle Genüge geschieht, oder Gefahr, wenn mit Erfüllung der Schuldigkeit Glanz und Ruhm verbunden sind, dieses zwischen den zwei Klippen, Verachtung und Verfolgung, hindurch laufende Alter ist dasjenige, welches die meisten Fälle von Selbstmord aufzuweisen hat.

Am wenigsten ist das höhere Alter geneigt, die Neigung zum Selbstmord aufkommen zu lassen. Der Mensch, auf dieser Lebensstufe angelangt, geizt mit seinem Leben nicht minder als mit seinem Vermögen. Doch auch hier gibt es Ausnahmen. Diese Ausnahmen, heutzutag selten, sind im Alterthum desto häufiger gewesen in Folge des mächtigen Sektengeistes bei den Stoikern und den Brahmanen, die den Gebrechlichkeiten des Greisenalters durch einen freiwilligen Tod zuvorzukommen pflegten.

Die Weiber, mehr als die Männer zur Schwermuth neigend, leiden dennoch weniger vom Hange zum Selbstmord als diese, in dem Verhältniße wie 1 zu 3.

Ueber den schädlichen Einfluß der gar zu strengen oder zu weichlichen Erziehung, so wie über die unauslöschlichen der Eindrücke der in der Jugend eingeprägten ächt religiösen und moralischen Maximen sagt der Verfasser viel Treffliches.

Gleichwie das bis zur Tollheit getriebene Lesen der Romane, so ist auch die von Jugend auf zur Leidenschaft gewordene Musik, wenn die übrigen körperlichen Uebungen dabei versäumt werden; sehr geeignet, eine gefährliche Empfindsamkeit des

Charakters und das sogenannte nervöse Temperament, das so leicht zum Selbstmord führt, zu erzeugen. Es gibt gewiße Instruments und gewiße Lieder, die eben so geschickt sind, eine melancholische Stimmung hervorzurufen als sie zu verscheuchen. Besonders steht die Harmonika im Rufe, daß sie das Gemüth zum freiwilligen Tod stimme.

Selbst die Schauspiele sind nicht immer gefahrlos. Die Komödie bietet Anspielungen dar, die von sehr empfindlichen Personen — und dies sind ja die Candidaten der Melancholie und des Selbstmordes — auf sich bezogen werden. Und die Tragödie — wie sollte die ohne gefährliche Wirkung auf prädisponirte Gemüther bleiben, wenn von ihr die Selbstmorde eines Cato, einer Lukretia, einer Dido ꝛc. im Tugendglanze der erhabensten Handlungen dargestellt werden?

Der Einfluß des Klimas auf Erzeugung einer zum Selbstmord führenden melancholischen Stimmung ist zwar nicht ganz zu läugnen, doch auch lange nicht für so mächtig zu halten, wie man bisher glaubte. Selbst Montesquieu ist in Schätzung dieses Einflusses zu weit gegangen. Unter der Herrschaft der Römer war in Brittanien der Selbstmord etwas Unbekanntes. Erst in der Mitte des 16ten Jahrhunderts ward, laut der Geschichte, den Britten das erste große Beispiel des freiwilligen Todes durch einen von den Schotten gefangenen englischen Priester gegeben. Diesem Beispiele folgten die Selbstmorde des Smith und Mordant. Erst von jetzt an entstand in diesem düstern Eilande die Seuche der Wuth gegen das eigene Leben. Hat denn Italien nach der Schlacht von Pharsalus, die das Grab der römischen Freiheit und die Wiege der Selbstmörder geworden, eine Veränderung des Klima's erlitten? Offenbar liegen hier tiefere, in den verschiedenen Staatsverfassungen gegründete moralische Ursachen zum Grunde.

Der Sommer und Herbst sind die dem Selbstmorde gün-

stigsten Jahreszeiten, zumal ein feuchter, kalter, veränderlicher Herbst nach einem brennendheißen Sommer.

Außer der Onanie ist auch noch der Müßiggang, wenn er auf ein sehr geschäftvolles Leben folgt, wie bei verunglückten Kaufleuten und bei Soldaten im Friedensstande, eine häufige Ursache des Selbstmords.

Direkt wirkende Gelegenheits-Ursachen des Selbstmords sind die Leidenschaften. Die Liebe steht hier oben an. Nach der religiösen Manie führt das Delirium der Liebe am meisten zur Wuth gegen eigenes und, mehr noch als der Haß, gegen fremdes Leben. Selbst an Beispielen von ehelicher Zärtlichkeit, die in Selbstmord endete, fehlt es hier nicht. Eifersucht aus Liebe ist noch am allerfurchtbarsten an traurigen Erfolgen, bei Weibern zumal. Der Ehrgeiz schon an sich, noch mehr aber gekränkter Stolz, sind ganz dazu geeignet, zum Selbstmord zu führen. Beispiele aus der alten und neuen Geschichte werden hier angeführt. Häufiger aber spricht noch die Geschichte von Selbstmördern, die der Zorn verleitet hat. Die Leidenschaft des Spiels führt fast nicht minder oft zu einem ähnlichen tragischen Ende. Von den Wirkungen der Furcht, des Schreckens, der Angst und der Gewissensbisse zeugt ebenfalls die Geschichte mancher Selbstmörder. Daß häuslicher Verdruß und ehelicher Krieg, deren Wirkung anhaltend ist; insofern sich für sie nicht die Kraft des Sprichworts bewährt: „das Bett macht wieder alles wett", und deren Ende oft nicht abgesehen werden kann, ja, die oft noch überdies verhehlt und vor der Welt verläugnet werden müssen, während das Herz den tiefsten Kummer in sich verschließt, — den denkenden und rechtlichen Menschen mehr als den Wüstling und den Leichtsinnigen in die verzweiflungsvollste Lage stürzen, in der er endlich den Dolch gegen sein eigenes unglückliches Leben führet, ist eben so leicht begreiflich als erfahrungsmäßig.

Die Streiche des Unglücks, in deren Gefolge Traurig-

keit der Freunde, Undankbarkeit der Diener und Begünstigten und Rachgier der Feinde, sich, wie nothwendige Zugaben, einzustellen pflegen, sind zwar eine mächtige Ursache zum Selbstmord und die Geschichte weist nur zu viele Beispiele davon auf; dennoch ist das größte Unglück, an und für sich betrachtet, nicht immer der wahre Beweggrund zum Selbstmord. Es gibt Leute, die dem Verluste ihrer ganzen Habe Trotz geboten, und die dennoch eine Beleidigung ihres Ehrgefühls nicht zu überleben vermochten. Der erste Streich des Unglücks schwächte den Organismus und erzeugte eine unglückliche Prädisposition; ein zweiter Streich brachte diese zur Entwickelung. Jeder Entschluß zur wirklichen That hängt von nach einander folgenden Empfindungen ab.

Nun kommt die Reihe an die indirekt wirkenden Gelegenheits-Ursachen, deren Kraft und Häufigkeit man, nach des Verfassers Meinung, viel zu hoch angeschlagen hat, da doch ihre Wirkung im Vergleich mit der der direkt wirkenden oder der eigentlichen Cerebral-Ursachen fast verschwindet. So hat man z. B. dem übermäßigen Genusse geistiger Getränke eine große Macht in Erzeugung der Narrheit und des Selbstmordes zugeschrieben, auf Berechnungen, die in Frankreich und England angestellt worden, sich stützend. Jedesmal aber konnte der Verfasser die ihm vorgekommenen oder von ihm näher geprüften Fälle auf eine moralische Affektion zurückführen, die die wahre Quelle der Gemüthskrankheit darbot. Wichtig wird diese Untersuchung, insofern der ursprüngliche Sitz der Gemüthskrankheit dadurch aufgeklärt werden dürfte.

Eben so hat man den Einfluß der venerischen Krankheit und des Merkurs als physische Ursachen des Wahnsinnes mit Unrecht zu hoch angeschlagen. Moralische Ursachen sind hier im Spiele; es muß der ganze Charakter, die vorhergegangene Lebensweise, kurz das ganze bisherige Leben und der ganze Mensch, wie er bisher war, in Betrachtung gezogen werden.

Dies führt der Verfasser, was den bei den Freuden-Mädchen häufig vorkommenden Lebensüberdruß betrifft, sehr gut durch, wenn gleich nicht in der Allgemeinheit und mit der Kraft und Tiefe, wie es einige Jahre früher einem teutschen Psychologen, Herrn Heinroth, geglückt ist.

Je gefährlicher der moralische Schmerz ist, desto weniger gefahrvoll ist der physische Schmerz. J. J. Rousseau sagte sehr wahr: Man bringe sich um der Schmerzen des Podagra's willen nicht um. Was uns die Alten von den Stoikern erzählen, muß mehr dem moralischen Einflusse ihrer Lehre als den physischen Schmerzen zugeschrieben werden.

Was auch für eine Gelegenheits-Ursache einwirken, und welcher noch so schädliche Stoff in die ersten Wege eingeführt worden seyn mag, dadurch kann nur auf eine secundäre Weise Geisteskrankheit veranlaßt werden. Nur moralischen und psychischen Ursachen, d. h. der Verrichtung des Gehirns selbst, kann eine primäre Wirkung zukommen.

Unter den allgemeinen und im Großen auf Viele einwirkenden Ursachen kommt zuerst die Regierungsform in Betracht. Unter einem despotischen Gouvernement, dessen Natur darin besteht, den Schwung der Leidenschaften zu unterdrücken, gibt es wenig Narren und wenig Selbstmörder, ausgenommen zur Zeit der unglücklichen Krisis, wo die Freiheit im Despotismus untergeht. Der militärische Kastengeist, Verachtung des Todes einflößend, begünstigt die Entstehung des Selbstmordes, doch nicht im Felde, sondern in der Garnison, wenn die Ruhe des Friedens alle die Leidenschaften wieder aufkeimen läßt, welche die Liebe des Ruhms und der Durst nach Thaten während der Feldzüge erstickt hatte.

Die republikanische Verfassung begünstigt, indem sie den Leidenschaften freien Spielraum läßt, die Entstehung der Gemüthsleiden so wie des Selbstmordes. Die Schweizer Cantone bilden hier eine Ausnahme.

Politische Erschütterungen und Revolutionen bieten, nicht sowohl während der Zeit der Stürme selbst, was merkwürdig ist, als vielmehr zu jener Zeit, wo sie bevorstehen und noch mehr dann, wann sie vorüber sind und Ruhe an ihre Stelle getreten ist, die allergünstigsten Bedingungen zum Ausbruch des Wahnsinns und des Selbstmords dar. Die Aufklärungen, die hier der Verfasser gibt, sind Resultate der furchtbarsten und einflußreichsten aller Catastrophen.

Indem durch die Fortschritte der Geisteskultur die Verrichtungen des Gehirns nur immer vervielfältigt und in ihrer Thätigkeit erhöht werden, die Anstrengungen des Geistes bei der großen Concurrenz der Gelehrten fast ans ungeheure gränzen und die Leidenschaften und Begierden, je schwerer ihre Befriedigung wird, nur desto heftiger hervorbrechen, kann es nicht fehlen, daß nicht die Civilisation eine große Rolle in Veranlassung von Selbstmorden und Gemüthskrankheiten spiele. England, Frankreich, Italien und Teutschland zählen die meisten Selbstmorde, während dagegen die Wuth gegen sein eigenes Leben in dem weiten Reiche der Czare fast ganz, ja in der Gegend von Casan durchaus unbekannt ist und die Erzählungen davon für eine Fabel gehalten werden.

Doch die mächtigste aller Ursachen eines freiwilligen Todes ist und war jederzeit und aller Orten der religiöse Fanatismus. Alle Völker, durch die Lehre Plato's, Odin's, der Druiden und Mahomets von dem Glauben an ein künftiges Paradies, den Sammelplatz der Heroen, beseelt, — die Griechen, Geten, Germanen, Brittanier, Gallier und Araber, — lernten auch den Tod verachten. Aber daß das Christenthum, dessen Bemühungen alle dahin gehen, den Leidenschaften den Zügel anzulegen und Geduld und Unterwerfung unter den göttlichen Willen, auch im größten Unglücke, einzuflößen, — daß das Christenthum nicht vor dem Selbstmord schütze, — was macht das? — Nicht das Christenthum, der Fanatismus thut es!

Aber auch Irreligion führt häufig zum Selbstmord; ja selbst der bloße Zweifel an einem künftigen Leben. Wie sollte auch eine bloß zweifelnde Hoffnung in der einen Waagschale, gegen eine Wirklichkeit, gegen ein gegenwärtig schmerz- und kummervolles Leben in der andern, einen günstigen Ausschlag geben können?

Jetzt kommt die Reihe an den philosophischen Sektengeist. Die Lehrsätze der Stoiker, der Brahmanen und Gymnosophisten werden hier aus einander gelegt und gemustert, die äusseren freilich mit dem Maaßstabe der, den Franzosen so einleuchtenden, epikureischen Philosophie, die, im übrigen allerdings mit vollem Rechte, den Selbstmord als lächerliche Thorheit hinstellt. Aber können die erhabenen Lehrsätze Zenos, die hier in Bruchstücken entstellt wie am Pranger dastehen, mit der göttlich-milden Lehre des Evangeliums nicht das gemeinschaftlich haben, daß es dort wie hier Fanatiker gab? Und kann man auch dort nicht fragen: that es die Stoa oder that es der Fanatismus in der Stoa?

Daß mit dem Sittenverderbnisse die Zahl der Selbstmörder zunehme, wird historisch erwiesen durch das Beispiel des altjüdischen Volkes, der Griechen und Römer. Die Ursachen der so auffallenden Häufigkeit der Selbstmorde bei den Römern seit der Schlacht bei Pharsalus werden genau und schön auseinander gesetzt.

Nun folgt eine Untersuchung über die Ursachen des in England seit der Mitte des 16ten Jahrhunderts so entsetzlich häufig gewordenen Selbstmordes. Skeptizismus auf der einen, religiöser Fanatismus, bewirkt durch den Sektengeist, auf der andern Seite; überdies die glänzenden, mit gierigem Beifall gelesenen Apologieen des Selbstmordes von Donne, Bloun, Gildon und mehreren Journalisten, die auf die Geister der Britten einen eben so mächtigen Einfluß ausübten, als einst Agesias auf die Gemüther seiner Schüler in Egypten

unter der Regierung des Ptolemäus; nebenbei das düstre neblichte Klima, — die Häufigkeit politischer Erschütterungen, der Schwung der Leidenschaften, das Wagniß weit gehender Speculationen, der Müßiggang der Reichen, selbst die Trunksucht, deren sich die Ersten im Staate nicht schämen, und endlich die Wichtigkeit, die der öffentlichen Meinung beigelegt wird, — werden als die vorzüglichsten Ursachen angegeben.

In Frankreich kommen in neuerer Zeit zu mehreren der oben genannten, auch diesseits des Kanals statt findenden Ursachen der so schrecklichen Ueberhandnahme der Selbstmorde noch neue moralische und physische hinzu: die allgemeine Unthätigkeit nach vorausgegangenen gefahrvollen, kühnen Unternehmungen, der Stoß entgegengesetzter Interessen so wie die Feindschaft der Partheien, die Meinungsverschiedenheit in der eigenen Familie, das Wachsthum des Luxus und der Bedürfnisse, die Unbeständigkeit der gesellschaftlichen Stiftungen und die Wandelbarkeit der öffentlichen Meinung — bei tief verwundeter, weibisch reitzbar gewordener und entnervter physischer Constitution, die, unfähig geworden zum vollen Genuß, die lüsterne Existenz zur Qual macht.

Nach einer beigefügten Tabelle belief sich im Jahr 1817 die Zahl der versuchten und vollbrachten Selbstmorde im Departement der Seine auf dreihundert ein und funfzig; und zwar waren derselben durch Sturz neun und dreißig, durch Erhenken sechs und dreißig, durch schneidende Instrumente drei und zwanzig, durch Feuergewehr sechs und vierzig, durch Vergiftung zwölf, durch Kohlendampf fünf und dreißig, durch Ersäufen hundert sechzig. — Die Beweggründe waren: Liebe bei zwei und zwanzig, Krankheiten und häuslicher Verdruß bei hundert acht und zwanzig, schlechte Aufführung bei fünf und vierzig, Mangel und Verlust bei neun und achtzig, Furcht vor Strafe bei funfzehn, unbekannte Beweggründe bei zwei und funfzig.

Bei dieser Gelegenheit sucht der Verfasser die Behaup-

tung des Dr. Burrows zu widerlegen, die dieser in seiner Inquiry relative of to insanity 1820, aufgestellt hat, und welcher zufolge der den Engländern gemachte National-Vorwurf von größerer Geneigtheit derselben zur Melancholie und zum Selbstmord eine wahre Verläumdung seyn soll, die hauptsächlich durch des Dr. Cheyne's Traktat von der englischen Krankheit, die er mit dem neuen Namen Spleen belegt habe, veranlaßt worden sey, da England in Hinsicht der Geneigtheit seiner Geister zum Wahnsinn weder Frankreich noch Teutschland den Rang streitig mache. Uns. Verfaßer nimmt die Vertheidigung der Köpfe seiner Nation gegen die ihnen von dem Engländer zugedachte Ehre, die größeren Narren zu seyn, über sich. Indem er jedoch in seiner Vertheidigung blos der französischen, und nicht auch freund-nachbarlich der teutschen Ehre sich annimmt, so wollen auch wir nicht die Alliirten des Franzosen gegen den Engländer machen, sondern neutral bleiben und darum den Streitgründen des erstern den Uebergang in unsere Relation verwehren.

Mit einer interessanten Untersuchung über die Langeweile und das taedium vitae schließt sich das Kapitel der Ursachen des Selbstmordes.

## Symptome und Verlauf.

Nach des Verfassers Beobachtungen ist das gegen das eigene Leben gerichtete Delirium so wie die Melancholie, von der jenes oft nur die letzte Stufe bildet, zwiefacher, einander entgegen gesetzter Formen fähig: die eine wird durch eine in sich verschlossene tiefe Traurigkeit, einen Zustand von Kleinmuth und Furcht und eine ganz besondere Neigung zur Einsamkeit bezeichnet, die andere durch eine heftige, sowohl physische als psychische Erregung. Die letztere Art entsteht plötzlich in Folge des Sturmes irgend einer Leidenschaft; daher die sie bezeichnenden Symptome eben so verschieden sind als die den Entschluß bestimmenden Leidenschaften. Hier wird

der Selbstmord gewöhnlich eben so geschwinde ausgeführt als beschlossen.

In der andern Form ist der Verlauf des Wahnsinnes langsamer. Der gute Beobachter kann dessen Kennzeichen auffassen und dessen Fortschritte hemmen. Die Gesichtszüge sind äusserst beweglich und haben etwas konvulsivisches. Nachdem der Lord M. dem berühmten Stuart, dem treuen Maler der geheimsten Leidenschaften, den Auftrag ertheilt hatte, den Bruder des Lords zu malen, und der Lord das Portrait zu Gesicht bekam, so schrie er laut auf: das stellt nicht meinen Bruder vor, das gleicht vollkommen einem Verrückten! Der Maler hatte nun in einem zweiten Gemälde den Bruder noch ähnlicher getroffen, und als es dem Lord abermals vorgezeigt wurde, so rief er noch unwilliger aus: hier sieht ja mein Bruder noch weit wahnsinniger aus als im ersten Portrait. Drei Wochen später hatte sich dieser Bruder eine Kugel durch den Kopf gejagt. — Das Gesicht solcher Menschen ist gewöhnlich roth, die Conjunctiva wie eingespritzt, die Hals- und Schlafarterien sieht man pulsiren. Der Kopfschmerz, der fast immer die Unglücklichen quält, ist zwar veränderlich in Hinsicht der Heftigkeit sowohl als des besondern Sitzes, doch ist die Stirne, z. mal über der Nasenwurzel, gewöhnlich der Ort, wo der Schmerz am heftigsten ist. Es ist Schlaflosigkeit da. Die Empfindlichkeit ist bald ganz abgestumpft, bald ungemein erhöht, bald die Empfindung von Eiskälte, bald die von grosser Hitze über den ganzen Körper oder auch nur in gewissen Theilen zugegen.

Mehrere Melancholiker können die Angst, die sie einige Zeit vor dem Versuch des Selbstmordes empfanden, nicht schrecklich genug schildern; andere fühlten sich hingegen wahrhaft beseligt und gingen begeistert dem beschlossenen Tode entgegen als einem Hafen des Schutzes gegen all ihr Unglück. Ein solches Beispiel wird erzählt.

Unabhängig von den auf das Gehirn sich beziehenden

Symptomen bemerkt man noch ziemlich häufig einige, gewöhnlich doch sehr leichte, Verletzungen in den Funktionen der Eingeweide des Unterleibs und der Brust; einige gastrische Beschwerden, so wie die Hypochondrien ungewöhnlich heiß, etwa auch hart, gespannt und schmerzhaft. Doch ist das letztere Symptom so wenig beständig, daß noch in Frage steht und im Verfolge dieses Werkes noch untersucht wird, ob man mit Recht oder Unrecht die Leber oder Milz, wie man bisher fast allgemein gethan, als die urspüngliche Quelle der Geistesverwirrung betrachten dürfe. Die Brust ist manchmal beengt, öfter jedoch, während der Dauer der Paroxysmen, gehen ihre Verrichtungen mit erhöhtem Nachdruck vor sich, der Herzschlag ist kräftiger, häufiger, stürmisch, das Athemholen desgleichen.

Der Gang derjenigen Art des zum Selbstmord führenden Deliriums, die mit Heftigkeit der Erregung verbunden ist, ist viel rascher als der der entgegengesetzten Form. Selbst die Vorhersagung lautet dort günstiger. Denn wenn die Neigung zum Selbstmord nicht in wirklichen Wahnsinn übergeht, so hört sie gewöhnlich mit der wirkenden Ursache auf. Wahr bleibt es jedoch immerhin, daß eben diese Form sehr leicht den intermittirenden Typus annimmt, daß sie auf die geringfügigsten Ursachen wiederkehrt und nach mehreren Anfällen habituell werden kann.

Kann man sich mit kaltem Blute das Leben nehmen? Gegen diese hie und da bejahend vorgetragene Behauptung eifert der Verfasser mit triftigen Gründen. So hoch es auch einer in der Verstellungskunst gebracht haben mag, um seine Verzweiflung äußerlich zu verbergen, so sehr sich auch die Beobachter dadurch täuschen lassen mögen, — die äußern Zeichen eines so heftigen Seelenschmerzes können nicht fehlen. Man richte nur seine Aufmerksamkeit auf die Athemzüge, man lege seine Hand auf das pochende Herz solcher Meister in der Verstellungskunst, und man wird sein erstes Urtheil über ihre Kaltblütigkeit zurück-

nehmen; oder man verfolge, wo man dieser Hülfsmittel beraubt ist, nur die weiteren Spuren des so schrecklichen innern Kampfes! Jener Spieler, dessen Kaltblütigkeit bei dem Verluste einer beträchtlichen Summe die Bewunderung aller erregt hatte, besudelte bald darauf seine Hand mit dem Blute seiner eigenen mit Verzweiflung ringenden Brust. Selbst der große Cato starb nicht mit kaltem Blute den Tod für die Freiheit. In der letzten Unterredung mit seinen Freunden wird seine Stimme rauher, gröber; gegen seine Diener stößt er die rohesten Schimpfworte aus; er entrüstet sich über einen seiner Sclaven in dem Maaß, daß er ihm mit der Faust ins Gesicht und die Zähne einschlägt, seine eigene Hand mit dessen unschuldigem Blute besudelnd; er schreit laut auf: sein Sohn und seine Treuen wollten ihn lebendig dem Feinde überliefern &c. War das wohl die gefeierte Kaltblütigkeit des stoischen Weisen oder aber Wahnsinn des Egoisten?

Man hat oft die Frage abgehandelt, ob der Selbstmord eine Handlung des Muthes sey? Schon die Alten haben einen scharfen Unterschied zwischen dem niederträchtigen, unedlen, und dem ruhmwürdigen, philosophischen Selbstmord aufgestellt. Aber dem Seelen-Adel kann wohl die Handlung selbst nicht angehören; ihr Glanz ist nur entlehnt vom Glanze der vorangegangenen tugendhaften Handlungen des Selbstmörders oder von dem des entfernten edlen Beweggrundes. Bei großartigen Seelen so gut wie bei feigen muß erst eine Veränderung vor sich gehen, die sie beide zu dem gemeinschaftlichen Resultate führt: Verzweiflung und Wahnsinn. Wenn auch nicht geläugnet werden kann, daß eine gewiße Seelenstärke erfordert werde, freiwillig in den Tod zu gehen, so ist es doch nicht minder wahr, daß wahrer Muth höher stehe und der Seele eine Kraft verleihe, den größten Schmerzen mit Standhaftigkeit zu trotzen.

Die, durch in sich verschlossene Traurigkeit charakterisirte Neigung zum Selbstmord ist seltener ursprünglich als vielmehr

nur die letzte Frist der Melancholie. Es ist schon oben bemerkt worden, daß der Mensch nicht immer unter dem ersten Streich des Unglücks erliege; es gibt einen Triumph der Vernunft, den er seiner besondern Constitution, den Umständen, unter denen er sich befindet, der Ideen-Verbindung und hauptsächlich den früh eingesogenen moralischen und religiösen Maximen zu verdanken hat. Aber der heftigen Leidenschaft, dem harten Unglücksfalle, dem moralischen und physischen Schmerze auf eine Zeitlang widerstanden zu haben, führt noch nicht die Bürgschaft mit sich, daß man ihren schrecklichen Einwirkungen gänzlich entgangen sey. Ein solcher beklagenswerther Kämpfer fällt endlich in tiefe Melancholie, die Welt bietet ihm keine Reitze, keinen Trost, vielmehr nur Langeweile oder widrige Aufregungen dar. Er meidet die Gesellschaften, sucht Einsamkeit und Finsterniß; und hier in tiefer Stille überläßt er sich den finstersten Vorstellungen, die seine ganze Aufmerksamkeit fesseln. Erst jetzt entsteht in ihm entweder plötzlich der Entschluß zu sterben, dem die That rasch nachfolgt; oder er wird nun stufenweise mit dem Gedanken an seine Selbstzernichtung vertrauter. In solch einer finstern Stimmung des Gemüthes, meint Referent, darf nur noch Mark Aurels glänzende Todesbetrachtung hinzukommen, und der Unglückliche macht seinen Leiden mit einemmal ein Ende. „Der Tod ist das Ende des Krieges, den unsere Sinne unter einander führen; er ist die Ruhe aller heftigen Bewegungen, die die Begierden in uns erregen; er ist der Feiertag aller Bekümmerniß des Geistes und aller Sorge um den Körper.“

Trefflich zeichnet der Verfasser die Symptome dieses letzten Stadiums der in Wahnsinn übergegangenen Schwermuth und die Entwickelung der hier statt findenden Hallucinationen. Der Unglückliche darf nur von ohngefähr ein kleines Seil in seiner Kammer gewahr werden, augenblicklich überredet er sich, daß es eine geheimnißvolle Bedeutung habe und seiner Feigheit

zum Spott da hänge. Alle Vorsorge der Verwandten und Freunde, um ihn an der Ausführung seines Vorhabens zu hindern, gilt ihm nur für Schein und für einen stillen Fingerzeig, wie er dazu gelangen könne.

In die Klasse dieser Bedauernswürdigen, die nur nach langem Kampfe mit den Vorschriften der Moral und der Vernunft, endlich erliegen, gehört auch der Philosoph von Genf. Aus der Combination von Rousseau's furchtsamem, kleinmüthigem, argwöhnischem Charakter mit ein und der andern unzweideutigen Stelle seiner unsterblichen Werke, und mit den seinem plötzlichen schmerzhaften Tode unmittelbar vorangegangenen Umständen, die hier näher aus einander gesetzt werden, geht die unwidersprechliche Gewißheit hervor, daß er sich vergiftet habe.

Mehrere Schriftsteller haben den Satz aufgestellt, daß die mit der Neigung zum Selbstmord Behafteten diejenige Todesart erwählen, welche mit ihrem gegenwärtig leidenden Zustande am meisten harmonire; daß z. B. diejenigen, die von innerer Hitze gequält werden, den Tod in den Wellen suchen, Andere, von Beschwerden des Athemholens niedergedrückt, sich die Gurgel abschneiden ꝛc. Die Wahrheit dieser Angabe kann aber nur äußerst selten erwiesen werden. Diese Unglücklichen wählen in der Regel dasjenige Mittel, das am schnellsten und am wenigsten schmerzhaft zu wirken scheint. Es gibt solche, denen das erste beste Mittel gut genug ist, so sehr sind sie von der unglücklichen Idee und dem Gedanken des Todes bezaubert. Nicht sehr selten sind inzwischen die Unglücklichen von einer besondern Vorliebe für diese oder jene Todesart, für dieses oder jenes Instrument beherrscht, und wo die Gelegenheit dazu fehlt, verschieben sie lieber ihr Vorhaben. Der eine, voll Abscheu gegen blutige Scenen, will nur ertrinken; einem Andern, etwa dem Wasserscheuen, gefällt das Hinabstürzen und Zerplatzen; einem dritten, der dem Aufsehenerregen feind ist, gelüstet es blos

nach Gift und Verhungern; manche, die das Glänzende lieben, ziehen das Pistol und den Dolch, wovon jedoch das schöne Geschlecht seltern Gebrauch macht, allem andern vor. Und so geschieht es, daß öfters das Instrument, das täglich gehandhabt wird, als dem Geschmack nicht zusagend, ungewählt bleibt.

Man hat aus der hinterlistigen Geschicklichkeit, mit der diese Unglücklichen in Ausführung ihres Entschlusses ihre Aufseher zu hintergehen wissen, auf die Unverletztheit ihrer Geistesverrichtungen schließen wollen; als wenn es nicht das Eigenthümliche aller Melancholiker wäre, ihre irren Ideen richtig unter einander zu verbinden und auf falsche Prinzipien ein gesundes Raisonnement zu bauen!

Während und kurz vor dem Monatsflusse kommen, wegen der damit verbundenen Aufregung, die Versuche der Frauenzimmer zum Selbstmord häufiger vor, als zu andern Zeiten.

Von dem gegenseitigen Selbstmord je zweier Liebenden werden mehrere Beispiele angeführt, und bei dieser Gelegenheit wird viel treffendes über überspannte Romane gesagt, so wie auch über den Spleen der Reichen in England und über das ascetische Delirium nähere Auskunft ertheilt.

Aus dem ganzen Gemälde des Seelenzustandes, der zum Selbstmord führt, ergibt sich, daß er in einem Delirium bestehe. Auch gehören die Unglücklichen, die unter der Bürde des Lebens erliegen, fast beständig Familien an, wovon ein und das andere Mitglied ein Opfer irgend einer Gemüthskrankheit gewesen ist. Aber welche Unschlüßigkeiten bezeichnen auch den Zustand derjenigen, die mit dem Gedanken ihrer Selbstzerstörung umgehen; welche Kämpfe, welche Anstrengungen, um sich dazu zu entschließen und um diesem wahnsinnigen Entschluß den Anstrich der Kaltblütigkeit und der Vernunftmäßigkeit zu verleihen! Unnatürlicher Zwang, Eitelkeit, Stolz, Selbstgefälligkeit und die elendesten Anliegen führen bei diesem grauenvollen Entschluß den Vorsitz.

Die Gemüthsstimmung zum Selbstmord ist nicht blos eine Varietät oder Complication der Melancholie. Auch die Manie, das Fieberdelirium, die Hypochondrie und selbst der Blödsinn können, wie Erfahrungen es beweisen, mit diesem argen Vorsatze verknüpft seyn. Zwar beruht der Beweggrund zum Selbstmord, während des Anfalles der Manie, meistens auf einer Sinnestäuschung: der eine stürzte sich hoch herab, indem er fliegen zu können glaubte; ein anderer machte den nämlichen Versuch zum Fenster hinaus, aber bloß in der Meinung, der Boden seines Zimmers und das Pflaster draussen seyen gleich hoch gelegen und der Sturz sey nur ein kleiner Sprung. Ein dritter warf sich in den Fluß, und erzählte nachher, wie er den Wasserspiegel für einen wirklichen großen Spiegel gehalten habe, den er in tausend Stücke zerbrechen wollte. In allen diesen Fällen ist die Handlung keine freiwillige und es kann also auch hier von keinem wirklichen Selbstmorde die Rede seyn. Aber anders verhält es sich bei dem bevorstehenden Anfalle der intermittirenden Manie. Hier haben die Unglücklichen die Erfahrung der vorangegangenen Anfälle vor sich, und können die Vorboten des künftigen beurtheilen. Aber wie verzweiflungsvoll muß auch die Lage eines Menschen seyn, der weder rückwärts noch vorwärts sehen kann, ohne das Grab seiner Vernunft offen zu erblicken! Auch in der Genesungsperiode, nach überstandener Manie, wirkt das Gefühl der Schande, verrückt gewesen zu seyn, und die Gewißheit, das frühere Zutrauen der Leute verscherzt zu haben, so wie das Andenken an die vorigen Verirrungen und die stete Furcht, in den nämlichen schrecklichen Zustand zurückzufallen, oft noch furchtbar genug, um zu einem freiwillig und mit Bewußtseyn vollzogenen Selbstmord zu vermögen.

Das fieberhafte Delirium betreffend bemerkt der Verfasser im Vorbeigehen, daß dasselbe zwar den nämlichen Charakter annehmen könne, der die Manie oder die Melancholie oder den Blödsinn bezeichnet; er warnt aber vor dem Schluße, daß

es ein nur kurz dauerndes Irreseyn seye. Die nächste Ursache des Irreseyns sitze allemal im Gehirne, und dieses sey dann ursprünglich krank; im acuten Delirium leide das Gehirn nur zufälligerweise.

Beim stets mit dem Gedanken an seine theure Existenz beschäftigten Hypochondristen ist zwar weniger Gefahr des Selbstmordes vorhanden; und, wo er einen solchen Entschluß merken läßt oder gar sich damit groß macht, geschieht es nur, um die ihn umgebenden Personen zu plagen oder sie zu größerer Sorgfalt aufzufordern und ihre innigere Theilnahme zu gewinnen, oder endlich um den Verdacht von Feigheit van sich abzulehnen; aber nichts destoweniger kann auch ihn das Delirium der Eigenliebe einholen, und der Gedanke von Unheilbarkeit seines Uebels ihn den dem Hang zum Selbstmord überliefern.

Im Blödsinn endlich ist die Neigung zum Selbstmord nur dann bemerkt worden, wenn Schwermuth, nach wiederholten Anfällen, in ihn übergegangen war.

In der schrecklichsten Form erscheint der Hang zum Selbstmord da, wo er die Wirkungen der Verzweiflung auch auf andere unbekannte, oft gar auf die theuersten Personen überträgt, wo sich die Sucht des Selbstmordes mit der des Menschenmordes paart. Die hier erzählten vielen Beispiele erregen Schauder. Bei mehreren lag irriges Urtheil über die Natur des Verbrechen zum Grunde: um die gewiße Rache des Himmels, wenn sie sich selbst umbringen würden, von sich abzuwenden, suchten die Unglücklichen durch einen absichtlichen Menschenmord dem rächenden Schwerdt des weltlichen Richters entgegen zu eilen, in der Meinung, daß sie die Sünde dieses Mordes durch verdienstliche Reue und Büßung der Todesstrafe abwaschen, und, so im Innern gereinigt, dem gewünschten Tode auf gesetzlichem Wege in die Arme geliefert würden. Mancher andere wurde der Mörder seiner Lieben und Angehörigen aus überzarter Besorgniß, sie möchten eben so unglücklich werden als

er selbst. Wo sich zu solch einer gar zu zarten Liebe noch Eifersucht hinzugesellte, da stiftete der Bund beider Leidenschaften auch gedoppelten und mehrfachen Mord.

Epidemischer Selbstmord. Die meisten dieser Epidemieen fielen in einen sehr heißen Sommer, nach großen sich allgemein verbreitenden Unglücksfällen. Im Julius und August des Jahrs 1806 zählte man in Kopenhagen, wo damals der Handel ins Stocken kam, mehr als dreihundert, im verhängnißvollen Jahre 1793 in Versailles dreizehnhundert Selbstmorde.

Die Vorhersagung betreffend, so ist die Neigung zum Selbstmord dann am wenigsten hartnäckig, wenn sie sich zum Anfang der Manie oder der Melancholie gesellt, zumal, wenn zu dieser Zeit die Kranken den Hungertod sterben wollen. Eine Reitzung des Magens und der Gedärme durch ein Brech- oder Abführungsmittel ist dann oft hinreichend, um eine, auch psychisch heilsame, Ableitung zu bewirken.

Plötzlich in Folge einer heftigen Leidenschaft entstandene Stimmung zum Selbstmord wird oft radicaliter geheilt. Auch kann sich diese unnatürliche Stimmung durch Ausleerungen und kritische Auswürfe verlieren.

Man hat mehrere Beispiele, daß Personen, die vom Scheintode durch Erstickung wiederhergestellt worden, alle Gedanken an Selbstmord aufgegeben haben. Dennoch stimmt der Verfasser nicht mit Fodere überein, der den Erstickungsversuch als Heilmittel vorgeschlagen hat.

Der Spleen endet oft, gleich dem Heimweh, mit einer Art Auszehrung.

Bei den Leichenöffnungen fand der Verfasser sehr selten Verletzungen der Leber. Er legt ein Gewicht auf diesen Umstand, weil die meisten Aerzte gerade von den Krankheiten der Leber fast alle Formen der Melancholie, zumal diejenige, die von der Stimmung zum Selbstmord begleitet ist, herzuleiten und ihre Heilindicationen auf eine falsche Voraussetzung zu grün-

den pflegen. Auch die Gallensteine, die Fourcroy zuerst bei Selbstmördern häufig gesehen haben will, finden sich nicht häufiger als in den andern Fällen von Melancholie. Esquirol war der erste, der auf die schiefe, ja perpendiculäre Lage des Queergrimmdarms aufmerksam gemacht hat. Der Verfasser sah diese Beobachtung in zwei Fällen und Desgenettes in einem Falle bei Selbstmördern bestätigt. Osiander fand die Gedärme mit chronischer Entzündung behaftet. Corvisart bemerkte Abweichungen, die auf verletzte Verrichtungen des Herzens deuten. Verwachsungen des Herzbeutels mit dem Herzen sind nicht selten. Galls Behauptung, daß die Hirnschaale der Verrückten und zumal der Selbstmörder fester und dichter sey, ist sehr übertrieben. Die Hirnhäute, zumal die weiche Haut, bieten, nach dem Verfasser, häufig die Spuren von erlittener Reitzung dar. Joseph Frank und Esquirol haben aber auch in den Leichen von Selbstmördern gar nichts Widernatürliches gefunden.

In der Untersuchung über den Sitz der Krankheit, woran die Selbstmörder litten, theilt der Verfasser nicht die Meinung fast aller Aerzte, die, wie er sagt, der Manie und der Melancholie verschiedene Sitze anweisen. Er hält daher auch die so vervielfältigten Unterabtheilungen, wie erotomania, daemonomania, lycanthropia, zoanthropia, panophobia, nostalgia rc. für sehr unwichtig, indem dadurch bloße Symptome zu verschiedenen Krankheiten erhoben würden. Die Verschiedenheit der Arten und Varietäten des Wahnsinns hänge aber in der That nicht von einer verschiedenen krankhaften Beschaffenheit des Hirnorgans, sondern einzig von der Verschiedenheit der Sitten und Gebräuche, der vorherrschenden Ideen dieses oder jenes Landes oder Jahrhunderts, von dem Einflusse der Erziehung, der Religion rc. ab. Wenn auf der Küste Malabar die Wittwen sich auf den Scheiterhaufen ihrer Männer stürzen, wenn auf der Insel Sangor, an der Mündung des

Yogis, mit Blumen gekrönte, in Scharlach gekleidete Fanatiker, zu Ehren der Göttin Kali, sich von geheiligten Haifischen fressen lassen, so geschieht das, weil jene Wittwen, wenn sie ihre Männer länger überleben, für ehrlos erklärt, und jene Hindus, wenn sie queer durch den Fluß gegangen und von dem heiligen Rachen der Unthiere verschont bleiben, ihres hohen Kastenranges entsetzt werden. Bei Entstehung des Christenthums ward die religiöse Manie erst recht häufig. Die Unwissenheit und der Aberglauben des Mittelalters ließen die Dämonomanie und ihre verschiedenen Abarten zum Vorschein kommen. Nachdem Calvin aufgetreten, sah man erst recht häufig das ascetische Delirium. Der ritterliche Geist, der von den Kreuzzügen her zurückblieb, erweckte die Erotomanie. In der neuesten Zeit, seit in Frankreich die Polizey als mächtiges Agens auf die Geister wirkt, sieht man in den Spitälern und Irrenhäusern Polizey-Gespenster ihr Wesen treiben. Die religiöse und die Liebesraserei sind häufiger in Italien; der Selbstmord ist es in England und neuerlich auch in Frankreich. Braucht es noch weiter Zeugniß, frägt der Verfasser, daß der wahre Grund dieser verschiedenen Aeußerungen des Wahnsinnes in der Verschiedenheit der Sitten, Gebräuche und des National-Charakters, so wie in der Wirkung einiger besonderer Ursachen, die wir oben schon durchgegangen haben, enthalten sey? Also fällt auch der Sitz der Krankheit, woran der Selbstmörder litt, mit dem Sitze der Narrheit überhaupt in eins zusammen.

Daß nun dieser ursächliche Krankheitssitz oder die nächste Ursache sowohl der Verrücktheit überhaupt, als auch der Stimmung zum Selbstmord insbesondere, nicht in den Gebilden des Unterleibs, sondern nur in den Werkzeugen der intellectuellen und moralischen Vermögen liegen könne, und daß daher das Gehirn das ursprünglichlich leidende Organ sey, die Verletzungen der übrigen Organe aber nur äußerst selten statt finden und dann nur als entfernte Ursachen betrachtet werden dür-

sen, — dies zu erweisen, geht nun der Verfasser in eine lange Untersuchung ein, in der wir ihm, um nicht gar weitläufig zu werden, nicht mehr genau folgen können. Doch ein und der andere seiner wichtigsten Gründe mag hier kurz berührt und erwogen werden.

Der Verfasser sagt: „Wenn es wahr ist, daß die Erblichkeit der Stimmung zum Selbstmord von der Vorherrschaft der Empfindlichkeit und von der Qualität der Empfindungen abhängt, so ist auch der Schluß ganz natürlich, daß die krankhafte organische Abweichung in dem Organ der Empfindungen, der intellektuellen und moralischen Vermögen, und nicht in den, der Ernährung gewidmeten, Werkzeugen, in Leber, Milz und den Gedärmen ꝛc. liegen müße.“ Aber, wir fragen hier den Verfasser, ob sein, dem Schein nach allerdings wahrer und einfacher, Beweisgrund nicht ein erschlichener sey? Wo ist denn von ihm und von Andern erwiesen worden, daß die Leber und Milz keine andere Beziehung, als blos die zur Ernährung haben? Und gehört nicht bis jetzt noch die Erkenntniß der vollständigen Leber- und Milzverrichtungen unter die physiologischen pia desideria? Ihre psychische Beziehung hat unser Nasse zuerst ins klare Licht gestellt. Doch die Geistesprodukte der Teutschen bleiben, wenigstens in den ersten vierzig bis funfzig Jahren, für die Franzosen so viel als nicht geboren; dafür sind aber auch die französischen mit dem Strafzeichen der nationalen Einseitigkeit belegt.

Der Verfasser sagt weiter: „Im Mannsalter entsteht die Neigung zum freiwilligen Tod bei weitem am häufigsten, weil jetzt die Sorgen aufwachen, weil sich die gefährlichsten Leidenschaften entwickeln, weil der Geist, ich will sagen das Gehirn, zu den beschwerlichsten Anstrengungen aufgefordert wird.“ Ist das nicht ein offenbarer Zirkelschluß? Um zu beweisen, daß das Gehirn der ausschließliche ursächliche Sitz der Geistes- oder Gemüthskrankheiten sey, legt er, was erst als Schluß her-

vorgehen sollte, schon in den Vordersatz hinein. Er zwingt erst den ganzen Geist ins Gehirn hinein, und deducirt dann daraus, daß das Gehirn das einzige Organ des Geistes seyn müße. Wohnen denn, unserer innersten Empfindung nach, eben jene Leidenschaften und Triebe nicht vielmehr im Herzen und der Leber, als im Kopfe? Die Leidenschaft der Liebe z. B. ist eine Affektion des Herzens und etwas ganz anderes als ein logischer Akt des Kopfes.

Indem der Verfasser durch vielfache Beobachtungen auf eine schöne Art darthut, daß physische Einflüße nicht hinreichen, um Gemühtskrankheit zu erzeugen, sondern daß man bei genauer Untersuchung allemal auf eine moralische Ursache, als das wesentlich Bedingende, zurück kommen könne, so täuscht er sich selbst, wenn er diese moralischen Ursachen zu solchen macht, die ausschließlich auf das Gehirn und nicht auch auf Herz, Leber rc. wirken; und sein, dem ersten Schein nach gegründeter, Triumph über die neue evidente Wahrheit, die er hier vortrage, zerschmilzt zuletzt in ein unlogisches Wortspiel mit dem Begriffe Cerebralursache, der ihm ein völlig gleichbedeutender ist mit dem Begriffe moralische Ursache.

Einen, wenn auch nur scheinbaren, Einwurf gegen die Lehre von der psychischen Beziehung des Herzens, der Leber rc. darf jedoch Referent hier nicht unterdrücken, da dieser Einwurf, wenn er anders Grund haben sollte, der Sache unsers französischen Gehirnlehrers doch noch das Wort sprechen könnte.

Referent geht von denjenigen Fällen aufgefundener Regelwidrigkeiten des Herzens aus, bei denen keine Gefühlsverstimmungen beobachtet wurde, so wie von den Fällen von beobachteten Gefühlsverstimmungen ohne vorgefundene Regelwidrigkeiten des Herzens. Dem aus dieser doppelten Reihe von Fällen herzuleitenden Einwurf gegen die psychische Beziehung des Herzens steht die scharfsinnige Bemerkung entge-

gen: „daß nicht die Veränderung in Stoff und Form allein, sondern auch die bei psychischen Beziehungen besonders wichtige Abweichung der Reizbarkeit und überhaupt des dynamischen Verhältnisses für die höhere Verrichtung des Herzens entscheide; so daß, wo eine solche regelwidrige Erhöhung der Reizbarkeit fehlt, Abweichungen in Stoff und Form vorhanden seyn können ohne eine merkliche psychische Beziehung derselben; wo aber jene Erhöhung der Reizbarkeit statt findet, auch die offbaren Abweichungen in Stoff und Form fehlen können, ohne daß die psychische Beziehung des (kranken) Herzens aufgehoben werden.“ Aber, wenn es dennoch das dynamische Verhältniß ist, welches zuletzt für die psychische Beziehung eines Organs eigentlich entscheiden soll: wird in diesem dynamischen Verhältnisse nicht stillschweigend ein Gehirneinfluß vorausgesetzt und eben damit jedes andere Organ als ein dem Gehirn untergeordnetes anerkannt? Wie man leicht sieht, dürfte dieser Einwurf stehen oder fallen, je nachdem man berechtigt ist, die Reizbarkeit als eine dem Muskel durch die Nerven vom Gehirn aus mitgetheilte, oder aber als eine dem Muskel inwohnende Eigenschaft zu erklären. Im letztern Falle existirt eine unmittelbar psychische Beziehung des Herzens ꝛc.; im erstern bleibt das Gehirn das primum mobile und das ausschließliche Seelenorgan, und alle moralischen Ursachen sind dann, nach Falret's Lehre, eigentliche Cerebralursachen. Wenn sich nun die Theorie der Schule mehr für das Gehirn als die Quelle der Lebenskraft ausspricht, und also auch, wenn sie sich selbst consequent bleiben will, Falret's Ansicht billigen muß, daß nämlich alle moralischen Ursachen wirkliche Cerebralursachen seyen, so sprechen dagegen die Erfahrungen des wirklichen Lebens, mit unpartheiischem, verständigem Sinne aufgefaßt, laut für die unmittelbar psychische Beziehung des Herzens, der Leber ꝛc., und eben so entschieden für eine dem Muskel und andern Organen inwohnende Lebenskraft.

Wir kehren zu unserm französischen Verfasser zurück. Was er über den Sitz der Krankheit im Kopfe theoretisch gelehrt hat, sucht er nun praktisch zu bestätigen durch Beobachtungen selbst anders gesinnter Aerzte, nämlich des Le Roy und Fodere, die, nach Auenbruggers Ansicht, Leber und Milz als den Heerd der zum Selbstmord führenden Melancholie betrachtet haben. Er zeigt, daß nicht nur in seinen vielen eigenen, sondern auch in diesen ihm fremden Beobachtungen seiner Gegner die Gehirnsymptome die allein beständigen und die allein bedeutenden waren, und daß diese Gehirnleiden den gastrischen Beschwerden stets vorangingen; wobei er zugleich läugnet, daß aus der größern Hitze und Empfindlichkeit des rechten oder linken Hypochondriums auf den ursprünglichen Krankheitssitz in Leber und Milz richtig geschlossen werden könne. Wenn in den glücklich geheilten Fällen bei Leroy und Fodere der Heilerfolg (nach Auenbrugger) von diesen Aerzten hauptsächlich den auf das heiße rechte oder linke Hypochondrium gelegten Blasenpflastern und dem Trinken von ungeheuer vielem kalten Wasser zugeschrieben wird so will der Verfasser die glückliche Kur vielmehr von den (ebenfalls nach Auenbrugger) auf den Kopf angewandten kalten Fomentationen abgeleitet wissen. Er führt einen Fall an, wo ein Einschnitt, in die Hautbedeckungen des Kopfes gemacht, sogleich Schmerzen in der Magengegend und dem rechten Hypochondrium veranlaßte, und wo eine gewisse widrige Idee jedesmal die nämlichen Schmerzen hervorrief, zum klaren Beweis der Abhängigkeit der gastrischen Symptome von einem ursprünglichen Kopfleiden.

Er nimmt nun noch zur wahren Begründung seiner Meinung von dem ursprünglichen Sitze der Gemüthskrankheit im Kopfe die Analogie zur Hülfe, indem er sich auf die allgemein bekannten Erfahrungen beruft, daß ein offenbar idiopathisches Hirnleiden eben die krankhaften Erscheinun-

gen in Leber, Milz, Herz und Lungen hervorbrachte, welche das idiopathische Leiden dieser Eingeweide zu bezeichnen pflegen. Le Dran fand bei einem nach erlittenem Schlag auf den Kopf Erkrankten und Gestorbenen, bei dem der Trepan angewandt worden, außer den wichtigen Veränderungen im Gehirn und dessen Häuten, die Leber voll von kleinen Abscessen. Lallemand beobachtete eine Entzündung der Gehirnoberfläche und der Arachnoidea mit einer nachfolgenden Gelbsucht. — Zu welchen Irrschlüßen muß also nicht der Arzt verleitet werden, wenn er dasjenige Eingeweide, das er in dem Augenblicke, wo er den Kranken zu sehen bekam, leiden sah, als das primum mobile der Geistesverwirrung ansieht? Wird er dann nicht, statt der ursprünglichen Krankheit, vielmehr nur ihren Schatten bekämpfen?

Dem Einwurfe, daß viele geistesverwirrte Personen keine sichtbaren Abnormitäten des Gehirns darboten, während im Gegentheil sehr auffallende Gehirnregelwidrigkeiten nach dem Tode verständig gebliebener Personen beobachtet wurden, woraus gegen den ursprünglichen Sitz des Irreseyns im Kopf geschlossen werden könnte, — begegnet der Verfasser mit der Berufung auf unsere physiologische Unwissenheit über die nähern Verrichtungen des Gehirns und seiner verschiedenen Theile, und mit der Schwäche unserer Sinne auf einem so dunklen Schauplatze. Nur dann, wenn wir den Unterschied eines Bauern-Gehirns von den Gehirnen eines Pascal, eines Voltaire, Newton, Descartes ꝛc. anzugeben im Stande wären, nur dann könnten wir uns bis zur nächsten Ursache der Geistesverwirrung erheben. — Aber das spricht ja eben so gut gegen als für des Verfassers Behauptung vom ursprünglichen Sitze des Irreseyns im Kopfe! Oder vermag er in Herz und Nieren, denen er die Möglichkeit des ursprünglichen Krankheitssitzes abspricht, tiefer zu schauen, als in den Bau des Gehirns?

## Die Heilart.

Indirekt wirkende Mittel. Diejenigen, die in der Geistesverwirrung überhaupt als kräftig anerkannt sind, sind es auch in derjenigen Form, die mit Lebensüberdruß verbunden ist. Hierher rechnet der Verfasser zu allererst die körperlichen Uebungen und Handarbeiten. Jede Irrenanstalt sollte eine Meierei darstellen, von einem großen Bezirke von Aeckern und Gärten umgeben, in der jeder Pflegling, so weit er zu arbeiten im Stande ist, Feld- und häusliche Geschäfte verrichtete. Die französische Regierung gehe hier mit einem schönen Beyspiele voran. — Die sonst für Gemüthskranke, zumal für die aus Liebe melancholisch gewordenen, so heilsame Jagd ist indessen für Personen, die zum Selbstmord geneigt sind, eine gefährliche Sache; eben so sind es auch die Seereisen, indem die Seekrankheit die größte Gleichgültigkeit gegen das Leben zu erzeugen pflege.

Im ersten Stadium der Krankheit, zumal wenn dieselbe mit heftiger Erregung verbunden ist, wird einer und der andere Aderlaß, oder eine örtliche Blutentziehung nützlich. Der Verfasser sah so oft bei Leichenöffnungen das Gehirn von Blut unterlaufen, daß er sich selbst gegen seine Lehrer, Pinel und Esquirol, des Erstaunens, warum sie mit Blutlassen so sparsam zu Werke gingen, nicht erwehren konnte. Nicht will er dadurch Pinels großes Verdienst um die neue Heilmethode, die nicht mehr durch übermäßiges Blutlassen zur Unheilbarkeit führt, schmälern; indeß glaubt er doch, daß man in ein entgegengesetztes Extrem verfallen sey.

Heilsam sind oft laue Bäder, einige Stunden lang fortgesetzt, während auf den Kopf kalte Umschläge angewandt werden. Innerliche kühlende, gelind abführende Mittel müssen die Kur unterstützen.

Im zweiten Stadium nützen drastische Abführungen, die, indem sie ableiten und ausleeren, in dem Patienten zugleich

Uebelbefinden und Unruhe über den eigenen Gesundheitszustand erregen; und das ist, wenn es geschieht, schon ein Schritt zur Annäherung an den Wunsch, zu leben. Irgend ein spezifisches Drasticum, wie den Helleborus rc. erkennt der Verfasser nicht an.

Brechmittel, im Verlaufe der Krankheit, zumal bei großer Abstumpfung, so wie bei gastrischen Beschwerden schon so heilsam, sind hauptsächlich von unwidersprechlichem Nutzen, um den Rückfällen der Neigung zum Selbstmord zuvorzukommen. Auch glückt ihre Anwendung oft im ersten Anfalle der Gemüthskrankheit, wenn die Patienten alle Nahrung verweigern. Unstatthaft bleibt jedoch die Meinung des Dr. Retz, der in allem Ernste den Brechmitteln die doppelte Wirkung zuschreibt, den reichen Müßiggänger vom Spleen und jeden Menschen von allen Lastern zu heilen. Wenn das Brechmittel in der Gabe von zwei bis drei Granen (des Brechweinsteins) kein Erbrechen erregt, so thut man besser, nach Amard's Rath, statt die Gabe zu erhöhen, einige Stunden vor der Einnahme desselben eine kleine Gabe Opium vorangehen zu lassen.

Blasenpflaster, Haarseile, Schröpfköpfe, hauptsächlich auf die Hypochondrien, die mit dem ursprünglich kranken Gehirn in so engem Consensus stehen, angewandt; oder auch, wo es blos auf Zerstreuung des Geistes ankommt, der heftigen Schmerzen wegen, auf die Waden.

Narcotica und Antispasmodica, insbesondere Opium, können nur nützen, wenn die Gehirnreizung gänzlich aufgehört hat. Als Beschluß der Kur die tonica.

2. Direkt wirkende Mittel, d. h. solche, welche in das Gehirn und dessen Funktionen unmittelbar eingreifen. Unter diesen steht die so nothwendige Isolirung des mit dem Hang zum Selbstmord Behafteten oben an. Doch nicht in abgesonderten Kammern, sondern in gemeinschaftlichen Sälen dürfen solche Unglückliche aufbewahrt werden; und unter Isolirung ist hier blos die Entfernung von der Familie zu verstehen.

Jede Leidenschaft, auf eine geschickte Art im Gemüthskranken hervorgerufen, kann dazu dienen, diejenige zu verscheuchen, die zu dem traurigen Entschluß des Selbstmords führte. Man suche besonders das Gefühl der Schande aufzuregen. Die Mädchen von Milet konnten zwar dem Tode, nicht aber der Schande nach dem Tode trotzen.

Es hat Fälle gegeben, wo der erste Streich des Unglücks zum Lebensüberdruß führte, der so lange anhielt, bis ein zweiter größrer Unfall eine lebhafte Gegenwirkung und dadurch Versöhnung mit dem Leben herbeiführte. Eine funfzigjährige Dame, durch den Verlust eines Theils ihres Vermögens zur Verzweiflung und zu dem Vorhaben des Selbstmordes getrieben, ward durch den gänzlichen Verlust ihrer Güter zu Handarbeiten gezwungen und geheilt. Diese Beobachtung ist in therapeutischer Hinsicht nicht ohne Interesse.

Eine unerwartet lebhafte Attention hat oft einen glücklichen Erfolg gehabt. Ein Gelehrter ging aus, um sich in der Themse zu ertränken; unvermuthet von Räubern angefallen, vergaß er seinen Zweck und blieb bis ins höchste Alter frei von dem unseligen Vorsatze des Selbstmordes. Mehrere ähnliche Beispiele werden hier erzählt.

Der Melancholische, der lärmenden Freude Feind, wird oft durch den Anblick vieler Unglücklichen, wie ihm die Spitäler darbieten, aufgerichtet. Ein solcher Anblick belehrt ihn, daß es noch unglücklichere Menschen gebe, als er ist. Es scheint, daß das Bewußtseyn, viele Unglücksgefährten zu haben, eine größere Resignation in Ertragung des eigenen Unglücks hervorbringe. Wie viele Menschen halten sich für die unglücklichsten, blos weil sie die Leiden ihrer Mitmenschen nicht kennen!

Welche Heilkraft für gebildete Melancholiker, denen es selten an starker Einbildungskraft fehlt, in den Meisterwerken des menschlichen Geistes verborgen liege, deutete schon die schöne Ueberschrift über dem Eingange der Alexandrinischen Bibliothek an: „Arzneimittel für die Seele.“

Ueber Zwangsmittel wird nichts Neues gesagt.

Nun untersucht und beantwortet der Verfasser die wichtige Frage: Ob die bürgerlichen Gesetze dem Selbstmord zuvorkommen können?

Er citirt zuerst die harten Strafgesetze der Athenienser und Thebaner und aus neuern Zeiten die der Engländer und Franzosen gegen den Selbstmord, als eine naturwidrige, den guten Sitten und den Absichten einer wohlthätigen Regierung entgegen laufende Handlung. Er macht dabei auf den wichtigen Umstand aufmerksam, wie fast alle Gesetzgeber, von einem gewissen Vorgefühl der Ungerechtigkeit solcher harten Gesetze geleitet, so viele entschuldigende Ausnahmen von der Regel zu machen pflegten, daß es, zumal mit Hülfe eines ärztlichen Zeugnisses, nicht sehr schwer ward, dem Schuldigen oder dessen Verwandten durchzuhelfen. Nachdem endlich in neuester Zeit und in Frankreich seit dem Jahre 1791 die Gesetze gegen den Selbstmord entweder ausdrücklich oder stillschweigend aufgehoben worden, haben neuerlich Joseph Frank und Fodere auf die Wiederherstellung derselben gedrungen, weil die Häufigkeit des Selbstmordes in eben dem Maaße zugenommen, wie das Ansehen der alten Gesetze abgenommen habe.

Der Verfasser will zwar nicht läugnen, daß solche Strafgesetze den Arm des einen und andern Unglücklichen von der wirklichen Ausführung des frevelhaften Vorhabens abhalten können; im ganzen aber hält er sie für ungerecht, für nutzlos und selbst für gefährlich. Diese schwierige Frage greift tief in die innerste Natur des Menschen, in die Moral, die Gesetzgebung und in den Geist der öffentlichen Meinung und des Jahrhunderts ein. Und nur wenn ein Gesetz alles dies berücksichtigt kann es wirklich gut heißen. In diesem Sinne sagte Solon: „Ich habe den Atheniensern nicht die bestmöglichsten Gesetze, aber doch solche gegeben, welche sie am besten ertragen können.“

Ist es nicht die höchste Grausamkeit, wenn der Sohn,

der den Hintritt seines Vaters auf eine so schreckliche Weise zu beweinen hat, auch noch seines Erbgutes verlustig seyn, wenn die Wittwe, in dem Verluste ihres Mannes genug gestraft, noch leiden, wenn die ganze Familie der Schmach der Armensünderschleife theilhaftig werden soll? Unbegreifliche Blindheit der Gesetzgebung, die einen Zusammenfluß von Umständen hervorruft, der nicht geeigneter seyn könnte, um den Selbstmord vorzubereiten! Gegenwärtig, wo die öffentliche Rache der Strafgesetze aufhört, kann man den Kindern den freiwilligen Tod eines Familiengliedes verheimlichen. Und sollte die Gesetzgebung diese Verheimlichung nicht noch wegen des besondern Umstandes begünstigen, daß das Delirium des Selbstmordes die erblichste unter allen Narrheiten ist? Oder möchte die Strafgesetzgebung schon zum Voraus das Kind im Mutterleibe als ihr künftiges Opfer bezeichnen?

Aber gesetzt auch, daß die Strafe an dem Selbstmörder und seiner Familie noch so ungerecht sey, so frägt es sich noch immer, ob sie nicht geeignet sey, der Häufigkeit der Selbstmorde im allgemeinen zuvorzukommen. Ist es wirklich so, so trägt das Privatübel der Strafe zum allgemeinen Wohl bei. Verhält es sich aber anders, so muß man auch zugeben, daß solche Strafgesetze durchaus den ersten Prinzipien einer Gesetzgebung zuwider sind. Folgen wir dem Verfasser in dieser Untersuchung!

In der Furcht vor dem Tode besitzen die Gesetze das kräftigste Mittel gegen Verbrechen. Dieses Mittel prellt aber ab an dem wahnsinig festen Entschluße desjenigen, der über den angebornen Instinkt der Selbsterhaltung schon den Sieg davon getragen hat. Was kümmert den Gemüthskranken, der sein Schicksal verwünscht, der bereits die stärksten Gegengründe besiegt, und dem innersten seiner Triebe, dem zum Leben, Hohn gesprochen, — was kümmert ihn noch die Schande und die Güter-Confiscation, die auf Weib und Kin-

der warten? In unsern aufgeklärten Zeiten muß sogar noch die Berücksichtigung der Schande, als Abhaltungsmittel vom Selbstmorde, wegfallen, selbst wenn die Gesetze diese Schande wieder anordneten, weil ein jeder sehr wohl weiß, daß hier das Gesetz durch die entgegenstehende aufgeklärte öffentliche Meinung alles wahren Kraft beraubt wird.

Die Häufigkeit der Selbstmorde in der neuesten Zeit beruht auf ganz andern Gründen als denen der Abschaffung oder Kraftlosigkeit der alten Strafgesetze. Von jeher war der Selbstmord dort am häufigsten, wo die stärksten Strafen gegen ihn erkannt waren; so in England und Frankreich, wie schon Filangieri richtig bemerkt hat.

Als die feurigen Sterb-Reden des Agesias den Selbstmord in Egypten an die Tagesordnung gebracht, und es, um Stillstand zu bewirken, nur eines Gesetzes des Ptolemäus bedurfte, der bei Todesstrafe das Lehren der Philosophie des Zenon verbot, da war es nicht die wirkliche Stimmung zum Selbstmord, die der König besiegte, sondern die beredte Zunge ward zum Schweigen gebracht und dadurch der Proselytenmacherei des Stoikers, der selbst den Tod fürchtete, mit einemmal ein Ende gemacht.

Das Beispiel der Mädchen von Milet liefert keinen gründlichen Gegenbeweis. Es ist zwar wahr, die Seuche des Selbstmordes hörte auf, nachdem der Senat ein Gesetz erlassen hatte, daß die Körper der Entleibten nackt auf dem Marktplatze zur Schau ausgestellt werden sollten. Aber dieser Fall bleibt einzig. Aus Liebe waren viele ihre eigenen Mörderinnen geworden, nachdem ihre Liebhaber alle ins Feld gerufen waren. Indem nun der Gesetzgeber beides, die Ursache und das gegen Schande damals noch so empfängliche Geschlecht, in Erwägung zog, besiegte er glücklich die Verzweiflung der Liebe durch die noch grössere Quaal der bevorstehenden Schande.

Wer kennt nicht die barbarische Sitte der Weiber in Ost-

indien, die sich nach dem Tode ihrer Männer freiwillig dem Scheiterhaufen überliefern? Je strenger, um diese schrecklichen Opfer zu verhindern, die Gesetze der dort herrschenden Europäer geworden sind, desto häufiger fallen jene vor. Im Jahr 1822 verbrannten sich in den englischen Besitzungen öffentlich nicht weniger als zwei tausend drei hundert sechs und sechzig Wittwen. Unter den Schlachtopfern dieses abscheulichen Aberglaubens sah man vierzehn-, zwölf- und zehnjährige Personen, ja sogar eine erst acht Jahr alt. Das Parlament gedenkt, auf Burton's Motion, mit noch größerer Gewalt einzuschreiten. Wir fragen: was wird dies nutzen? Die ersten Versuche dieser Art haben die Wuth der Wittwen und den heiligen Eifer der Brahminen nur noch erhöht. Es liegt in der Natur des Menschen, seinen religiösen Glauben desto feuriger zu verwahren, je heftiger dieser angegriffen wird. Ging und wuchs das Christenthum selbst nicht durch die Feuerprobe der heftigsten Verfolgungen von aussen, seine unvertilgbare innere Kraft blos der göttlichen Sanftmuth des Evangeliums verdankend? Jeder Aberglauben ruht zuletzt auf der Unwissenheit der Völker und der Habsucht geschickter Betrüger. Man kläre jene auf und entlarve diese, so wird der Aberglauben nach und nach, aber nur desto gewisser von selbst fallen! Diese Priester, indem sie allen heiligen Grundsätzen des Naturrechts Hohn sprechen, sinnen und denken in ihren Ordensregeln nur darauf, wie sie die Masse ihrer Güter stets vermehren und sich alle öffentliche Autorität anmaaßen sollen. Hier steckt die Wurzel des Uebels; hiergegen haben die Parlamentsbeschlüsse zu wirken, indem sie zuallererst die Macht der Brahminen (dies- und jenseits des Ganges) brechen und der Habsucht dieser Gränzen setzen. Das in Indien herrschende, doch nur politische Gesetz, daß bei Abgang naher Verwandten die Priester sich als die rechtmäßigen Erben aller Güter aufdringen dürfen, — werde mit Macht, nicht aber das Volk der Hindus selbst

in einem seiner religiösen Akte unmittelbar bestritten. Noch mächtiger aber, als alle noch so furchtbar rauschenden Waffen der Gewalt, wirkt der stille Einfluß eines vernünftigen allgemeinen Unterrichts und Verbreitung wahrer Aufklärung bis in die niedersten Stände.

Kehren wir an dem unsichtbaren, aber sicher leitenden Faden der Priester-Herrschaft aus Indien nach Europa zurück, so finden wir hier die Dämonomanie mit allen ihren Varietäten zu derjenigen Zeit am weitesten verbreitet, wo die geistlichen und weltlichen Gesetzgeber mit den grausamsten Martern dagegen zu wirken suchten, wodurch aber auch nicht Einer dieser Schwermüthigen zur Vernunft zurückgebracht worden. Seitdem diese Unglücklichen als Geisteskranke betrachtet werden und die Arzneiwissenschaft ihren Bund mit der Philosophie erneuert hat, ist diese Art von Unsinn, die das menschliche Geschlecht einst so furchtbar heimgesucht hat, verschwunden, man begreift fast nicht, wie schnell.

Sehr glücklich setzt der Verfasser den Zweikampf dem Selbstmord an die Seite, die überdies beide das mit einander gemein haben, daß sie der Macht der Gesetze spotten. Die Wuth des Zweikampfs war durch ungereimte Vorurtheile geheiligt; der Gesetzgeber wollte diese vernichten. Nach den Edikten vom Jahr 1669 und vom J. 1711 wurden die Schuldigen des Adels entsetzt, zum Tod verurtheilt, ihre Güter eingezogen, und ihre Waffen durch Henkershand zerbrochen; die Bürgerlichen, die sich mit einem Edelmann schlugen, wurden zum Galgen verdammt. Ludwig der 15te that bei seiner Krönung den Schwur, keinem solcher Schuldigen Gnade willfahren zu lassen. Er erneuerte die Verordnungen seiner Vorfahren durch das Edikt vom Jahr 1723. Das Parlament von Grenoble verurtheilte durch einen Bescheid vom Jahre 1760 selbst einen Rath dieses hohen Gerichtshofes, als Duellanten, zum Tode. Was half aber alle diese Strenge? Der Zweikampf wüthete zu

jener Zeit am heftigsten. Was die Schärfe des Richterschwerdtes nicht bewirken konnte, wich in neuerer Zeit, wo der Strafcodex vom J. 1791 diesen Punkt mit Stillschweigen übergeht, der milden aber unwiderstehlichen Kraft der Aufklärung über wahres Ehrgefühl. An die Stelle der früheren öffentlichen Meinung, welche den Wahnsinn des Zweikampfes begünstigte, erhebt sich eine neue, welche die wahre Tapferkeit von der falschen scharf unterscheidet. Und so ist und bleibt die öffentliche Meinung die Beherrscherin der Welt. Eigensinnig befahl sie den Zweikampf zu einer Zeit, und verbietet ihn zu einer andern, in der wir uns zum Theil befinden; und ihre Gebote und Verbote sind unendlich wirksamer, als es der strengste Strafcodex je seyn könnte.

Den besser gewordenen Geist der öffentlichen Meinung hatte der erste Consul sehr wohl aufgefaßt, als er der in einem Regimente beginnenden Seuche des Selbstmordes plötzlichen Stillstand gebot, nicht durch Strafandrohung der Verdächtigen, sondern durch das Soldatenwort an seine Garde: „Ein Soldat müsse dem Seelenschmerz und der Schwermuth eben so Stand halten als den Feuerschlünden einer Batterie; und dem Kummer weichen, heiße das Schlachtfeld verlassen, ohne gesiegt zu haben.“

Was hier der Verfasser in seinem aus reinen Erfahrungen abstrahirten Räsonnement über die Ohnmacht der strengsten Gesetze und die Uebermacht des Zeitgeistes sagt, ist allerdings umso mehr geeignet, die Gesetzgeber und Criminalisten zum Nachdenken aufzufordern, als bereits durch unsers Grohmanns in dieser Zeitschrift dargelegte Untersuchungen die Fundamente der Todesjustiz einen gewaltigen Riß erlitten haben. Referent kann sich hier einer kleinen Frage und ihrer Beantwortung nicht enthalten. Was ist es wohl, was so oft die Gesetze um das Ansehen ihrer Heiligkeit bringt? Vielleicht tragen nicht die vielen Strafwürdigen, die der Gesetze spotten, die Schuld, als viel-

mehr die vielen Gesetze selbst, die der Menschennatur in den Strafwürdigen spotten! So wie heutzutag kein Arzt auf die mechanisch-ärztliche Theorie eines Bellini und Pitcairn mehr geht, weil der Kranke keine hydraulische Maschine, sondern ein Lebender ist: so wird auch der Criminalist nicht mehr der peinlichen Halsgerichtsordnung eines Carls des 5ten bedürfen, weil die Gesetzes-Unterthanen keine Thiere, sondern höhere Wesen sind, die wie Menschen bedroht und bestraft seyn wollen und von dem Gesetz verlangen, daß es sich durch seine innere Zweckmäßigkeit die nöthige Autorität verschaffe und sie nicht von Schwerdt und Keule entlehne. Bloße Gewalt in der Hand des Gesetzgebers, der nicht die frei- und eigensinnige Menschennatur und die Launen des Zeitgeistes studirt hat, möchte eben das seyn, was das heroische Opium in der Hand des Medikasters, der das verborgene Wesen der Krankheit und den Genius der Jahrszeit ignorirt; statt sanften Schlaf und Ruhe, bewirkt es dann so oft entweder dummen Vieh-Schlaf oder furchtbares Wachen und Raserei.

Der Verfasser geht am Schlusse seines Versuches noch zu den mehr der Sache geeigneten Vorbauungsmitteln des Selbstmordes über. Er schickt die, wie es scheint, sehr richtige Bemerkung voran, daß es gegen das Interesse der Menschheit streite, wenn unsere Tagblätter so viel von Selbstmorden und den nähern Umständen zu erzählen sich angelegen seyn lassen, da der Mensch ohnehin sich nur zu leicht der Nachahmung überlasse und sich durch die häufigen Beispiele des Selbstmordes an eine schädliche Kälte im Urtheile über solche Fälle gewöhne, so daß es besser wäre, wenn unsern Tagblättern über diesen Punkt Stillschweigen anbefohlen würde.

Man vermeide so viel wie möglich die eheliche Verbindung mit einer Person, deren Familie einen Selbstmord aufzuweisen hat. Eine Mutter aus solch einer Familie enthalte sich des Säugens; und hierauf werde um so mehr gehalten, als es durch Esquirols

Beobachtungen ausser allen Zweifel gesetzt ist, daß der durch die Mütter fortgepflanzten Anlage zu Gemüthskrankheiten ein Drittel der Fälle mehr zur Last falle, als der durch die Väter ererbten.

Die Erziehung der Kinder bleibe lange eine mehr physische. Nichts kann die Wohlthat einer gewohnten Leibesübung ersetzen; sie ist das sicherste Mittel, um die übermäßige Empfindlichkeit der Kinder heilsam abzustumpfen und dieselbe normal zu machen. Eine weichliche Erziehung, die frühe den emporkeimenden Leidenschaften fröhnt, nährt die angeborne Anlage zum Selbstmord. Der Quäker, von Jugend auf zur Gemüthsruhe und Selbstüberwindung gewöhnt, kennt den Selbstmord kaum anders als dem Namen nach.

„Mit dem Gedanken an die Gottheit", sagt Saint Pierre, „ist alles groß, edel, unüberwindlich, selbst im kümmerlichsten Leben. Ohne ihn ist alles schwach, mißfällig und bitter, selbst im Schooße des Glückes. Dieser Gedanke verlieh Sparta und Rom die Herrschaft, indem er ihre tugendhaften und armen Bewohner auf die Götter als ihre Beschützer und Mitbürger hinwies. Die Vernichtung dieses Gedankens überlieferte sie, reich und lasterhaft, dem Sklavendienst, in welchem sie in der Welt keine andere Götter erblickten, als Gold und Wollüste. Das menschliche Leben mit allen seinen Genüssen und Herrlichkeiten hört auf, für den sinnenden Menschen ein Leben zu seyn, wenn es zugleich aufhört, ihm als ein unsterbliches Leben zu erscheinen."

---

Aus dieser, wenn auch freien und eben nicht wortgetreuen, doch auf den wahren Sinn gehenden Darstellung des Wesentlichsten von Falret's Versuch über den Selbstmord, möchte hervorgehen, daß der Verfasser sein Haupt-Theorem „vom ursächlichen Sitze der Gemüthskrankheit ausschließlich im Gehirne" nichts weniger als erwiesen, daß er aber zur bessern Kenntniß des unglücklichen Seelen-Zustandes sehr viele wichtige Data angegeben habe, die seiner gelehrten Arbeit einen innern ausgezeichneten Werth ertheilen.

---

# Namenregister.

# Sachregister.